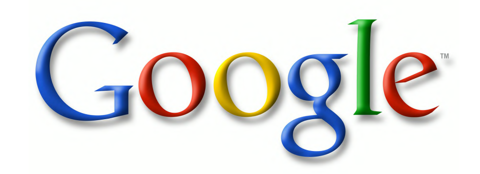
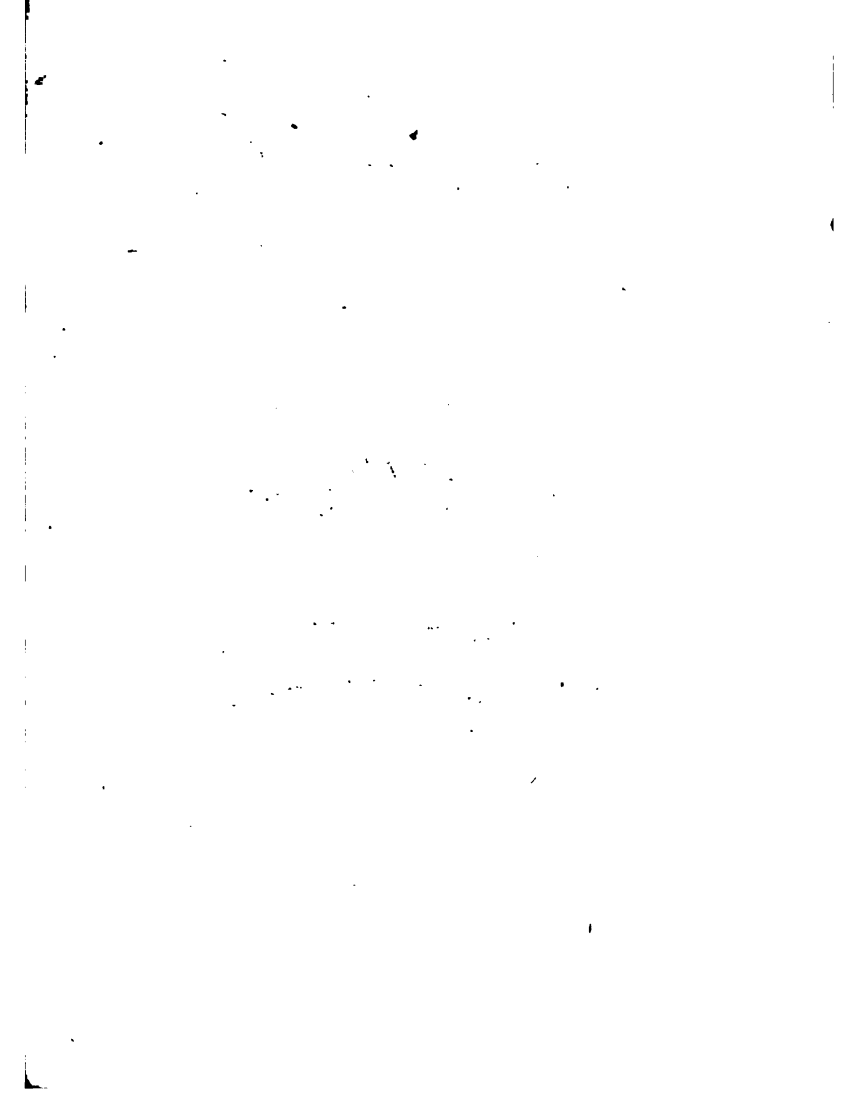
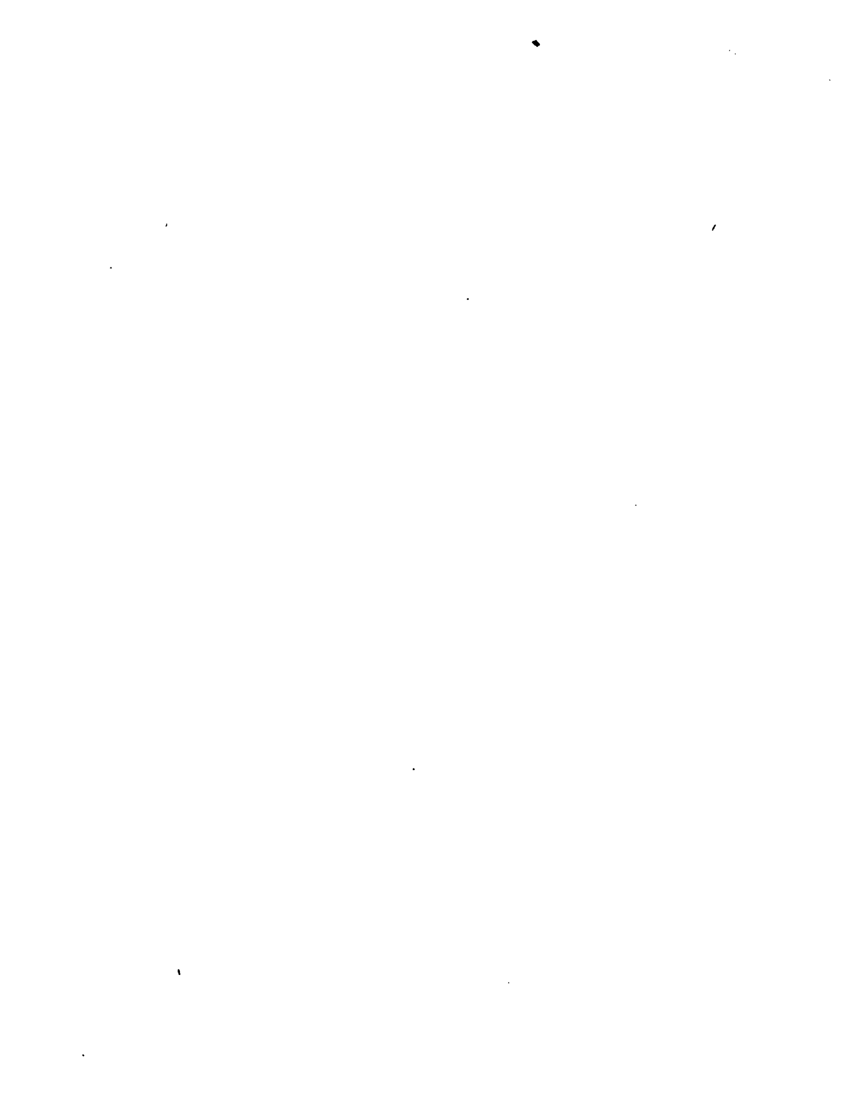
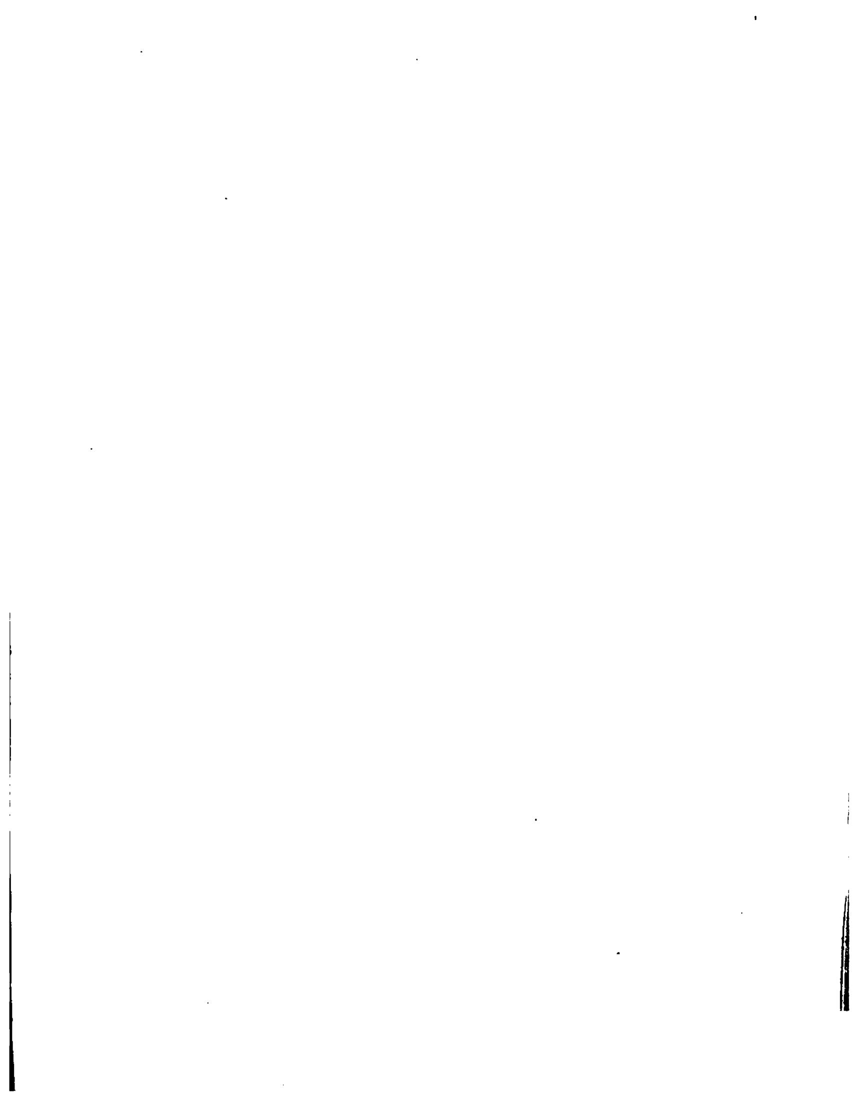










Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Einunddreißigster Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.



Dritte Abtheilung.

Vermischte Schriften.

In sieben Bändchen.

Zweiter Theil.



Inhalt.

Seite

Vom

Meinungskampfe des deutschen Volks

im Anfang

des neunzehnten Jahrhunderts.



Der Verfasser begleitete nachfolgendes geschichtliche Gemälde vom Meinungskampfe der Deutschen im ersten Fünftel des neunzehnten Jahrhunderts mit folgendem Vorwort.

„In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch außer dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortreten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

„Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorne Besonnenheit wieder geben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchem von den Tausenden Aehnliches, die einander mit entzweiten Grundsätzen gegenüberstehen, und, erbittert durch die

Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

„Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht als nach der Partei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

„Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht, wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilte mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos für die Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung der deutschen Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandten Schweiz besonders zurückwirkt.

„Daher wird man den Verfasser mit größerm Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Parteisinns zeihen können, wenn man Unparteisamkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erklärt.“

1. Mannigfache Ansichten über den Ursprung des Meinungskampfes unter den Deutschen.

Die innern Bewegungen Deutschlands, hervorgetreten aus sich feindlich begegnenden Ansprüchen der bürgerlichen Stände, reizten die Aufmerksamkeit Europa's. Wir erblickten jene hartnäckige Parteiung der Gesinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erscheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt; jene gegenseitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anstandes bedeckt, wie wir sie bei andern Nationen nur allzuoft, als weissagende Vorläufer finsterer Verhängnisse, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durch einander fährt, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft; — die Andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finsterniß; — die Dritten das Wiederaufstehen urdeutschen Sinnes und Wesens, immerdar im Widerstreit mit romanischem oder welschem Geist, und von diesem seit Jahrhunderten unterdrückt und beherrscht. Andere hingegen heißen es die Spätfrucht von Lehrsätzen französischer Staatsumwälzer, jetzt erst zur Reife gediehen; Andere es Wirkung deutscher Nachahmungssucht, reden, thun und es haben zu wollen, wie Franzosen oder Engländer, ohne Ansehen altbestandener Verhältnisse und Rechte; Andere es vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehedem das Werther- und Siegwartfieber der empfindsamen Zeit gewesen; Andere es meuterisches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftsteller, die sich den Fürsten bedeutsam, oder in Umkehrung alter Ordnungen berühmte Namen machen wollen; Andere es Folge irreligiöser, falscher Aufklärung, welche mit Hintansetzung kirchlicher Lehrbegriffe und Anstalten zuletzt keines Heiligthums achtet; Andere es natürlichen Erfolg fürstlicher

wie dieses, ist zerstörender, als die Krankheit selbst! Fürchtet die Folgen, wenn ihr den altgewohnten, gebührlichen Glanz des Thrones schwächet, und diesen armselig gegen Seinesgleichen, ohne Majestät gegen die Menge hinstellet! Vom Aeußern stammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die stehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos machet gegen den Trotz seiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des geharnischten Nachbars! Es kann in unsern Tagen kein Fürst ohne Gefahr sein Heer vermindern, so lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig dasselbe thun. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten verringert und tausend und noch tausend Familien brodlos machet! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehen, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweiflung treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände u. dgl. m. zu gewähren, und eine öffentliche Meinung zu gestatten, welche in der Hand eines weisen Fürsten zum machtvollen Hebel wird. Lasset das Volk sich von der Nothwendigkeit der Steuern durch seine eigenen Abgeordneten überzeugen; was aus Ueberzeugung gegeben wird, ist leichter gegeben. Der Fürst, im Mittelpunkt aller Machtmittel, wird auch dann noch immer als der Stärkere dastehen, und am wenigsten vor dem Wortgetöse der Redner zittern müssen, die, gewöhnlich unter einander selbst entzweit, zuletzt dienen, unterhaltendes Schauspiel des großen Haufens und Werkzeug des Hofes zu sein."

So und auf mannigfaltige Weise durchkreuzen sich Rathschläge und daraus fließende Maßregeln. Schlaue Gewandtheit im Geschäftswesen, vereint mit Unglauben an das Zeitbedürfniß und an

des Volkes Noth, steht an den Höfen einem schwärmerischen Hochsinn ohne Geschäftskunde im Volke gegenüber, der das, was sein sollte, oft mit dem, was ausführbar sein könnte, verwechselt. Vorurtheile der Geburt, des Standes, der Zunft, der Gewohnheit habern um das Gerechte und Nothwendige, mit dem Gefühl des Zeitbedürfnisses und den Urbildern der Vernunft. Die seltsamsten Erscheinungen treten hervor. Hier werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort durch Vertrag zwischen Fürst und Volk gegründet, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man ans Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort ans Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr ins Altvergangene, an Herstellung des Lehenwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens.

Es kann nicht anders sein, das Hinausführen all so feindlich getrennter Grundsätze ins wirkliche Leben und in so vielerlei neben einander bestehenden Staaten gleicher Zunge, muß Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Kaum zwei Jahrzehnde früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Woher die Verwandlungen, da seitdem Adel und Geistlichkeit nicht anmaßender, die Gesetzgebungen nicht despotischer, die Fürsten nicht unväterlicher geworden sind?

---

2. Neue Entfaltung des Volksgeistes nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bildung der höhern Stände durch französisches Schriftenthum.

Man durchblättere die Geschichte! Erde und Himmel sind der ungeheure Spielraum, dessen die Wünsche der Sterblichen bedürfen; behagliches Dasein in dieser Welt, selige Erwartung von jener. Irdische Freiheit, gottesfürchtiger Glaube bleiben die ewigen Grundbedingungen unsers Glücks, wenn auch, nach Maß-

gabe der verschiedenen Gesittungsstufen, die Arten bürgerlicher und staatsthümlicher Freiheit oder der religiösen und kirchlichen Zustände der Völker von einander abweichend sind. Will man die Weltgeschichte verstehen, muß man sie aus der Höhe dieses Standpunktes betrachten. Alle großen Ereignisse und Staatsumwälzungen stammen zuletzt von daher.

Auch die Geschichte der Deutschen, seit ihren Herrmannsschlachten gegen Rom, bis zu ihrer Verstrickung ins Netz des Lehenwesens und Priesterthums, wird von jenen Triebfedern bewegt. Abwechselnd sehen wir immerdar die eine oder die andere vorherrschend spielen, abwechselnd sich einander zurückdrängen auf einen Endpunkt, von welchem aus dann die Gedrängte ihre Spannkraft wieder geltend macht. Nach der frommen Raserei der Kreuzzüge folgte die Pracht, Ueppigkeit und Kunstliebe des Mittelalters, mit Sittenschlaffheit und Uebermuth weltlicher und geistlicher Herren. Das Heiligste des Menschen war beinahe in todter Kirchlichkeit erstarrt. Da erfolgte wieder der Umschwung und die Rückwirkung durch Macht gläubiger Inbrunst — der Tag der großen Kirchentrennung. Die Religionskriege gestalteten einen Theil Europa's um. Aber schon der Ausgang des dreißigjährigen Krieges bezeugte die eintretende Erschlaffung der Nationen. Man sehnte sich unter den langen Verwüstungen um jeden Preis nach Ruhe; und die religiöse Begeisterung, zum Theil schon von fremdartigen Leidenschaften verschlungen, wich dem dringendern Bedürfniß des äußern Wohlseins. Es war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Völker bauten ihre zerstörten Hütten auf; Pracht und Wohlleben zog wieder in die Städte und in die Paläste der Großen ein. Frankreich gab damals in Sitte, Kunst und Schriftwerk den Ton an; er ward der Ton, wie des größern Theils von Europa, auch an Deutschlands Höfen und in den höhern Ständen, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus.

Witz und Ernst geistreicher Schriftsteller Frankreichs bekämpfte kirchliche und staatsthümliche Irrthümer und Vorurtheile mit gleicher Gewalt. Die Fürsten und ihre Großen in Deutschland, und Alles, was gern zu den Höhern zählen wollte, bildeten sich freier aus; strebten nach dem Ruhm, freiern Ton und Geist um sich her zu verbreiten; begünstigten Wissenschaft, Volksaufklärung, Glaubensduldung und was das gesellige Leben veranmuthigen mag; verbesserten die rohe Gesetzgebung; brachen die Macht geistlichen Ansehens; schafften Hexenprozesse und Folterbänke ab, und bereiteten mit zahllosen bessern Stiftungen ein besseres Zeitalter vor. Zugleich schweifte ihre Begierde zur geistigen Freiheit in wahren Frevelmuth über, dem nichts ehrwürdig, nichts heilig blieb. Mit unhaltbaren Kirchenlehren ward alles Religiöse zugleich Gegenstand des Spottes; die Milderung der Sitten verlor sich in sittliche Schlaffheit.

Doch dieser Ton herrschte nur in den höhern Ständen und in denen, die ihnen am nächsten grenzten. Die große Mehrheit der Nation, die Landleute, die Bürger der Städte, genossen nur die Früchte besserer Einrichtungen von oben herab; aber der frevlerische Geist droben, in fremder Sprache redend, focht sie nicht an. Deutschland blieb deutsch, während die kleine Zahl der Vornehmsten französisch dachte, fühlte, handelte und sprach. Im Innern des Volks verharrte alte Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schlichtes, gemüthliches Wesen, neben mancherlei Spießbürgerthum, Aberglauben und rohem Sein.

Und das Volk befand sich wohl dabei. Es trug heilige Scheu vor dem ausgelassenen Wesen der Höhern, und herrschende Meinung ward beim gemeinen Mann, daß Religionsspötterei und Sittenlosigkeit zum Stande der Vornehmen gehöre. Dabei bewegte sich übrigens männiglich ungestört in hergebrachten Weisen. Die altererbten Rechte jeder Zunft, jedes Dorfes, jeder Stadt, jeder

Landschaft wurden geehrt oder nur glimpflich dem Zeitbedürfniß gemäßer gefügt; die Stände des Volks waren scharf von einander getrennt, und man beachtete gegenseitig die herkömmlichen Verhältnisse. Wie das gesammte deutsche Reich aus dem Zusammentritt einiger hundert Gemeinwesen, von ungleicher Größe, Wichtigkeit und Würde bestand: so hinwieder war jeder einzelne Staat eine besondere Bundesschaft von verschieden berechteten Ortschaften, Provinzen, Ständen und Körperschaften unter einerlei Oberhaupt. Jeder Theil sorgte, unbekümmert um den Nachbar, für sich, und war zufrieden, wenn man ihm das Seine ließ.

Das war aber der sicherste Weg zur Ertödtung alles Gemeingeistes in Deutschland, so wie zur Pflege jeder engherzigen Selbstsucht. Die deutschen Völkerschaften kannten einander kaum. Was in Brandenburg geschah, kümmerte den Schwaben selten mehr, als was er von Lissabon oder Neapel vernahm. Den Höfen lag an Erweckung eines großen Nationalsinnes der Deutschen am wenigsten; vielmehr kam ihnen zuweilen die Vereinzelung der Völkerschaften durch Nährung eines Nationalhasses gegen Nachbarn gelegener, weil es unter deutschen Fürsten selten an Parteiungen und Kriegen fehlte. Diese wechselseitige Gleichgültigkeit und die höchst mäßige Schulbildung der untern Stände verursachte, daß nur ein geringe Zahl Zeitungen und Flugschriften gedruckt und gelesen wurde. Lebhafter Umtausch der Gedanken war also nicht leicht, um so weniger, da die Zeitungen, unter züchtiger Zensur gehalten, von Vorfällen des eigenen Landes das Mindeste ruchbar werden ließen, und andere Staatsschriften mit so barbarischer Gelahrtheit abgefaßt waren, daß sie selten gelesen wurden, als von denen, die mußten. Das Volk erfuhr von den Spannungen der Höfe nur, wenn man sein Geld und Blut in Anspruch nahm, den Hader auf Schlachtfeldern zu entscheiden.

Zwar gab es in den meisten deutschen Staaten Landstände, allein auch diese hatten nur noch die Bedeutung einer bloßen Körperschaft, keinen öffentlichen Werth fürs Volk, daher beim Volk keine Beachtung. Entsprossen dem urdeutschen Lehenthum, da Ritter, Pfaff und Stadt noch Alles, die Nation selbst nichts war, hatten die Landstände, eifersüchtig auf ihre Rechtsame, sich so viel möglich in ursprünglicher Gestalt bewahrt. Das aber ward ihr Untergang. Denn Kinder alter Jahrhunderte, standen sie in den neuen wie Fremdlinge. Ohne Wurzel in das gegenwärtige Leben zu treiben, nur auf verblichenen Pergamentbriefen ruhend, konnten sie aus dem Reich des Daseins hinweggewischt werden, ohne daß man sie vermißte. Dies kam den Fürsten zu statten, welche ihre Selbstherrlichkeit erweitern wollten. In Bayern z. B. hatte man seit mehr denn hundert Jahren keine Stände mehr zusammenberufen. Die landschaftlichen Verordneten ergänzten sich bei jedem Tode eines Mitgliedes durch eigene Wahl, und bewilligten, was der Fürst begehrte. Seit Schlesien unter preußische Hoheit kam, wurden die Landtage auch da vergessen.

Das Wachsthum fürstlicher Selbstherrlichkeit vergrößerte allerdings die freie Thätigkeit und den Spielraum der Gekrönten zu Allem, auch zu vielem Löblichen für das Volk; führte aber für sie und das Volk auch nicht geringern Nachtheil herbei. Denn die Unterthanen sahen, mit dem Verschwinden der Landstände, welche bisher noch, wirklich oder scheinbar, die Sache der Unterthanen vor dem Thron vertreten hatten, sich gänzlich der Willkür und Gnade des Hofes hingegeben, und behielten bei der Schrankenlosigkeit des Herrschers nur das peinliche Gefühl staatsbürgerlichen Nichtsseins. Niemand war gesetzlich befugt, für sie das Wort zu führen; am wenigsten der Großbeamte des Staats, welcher bezeichnend genug Minister oder Diener genannt, und nur für das verantwortlich ward, was er wider des Herrn Willen that.

Man hat wohl auch vernommen, daß die Herzensgüte der Fürsten selbst nicht selten Stellvertreterin des Volks gegen die Minister werden mußte. Unvermeidlich entstand daraus größere Gleichgültigkeit gegen den Staat und erhöhte Selbstsüchtigkeit Aller. Man predigte vergebens Vaterlandsliebe, wo man kein Vaterland, höchstens nur das Geburtsland sah, und den Wahlspruch der Selbstsucht im Mund und Herzen trug: **ubi bene, ibi patria.** Nur die persönliche Vortrefflichkeit des Landesherrn, wenn er sich durch Tugenden zur Bedeutung eines Landeshelden oder wahrhaften Volksvaters erhob, oder Furcht vor Gefahr, welche Allen drohte, konnte zuweilen eine Art Gemeingeistes wecken, die als Ersatz der Vaterlandsliebe genommen werden mußte.

Nicht minder gefährlich ward ein anderer Nachtheil. Durch die erweiterten Selbstherrlichkeitsrechte der Fürsten fühlten sich diese theils ungebundener zu kecken Schritten gegen die Fremde, theils zur Befriedigung eigener Glanzliebe und ungemessener Freigebigkeit. Beides vermehrte häufig die Menge der Ausgaben, führte zu Schulden, zur Vervielfachung der öffentlichen Lasten, das heißt zur — Staatsschwäche. Nicht Alle dachten so großsinnig, wie Karl Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der sich und seinen Nachfolgern durch einen freiwilligen Vertrag mit den Ständen, am 1. Mai 1794, das gefährliche Vermögen entriß, durch Häufung der Kammerschulden sein Land mit in den Verfall zu ziehen.

Inzwischen war damals den Höfen Vieles erlaubt und schien gefahrlos, weil man theils die Folgen nicht sogleich empfand, theils weil Adel und hohe Geistlichkeit, welche dem Thron zunächst standen, gern darüber schwiegen, und lieber um die Gnaden des Thrones buhlten. Das Volk war über seine Verhältnisse nicht zum Bewußtsein gekommen, und schien desselben kaum jemals fähig zu werden. Festgehalten durch Zaubermacht der Gewohnheit, ver-

spürte es kaum seine allmälig wachsende Bürde; es verdoppelte unter derselben nur seine Anstrengungen. Selbst das furchtbar lehrende Ereigniß des nordamerikanischen Freiheitskrieges, welcher den Volksgeist in Frankreich schon tief ergriff, blieb machtlos in Deutschland. Hier kam der großen Mehrheit der Nation jenes Schauspiel noch unbegreiflich, theils gottlos, theils lächerlich vor.

---

3. Ausbildung der untern Volksstände durch deutsches Schriftenthum. Merkwürdige Wirkungen.

Keineswegs fehlte es an Männern, welche, in der Mitte des Volks lebend, an Kenntniß und Einsicht mit den vortrefflichsten Geistern anderer Nationen wetteifern konnten. Allein die höhern Ideen, welche sie trugen, oder in sinnvollen Werken entfalteten, blieben dem gemeinen deutschen Manne ungenießbar. Eine Bibel, ein Kalender, ein Gebet- oder Gesangbuch waren der gewöhnliche Leseschatz des Bürgers und Landmanns, wozu allenfalls noch die ärmliche Zeitung einer benachbarten Stadt gehörte.

Aber wie im hohen Alterthume die Dichtkunst immer zuerst das Gemüth der Nationen zum Edlern erweckt, und im vollen Sinne des Worts die Menschen sich ihrer angestammten Würde bewußter, das heißt, menschlicher gemacht hat, also geschah auch in Deutschland. Die Wenigen, welche bisher, von Opitz, Gryphius und Picander herab bis Gottsched, Gedichte geschrieben hatten, waren mehr Nachbildner des Ausländischen in deutscher Sprache gewesen, als Sänger aus deutscher Natur und Seele, mit der Weihe des Gottes. Daher blieben ihre Werke der deutschen Nation fremd. Aber nun rührten Haller, Gellert, Gleim und Kleist, Klopstock, Voß, Stolberg, Hölty, Salis, Matthison, Göthe, Wieland, Schiller,

und wie die Herrlichen alle heißen mögen, ihre Harfen. Die ganze Nation horchte dem plötzlich erstandenen Sängerchor. Ein Lied von Bürger, von Schubart durchzuckte das innere Leben des großen Haufens mehr, als je alle Weisheit der Schulen es vermocht hatte. Die deutsche Jugend entbrannte für die göttliche Kunst. Allgemeiner ward nun die Begierde zum Lesen, und mit ihr vergrößerte sich die Zahl der Schriftsteller. Die Schauspielkunst nahm edlere Gestalt an. Robinsonaden, Liebesgeschichten, empfindsame Reisen, Kloster-, Ritter- und Räuber-Romane wanderten bald von Hand zu Hand durch die Schreibstuben der Kaufleute, durch die Werkstätten der Bürger, durch die Wachtstuben der Soldaten bis in die ländlichen Hütten. Die Schulen wurden verbessert; Basedow, Rochow, Weiße, Salzmann, Zerenner und Andere wirkten kräftig dafür ein. Die Volkslehrer machten sich's zur Pflicht, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen. Man schrieb fürs Volk im Geiste des Volks, und die Geheimnisse der Schriftgelehrten gingen als Gemeingut in die Laienwelt über.

Da begann ein wunderbares Dämmern in der alten Finsterniß. Ein unermeßlicher Schatz neuer Wahrheiten, Ansichten und Kenntnisse verbreitete sich schnell durch alle Stände. Die neuen Vorstellungen im Gemüth des Volks wurden zum Wort. Tausende lasen; und Tausende, die nicht lasen, sogen die niegeahneten Wahrheiten, vermischt mit neuen Irrthümern, aus den Gesprächen der Andern ein.

Bisher hatten Franzosen, Briten, Schweizer, selbst Italiener für diejenigen Nationen gegolten, in welchen selbst die untern Stände einen gewissen Sinn für Edleres, als rohe Lust ist, ein eigenthümliches Geistesleben, wenigstens Empfänglichkeit für Reize der Natur und Kunst, für den Gedanken des Dichters oder des Weisen besaßen. Nicht ohne Bewunderung oder Verwunderung

hatten deutsche Reisende in Frankreich die Werke der besten Schriftsteller dieses Landes in Hand und Gedächtniß des gemeinen Mannes, oder den englischen und schottischen Bauer mit der neuesten Zeitung hinter dem Pfluge gesehen; oder die Stanzen Tasso's aus dem Munde venedischer Gondeliers, oder treffende Urtheile über öffentliche Verwaltung von den Lippen des einfachen Landmanns in der Schweiz gehört. Ein ähnliches Durchdrungenwerden deutscher Nation, wo nicht vom Licht, doch vom Schimmer ihrer vorzüglichsten Geister, schien noch sehr entfernt zu sein. Bald aber war dies nicht mehr der Fall.

Was bei andern Nationen die Frucht der Jahrhunderte gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen wenigen Jahrzehenden, sobald hier einmal die heilige Schaar der Dichter zur Auferweckung des Volks gesungen hatte. Solches war aber keineswegs das Ergebniß von der Ueberlegenheit deutscher Natur, sondern der Landesverhältnisse Deutschlands. Denn mehr hier, als in andern Reichen, begrenzten sich viele große und kleine von einander unabhängige Staaten. Was in dem einzigen ungeheuern London und Paris zusammengedrängt durch die Welt strahlte, war in Deutschland ein auf unzählige Stätten durch die ganze Nation zerstreutes, zwar minder blendendes, aber wohlthätigeres Licht. Hier standen viele Hauptstädte, viele Fürstensitze, viele Hochschulen. Hier lebten viele wissenschaftliche Männer, zum Theil die ersten Geister der Nation und deren ewige Zierden, nicht, wie in Italien, Frankreich oder England, an die Höfe gerufen, sondern von den Großen kaum gekannt, oft verschmäht, zerstreut im Volk; daher auch nicht für den Glanz der Höfe, sondern für ihr Volk arbeitend.

So groß ward in kurzer Zeit das Anwachsen deutschen Schriftenthums und der ihm entgegenkommenden Lesesucht, daß wohlmeinende Männer erschraken und fürchteten, die deutsche Gemüthsart

werde damit zu Grunde gerichtet, und alle wissenschaftliche Gründlichkeit in flache Halbwisserei verschlemmt werden. Sie arbeiteten dem Unwesen der Aufklärer und Schöngeister männlich, nicht immer fruchtlos, entgegen. Vielmehr aber, oft ohne das zu wollen, beförderten sie damit Aufklärung, und gaben dem Trieb zur Selbstbelehrung bei Einzelnen bessere Richtung. Denn die Mittel, deren sie sich zur Bekämpfung schlechter Schriftsteller bedienten, waren abermals öffentliche Schriften, die in Jedermanns Hände übergingen.

Niemand schelte mir jene Zeit, denn sie ist die Mutter der heutigen, und hat Großes gethan.

Durch sie entsprang in Deutschland eine zweifache, zum Theil einander ganz entgegengesetzte Bildung. Deutsche Bildung, aus Kraft und Leben des Volks hervorgegangen, empfing das Volk; aber französische Bildung empfingen die höhern Stände. Jene war eigenthümlich, naturgemäß, darum fest; diese fremdartig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Beide, weil sie in ihrem Wesen keine Verwandtschaft hatten, mußten ganz verschieden auf Denk- und Gemüthsart derer einwirken, denen sie angehörten. Tiefführend, ernst, ritterhaft, fein Alterthum ehrend, vaterländischer ward der Sohn des deutschen Gebildes; witziger, glätter, geschmeidiger, weltbürgerlicher erschien der Zögling des ausländischen Geistes. Reibung konnte nicht fehlen. — Der Sieg des Volkshaften über den Fremdling war ohne Sehergabe vorauszusagen.

Es ward ein Krieg unsichtbarer und doch gewaltiger Mächte im deutschen Lande angehoben, den, sonderbar genug, die Mitstreitenden weder wollten, noch kannten. Es kam darauf an, der deutschen Nation ihre eigenen Fürsten und Großen wieder zu erobern, die ihr, durch ausländisches Wesen, gleichsam entfremdet worden waren; und doch kämpften die Wenigsten,

dieses Zwecks sich bewußt. Nach und nach aber räumte man doch auf den Prunktischen der Gekrönten, ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Briten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater von deutscher Art und Kunst hie und da verdrängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier, deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unzuberechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, ebenfalls verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Alle Deutschen waren zum Besitz eines köstlichen Gemeinguts gelangt. Der Mittelstand sah sich durch veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgeworden, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. Im gleichen Maße, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adelichen auf gleicher Linie, ließ diesem keinen Vorzug, als das Gedächtniß seiner Ahnen, oder die Huld des Landesherrn für deren Familien und dessen daraus fließenden Begünstigungen. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände ver-

mischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese außerordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschraken, welche an den Ton ihrer Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Briten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

---

4. Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äußerte, ließ es doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freiherzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II. im Süden, Kurfürst Maximilian Joseph in Bayern und andere mehr den Ton gegeben. Rückschritte reizten schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung, wie man, zumal in Preußen, in den Tagen der Bischofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zensur-Edikte, auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte sich beim Volke geringe Theilnahme

an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derselben wenige oder keine; der Staatsgeheimnisse desto mehr. Das neueste Werk eines Lieblingsschriftstellers sprach die Neugier der Nation mehr an, und beschäftigte die Urtheile lebhafter, als alle Manifeste, Verordnungen und Gesetze. Auch mangelte es im Ganzen an klaren Begriffen über staatsrechtliche Verhältnisse — sie lagen noch in den Werken der Gelehrten verschlossen. Die deutschen Völkerschaften waren über ihre bürgerlichen Zustände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reisebeschreibungen und Zeitungen von Verfassungen und Gesetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu sagen, als vom eigenen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich und von Holland auf die Menge kaum größern Eindruck, als die Eroberung von Oczakow durch Potemkin. Selbst die Halsschmuckgeschichte in Paris, die Versammlung der Notabeln daselbst, die Gährungen in Frankreich, die Stürmung der Bastille erregten anfangs in der Volksmasse nur oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauspiels.

Aber die Berichte von diesem Schauspiel füllten bald ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme stieg, die Anzahl der Zeitungen vermehrte sich. Man sah die ungeheuern Bewegungen einer Nation, welche sich gegen Zwang und Schmerz willkürlicher Beherrschung sträubte. Man sah jene Nation schon über die Stufen mittelalterischer Bildung emporgestiegen, aber noch immer von den Stiftungen des Mittelalters beengt, durch Adeliche und Geistliche bedrückt, durch Auflagen erschöpft, durch Lettres de cachet und Bastillen geschreckt. Man sah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, seine Verschwendung nicht begrenzte, sondern nur die Stände des Reichs versammelte, dafür neue Hilfe zu begehren. Man sah, wie Adel und Geistlich-

keit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das schwerste Gewicht der öffentlichen Lasten von sich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen strebten. Man las die Reden geistvoller Männer über die Rechte der Menschen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Besteurung und vor dem Gesetz.

Dies Alles und der große, erschütternde Schritt der Begebenheiten, fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutschen immer stärker. Die Tagesgeschichte von Paris ward das Tagesgespräch an der Donau und Elbe. Eine Masse neuer Ansichten, Begriffe und Kenntnisse durchdrang den Geist des Volks. Neben der schöngeisterischen Schriftstellerei that sich für das Allgemeine eine staatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Uebersetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile parteieten sich, wie an Höfen, so an Hochschulen, unter den Schriftstellern, in Städten, Ortschaften und Wirthshäusern. Eben diese Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsstreit, zur Klärung staatsrechtlicher Vorstellungen unter allen Ständen wesentlich bei.

Inzwischen bemerkte man schon damals, als die Fürsten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourbonischen Throns versammelten, als das Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern französischen Heerwesen redeten, großen Unglauben bei den meisten Deutschen. Diese hatten noch nicht vergessen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, sondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikanischen Freiheitskriegen gesprochen hatten, und von eben den Männern, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That schadet fürstlichem Ansehen im Volke nichts so sehr, als vorschnelles Urtheil in Meinungsachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen

sollen in weltlichen, wie der Papst in geistlichen Glaubensdingen, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Göttersprüche und das festeste Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Göttersspruch aber ist nur das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man vom amerikanischen Kriege, daß Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienstalter der Heerführer, in Volkskriegen, das Wenigste entscheiden.

Auch mag nicht geläugnet werden, daß bei gebildeten Männern aller Stände auf deutscher Erde der sehr menschliche Wunsch vorherrschend ward, Frankreich möge unter dem Scepter seines Königs gesetzlich freier werden. Auch fehlte es wohl nicht an solchen, welche Vergleichungen zwischen den bürgerlichen Verhältnissen jenseits und diesseits des Rheins anstellten. Aber zu stark und fromm war deutscher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beispiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutschen im Allgemeinen nicht den Grund zu so schwerer Klage, als die Franzosen. Die Abgaben der Unterthanen waren im Ganzen mäßig, die Richterstühle gerecht, und was zu wünschen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder später durch die wohlthätig lehrenden Ereignisse der französischen Staatsumwälzung allen Fürsten bemerkbar werden.

Am lebhaftesten ward das Gemüth der deutschen Jugend, weil es das unbefangenste war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung aussprach. Auch als diese Revolution sich nachher ins Gräßliche verunstaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerstörbar. Man verabscheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die bessern Ueberzeugungen, gleich wie man in Religionskriegen vor den Unmenschlichkeiten derselben, aber nicht vor der Religion selbst schauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer

in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volksangelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eigenen Urbilder, aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hellsinnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gefochten. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig; im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen daraus entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten, an einerlei Klage, an staatsthümlichem Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt; noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte Gleichgültigkeit, wohl gar stolze Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eigenen heranziehenden Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkerschaften diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, strafend hereinbrach.

---

5. Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutschland.

Wiewohl bei Eröffnung des ersten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein gewesen war, daß die verbündeten Heere Oesterreichs, Preußens und des übrigen Reichs so schnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des obersten Feldherrn zu verheißen schien: hatte doch Niemand einen so argen Ausgang des ersten Unternehmens erwartet. Man erschrak vor den Folgen, nun den deutschen Boden zur Schlachtenbühne werden zu sehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oesterreichern, Preußen, Hessen u. s. w. war erschüttert. Doch tröstete man sich, daß nicht sowohl der Franzosen Ueberlegenheit an Muth und Kriegskunst ihnen die ersten Siege gewonnen habe, sondern die verderbliche Witterung des regnerischen Herbstes (1792) in der Champagne. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechselnden Niederlagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländischen, deutschen und italienischen Gefilden.

Dieser Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunstgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeisterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geist, von der Natur mit höhern Gaben ausgestattet, jenem feindselig begegnet. Die Namen eines Dumourier, Pichegru, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, von dunkler Abkunft, erfüllten schnell die Welt durch ihren Glanz. Mit dem Verschwinden jenes Vorurtheils nahm natürlich die Wahrheit Platz: daß Geisteshoheit nicht Erbeigenthum des höhern Standes sei; daß seltene Gaben in den untern Ständen,

weil dieselben an Gliedern zahlreicher sind, häufiger gefunden werden müssen; daß folglich, um einen Staat zu verherrlichen, im Kriege wie im Frieden, nur der, welchem die Natur, nicht die Wiege, zu den ersten Aemtern Weihe gegeben, zu denselben gerufen werden sollte.

Wie bedeutungslos auch solche Wahrheit an sich zu sein scheint, von so unermeßlichen Folgen wird sie, wenn sie das Gemüth eines ganzen Volks durchdrungen, und dadurch unzerstörbares Leben empfangen hat. Sie bringt eine neue innere Welt hervor; denn sie schafft alle Urtheile, alle bisher gegoltenen Ansichten um; so wie jeder veränderte Standpunkt dem Auge die Landschaft anders gestaltet.

Schon bei den immer wiederkehrenden Unglücksfällen der gegen Frankreich verbündeten Mächte, erwarteten die deutschen Unterthanen von Seite ihrer Fürsten großentscheidende Maßregeln, Wahlen außerordentlicher Mittel, wie sie die Natur der Dinge darbot. Solche erschienen nicht. Die Höfe blieben ihren militärischen Grundsätzen, Ordnungen und Einrichtungen getreu. Sie konnten zum Theil nicht anders. Auch sie standen durch eigenthümliche Verhältnisse gefesselt. Alles war des Schicksals Werk. Es sollte vollbracht sein.

Denn in einer Zeit, da der Schwindel französischer Staatsumwälzer allen Völkern, die sich frei machen wollten, Brüderschaft und Unterstützung antrug (19. Wintermonat 1792), glaubten die Höfe in Deutschland nicht wagen zu können, die eigenen Völkerschaften zu ihrer Vertheidigung aufzubieten und ihnen Waffen in die Hand zu geben. Die Fürsten wagten es nicht, weil sie selbst noch nicht die feste Treue ihrer Unterthanen kannten, die ihnen in spätern Zeiten zweifellos ward. Sie wußten es darum nicht, weil sie nicht unmittelbar mit ihren Völkern, wie bei stellvertretenden Verfassungen möglich ist, verkehrten, sondern bloß mittelbar

durch den Mund ihrer ersten Beamten, der Söhne des Erbadels. Diese aber mußten thöricht und gewagt finden, Maßregeln vorzuschlagen, deren Vollziehung an sich selbst eine gänzliche Umkehrung altbestandener bürgerlicher Verhältnisse geworden wäre, und nichts anderes hieß, als eine fremde Staatsumwälzung mit eigenen Umwälzungen bekämpfen; sie mußten thöricht und gewagt finden, in Deutschland freiwillig des hohen und niedern Adels erbliche Vorzüge oder Befugnisse durch Erhebung geistreicher Bürger der untern Stände zu schmälern, während man eben für die Rechte der Bourbonen und des französischen Edelmanns, wie des Priesterthums, im Felde lag gegen die Feinde altherkömmlicher Stiftungen. In der That, auch der unbefangenste Mann mußte damals Verfassungsänderungen außer der Zeit finden; aber doch nicht, die Völker auf irgend eine Weise enger und traulicher an die Sache ihrer Throne zu knüpfen.

Allerdings wären die Deutschen wohl nicht gleichgültig gegen das Geschenk größerer Freiheit gewesen; aber dieselbe mit empörerischer Hand ihren Fürsten abzutrotzen, oder dieselbe vom Bajonet eines fremden Siegers zu empfahen, dazu waren sie zu redlich, fromm, besonnen und stolz. Zwar schuf Custine im kaum eroberten Mainz einen rheinisch-deutschen Nationalkonvent, aus einigen Feuerköpfen jener Gegenden gebildet und eröffnet (17. März 1792). Man weiß jedoch, mit welcher Verachtung Deutschland auf dies Machwerk hinblickte, welches bald schattenhaft in sich selbst verging. Keine Lockung, kein Dräuen verfälschte den ehrenhaften Sinn einer Nation, von welcher die Franzosen endlich selbst sagten: „sie sei zur Revolution nicht reif.“

In den Niederlanden, in Italien entsprangen unter den Triumphen der französischen Waffen neue Republiken. Selbst die alte schweizerische Eidsgenossenschaft, längst in sich selbst getrennt und zerfallen, gestaltete sich um, und die Menge des da-

selbst einzelnen Stadtbürgerschaften unterthänig gewesenen Volkes ward frei. Die Revolution sprach deutsch, wie Posselt sagte. Tief in Germaniens Inneres waren die glückhaften Waffen des französischen Freistaates eingedrungen. — Nirgends aber regte sich eine der deutschen Völkerschaften zur Gründung eines Freistaates. Gab es einzelne Schwärmer, sie wurden verspottet oder verabscheuet. Vielmehr beweinten die Deutschen das Unglück ihrer Könige öffentlich, und vergaßen die eigenen Leiden über das Leiden ihrer Fürsten. Wie rührend, wie herzlich, wie stürmisch war jedesmal der Ausbruch der Volksfreude beim Wiederempfang der durch den Feind verbannt gewesenen, in ihre Staaten zurückkehrenden Herrscher! Nicht Herrscher, — Väter sahen sie in diesen.

Vielleicht erinnert man sich noch aus jenen Tagen einer cisrhenanischen Republik. Aber selbst diese vorübergehende Erscheinung zeuget nicht wider den deutschen Sinn. Denn man vergesse nicht, daß die französischen Heere (schon seit 1794) Meister des linken Rheinufers waren; daß die Sieger hier als in erobertem Lande schalteten; daß Preußen selbst, im Basler Frieden, schon in den französischen Besitz des linken Rheinufers vorläufig eingewilligt hatte; daß vorauszusehen war, auch Oesterreich werde, nach den erlittenen Niederlagen in Italien, sich der deutschen Länder jenseits des Rheins kaum ferner annehmen (wie auch im Frieden von Campo Formio wirklich der Fall war). Damals geschah es, daß Aachen, Köln, Bonn und andere deutsche Rheinstädte zusammen traten (im Jahr 1797), und sich zu einer cisrhenanischen Republik, unter Schutz des französischen Freistaats, verbanden. Es war dort nicht staatsumwälzerischer Schwindel, es war das letzte Mittel zur Rettung in ihrer Noth und in ihrer Verlassenheit; das letzte, um ihre Unabhängigkeit und Deutschheit gegen Uebermacht zu bewahren. Wäre dem nicht

also gewesen, sie hätten nur Einverleibung in Frankreich begehren können, und sie würde erfolgt sein. Sie begehrten es nicht. Deutsche wollten sie bleiben. Eilfertig im September 1797 verkündeten sie der Welt ihre Verbindung. Ihr Wunsch war vergebens. Auch Oesterreich, in eigenen Bedrängnissen, opferte sie auf. Im Oktober gab sie ein geheimer Artikel zu Campo Formio an Frankreich ab. Der deutsche cisrhenanische Städtebund verschwand, von Frankreich verschlungen.

Das Unglück Deutschlands erschreckte alle Bürger. Eine Reihe von Jahren und Leiden hatte sie über die staatsthümlichen Verhältnisse ihrer Fürsten aufgeklärt. Sie sahen die Fehler, auch wenn die Zeitungen schwiegen. Sie sahen die Schwächen des Reichsverbandes, weil man ihnen dieselben ohne Scheu entblößte. Denn z. B. während Oesterreich und Süddeutschland noch fochten, traten Preußen und Norddeutschland schon im Jahre 1795 vom Schauplatze des Krieges ab. Theilweise, zur Rettung ihrer eigenen Lande, schlossen die Höfe von Baden, Würtemberg und Bayern besondere Waffenstillstände und Friedensverträge. Mehr noch! Lange genug hatte man wider das Dasein eines französischen Freistaats geeifert; nun erkannte man ihn feierlich an. Und während man für die Unverletzbarkeit des Königthums, für die Nichtzerstückelung Deutschlands gestritten hatte, war man nach Polen gezogen, um Stanislaus August, einen rechtmäßigen König, vom Thron zu stoßen; ihm für die entrissene Krone einen jährlichen Gnadengehalt auszuwerfen und sein altes Reich zu vertheilen.

Alle diese öffentlichen Thatsachen beförderten in Deutschland, ohne daß man es wollte, mehr staatsbürgerliche Aufklärung, als Zeitschriften und Flugblätter vermochten. Diese aber wurden mit größerer Begierde gelesen. Denn nie vorher hatte so lebendige und allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten geherrscht.

Wie konnte es anders sein? Vom Gange dieser Angelegenheiten hing auch zuletzt der Wohl= und Wehstand jedes Hausvaters ab. Die Verfügungen der Höfe waren Verfügungen über jeder einzelnen Familie Glück.

Natürliche Wirkung der hellern Denkart über Staatsverhältnisse ward das freiere Urtheil im geselligen Leben über die Handlungen der Großen, über das, was für gemeine Wohlfahrt zu wünschen und zu meiden sei. Aber das Urtheil blieb inner rechtlichen Schranken. Nirgends Ungestüm, nirgends Abschweifung zur eigenmächtigen That. In allen Zeiten bewiesen die deutschen Völkerschaften, neben wachsender Erkenntniß, besonnene Erinnerung an Recht und Pflicht und Treue zu den angestammten Fürsten. Es bildete sich zwar eine Art öffentlicher Meinung, ein regsamer Gemeingeist aus; aber doch bannte er sich noch in die Grenzen der eigenen Staaten ein. Geschieden, wie die Interessen der Höfe in Deutschland, blieben noch lange die Interessen der verschiedenen Völkerschaften. Noch trugen nicht alle einerlei Elend und dieselbe Schmach, wodurch sie am Ende verbundener wurden.

6. Wirkungen der Gewaltherrschaft Napoleons.

Der glücklichste von Frankreichs republikanischen Feldherren errichtete sich in Frankreich einen Kaiserthron. Die großen Blicke, die glänzenden, fast an das Fabelhafte grenzenden Waffenthaten dieses Mannes, neben der sichtbar gewordenen Unfähigkeit des französischen Volks, ein freies Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt zu ertragen, schienen ihn vor allen andern der Krone würdig zu machen. Ihm erkannte sie auch die Mehrheit des Volkes, ewiger Umwälzungen müde, laut oder schweigend zu. Die Deutschen erstaunten, und lächelten zu der Unbeständigkeit einer Nation, welche

für die Erlangung der Freiheit weder das Verbrechen des Königsmordes, noch die Schrecken der grausamsten Bürgerkriege, noch die unglaublichsten Anstrengungen zur Besiegung ausländischer Feinde gescheut hatte, und nach mehr denn zwölf fürchterlichen Jahren damit endete, gutwillig wieder die erbliche Gewalt einem Einzigen zu übertragen.

In den deutschen Landen ward dies Ereigniß übrigens aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Diejenigen, welche mit schwärmerischer Vorliebe volksfreien Verfassungen, oder derselben Grundsätzen in Fürstenstaaten, zugethan waren, verfluchten den Ehrgeiz des Mannes, welchen sie sonst vergöttert hatten, und seine That, welche den Wiederuntergang alles Gesetzlichfreien in Europa nach sich zu ziehen drohte. Andere hinwieder frohlockten, weil sie die Wiederherstellung eines französischen Throns und das jähe Erlöschen vom Treibhausleben so vieler Eintagsrepubliken für beginnende Rückkehr der Welt zu den alten Ordnungen, zur willkürlichen Macht der Landesherren; zu den Vorrechten des Adels von Geburtswegen und zum stummen Verehren priesterlicher Göttersprüche hielten. Weitaus die Mehrern im Volke aber, nicht glaubend, daß ein einziger Mann, wie mächtig er auch sei, den festen Naturgang in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts beschleunigen oder verzögern könne, erwarteten vom neuen Throne das Wiedererscheinen eines dauerhaften Friedens, dessen bisherige Unmöglichkeit aus dem Widerspruch der Grundsätze an den Höfen und in den Republiken hervorgegangen zu sein schien.

Mehr oder weniger wurden alle getäuscht. Napoleon suchte besonders den Frieden von England, dem unbesiegbarsten Gegner Frankreichs. Wer mag entscheiden, ob er ihn aufrichtig wollte, um seiner Herrlichkeit zu genießen, oder nur als Frist, diese Herrlichkeit zu befestigen? England verwarf die Anträge, sei es, weil es den Gesinnungen dieses Mannes nicht traute, oder weil es,

entschlossen, den Welthandel und die Beherrschung aller Meere an sich zu reißen und zu behaupten, Keinen fürchtete, als nur diesen Mann auf dem Throne des nebenbuhlerischen Frankreichs. Es stiftete, da der erzürnte Gegner verwegene Landungen auf britischem Boden vorbereitete, neue Verbindungen unter den Mächten des Festlandes gegen ihn. Stoff genug zu Besorgnissen hatte Napoleon durch gewaltthätige Schritte gegen die Nachbarstaaten gegeben; er hatte mit seinem Kriegsvolk selbst Hannover, ein deutsches Kurfürstenthum des britischen Königs, überzogen, für welches Deutschland das Schwert nicht zu zucken gewagt. Oesterreich, an Rußland gestützt, trat in den Kampf. Unparteisam blieb Preußen. Würtemberg und Bayern folgten den Fahnen Napoleons, der ohne Widerstand den Rhein überschreiten, und ungestraft preußisches Gebiet verletzen konnte, um Oesterreich im Frieden von Preßburg zu beugen. Vergeblich hatte der Kurerzkanzler (Nov. 1805) feierlich den Reichstag der deutschen Fürsten gemahnt: „Soll der Name Deutschlands, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte?" — Seine Stimme klang in der Brust zahlloser Deutscher wieder. Die Höfe, von entgegengesetzten Rücksichten gehalten, schwiegen.

Napoleon, durch der Fürsten eigenes Interesse oder ihre Spannungen nicht minder, als durch sein Waffenglück verführt, sich dem kühnsten Unternehmen gewachsen zu glauben, schien damals schon den Gedanken ergriffen zu haben, nur durch unantastbare Uebergewalt in Europa, Großbritannien demüthigen zu können. Wenn es ihm gelang, dem britischen Handel einen ganzen Welttheil zu entziehen, zweifelte er nicht, werde Albions Größe von selbst durch den Verlust ihrer Grundsäulen zusammenstürzen. Mit Recht und Unrecht Oberherr, wie in Frankreich, so von den Alpen bis zur äußersten Spitze der italienischen Halbinsel, über Holland und die Königreiche jenseits den Pyrenäen geworden,

lösete er auch der Deutschen uralten Reichsverband auf. Schirmherr nannte er sich fortan eines von ihm gegründeten deutschen Rheinbundes, dessen Genossen, durch Furcht oder Dankbarkeit an ihn gefesselt, nur Vollstrecker seiner Winke sein konnten.

Daß die alte Reichsverfassung ein ohnmächtiges Schattenwerk gewesen, längst zum Untergang reif, beweiset, daß sie durch einen Federstrich zertrümmert werden konnte, von Keinem beklagt, und von den Deutschen nachher selbst nicht wieder hergestellt wurde. Vielmals schon in zahllosen Bürgerkriegen tödtlich verletzt — so müssen die Kriege der Deutschen gegen Deutsche geheißen werden — waren ihre Formen hohl und todt. Die kleinern Staaten wußten gar wohl, daß ihr Dasein nur durch gegenseitige Eifersucht Oesterreichs und Preußens bestand. Kein Wunder, wenn sie, der Selbsterhaltung willen, die Schwächung dieser beiden Mächtigen nicht ohne Zufriedenheit sahen, und sich in der Verwirrung der Zeiten und Schicksale selbst zu vergrößern trachteten.

Die Völkerschaften aber, durch Auflagen, Kriege, Verheerungen, Brandschatzungen, Ländertausche und Vernichtung alles ihres Heiligthums schwer mißhandelt, theilten die politischen Rücksichten ihrer Höfe nicht. Sie beklagten vielmehr ihren, durch falsche Staatsklugheit zerstörten Wohlstand, und noch mehr die Schmach gesammter deutscher Nation. Was in Deutschland nie zuvor gesehen worden, entwickelte sich jetzt allgemach: ein großer Gemeingeist aller Völkerschaften, grollend gegen den Uebermuth der Fremdlinge, die als Sieger durch Städte und Dörfer wandelten, und herrisch dem Fürsten, wie dem Unterthan, befahlen. Manche Stimme des Unmuthes ward laut. Das französische Kriegsgesetz, unter welchem das Blut Palms von Nürnberg floß, machte die Gewaltherrschaft der Franzosen nur abscheulicher.

Die Blicke der Völker wandten sich erwartungsvoll auf Preußen, welches bald für eigene Unabhängigkeit zu fürchten begann, nach-

dem es den Fall Hannovers, den Untergang des Reichs, die Niederlagen Oesterreichs und die Verletzung des eigenen Gebiets ertragen hatte. Preußen rüstete und suchte den Norden gegen Napoleon zu sammeln. Dieser aber zermalmte den neuerwachten Widerstand in einer Schlachtenreihe von Jena bis Friedland. Der Friede zu Tilsit (1807) vollendete Deutschlands Elend. Völker wurden ihren Fürsten, Fürsten ihren Völkern entrissen; alte Gesetze, alte Gewohnheiten und Uebungen abgethan. Neue Herrschergeschlechter, neue Reiche, neue Namen, neue Sitten, ohne alle Tugend und alle verachtet.

Vielleicht besser, als die Räthe der besiegten Fürsten, hatte das Volk längst die geschehenen Fehlgriffe erkannt. Aber mit deutschem Sinn schweigend ihren Thronen gehorchend, hatten die Unterthanen aus sich nicht das gewagt, was allein zur großen Rettung führen konnte. Hingegen die Fürsten, aus Schonung für die Unterthanen, oder aus Furcht, diese bewaffnet zu sehen, hatten von denselben nichts zu fordern gewagt, was allein retten sollte. „Wir klagen nicht Dich, sondern Dein Geschick an, guter König, daß es Deinen Feldherren nach der Schlacht von Jena nicht eingab, unsere streitbaren Männer zum Kampf aufzubieten!“ — so sprachen die niedersächsisch-westphälischen Provinzen beim Abschiede zu ihrem König Friedrich Wilhelm III. (Juli 1807), als sie von ihm getrennt wurden, um eines Fremden Unterthan zu werden.

---

7. Regungen deutschen Nationalgeistes.

Unter dem eisernen Scepter des Siegers lagen alle Gauen Germaniens mit ihren zertretenen Heiligthümern und Lebensfreuden. Keine Völkerschaft mehr konnte sich eines Vorzugs gegen die andere rühmen und alte Ehren geltend machen; einerlei Schande

drückte sie insgesammt. Die Einen waren besiegt, die Andern, wie eroberte Heerden, Fremdlingen verschenkt oder vertauscht; und die endlich, welche unter Napoleons Fahnen, als Bundesgenossen desselben, gewonnen hatten, konnten sich ihres Gewinns nicht freuen. Denn ihr Waffenglück war Deutschlands Unglück gewesen, und nicht groß genug, um von ihren eigenen Fürsten die Abhängigkeit vom Gebot des siegreichen Fremdlings abzuwenden.

Das Elend, welches die Völker trugen, hatten sie selbst — das ward allgemein empfunden — keineswegs verschuldet. Aber laut klagte der allgemeine Schmerz die Lockerheit der ehemaligen Reichsverfassung an, und die zwieträchtige, eifersüchtige Staatsklugheit der deutschen Höfe unter einander, oder die Selbstsucht der Höflinge, welche in Tagen der Gefahr noch immer nicht die Fähigsten, sondern die von Geburtswegen Bevorrechteten, an die Spitze der Geschäfte gestellt hatten; oder die allzubesorgliche Behutsamkeit der Fürsten, in Zeiten, da um Alles gespielt ward, nicht alles Volk zur Theilnahme aufzubieten.

Das Gemüth der großen Mehrheit, voller Schmerz und Scham und Zorn, verschloß sich in sich selber, und tröstete sich mit Träumen einer freundlichern Zukunft, oder mit Erinnerungen vergangener Glückseligkeit. Mit Verlust alles Gewohnten und Alten erwuchs nur heftigere Sehnsucht nach dem Verlorenen zurück; bei Unsicherheit jedes Lebens und Eigenthums und immer dunklern Aussichten, wandten sich die Seelen inbrünstiger aus den Tiefen ihrer Noth zu Gott, bei welchem allein noch die Hilfe stand; im Anblick der zerrissenen Ehre aller einzelnen deutschen Staaten richtete sich der Muth der gesammten Nation noch an der einzigen auf, die ihr geblieben war, an der Ehre deutschen Schriftenthums.

So bewirkten Zeiten des allgemeinen Unglücks, wie dies immer der Fall ist, des Edlern mehr, als Tage des Glücks je hätten ge-

währen können: statt Provinzialsinn deutschen Sinn; statt kirchlichen Leichtsinn religiöse Inbrunst; statt Selbstverfälschung mit Ausländerei Ehrfurcht für das edle, kerndeutsche Alte.

Schon früher hatten Schriftsteller von ausgezeichnetem Geiste, ohne den nachfolgenden Uebergang der staatsthümlichen Verhältnisse zu ahnen, ähnliche Richtung genommen. Die Weltweisheit, fast zu dürrem, scholastischem Wörtergerippe entartet, hatte sich durch die aufgekommene Naturphilosophie mit der Wirklichkeit, wie mit der Dichtkunst, neu befreundet, und fruchtbar, wie auf das Leben, auch auf die übrigen Wissenschaften einfließend, blühendere Gestalt gewonnen. Hinwieder hatte die Dichtkunst ernsteres Wesen empfangen. Nicht mehr Sängerin des Verstandes, oder Nachbildnerin des Außenwesens der Dinge, oder Dienerin der Einbildungskraft allein, erschollen ihre Töne aus den innersten Tiefen des Gemüths, der verborgenen Quelle aller besondern Geistesvermögen. Man hatte ihr den Namen romantischer Poesie gegeben. Indem sie den Abgrund des Gemüths offenbarte, ward ihre Sprache geheimnißvoll, und doch verstanden, eine Stimme der Ahnungen, ein Klang des Unnennbaren. So verschwisterte sie sich neu, wie mit der Religion, auch mit der Weltweisheit, und durchdrang der Deutschen innerstes Leben, zumal in Tagen, da jedes Herz mit seiner Trauer sich in sich selbst verschloß.

Nun, unter Bajonetten der Fremden, galt alles Deutsche werther; Ausländerei ward schimpflicher, selbst die Muttersprache keuscher, die sich vormals zu muthwillig mit Sprachen anderer Völker gepaart hatte. Weil es aber gefährlich wurde, von der Gegenwart zu reden, ohne des Weltgebieters ehrenhaft zu gedenken, weil selbst Fürsten verboten, von auswärtigen Staatsverfassungen und Monarchen unglimpflich zu schreiben, und sie auch durch Verordnungen und Behörden die Preßfreiheit beschränkten: sprachen die Schriftsteller desto begeisternder von den Zeiten einer

fernen Vergangenheit, da der Deutsche noch deutscher war, frömmer, freier, tapferer, sieghafter. Die Tage des Mittelalters wurden hervorgehoben und gepriesen und den gegenwärtigen zum Muster aufgestellt. Andere hingegen entwickelten dem Volke neue staatsthümliche Urbilder; Andere machten es vertrauter mit Vorzügen und Schwächen öffentlicher Verfassungen und Einrichtungen.

Dies Alles wirkte mit unwiderstehbarer Gewalt vorbereitend auf den Geist der Menge, besonders auf das reizbare Gemüth einer thatenlustigen Jugend, welche weniger fürchtet, weil sie weniger Rücksichten trägt, als der Hausvater, und mehr wagt, weil man ihr mehr verzeiht. Mittelalter, Deutschthum und Religion wurden herrschende Losungsworte; die Begeisterungen gingen bei Einzelnen in gemüthliche Schwärmereien über. Die Stände des Volks näherten sich unter einander traulicher, weil Edelmann, Bürger und Bauer einerlei Weh fühlten und einerlei Wünsche trugen. Man dachte an allgemeine Verbrüderung in Deutschland, an stilles Vorbereiten für den großen Augenblick der Befreiung. Geheime Verbindungen unter unschuldigen Namen spannen sich an. Der Tugendorden oder sittlich-wissenschaftliche Verein verbreitete sich schnell vom Norden Deutschlands in vielfachen Verzweigungen.

Noch aber war, was kommen sollte, erst im Werden, als Oesterreich plötzlich aufs neue gegen Frankreich ins Feld trat (im Jahr 1809). Aber uneinverstanden mit seinen Nachbarn, und entschlossen, diesen zu nehmen, was ihnen vom habsburgischen Gut gegeben war, bereitete es sich selbst Hindernisse glücklichen Fortgangs durch neue Entzweiung unter Deutschen. Dadurch ward Napoleon stärker. Der Kampf erhob sich unter bangen Erwartungen aller Völkerschaften. Tirol stand in Waffen auf für seinen Kaiser. Es regte sich kampfbegierige Ungeduld im deutschen Norden. Aber die Entscheidungsschlacht bei Wagram endete den

kaum angehobenen Krieg nach einem Vierteljahr. Vergebens blutete Tirol. Oesterreich unterlag. Dem tapfern, unbeugsamen Herzog von Braunschweig-Oels blieb nur der Ruhm, mit seiner kleinen Schaar sich, vermittelst eilf verschiedener Treffen, von Böheims Wäldern bis zur Ausmündung der Weser Weg zu bahnen, um einen Boden zu verlassen, den er, unter fremder Gewalt, nicht mehr Vaterland heißen mochte. Und Schill nebst seinen Getreuen büßte fechtend in den Straßen von Stralsund mit Blut und Leben einen stolzen Ungestüm, welcher für Deutschlands Ruhm und Freiheit die gesetzlichen Ordnungen durchbrochen hatte.

---

8. Stimmung und Ansichten im deutschen Volke bis zum Jahre 1812.

Napoleon führte nun die Tochter des überwundenen Kaisers, als Braut, in seinen parisischen Palast heim. Diese Verbindung gab denen, welche sich über Alles nach Frieden sehnten, neue Hoffnungen endlicher Waffenruhe, und bestärkte den muthlosen Glauben derer, welche den Niebezwungenen für unbezwingbar hielten. Aber Widerwille blieb nicht minder in den Völkern gegen den Allgebieter. Inzwischen standen, wegen dessen, was für die Zukunft gethan werden müsse, die Meinungen getheilt.

Die Einen sahen mit wachsendem Zorn die wachsende Glücksmacht Napoleons, und nährten im Stillen, durch Wort und Schrift und geheime Verbindungen, den verhehlten Grimm des Volks. „Alles habe seinen Tag, auch der Uebermuth des furchtbaren Eroberers werde ihn erleben. Darum solle sich Alles rüsten in Verborgenheit, daß der günstige Augenblick zur Befreiung Keinen überrasche. An nichts müsse man verzweifeln; sich selbst am wenigsten verlassen. Darum stehe fest das Vertrauen auf

Gott; und dem deutschen Volke gehe sein Deutschthum über Alles. Je unersättlicher der Ländergierige umherfahre, je tiefer empöre er das Herz der Nationen wider sich. Je weiter er, der die ausgeraubten Fürstenthümer und Königreiche wie Spreu verschenke und seinen Verwandten hinwerfe, die Gewalt ausdehne, je schwächer werde sie. Schon sei die öffentliche Meinung, das heißt, die Welt, von ihm abgefallen; nur Beutelust und soldatische Ehre belebe noch seine Kriegsmacht. Aber Ehre und Beutelust vergehen im ersten Unglück, während die Freiheitsliebe unterdrückter Länder mit der Dauer des Unglücks wachse."

Andere sprachen: „Wir dachten, wie jene. Aber nun sehen wir, wem die Welt gegeben ist. Weisheit ist's, den Augenblick benutzen, das Uebel nicht mit blinder, unzeitiger Wuth vermehren, sondern die Schlüsse des Schicksals erwarten. Den Löwen, welchen kein Schrecken mehr fesselt, kann das Streicheln noch zähmen. Das ist das Vertrauen auf Gott, daß wir glauben, er sei weiser, als wir. Die jetzige Tirannei eines Einzigen bereitet wider Willen den europäischen Völkern größere Freiheit vor, als sie je genossen haben. Des guten Alten viel liegt zerschlagen, aber auch viel des alten Schlechten zertrümmert. Denn die elenden Götzen voriger Zeit stehen ohne Heiligenschein da; und wo die Wahrheit, das Recht und die Stärke der Nationen eigentlich ruhe, das sehen wir jetzt offenbar. Lasset den Unersättlichen seine Weltherrschaft aufbauen, er baut sich zugleich, nebst dem Aberglauben und tausendjährigem Vorurtheil, die den Simson beben macht, ein ungeheures Grab. Keine Weltherrschaft bestand lange. Aber durch Italien und Spanien dringen doch inzwischen die wohlthätigen Strahlen der Wissenschaft und edlern, europäischen Gesittung. Das Klosterthum, die Inquisition, der Stolz des Geburtsadels, das Joch des Lehenswesens zerfallen; ständische oder stellvertretende Verfassungen werden all-

gemeiner, und den Völkern, welche der Gewaltsherr zertritt, gibt er doch gesetzliche Stimmen vor den Thronen. — Sehen wir nicht in Deutschland selbst schon die Keime des Bessern sich aller Orten freudig erschließen? Neue Gestalten nehmen die öffentlichen Verwaltungen an; Innungs= und Handwerkszwang wird abgethan; der Unterschied zwischen Bürgerlichen und Adelichen bei Besetzung der Staatsämter wird gesetzlich vernichtet. Wehe, wenn mit Napoleons Sturz dieser Gang der Dinge zu früh endet, ehe das Bessere befestigt steht! Da werdet ihr das böse Alte gespensterhaft aus dem Schutt wieder hervorsteigen sehen, gewaltthuender, als vorher, weil es zu kämpfen und zu rächen findet; und in den Geistern der Rache wird sich der Geist Napoleons, mit List und Stärke, über euch vervielfachen. Darum bringet die Gegenwart dem Künftigen zum Opfer. — Möge der Ehrgeizige, dem heute die Macht gehört, seine Herrschaft vom Aufgang zum Niedergang erweitern. Denn wird sie ihm nicht zu Theil, wird sie, zweifle Keiner, des meerbeherrschenden Englands Raub. Dieses streitet mit Gold, jener nur mit Eisen. Eisen ist leichter zu brechen, als Gold, und das Leben eines einzelnen Menschen, mit ihm die Gewalt, ist hinfälliger, als Leben und Macht einer Nation."

So sprachen beide Parteien. Beide, obschon in Liebe der Freiheit, in Haß der Gewaltherrschaft einig, waren doch in den Meinungen getrennt, und beide in diesen Meinungen reich an großen Wahrheiten. Aber jene, welche leidenschaftlicher schnellen Umsturz der Dinge forderten, fühlten ohne Zweifel unerträglichern Druck der Gegenwart, als die Uebrigen. Denn nicht alle Völkerschaften des deutschen Namens hatten von dem Sieger gleiche Mißhandlung erfahren; ja manche dankten ihm, oder seinem Einfluß, vermehrtes Ansehen ihrer Fürsten, größern Länderumfang, reichere Hilfsmittel zum Selbstschutz gegen Nachbarn und freisin=

nigere Stiftungen, wenn schon sie nicht minder über ewige Kriege, Auflagen und Verletzungen bürgerlichen Wohlstandes zu seufzen hatten.

Seltsam genug sah man auch zwischen diesen Meinungsparteien der Deutschen damals die Männer verschiedenen Standes und Ranges getheilt, je nachdem sie durch ihre besondern Verhältnisse und Einsichten gestimmt wurden. Zu den Gemäßigtern, welche sich, bei allem Gefühl für Deutschlands Ehre, nicht über die Geistesstärke Napoleons und über die Vortrefflichkeit seiner Kriegsmacht verblendeten, daher ihm, mit kluger Verhehlung ihrer innersten Wünsche, scheinbare Anhänglichkeit bezeigten und unbesonnenen Aufständen entgegenarbeiteten, gehörten die meisten Fürsten selbst, theils aus Furcht vor größerm Verderben, als sie schon erfahren hatten, theils aus Fürsorge, sich im Besitz dessen zu befestigen, was sie durch seinen Beistand gewonnen hatten. Es gehörten zu ihnen aber auch Jener viele, welche von jeher die Freiheit über Alles liebten, und unveränderlich den Grundsätzen derselben unter allen Verwandlungen und Schicksalen des französischen Staats treu geblieben waren. Obwohl sie selbst in Napoleon mehr den soldatischen Gewaltsherrn, als den Volksfreund, mehr den von Eitelkeit Berauschten, als den für wahre Größe Begeisterten erkannten, und im Herzen beklagten, daß er, dem die Vorsehung, wie selten einem Sterblichen, die Macht zur Weltbeglückung gegeben, seine Stellung verkannte: behielten sie doch seinen Namen, als das Schiboleth der Freisinnigen gegen Wiederkehr der drückenden Lehenherrschaft und Priestergewalt.

Hinwieder zu denen, welche die Befreiung Deutschlands, den Untergang der Gewaltherrschaft am ungestümsten begehrten, gesellten sich, nebst den muthigsten und glühendsten Freunden der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit, in jenen Tagen

die entschlossensten Gegner derselben. Hier standen mit einerlei Haß gegen Napoleon die ehemaligen Reichsunmittelbaren, welche mitten im Frieden durch einen Machtspruch ihrer landesherrlichen Gewalt beraubt waren; hier die alten Geschlechter des Adels, welche mit Verdruß einen frischern, aus dem Bürgerstand durch Verdienst emporblühenden Volksadel aufgehen sahen, der sie zu verdunkeln und ihre Nachkommen oder sie selbst von den ersten Staatswürden zu verdrängen drohte; hier die hohen Prälaten, deren Einfluß verschwunden, die Mönche, deren Klosterreich aufgelöset war, alle, welche vormals in hergebrachten, mittelalterischen Formen über einen unwissenden, zum schweigenden Dulden gewöhnten Volkshaufen Gewalt, Ansehen und Vorzug behauptet hatten.

Beide Parteien bezeichneten sich gegenseitig, wie Parteihaß immer, mit gehässigen Namen: Jakobiner, Volksmeuterer, Unruhestifter und Demagogen hießen die Einen, — die Andern: Napoleonisten, Fürstenknechte, niederträchtige Anbeter der Gewalt. Beiden aber waren Benennungen, wie diese, nicht anpassend. Das offenbarte sich später, als Napoleons Herrschaft schon gebrochen war. Denn da traten plötzlich die Männer, welche vorher aus entgegengesetzten Absichten oder Ansichten, und auf ganz verschiedenen Seiten vereinigt gewesen waren, wieder auseinander, und bildeten neue Parteien aus entgegengesetzten Grundsätzen. Die, welche auf beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde, und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten beiderseits nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundesgenossen in das Innere Rußlands führte. Nichts

vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweifelungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten moskovitischen Czaren ein (14. Herbstmonat 1812). Aber er fand sein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die herbstlichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preußens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, da sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons und seines Volkes. Durch Mangel der Lebensmittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen, ward das bisher sieggewohnte Heer vom furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht!

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für den Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innerm zur Hilfe sandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Vesten, die von den Seinigen in eroberten Landen vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfliche Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. Deutschlands Völker erhoben sich.

---

9. Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, denn der Augenblick sei gekommen. Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltsamkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preußischer Feldherr York, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, ohne Vorwissen und Willen seines Königs, und schloß sich den siegenden Russen an. Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, oder wider sie, bildeten sie kecke Schlachthaufen aus begeisterten Landleuten, Adelichen, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen nur Schlachtgesänge. Der Aermste brachte nun seine Gabe zur Rettung Aller, wie der Reichste. Alles gehörte in diesen Augenblicken nur dem Vaterlande; denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte, dies der glänzendste Augenblick in der ganzen Geschichte Preußens; die Loorbeern des siebenjährigen Krieges selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III. erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geiste der Nation Eins ist. Das er-

fuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei, wenn er den Glauben an die Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Hier ist nicht der Ort, die Geschichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oesterreich zu ihnen; dann Bayern; dann das sächsische und würtembergische Heer mitten auf dem Schlachtfelde. Alle Fürsten des Rheinbundes folgten. Nur der treffliche König von Sachsen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher fliehend die westphälische Krone verlor, konnten der Andern Beispiel nicht nachahmen. Es kam Deutschlands neue Hermannsschlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die französischen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, seiner Eroberungen verlustig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutschland war Freude, aber die Freude nicht ganz rein. Vielen mißfiel der sieghaften Könige Entschluß, Frankreich (zu allen Zeiten den Deutschen furchtbar und feindsinnig, nun mit Rachlust gekränkten Nationalstolzes erfüllt) neben Deutschland groß und mächtig bestehen zu lassen. Andere klagten die Milde der Sieger an, welche von den bezwungenen Feinden kaum Ersatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherherstellung europäischer Ruhe nöthig gewesen wäre, geschweige Ersatz für den unermeßlichen Raub, den die französischen Heere und Feldherren in den Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürsten, auf Kosten ihrer tieferschöpften Unterthanen geübt, lasse den Feinden Mittel, früh oder spät Deutsch-

land und andere Nachbarn von Neuem zu bedrängen, ehe diese sich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch Andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiser Napoleon auf eine Insel des Mittelmeers versetzt, und den friedlichen Versicherungen eines Mannes vertraut hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der ersten Betäubung genesen, das nahe Frankreich unwiderstehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als seinen besten Feldherrn, verehre, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Ansprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen gestürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch sah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbestand der Staaten beschäftigt, als Napoleon, von Elba entronnen, und ohne Mühe abermals den Thron bestieg. Kein Schwertstreich geschah von den Franzosen für die Bourbonen. Diese flohen mit ihrem kleinen Anhange von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüstungen Europa's; neue Begeisterungen Deutschlands zum Schutze der Throne und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle-Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikanische Insel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII. noch einmal zurückgeführt in das Reich seiner Väter. Aber schwerer büßte Frankreich diesmal. Viele seiner Festungen gegen Deutschland wurden ihm genommen, dazu alle Kunstschätze, welche in Paris, als schöne Beute französischer Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Kosten des Krieges und die Entschädigung Anderer, welche von den Franzosen einst großer Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Besatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Nun erst sah sich der Welttheil vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Lust und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen so raschen und glückseligen Umschwung der Dinge hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Umstände, außer aller Sterblichen Macht, hatten einmal im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei siegbeglückten Alleinherrscher, Alexander I., Kaiser von Rußland, Franz I., Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, (25. Sept. 1815) zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehen, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverän, als Gott, Jesum Christum, das Wort des Lebens. Alle Höfe und selbstherrlichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrich IV. von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten

untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äußere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung gefallen zu lassen; stellten eine Bundesversammlung fest, unter Oesterreichs Vorsitz über Bundesangelegenheiten zu entscheiden; ordneten an, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassung stattfinden sollte; daß Unterschied in den christlichen Glaubensbekenntnissen keinen Unterschied im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte begründen dürfe; gaben den mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen, zum Ersatz verlorener Rechtsame, besondere Vorzüge, als der privilegirtesten Klasse jedes Staates; den Unterthanen aber ward Besitz des Grundeigenthums in einem andern Staat des Bundes, Hinüberziehen in denselben und dann Befreiung von aller Nachsteuer u. s. w. gestattet. Der Bundesversammlung blieb vorbehalten, die organischen Gesetze auf des Bundes auswärtige, militärische und innere Verhältnisse aufzustellen, über Handel und Verkehr der Bundesstaaten, über Preßfreiheit, Sicherstellung der Rechte von Schriftstellern und Verlegern gegen Nachdruck zu entscheiden u. s. w

Im Einklang mit diesen neuen Gestaltungen Deutschlands, alle entsprungen aus dem lebendigen Gefühl der Nothwendigkeit, Besseres und der Gesittungsstufe der Nation Entsprechenderes an die Stätte des alten Zertrümmerten zu stellen, handelten in derselben Zeit großherzig viele Fürsten. Sie hatten die treue, Alles aufopfernde Anhänglichkeit ihrer Unterthanen erkannt, und zugleich,

was ein Volk vermöge, welches nicht auf bloßes Gebot allein, sondern aus innerm Triebe handle. Ihnen war nicht mehr dunkel, daß die Stärke ihrer Throne einen unermeßlichen Zuwachs empfange, wenn dieselben, vom Ernst der öffentlichen Meinung umringt, und einverstanden mit der Nation, über derselben verborgenste Hilfsmittel, Schätze und Einsichten verfügen könnten, wohin sonst keines Landesherrn Gewalt reichte; daß die Hingebung einiger Rechte der selbstherrlichen Unbeschränktheit ihnen weit größern Vortheil stifte, als irgend das hingegebene Recht gewähren konnte: festern Staatshaushalt, sorgfältigere Verwaltung, vorsichtigere und gerechtere Beamten, folglich größere Zufriedenheit der Unterthanen und innigere Liebe derselben zum Fürsten; ja, daß im Grunde der Landesherr kaum ein Opfer aus seinen Rechten brächte, wenn er dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme vor dem Throne gäbe, indem der Fürst bisher doch ebenfalls nur durch die Berathungen seiner Minister und Hofleute zum Handeln bestimmt worden wäre. Aber die Großbeamten, wie einsichtsvoll sie auch immerhin sein mochten, waren nur einzelne, und einzig nur aus ihrem Standpunkt, aus dem Anblick ihrer Umgebungen, aus den einseitigen Berichten ihrer Untergeordneten urtheilende Männer gewesen. Vielseitiger, belehrungsvoller mußte der Rath werden, wenn aus allen Ständen des Volks, aus allen Provinzen des Landes, Männer von Erfahrung und Geist in großer Versammlung vor dem Fürstenstuhl redeten. Ja, es blieb kein Zweifel, daß erst durch Mittheilung mannigfaltigerer Ansichten und Erfahrungen in stellvertretenden Versammlungen der Alleinherrscher wahrhaft selbstherrlicher, das ist, eigenern Willens würde. Denn man konnte sich nicht verhehlen, daß in bisherigen Verfassungen die Vorsteher und Räthe der einzelnen Landesbezirke nach den Berichten der untern Amtleute geurtheilt hatten; die obern Be-

hörden der Provinzen hinwieder durch die Urtheile jener Vorsteher und Räthe geleitet waren; die Ministerien und höchsten Behörden hinwieder nach der ihnen von den Obersten der Provinzen ertheilten Ansicht gingen, und der Fürst nachher nur über die also geformt wordenen Anträge der Ministerien und höchsten Behörden zu entscheiden im Stande war. So konnte also vielmals die beschränkte Einsicht, die Neigung und Willkür der untersten Amtleute auf den Willen des Fürsten einfließen; und eben diese Untersten, nicht immer die Weisesten, nicht immer die Leidenschaftlosesten und Reinsten in ihrem Wirkungskreise, waren bisher am wenigsten bewacht gewesen. Das Volk zwar kannte sie und ihr Treiben genau; aber das Volk hatte keine Zunge.

Solche und andere Rücksichten bewogen Deutschlands Fürsten zur Verbesserung der Landesverfassungen. Sie wollten den Zustand der Unterthanen genauer kennen lernen; denn sie kannten bisher nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten besser kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beschaffenheit der untergeordneten Angestellten. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, gab schon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815), seinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfassung mit Stellvertretung der preußischen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, stellte bald nach diesem (September 1815) eine solche Verfassung für seinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einsicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht der Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Würtembergs König hatte seinem Volke schon früher eine verbesserte Verfassung geben wollen, und zu dem Ende die Achtbarsten des Reichs zusammenberufen.

Diese aber hatten die neu dargebotene Verfassung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums stammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im Nov. 1815) trat er noch einmal mit dieser Versammlung in Berathung, mahnend, daß, wenn schon er die Landesverträge Altwürtembergs ehre, dieselben doch nicht den neuerworbenen Ländern aufzudringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäftigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

---

10. Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Throne nicht minder, als die ärmsten Hütten des Taglöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich triumphirend gegen den Weltherrn und ihn vom entweihten Thron stürzend; — erst unter der Willkür übermüthiger Eroberer die tausend Plagen und Schrekken der Gewaltherrschaft duldend, dann, plötzlich der Fesseln entlöset, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genossen, von guten Fürsten empfahend — — wie konnte anders geschehen,

als daß sich Alles in leidenschaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maßgabe seiner Begriffe, mit vielleicht auch überspannten Erwartungen, dem Eintritt eines goldenen Zeitalters entgegensah?

Diese Erwartungen, oder seine Wünsche wenigstens, sprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegerische Verwirrung der Erlösungszeit hatte selbst in den Staaten, welche sonst keiner ungebundenen Preßfreiheit hold gewesen waren, diese Freiheit fessellos gelassen, um durch alle Mittel den gewaltigen Geist der Nation zur Vollendung des großen Werks aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengstlichkeit gesichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu reden, für die er freiwillig gehandelt, einen namhaften Theil seines Gutes zum Opfer gebracht, oder sein Blut vergossen, oder seine Brüder, seine Söhne, seine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun, nach überwundener Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in seinen Verhältnissen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch schien es der rechte Augenblick zu sein, weil nach Losreißung der deutschen Völker vom französischen Joch der erste Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerrissenen unter sich, auf Schöpfung neuer Ordnungen statt der zertretenen, gerichtet sein mußte, und vor allen Dingen darauf, daß gesammten deutschen Landen, durch engere Vereinigung derselben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwischen großen Nachbarreichen zu stehen, und nicht erfahren zu müssen, beim ersten Wurf wieder zu erliegen.

Aus der sichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfassung und des nachgefolgten Rheinbunds

hatte sich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande gesammter Nation entwickelt. Denn schwer hatte die gesammte Nation die Gebrechen des Vorigen abbüßen müssen. Aber es traten die mannigfaltigsten, oft sich im schneidendsten Widerspruch begegnenden Räthe und Anträge ans Licht.

So sehr waren Einige vom Gedanken germanischer Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutschen Nationalgeistes in kleinlichen, eifersüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialsinn geschreckt, daß sie nur ein einziges deutsches Volk unter einem einzigen Oberhaupt sehen, und die der Stärke des Ganzen gefahrvolle Selbstherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. „Kein Bundesstaat, sprachen sie, noch weniger ein lockerer Staatenbund! Hat euch die Geschichte der Nationen, hat euch unsere eigene nicht belehrt, daß Bundesstaaten, wie klug geordnet sie sein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde Alles zu verlangen und ihm Nichts zu opfern? daß sie nur stark sind, sich unter einander durch Widerstand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielköpfigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur Schwäche wird? Hat darum nicht selbst das republikanische Rom, so sehr es die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchste Gewalt nur einem Manne übergeben? Welchen Bundesstaat ihr bilden möget, wie werdet ihr Gesetze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, zum Gehorsam gezwungen werde? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. Das bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die mächtigern Glieder verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf noth-

wendig ist, und einer der Mächtigern ihn für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein Feind vor der Thür steht, zum Zorn reizen wollen? Darum, ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, sorget, daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen; außer dem seid ihr, wie vormals, innern Zerwürfnissen, äußern Feinden von Neuem hingegeben."

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit in diesen Worten überzeugt waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbstherrliches Haupt werde? Soll sich Preußen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Größe entschlagen? Ohne Unterjochungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestigt oder vollendet, was die Natur gegeben, die im Norden und Süden Deutschlands zwei überlegene Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzenden kleinern Fürsten in ihren staatsthümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon ist. Zwei Kaiserkronen werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicherheit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen

genießen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und andern Vortheile, deren nur große Reiche fähig sind; auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches."

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in dergleichen Verschmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. „„Ihr," sprachen sie, „die ihr des Deutschthums Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr gänzliche Vernichtung ächtdeutschen und rechtlichen Sinnes? Wisset ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften, köstlicher ist, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andere Gewinn? Es ist das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutsche Völkerschaften, ältern Stammes und Namens, als Oesterreich oder Preußen, freiwillig auf ihr selbstständiges Dasein Verzicht thun werden, um sich zu Gunsten eines andern Reichs in ihm aufzulösen und aus der Geschichte zu verschwinden? Das war's, was am meisten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt könne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern so lange, als jene Gewalt; aber die erste Erschütterung in dieser weckt Befreiungslust und Rache der Unterjochten. Ein Bundesstaat oder Staatenbund soll und will Deutschland sein. Das war er seit Hermanns und Marbods Tagen. Unzerstörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürstenhäuser ist der uralte Grundzug in deutscher Gemüthsart; er ist noch jetzt, wie einst, lebendig und hat sich auch in heutigen Tagen rührend offenbart. Fraget in Dingen des Lebens keinen selbstgeschaffenen Urbildern nach, sondern der Wirklichkeit!"

„Und wenn, fuhren sie fort, nicht zu läugnen ist, daß in je-

dem Bunde Uebermacht einzelner Glieder allerdings der Freiheit und dem Rechte der Uebrigen, sowie der Ruhe des Ganzen, Gefahr bringt: so mangelt es nicht an gerechtern und leichtern Mitteln, diese Gefahr zu entfernen. Preußen und Oesterreich, obgleich auch Herren von deutschen Ländern, danken ihre Uebermacht doch weniger diesen, als der großen Masse ihrer nichtdeutschen Staaten. Sie können, im Ganzen genommen, also als nichtdeutsche Mächte betrachtet werden. Es bilde sich der Bund aus allen übrigen deutschen Fürsten und Städten, wie einst der rheinische. Dann wird kein einzelner Theil mächtiger, als die Gesammtheit, die Schwächern gefährden, und das Ganze im eigenen Gleichgewichte ruhen. Stark genug zur Selbstvertheidigung, ohne Furchtbarkeit gegen die Nachbarreiche, durch Bundesnatur zu Eroberungen unfähig, bleibendem Frieden geneigter, wird er achtungswerth zwischen Allen stehen, und, von Allen, durch gegenseitige Eifersucht Aller, schonend behandelt werden, wie die schweizerische Eidgenossenschaft es seit Jahrhunderten zwischen nebenbuhlerischen Mächten erfuhr. Aber zu ewigen Schirmherren und Gewährleistern des Bundes wähle er sich im Norden Preußen, im Süden Oesterreich; denn Beide, ihre Throne auf deutscher Erde gebaut, sind des deutschen Bundes und Volkes Blutsverwandte. Besser zwei Gewährleister und Schirmherren, denn einen, weil einer leicht durch Gewalt oder Umtriebe Gebieter werden kann, während zwei sich die Wage halten. Dann allein wird Deutschland selbst zwischen Oesterreichs und Preußens künftigen Händeln unparteisam, sogar vermittelnd, stehen können; wenigstens nicht befürchten müssen, daß eine oder die andere Macht, wie sonst wohl öfters geschah, ihre Hauskriege zu Reichskriegen umschaffe."

„Ein Staatenbund, so wie jeder Staat," sprachen Andere dagegen, „welcher die Bürgschaft des Bestehens und Daseins nicht

in seinem Innern selbst mit sich trägt, sondern von fremden Gewährleistern empfangen muß, ist ein gebrechliches Wesen und verkündet zum Voraus Schwäche. Selbst die schweizerische Eidgenossenschaft hat für sich dergleichen Gewährleistung niemals verlangt, vielmehr sie immer gefürchtet; und die ihr im Wiener Kongreß gegeben ist, war nicht von zweien oder dreien, sondern von allen Mächten des Welttheils ertheilt, folglich im Grunde nichts anderes, als ein öffentlicher Ausspruch jenes allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatzes, unter welchem jeder Staat in Europa besteht. So ihr aber einerseits Oesterreich und Preußen vom deutschen Bunde ausscheidet und zu Fremden machet, anderseits doch eben diese zu Schirmherren und Gewährleistern erwählet, und ihnen, als solchen, wie natürlich, auch Rechte einräumet: gebet ihr den Fremdgemachten das Recht, sich in eure innern Händel zu mischen, weil ihr es eben denselben, als Mitgliedern, versaget. Seltsame Verirrung! Und noch neben dem zu glauben, daß den Fremden die innern Ordnungen und Rechtsame oder der Bestand des Bundes theurer und wichtiger sein müßten, als den wirklichen Mitgliedern! — Fürchtet ihr die Eintracht der Mächtigen, wenn sie Genossen des Bundes sind: so fürchtet diese Eintracht noch mehr, wenn dieselben außer dem Bunde stehen! Schon das sittliche Gefühl sträubt sich doch im Mitgliede, Verräther einer Gesellschaft zu werden, deren Theil er ist, und der Fluch der öffentlichen Meinung würde ihn verfolgen. Beidem ist der Fremde weniger ausgesetzt, weil er als Schirmherr oder Gewährleister sich wohl Rechte einräumen, aber keine Pflichten, wie einem Genossen, vorschreiben läßt."

„Darum ist, so sprachen sie ferner, Zerscheidung Deutschlands in drei Reiche nicht minder bedenklich, als Zerspaltung in zwei Hälften, oder staatsumwälzerische Auflösung in Eins. Preußens wie Oesterreichs deutsche Gauen sind nicht minder Deutsche, als

Hessen, oder Sachsen, Bayern oder Würtemberg es sind. Und alle deutsche Völkerschaften gehören zu einem deutschen Bund. Sind auch einzelne Genossen wohl auswärts mächtig, so erheben sie dadurch nur Ansehen und Stärke des Bundes selbst, ohne ihm, als Genossen desselben, damit furchtbarer zu werden, denn als Feinde. Oder ist Deutschland unter allen Verwandlungen der Jahrhunderte, unter allen Eroberungsversuchen ausländischer, unter allen Zerwürfnissen inländischer Mächte nicht immerdar bestanden, bis auf den heutigen Tag? — Wollet ihr feste Gewährleistung innerer Ordnung, Friedlichkeit und Stärke: so stellet den wandelbaren, oft zwiespaltigen Interessen der deutschen Höfe, als Gegengewicht, das an sich unwandelbare Interesse der gesammte Nation entgegen. Sie will Frieden, Freiheit, Ordnung von Innen, Ansehen und Stärke nach Außen. Lasset auf den Bundesversammlungen die Abgesandten der Fürsten sitzen und den Weisungen ihrer Höfe folgen, wie bisher; aber füget zu dieser Kammer der Erlauchten eine Kammer der Gemeinen, gebildet aus den Abgeordneten der ständischen Versammlungen aller Staaten Deutschlands, mit Weisungen von diesen versehen. Nur dann erst, wenn nicht bloß einzelne Völkerschaften in ihren einzelnen Landtagen über Hausangelegenheiten reden, sondern wenn die gesammte Nation über gemeinsame öffentliche Angelegenheiten ein gesetzliches Stimmrecht führt, wird deutscher Nationalgeist erscheinen und segensvoll wirken; segensvoll, weil, unparteiisch in den Zwisten der Höfe, er nur das Gerechte wollen kann; segensvoll, weil er nur will, was der Mehrheit frommt; der Mehrheit frommen aber nur Ruhe, Wohlstand, Ehre. Und nur auf diese, auf keine andere Weise, gewinnt ihr, statt staatsthümlicher Einheit, die ihr ohnehin nicht zuwege bringt, Besseres: die Macht nämlich der Einigkeit, der Erhalterin aller Staaten. Nur auf diese Weise wird der Schwächere geborgen stehen gegen Gewalt

der Stärkern, unter dem Schilde der Nationalmeinung; und jeder Bundeskrieg gegen fremden Angriff empfängt so schreckenvolle Stärke eines Volkskrieges."

Wie lockend dies Bild auch denen scheinen mochte, welchen die innigere Verbrüderung deutscher Völkerschaften zu einer großen Familie über Alles galt, verachteten es doch diejenigen, welche sich einer größern Vertrautheit mit der Natur der Staaten, des Geschäftsganges und des menschlichen Herzens bewußt waren. „Wenn nicht schon, sprachen diese, die Geschichte der Nationen die Eitelkeit solcher Träumerei gezeigt hätte, würde es doch die Vernunft thun. Allerdings ist über Gesetzgebung und Haushalt eines einzelnen Landes die Stimme des Volkes in ständischer Versammlung nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst heilsam zu hören. Da schadet auch nicht die Langsamkeit der Berathungen, oder die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Anderes aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?"

„Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das größere: Umsturz aller bisher bestandenen Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundlagen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führten? Auch sah wirklich die Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Bei-

spiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schweizer anführt, gibt nur Urkunden seiner Unwissenheit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten ist die Selbstherrlichkeit des Volks in die einzelnen Staatsversammlungen, General-Courts, großen Räthe und Landsgemeinden übergetragen. Diese folglich sind die Souveräne, und eben nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongreß und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als Souveräne, in Händeln ihres Gleichen."

„Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener staatsthümlichen Mißgeburt glauben? Wer, daß die Völker- oder Ständeversammlungen wider ihre eigenen, im Zwist begriffenen Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl gar zur Vollziehung derselben Hand bieten würden? Könnten sie es, so geschähe es auf dem Wege der Empörung. Wer will den auf Deutschlands Boden? — Oder wer will glauben, daß jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrieden gewähren werde, wo zu streitenden Interessen der Fürsten noch streitende Nationalvortheile und Nationalnebenbuhlereien geworfen werden? Forschet in den Geschichten der Bundesrepubliken Judäa's, Griechenlands und Helvetiens, — zu jung steht Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch selbst die Selbstherrlichkeitsrechte übten, der innern Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!"

---

11. Vielartiges Urtheil über den deutschen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeversammlungen. Stärkere Regsamkeit des Volkswillens. Schriftstellerische Fehden.

Unter diesem und anderm Widerspruche von Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ward die Verfassung des deutschen

Bundes, in der Gestalt, wie sie aus den Berathungen des Wiener Kongresses hervorstieg, wie vorauszusehen war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Vertrauen. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus Grundsätzen ehemaliger Reichsverfassung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgestattet, gegenwärtigen Verhältnissen am entsprechendsten sei; daß man nicht waglings oder versuchsweise Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauschen dürfe; daß eben dieser leise Uebergang zum Bessern dem sprunglosen Naturgange der Dinge zusage; daß ein Bund, zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtstätten gefunden haben, die bei verminderter Vollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, köstliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommnung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich schon damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten nämlich aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen. Einige forderten nur das ihnen Entrissene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zuwachs, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke,

nähergelegene, oder Ausründungen durch Umtausche. Durch so viele vorhergegangene gewaltsame Willküren, Zerreißungen des Altzusammengehörigen, und Verknüpfungen des sich Fremdgewesenen war neue Ausgleichung nothwendig; unvermeidlich dabei zwischen den Höfen mancherlei Mißverständniß. Die deutschen Völker aber sahen mit Ungeduld dem Ausgange der langen und wichtigen Unterhandlungen entgegen, von welchen ihr künftiges Loos bestimmt werden sollte. Sie sahen sich, erst vom Kriege zerstört, nun unter einstweiligen Verwaltungen schwankend. Sie sahen ein Königreich, den Sitz eines uralten Stammvolkes der Deutschen, getheilt werden; wer konnte von nun an wissen, was seiner eigenen Heimath verhängt sei? Sie sahen Oesterreich und Bayern (Jänner 1816) sogar wider einander in Waffen erscheinen. Alles dies machte die Herzen verzagt, oder diejenigen unwillig, welche schmerzte, daß man Liebe und Treue zu angestammten Fürsten predige, während man nicht nach Treue der Herzen, sondern nach Anzahl der Köpfe, Geviertmeilen und Einkünfte rechnete.

Dies Alles begab sich aber in derselben Zeit, als den Nationen zuerst der Inhalt des europäischen heiligen Bundes kundgethan wurde (Jänner 1816).

Nach jenen entsetzlichen Erschütterungen, durch welche die sittliche Welt gleichsam aus ihren Achsen gehoben, Alles Heilige, Gerechte, Erhabene und Theure niedergeworfen, selbst der letzte Schein des Anständigen vernichtet war, sehnte sich die Welt mit doppelter Inbrunst zur Schonung der Völker und ihres Völkerrechtes, und nach einer religiösen Staatsweisheit der Fürsten. Der heilige Bund war diesen Seufzern entgegengehend: aber unter jenen Ländertheilungen stillte er sie nicht, und ward selbst Vielen durch sein Erscheinen in solcher Zeit verdächtig. Die Wenigsten mochten in ihrer Trauer erwägen, daß das unter tausend Schmerzen entstandene Chaos Deutschlands ohne neue

Schmerzen und Verletzungen nicht wieder geschieden, und zu einer bleibenden Ordnung der Dinge neu gestaltet werden konnte, wie es doch werden mußte. Einige nannten, in ihrem regewerdenden Unglauben an das Besserwerden der Dinge, jenen christlichen Fürstenverein nur die Frucht flüchtiger Aufwallung frommer Gefühle; Andere ihn eine vorbereitende Stiftung gegen die Macht der osmanischen Pforte; Andere hielten ihn, nach nun vollbrachter Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs, sogar für das Sich=Wort=Geben der Souveräne gegen den wachen Geist der Völker. — Edelsinniger Alexander, von Millionen deiner Zeitgenossen verkannt, dich wird (der Glaube an das Fortschreiten der Menschheit verheißt es) ein besseres Jahrhundert verstehen! Dieser Bund, weniger ein Bund, als ein vor Welt und Nachwelt ausgesprochenes Gelübde derer zu Gott, die Gott den europäischen Völkern zu Vorstehern gesetzt, und die er in schweren Zeiten geprüft hat, wird in der Menschheit, wird in den Gemüthern der Fürsten wenigstens den Gedanken verewigen, daß frommer Sinn und frommes Sein in Gott die festeste von allen Grundlagen, segengewährende Staatsklugheit sei.

Das lange verzögerte Erscheinen einer Bundesversammlung zu Frankfurt am Main; dann nach ihrer Eröffnung (am 5. November 1816) der für die Ungeduld der Völkerschaften zu langsame Schritt ihrer Verrichtungen; dann ihre Bedenklichkeit, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar zu gewährleisten; daneben der Machtspruch des Kurfürsten von Hessen, mit welchem er beim Wiedereintritte in sein Land (14. Jänner 1814) sämmtliche Inhaber gekaufter Kammergüter und Gefälle, ohne alle Rücksicht, vom rechtmäßig erworbenen Besitze verstoßen hatte, ohne daß nun der Bund den Beeinträchtigten Hilfe bot, vermehrte den öffentlichen Zweifel an bessere Tage.

Theils dies, theils die Verschiedenheit der Wünsche über das,

was den einzelnen deutschen Staaten am nächsten lag, nämlich über ihre eigenen künftigen Verfassungen, ward fast ausschließlicher Gegenstand aller Gespräche im bürgerlichen Leben, zahlloser Zeitungen, Flugschriften und größerer Werke, neuer Gährungsstoff der von Furcht gepeinigten Gemüther

Zwar bezweifelte man wohl nicht die Aufstellung ständischer Verfassungen; die Fürsten zum Theil selbst hatten sie feierlich verheißen, und im Grundgesetze des deutschen Bundes lag offene Zusage: aber auf welche Art und Weise die Zusage erfüllet werden werde, ob als Gnadengeschenk, oder als Vertrag zwischen Landesherrn und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürgers, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verschiedenen Kammern? ob mit Unterschied bevorrechteter oder unbevorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherstellung lehenthümlicher Landtage, wie im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Meklenburg, im Königreiche Sachsen und in Hannover sich zu bewähren schien? — das ward die vielbesprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weitaus die große Mehrheit, wenig bekümmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehensherrschaft, das wünschte, was dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Länder und der jetzigen Gesittungsstufe der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche vom Siegeskampf gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar, daß Deutsche, nachdem sie den überwundenen Feinden, mit dem alten königlichen Thron, zugleich eine freiere Verfassung hatten erringen helfen, nur für sich selbst auf den Genuß edlerer Staatsordnungen verzichten sollten. Der Gedanke empörte den in kriegerischen Triumphen wieder rege gewordenen

Stolz. Deutschthum stand in der Brust von Millionen noch immer dem Franzosenthume entgegen. Freies Deutschthum ward die Losung der Jünglinge auf den Hochschulen. Gleich den Vorfahren im Mittelalter ließen sie sich ihren Bart wachsen, und legten sie Tracht jener Zeit an, in welcher sich ihnen die schöne Eigenthümlichkeit grunddeutschen Wesens am herrlichsten verkündet zu haben schien. Mit Stolz trug der im Befreiungskriege aufgebotene Landwehrmann seinen Waffenrock. Die Jugend trat auf Turnplätzen zusammen, hier für neue Tage deutscher Noth und deutschen Ruhms die Glieder stark und gewandt im Streit zu machen. Die Menge gab Beifall.

Diese lauter ins öffentliche Leben hinaustretenden Aeußerungen dessen, was sich in Herzen regte, dazu die kühne Sprache der Menschen im geselligen Umgange, wie der Schriftsteller in ihren Werken, erregte bald Besorgniß bei den höhern Ständen. Denn solch ein Ton war zu keiner Zeit in Deutschland erhört worden. Was man wohl anfangs, in Tagen kriegerischer Verwirrung, nachsichtig gestattet hatte, oder was man nicht hatte verhindern können, als die Nation das Napoleonische Joch brach, und Alles dem einzigen Ziele Aller entgegenstürmte: das schien den Höfen, nach hergestelltem Frieden, unziemlich, oder Ordnung und Ruhe gefährend. Die Freude über wieder errungene Unabhängigkeit vom Auslande schien ihnen in ein trotziges Fordern größerer Unabhängigkeit im Innern auszuarten, und, würde nicht zeitig gewehrt, bürgerliche Unruhen vorzubereiten. Am meisten fürchtete der Adel Gefahr für seine alterthümlichen Rechtsame. Er drängte sich deshalb enger zusammen, in fester Verkettung dem allfälligen Sturme zu stehen; er drängte sich enger zu den Thronen. Auch er hatte Fürsprecher seiner Sache. Diese bewirkten jedoch mehr nur Aufrechthaltung seines eigenen Muthes, als Veränderung in der allgemeinen Stimmung der untern Stände, das heißt, der Volksmasse.

Die aus solchen widerstrebenden Umständen entstandenen Reibungen trübten fast jede Heiterkeit des Urtheils, und weckten auf allen Seiten leidenschaftliche Gesinnungen und Vorwürfe. Schriftstellerische Fehden über staatsthümliche Verhältnisse wurden zahllos und nicht immer mit derjenigen Besonnenheit und Würde geführt, welche öffentlichen Handlungen und Worten geziemend ist. Während die, welche des Volks oder Bürgerthums Ansprüche verfochten, die Ansprüche des Adels mit Spott und Ernst, als zeitfremde Anmaßungen und staatsverderberische Vorurtheile, bestritten: wurden sie selbst hinwieder als ehrgeizige Staatsumwälzer, Volksverführer und Verpflanzer der Jakobinerschaft auf deutschen Boden dargestellt, sogar ruchloser Anschläge gegen die Throne, und geheimer, gefährlicher Verbindungen verdächtigt. Ja, ein preußischer Staatsdiener behauptete in offener Schrift, die er mehrern Fürsten übersandte (1815), daß jener einst zum Sturz Napoleons gebildete, sittlich-wissenschaftliche Verein oder Tugendbund, noch immer, obgleich durch das Gesetz schon gehoben, im Geheimen fortdaure, wenn nicht in alter Gestalt und mit erstem Zweck, doch in andern Verbindungen und mit neuen staatsthümlichen Zielen; daß aus solchen furchtbaren Verbindungen das wilde Predigen des Deutschthums, das Schmähen vaterländischer Regierungen, das Verwirren der Volksbegriffe über Recht und Pflicht herstammten; daß wahrlich, wenigstens im preußischen Volke, keine Begeisterung für Thron und Vaterlands-Unabhängigkeit zum Aufstand gegen Napoleons Gewaltherrschaft gerufen habe; sondern ein ruhiger, und um so rühmlicherer, Gehorsam gegen den königlichen Befehl bewirkt habe, daß Jeder mit nüchternem Sinn für Bürgerpflicht die Waffen genommen, und seine Opfer gebracht.

Die Achtung, welche dieser Mann erworben hatte, verlieh seinen Worten Gewicht. Während aber die Monarchen von Preußen und Würtemberg ihn belohnend mit Orden schmückten, indem sie

die Güte seiner Absicht, wie seinen Muth anerkannten, erschien er in den Augen der Gegner als Verleumder schuldloser Menschen, ja des preußischen Volks selbst, und als Stifter eines unseligen Argwohns des Landesherrn gegen Unterthanen. Eine lange Reihe der Schwergekränkten trat wider ihn in Flugschriften auf, sowohl zu eigener Rechtfertigung, als zur Rettung der Wahrheit überhaupt. Und mit großer Erbitterung ward die Fehde geführt, daß der König von Preußen endlich Schweigen befehlen mußte. Der König selbst zwar, so lautete es in der Verordnung (6. Jänner 1816), habe in den Tagen allgemeiner Unterdrückung die geheime Gesellschaft des sittlich-wissenschaftlichen Vereins genehmigt gehabt, nun aber, da das Vaterland gerettet worden, sollten alle Staatsbürger einen Zweck nur haben; — geheime Gesellschaften seien verboten fortan; — und bei Geld- und Leibesstrafe solle nichts mehr darüber gedruckt werden, weil der Streit unziemlich geworden und beunruhigend.

---

42. Entgegengesetzte Ansichten über des Adels bisherige Vorzüge.

Allerdings waren es die obern Stände, besonders die zahlreichen Geschlechter des niedern Adels in Deutschland, welche sich bei den bevorstehenden innern Einrichtungen am meisten durch das allseitig wider sie erhobene Wort bedroht sahen.

Es hatten vor Jahren (1806) durch einen Napoleonischen Gewaltspruch weit über siebenzig altfürstliche, gräfliche und andere hohe Geschlechter Deutschlands, welche weiland, gleich den übrigen Ständen des Reichs, unmittelbar unter Kaiser und Reich gestanden waren, und mehr denn anderthalb Millionen Unterthanen beherrscht hatten, ihre landesherrlichen Rechte eingebüßt, und waren den-

jenigen der ehemaligen Mitstände unterworfen worden, in deren vergrößerten Landen ihr Gebiet gelegen war. Nun hatten seitdem römisches Reich und Kaiser aufgehört zu sein. Unter verwandelten Verhältnissen war volles Wiederherstellen des Vergangenen unmöglich geworden. Darum hatten die Stifter des deutschen Bundes billig ihnen, denen keine selbstherrliche Hoheit zurückerstattet werden konnte, wenigstens noch die gewohnten Ehren, Vorzüge und Besitzthümer unverletzt bewahrt, insofern diese mit den Landeshoheitsrechten der Souveräne vereinbar sein mochten, in deren Reichen sich ihr altererbtes Gut befand.

Aber dunkel blieb noch, welche Rechte ihnen in den einzelnen Staaten selbst, zumal in Bezug auf Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung, zu gewähren seien. Noch weit mehr war des niedern Adels Loos unklar, welcher längst schon am Bürgerstande seinen gefährlichen Nebenbuhler gefunden.

„Unsere Vorzüge oder erblichen Rechtsame sind, so sprach er, Rechte, und darum in der bürgerlichen Gesellschaft unantastbare Heiligthümer, wie die Rechte jedes Andern. Sie uns rauben, heißt: den Adel selbst ausrotten durch Gewalt und Ungerechtigkeit, und einen der ehrwürdigsten, verdienstvollsten Stände in seinem Gut und Eigenthum verderben. Viele der Unsern hatten bis jetzt nicht nur Hof- und Ehrenvorzüge, ausschließliche Ansprüche auf Orden, Pfründen und höhere Aemter beim Heere und im Staate, sondern auch hie und da privilegirten Gerichtsstand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, Jagd- und Frohnrechte, auch leibeigene Angehörige. Hier ist wirkliches, wohlererbtes Besitzthum! Wer da anräth, uns aus demselben zu verstoßen, kann mit gleichem Fug vorschlagen, den Bürgersmann aus seinem eigenen Hause zu verdrängen. — Neue Staatsverfassungen, sollen sie nicht mit umwälzerischer Schuld, sondern rechtlich gegründet werden, müssen mithin auch die Rechte unsers Standes ehren.

Und nicht Pflicht ist dies allein gegen uns, sondern gegen den Staat, damit die unerhörten Anmaßungen des Bürgerstandes zu allen Zeiten einen bleibenden Damm finden, woran die Wogen zerschellen. Ist aber der niedere Adel einmal gebrochen, dann wird auch der höhere in die Tiefe niedergezogen werden. Daher ist's Zeit, daß man, sollen Monarchien bestehen, den Standesunterschied des Adels und den Begriff von Familienrang gelten lasse."

„Allerdings muß in republikanischen Verfassungen," so sprachen die Schutzredner des Adels ferner, „Gleichheit aller Familien im Volk stattfinden, und kein anderer Rang, als welchen das Amt ertheilt. Denn in jenen Staaten ist das Volk der Souverän, und keiner des Volks kann, als Glied des Souveräns, einem andern Gliede erbliche, höhere Vorzüge einräumen, ohne sein eigenes Staatsbürgerrecht unbesonnen zu schmälern. Wir aber sind Genossen monarchischer Staaten, in denen die Souveränetät von Geburtswegen Eigenthum einer einzigen erlauchten Familie ist. Schon damit wird der Begriff von Geburtsrechten hier verfassungsmäßig und vom Begriff der Monarchie untrennbar. Denn es beruht, obschon in untergeordneten Abstufungen, der Stand der Adelsgeschlechter auf gleichen Gründen, wie der Stand des landesherrlichen Geschlechts selbst. Könnet ihr beweisen, daß Vorzüge der Geburt ungültig seien: so könnet ihr's, wie vom Adel, auch vom Fürstenstamm sagen. Könnet ihr rechtfertigen, daß der Adel von Geburtswegen keinen Vorzug behaupte, zurücktrete in den großen Haufen des Volks, und jedem Platz mache, der sich durch Glück, Umstände und Geistesgaben an seine Stelle erhebt: so werdet ihr mit denselben Beweisen auch darthun, daß der Thron nicht nach dem Recht der Geburt, sondern nach dem des persönlichen Verdienstes vergeben werden müsse. Darum untergraben alle diejenigen, welche wider des Adelthums angestammte

Vorzüge eifern, die Grundsäulen der Monarchie, weil sie die Achtung für alle durch Geburt erworbenen Vorrechte vernichten."

„Keineswegs," fuhren die Vertheidiger des Erbadels fort, „keineswegs liegt in unserm Sinn, irgend einem Verdienste seine Kronen zu rauben. Wir selbst, unsere Söhne werben um dieselben. Keineswegs liegt in unserm Sinn, den Fürsten das Recht abzusprechen, hochverdiente Bürger in den Rang der Adelsgeschlechter zu heben; unsere Altvordern traten mehr oder minder auf ähnlichem Wege in den Besitz der uns hinterlassenen Vorzüge. Aber Verdienst und Adel stehen einander weder feindlich gegenüber, noch sollen beide Begriffe, wie gleichbedeutende, verwechselt werden, so wenig, als Tugend und Reichthum. Oder wollet ihr Gleichheit der Güter einführen, und den Reichen ihr ererbtes Vermögen nehmen, weil nicht alle Reichen zugleich die Tugendhaftesten sind? — Uebrigens, welche Verfassungen ihr auch wollet, immer werdet ihr in der Monarchie eine Stufenfolge des Ranges behalten müssen, nicht nur die des amtlichen Ranges, sondern auch des erblichen von Geburtswegen. Denn gleichwie die fürstliche Hoheit kein Amt, sondern ein Geburtsrecht ist, so ist auch der Adel kein Amt, sondern ein dem fürstlichen verwandtes Geburtsrecht. Diese durch Vererbung in den Geschlechtern bleibenden Abstufungen sind dem Wesen der Monarchie eigenthümlich, und dienen zur Befestigung der monarchischen Verfassung. Die höhern und tiefern Amtsstufen sind wandelbare Erscheinungen, und können nach Bedürfniß vermindert oder vermehrt werden. Wenn daher zu allen Zeiten Monarchen den Geburtsadel unterstützten, oder, wo er nicht war, ihn schufen, wie selbst Napoleon, als er eine Republik in ein Kaiserthum verwandelte; — oder, wenn der Adel sich die stärkste Säule der Monarchie, ihren festesten Damm gegen demokratisches Wogen nennet, so wundert euch nicht; Beides ergab sich nothwendig aus der Natur der Sache

selbst, und das dunkle Gefühl des Nothwendigen leitete sicherer, als die Schulweisheit theoretischer Staatskünstler."

Diesen Behauptungen widersprachen die Gegner und sagten: „Es ist bei uns nicht Rede, das Grundwesen monarchischer Verfassungen zu zerstören, sondern zu stärken. Das Grundwesen derselben ist: daß Einer Herr sei. Nicht aber ist das Erbrecht der herrschenden Familie auf ihren Thron durch die Natur der Monarchie selbst so sehr, als durch angestammten Landesbesitz und durch die gesicherte Ruhe und Glückseligkeit der Völker nothwendig. Denn es gab Monarchien ohne erbrechtliche Thronfolge. Aber man erschrak vor den Verwirrungen und Uebeln der Wahlreiche. So ist denn also das Geburtsrecht des fürstlichen Geschlechts nicht durch das Herkommen allein, sondern auch durch das Bedürfniß fester Ruhe bei Thronerledigungen unantastbare Nothwendigkeit. Daher irren diejenigen, welche ihre ererbten Vorrechte auf gleiche Linie mit denen des fürstlichen Stammes erheben. Ohne Erblichkeit des Throns ist keine Festigkeit des Throns und der Staatsruhe. Aber daß Monarchien auch ohne erbliche Vorzüge einzelner Unterthanen festbestehen, ja, an innerer Kraft gewinnen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und gesunder Menschenverstand.

„Es ist unbillig, dem Adel seine Titel und Namen, sein Besitzthum an Gütern und Rechten darauf streitig zu machen. Dies sind einfache Rechte, wie sie jedes Mitglied eines Staates besitzt, keine Vorrechte. Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenschaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menschen menschlicher zu werden, gleich andern Landesgenossen sich, zum größern Vortheil des Staats, geistigen und häuslichen Wohlstand zu bauen; — jene Vorrechte, durch welche der Fürst in seinem Majestätsrecht beschränkt, und der Staat seiner trefflichsten Mittel

beraubt wird, wenn, bei Besetzung der ersten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenschaften gelten soll: jene Vorrechte sind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müssen, weil sie Beleidigungen der Menschheit, Lähmungen der eigenthümlichen Staatskraft, Eingriffe in die Befugnisse der Monarchie sind.

„Freilich auch diese Vorrechte sind Rechte gewesen, aber ihrem Wesen nach veränderliche Rechte, weil sie nur aus dem Bedürfniß eines gewissen Zeitalters entsprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters ist nun anders, und was ehemals für Einzelne Recht war, ist jetzt zum Unrecht für Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rücksicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfnisses, alle ehemaligen Stiftungen noch für unsere Tage als rechtsgültig erklären: so stellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es gewesen, wieder her, so ihr das vermöget.

„Jenem hohen, einst unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterschaft ist der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrschaft, steht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch seine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar gewesene Adel aber, auf einen alten Stammbaum oder jüngern Adelsbrief gestützt, dankte seine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als seinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geistes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tausende des Bürgerstandes gleich oder zuvor. Daher ist vergebens, durch Kunst einen Unterschied zu erzwingen, welchen die Natur der Umstände schon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbstversäumung durch die Zuversicht, das, was durch Verdienst erworben werden sollte,

vermittelst Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel sinken gemacht.

„Landstände sollen sein, nicht um Rechte einzelner Volksklassen gegen den Thron zu verfechten, sondern den Landesherrn durch vielseitige Kenntniß, Erfahrung und Ansicht, in der Gesetzgebung zur Verbesserung des gemeinen Wohls zu unterstützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigsten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeversammlungen geben, wenn der Fürst nicht das Wesentliche über das Zufällige verlieren soll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienst von selbst. Wenn aber, während Verdienst und Tugend des Vaters kein Erbgut sind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienst nie hatten: verspottet der Gesetzgeber den gesunden Menschenverstand an seiner eigenen Person. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegenere Einsicht und Kraft. Wird der Fürst verfassungsmäßig gezwungen, sie nicht, frei aus Allen wählend, dieser Geistesüberlegenheit, sondern einer bestimmten Anzahl Familien als ausschließliches Recht derselben, zu ertheilen: so geht die Monarchie in Aristokratie unter, und nicht die Weisheit des Fürsten, sondern das Spiel des Zufalls entscheidet Wohl und Weh seines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Besteurung der adelichen Güter ist nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienste leisten, als der Adel, sondern sie ist Schwächung der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes."

Mit diesen und ähnlichen Gründen bestritten sich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutschland. Preußens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Gesetzbuch dem preußischen Landrecht vor, in welchem letztern der Adel noch als erster Stand des Staats erscheint. Die Gesetzgebung war, wie andere Wissen-

schaft, in neuern Zeiten fortgeschritten, und die Nationen hätten die Wohlthat dieser Fortschritte empfunden.

---

13. Das Benehmen der Höfe im Streit über des Adels Werth.

Während dieser Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfsinn und Witz und mit allen Kunstgriffen der Beredsamkeit geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, sondern unmittelbar das Volk den schweren Rechtsstreit zu entscheiden, war die ruhige Haltung der Fürsten dabei beachtungswerth. Mit weiser Mäßigung, und mehr durch That, als Wort, — nicht plötzlich, sondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entschieden sie den alten Hader. In der That konnte bei demselben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adelicher, so unparteiisch sein, als der Fürst selbst, weil er über beide und den Gegenstand der Streitsache erhaben stand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenseitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wäre, bewiesen mehrere Fürsten Deutschlands, daß ihnen nicht gelegen sei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefsohn des Staats zu behandeln. Nicht sowohl durch gesetzliche Bestimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten, behielt der Adel an den Höfen sein früher genossenes Ansehen. Hin und wieder, wo er früher den Besitz gehabt, wurden ihm Patrimonialgerichtsbarkeit und besonderer Gerichtsstand gelassen, oder Majorate zu stiften gestattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreißen, die einst erhaben über den Bürgern, jetzt mit diesen, der That nach, schon auf gleicher Linie standen. Das Geschehende schien gleichsam nur von der Natur der Verhältnisse geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeschlechtern

verblieb, vor der Strenge staatsrechtlicher oder staatswirthschaftlicher Grundsätze nicht ganz gerechtfertigt werden konnte, suchte es in der Macht vorhandener Umstände Entschuldigung. Denn unter und mit diesen edeln Geschlechtern waren die Fürsten erwachsen; sie kannten deren Namen und Verhältnisse besser, als jener Würdigen des Bürgerstandes, und an die wohlbekannten Namen knüpften sich manche Erinnerungen von der Freundschaft ihrer eigenen Altvordern mit den Vätern jener Geschlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beschränken, zogen sie auch die Söhne des Bürgerstandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigsten Geschäfte des Staats. Sie erhoben diese in den Stand der Edeln, Freiherren und Grafen, nicht um sich selbst über deren Herkunft zu täuschen (vielmehr beurkundeten sie damit, daß bloße Abstammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundschaft gebe), sondern um sie an Würde den übrigen Genossen ihres Umgangs gleich zu stellen, und den bisher an europäischen Höfen gegoltenen Begriffen von persönlichem Rang, zumal bei diplomatischem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den untersten Ständen, gewisse Formen des Anständigen im Umgang oder Geschäftswesen berücksichtigt werden, so dürfen sie auch von Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachlässigt sein.

Inzwischen auf diese Weise dem Verdienstvollen aus bürgerlichem Stande — in mehrern deutschen Staaten gesetzlich sogar — das Recht und der Weg zu allen und den höchsten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals fast ausschließlich nur dem Adel zustand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben so sehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelstandes anzuspornen, ihrer Verhältnisse jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerstandes zu reizen, durch aus-

gezeichnetes Verdienst um Thron und Staat in jene Verhältnisse einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundsatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre sei, welche, wie in Republiken die strenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Wesens bleibe.

Die alten, dem Staate eben so nachtheiligen, als das Menschengeschlecht entweihenden Befugnisse der Adelschaft verschwanden dabei hin und wieder von selbst. Die Fürsten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß sie Personen oder Güter des Adels vom Mittragen der öffentlichen Lasten hätten entbinden, und diese auf die Schulter der untern Volksstände allein wälzen sollen. Denn diese ist die allesernährende Klasse; sie darf am wenigsten entkräftet werden. Sie ist der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht stehen, geschweige kraftvoll einherschreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in jenen deutschen Gegenden zu begehren, wo sie Gustav Adolph IV., König von Schweden, einst aufgehoben hatte, wie ernst und entschlossen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen solches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf schonende Weise den künftigen Rechtszustand der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände festgestellt. Diese, durch die Gewalt des Eroberers von Deutschland ihrer Landesherrlichkeit verlustig, hatten damit nicht ihren Landesbesitz, nicht ihre angestammten Ehren verloren. Und diese wurden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitschuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten sie kaum leisten, ohne, mit Zerreißung aller seitdem entsprungenen Veränderungen, Deutschland in neue Verwirrungen zu stürzen. Was geschehen ist und geschieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menschen,

nicht nur unter dem höchsten Gebot seiner sittlichen Natur, sondern auch unter dem Gebot des Schicksals und der Zeit beachtet werden.

---

14. Wachsende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutschen Gewerb- und Handelsstandes. — Theurung. — Religiöse Schwärmerei. — Kirchliche Besorgnisse.

Es ist kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des gesammten Deutschlands würde Beifall gejauchzt haben, wenn den Fürsten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundsätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer viele bisher geleitet gewesen waren, und die sie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber ihre einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entscheidendsten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren staatsbürgerliche Rechte sprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb Unruhe in den Meisten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht siegenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieser Furcht standen viele andere Besorgnisse der Menge, aufgeregt durch wohl- oder übelgedeutete Erscheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigener Noth. Noch war in allen Deutschen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch sah man für jede Zukunft keinen stärkern Widerstand angeordnet und keine engere kriegerische Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüstet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte man sich dennoch mit der Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererscheinung. Tadle Niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben seine Aecker, seine Hütte, seine Blutsfreunde verschlungen sah, wenn er bei jedem fremdartigen

Geräusch, als vor Rückkehr einer Begebenheit schaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürsten, solchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigste scheinen sollen. — Von der andern Seite schmerzte es diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinsamen Vaterlandes, in schweren Zeiten der Entscheidung, die Waffen genommen hatten, wenn sie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienste, oder ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt sahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, sie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurhessen, aus unenthüllten Ursachen, sogar verboten ward (Jänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem sie einst bereit gestanden waren, für ihren Landesfürsten Leib und Leben zu wagen. Solches schlug die stolze Freudigkeit vieler Tausende nieder, die — hätte sich in solchen Augenblicken neue Gefahr von außen her angekündigt — vielleicht schwerlich zu ehevoriger Begeisterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergestellten Weltfrieden hatte der deutsche Landmann, Handwerker und Gewerbsstand fröhliche Wiederkunft verkehrvoller Zeiten, reges Aufblühen des zertretenen Wohlstandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand seine Hoffnungen von Jahr zu Jahr fast aller Orten getäuscht. Die Auflagen wurden in den wenigsten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfnisse nicht vermindert, und weil, gleich den Privatpersonen, auch die Staaten mit schweren Schulden aus der bösen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur seine eigene Beschwerde; und die Abgaben schienen ihm

härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft besaß, sie zu erschwingen.

Denn auch die Gewerbe stockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indessen Meister des Welthandels geworden war, die Marktplätze bestellte und die Preise der Waaren vorschrieb. England hatte während der Versperrung des Festlandes gelernt, sich des größten Theils der europäischen Waaren, Europa aber nicht, sich der fremden Bedürfnisse zu entschlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen zu besiegen gewesen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen ost- und westindischen Handels beruhend, stand dem Muthe europäischer Krieger unantastbar. Nun alle Länder unsers Welttheils mehr oder weniger dem britischen Kunstfleiß zinsbar geworden, ließ sich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäischen Festlande voraus berechnen. Nur Belebung des eigenen innern Gewerb- und Kunstfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortschreitenden Verfall des allgemeinen Wohlstandes wehren.

Europa dem britischen Handel zu versperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren riesenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. Der alte Reichthum unsers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, sprachen die Gewerbleute: bis einst der britische Koloß zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäische Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küstenländern Asiens und Amerika's treiben wird. Die Versuche einzelner Staaten, inländische Gewerbe durch Verbote oder Erschwerungen der Einfuhr ausländischer Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu statten kommt, schadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Aufstellung derselben im andern, und lähmen gegenseitigen Umsatz der Kunst- oder Naturerzeugnisse.

Ohne eigenes Verderben können sich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht isoliren.

Das fühlten auch Deutschlands Fürsten. Daher hatten sie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigsten und dringendsten Gegenstände, Handel und Verkehr im Innern Deutschlands, den Berathungen der Bundesversammlung vorgezeichnet. Aber Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das Erscheinen von Verbesserungen, so schnell als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherren berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus mehrern Staaten, auf den Messen und Märkten: wie der furchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelfen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland hingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommnen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermeßliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grundstücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechten u. s. w. für den Staatsschatz verlören, von den allgemeinen bundesgenössischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell nun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werks durch die Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige Hindernisse wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erst, längst schon hatte man den Nachtheil der zahllosen Land- und Wasserzölle im Innern Deutschlands für den Handel empfunden. Es ließ sich nachweisen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzosen oft weniger mit Abgaben beschwert waren, als die eigenen Naturerzeugnisse deutschen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten sich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beseitigen, und dafür einen gemeinschaftlichen Grenzzoll aufzustellen. Die Ursache davon lag schwerlich in der Gleichgültigkeit der Fürsten gegen den sinkenden Wohlstand ihrer Unterthanen, auch wohl nicht in der Unkunde ihrer ersten Staatsdiener mit dem, was Noth sei, sondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, welche die Männer vom Fach nicht zu überwinden wußten.

„Und diese Schwierigkeiten sind, sprachen Geschäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben sie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutschland ein einziger Staat, so würde er ein einziges Handelsinteresse haben können. Dies ist nicht der Fall. Es bestehen hier mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels und Wohlstandes, als Preußen; Bayern andere, als Hessen. Nicht Willkür, sondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfnisse und ihre vortheilhafteste Befriedigung vor. Was dort wohlthun kann, bringt hier Verderben. Jeder

Fürst aber sorget zuerst für sein eigenes Land, und nicht, mit Vergessung desselben, für das Allgemeine. — Daher würde es nicht schwerer sein, Portugal, Spanien und Frankreich zu einem gemeinsamen Handelsstaat, mit einerlei Mauth- und Zolllinie umgürtet, mit voller Freiheit des Verkehrs in ihrem Innern zu machen, als eben so viele von den größern Staaten Deutschlands. — Gesetzt aber, die Landesherren wollten oder könnten die besondern Interessen ihrer Völkerschaften, zum Vortheil des Allgemeinen, vergessen: so würde die Umschaffung Deutschlands in ein einziges Handelsreich nicht nur die Auflösung aller besondern Verträge der einzelnen Mächte mit auswärtigen, rücksichtlich bisher stattgefundener Handelsverhältnisse, und die Schließung neuer Uebereinkünfte zur Folge haben oder voraussetzen müssen, sondern auch in mehrern deutschen Ländern eine große, wo nicht gänzliche Verwandlung des gesammten Staatshaushaltes unvermeidlich eintreten. Denn der Ertrag der Mauthen und Zölle, welcher bis dahin vieler Orten eine achtbare Summe der öffentlichen Einkünfte bildete, würde durch eine andere Abgabenart ersetzt werden müssen, weil noch ungewiß, ja unwahrscheinlich wäre, daß dasjenige für die verlorenen Binnenzölle Ersatz leisten würde, was die um Deutschland gezogene Mauth- und Zollkette in die Kasse so vieler einzelnen Staaten abwürfe. Welche Abgaben aber wären, als genügende Stellvertreter, in Zeiten zu erfinden, in welchen durch Kriege so vieler Jahre und durch so langes Stocken der Gewerbe die Mehrheit der Unterthanen nur zu sehr erschöpft liegt?"

Wenn schon solche und ähnliche Betrachtungen den Muth des deutschen Handels- und Gewerbsstandes niederschlugen, gab man doch nicht die Hoffnung des möglichen Bessern auf. Hunderte, Tausende aus den entgegengesetztesten Gegenden Deutschlands, Fabrikanten, Manufakturisten, Kaufleute aller Art vereinigten sich

durch Unterschriften, die Hilfe der Bundesversammlung anzuflehen. „Denn, wie ungeheuer auch alle Hindernisse scheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutschen Gewerb- und Kunstfleißes entgegenwirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, sprachen sie, durch kluge Entschlossenheit besiegt werden könnte. Diejenigen deutschen Staaten, welche heute zum Gemeinbesten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehnden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht zu ihrem Vortheil, sondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutschland in fremde Weltgegenden ausströmen, kehren nie wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müssen die Grundstücke im Preise sinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menschen auswandern, andere Vaterlande zu suchen, weil sie in den ersten Heimaten nicht genug gewinnen können, um sich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen."

Wirklich sah man, auch nach hergestellter Befreiung Deutschlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge der Unglücklichen, welche nicht Uebervölkerung so sehr, sondern theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustand der Dinge, theils Begierde, in andern Welttheilen ein glänzenderes Glück zu finden, theils verführerische Gewalt des Beispiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, sich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tausenden nach den minderbevölkerten Landstrichen Rußlands; zu Tausenden über das Weltmeer in die amerikanische Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europens so viele, als aus Deutschland, aus Frankreich, aus

England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundsätze mit denen, welche daselbst durch Wiederaufrichtung des Bourbonischen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienstes neben den Arbeiten der Maschinen, die den Fleiß unzähliger Menschen überflüssig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillstand vormals blühender Gewerbe.

Zu so mancherlei Ungemach gesellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regnerische, kalte Witterung einiger hinter einander folgenden Jahre und der daraus entspringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theurung der ersten Lebensbedürfnisse, in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, als Kapitalisten, Handwerker und Tagelöhner, zu beklagen; jene blieben ohne Zins, diese, beim Mangel des Verdienstes, ohne Mittel zur Herbeischaffung der ersten Nothwendigkeiten. Zahllose Haushaltungen versanken in Schulden. Die Fürsten waren nicht reich genug, so vielem Uebel zu steuern. Sie verordneten, nur besorgt um die eigenen Unterthanen, Getreidesperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und so, alles sich nur auf sich selbst beschränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theurung (1816 und 1817) hatten auf die Stimmung der deutschen Völkerschaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit mehrte sich. Jede Abgabe ward beschwerlicher. Man zählte die Kornwucherer. Man suchte sie unter den Reichen und Großen. Man klagte über die Beamten. Man schrieb den Mangel des Unentbehrlichsten weniger der Ungunst der Witterungen, die man kannte, als den Maßnahmen der Regierungen zu, deren beschränkte Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht immer kannte. Das ist gemeinlich des großen Haufens Weise,

daß er, im Gefühl eines Schmerzes, seinen Zorn am liebsten gegen das ausläßt, was näher und erreichbarer steht.

Schlechte Nahrungsmittel, Bangigkeit um Gegenwart und Zukunft, verzehrten Muth und Zuversicht der Einen; tägliches Hören der Klagen erschütterte das Gemüth der Andern. Es verbreitete sich düsteres Wesen, welches, zumal in untern Volksklassen, gern religiösen Schwärmereien geneigt macht. Da zogen Propheten durchs Land und erschreckten mit Weissagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von Bußreden der umherwandelnden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Pöschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Bekenner; da von Andachtsübungen des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen, und Andern mehr.

Seltsam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in gebildeten Ständen durch angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur Liebe des Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildetere und Ungebildetere mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht.

Während hier sich mehrerer Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit heiliger Rührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehen, indem man Papstthum und katholische Kirche, oder Glauben und römische Kurie strenger von einander zu scheiden versuchte. Die Wiederauferstehung der Jesuiten in

Italien; das Erscheinen der Inquisition in Spanien; die Zerreißung des alten deutschen Bisthums Konstanz und Nichtwiederbesetzung des erledigten Stuhles desselben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römischen Hofes durch Nunziatur und Generalvikariat auf die katholische Schweiz; die unwürdige Behandlung Wessenbergs, eines hochgeachteten deutschen Prälaten, der seine Unschuld vergebens in Rom darzuthun strebte; das der römischen Unterhandlungskunst gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikanischen Kirche erschüttert waren; ein noch größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römischen Hofes im Konkordat mit Bayern — alle diese und andere Erscheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpstlichen Kurie. Dieser schien daran gelegen, den günstigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Aengsten und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch staatskluge Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Throne und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde, noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volkes bewegte.

Der Körper der Staaten, wie der Menschen, ist sein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in sich aufneh-

men, was nicht schnell mit der Krankheit verwandt und eins würde. Die deutsche Nation war voll Sehnsucht nach einem festen, freien, ihrer würdigen, Zustande. Sie war es, nachdem sie lange unter schwankenden, knechtischen, unwürdigen Verhältnissen das Bitterste erduldet hatte, was eine Nation durch siegerischen Uebermuth erdulden konnte. Daher geschah, daß Alles, was sich ereignen, und den Theil nur, oder das Ganze Deutschlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrschende Stimmung aufgelöset, und wie ein Ereigniß für die Gesammtheit wurde.

Gleichwie jener religiöse, mystische Gemüthston der Menschen von verschiedenartiger Geistesbildung in solchem Grade mit politischen Angelegenheiten verwandt ward, daß Staatssachen, wie heilige Glaubenssachen, in frömmster Begeisterung abgehandelt wurden: eben so reizten die Einwirkungen der römischen Kurie hinwieder allgemeine Empfindlichkeit einander entgegenstehender politischer Parteien. Katholik oder Protestant, Beides ward hier einerlei; die Religion schied nicht mehr, sondern die Stellung des Vaterlandes allein beschäftigte die Gemüther. So begab sich, daß Katholiken und Protestanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römischen Einflusses in die deutsche Welt anfochten, und von der andern Seite dagegen nicht Katholiken allein, sondern auch Protestanten die Rechtsame des Papstes in alten Ehren mit Leidenschaft vertheidigten.

„Das ist“, sagten die Letztern, „das ist das Elend unsers Vaterlandes, daß der leichtsinnige Geist Frankreichs, der schon vor den Siegen der französischen Waffen unsere Höfe, unsere Gelehrten beherrschte, noch nicht vertrieben ist. Und darum können wir nicht genesen. Es muß das Alte, wie es die Väter gehabt, in seiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem Priesterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren.

Geistliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geschieden und doch sich gegenseitig unterstützend bleiben müssen. Als man einen dieser Grundpfeiler der sittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachsturz; in Frankreich geschah er. Der katholische Gottesdienst bedarf, zur Erhaltung seiner Majestät, größern Aufwandes, als die Einfachheit des evangelischen; und Einheit ist die Grundlage der katholischen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, so müsset ihr auch die der Kirche entzogenen Güter und Rechte hergestellt, so müsset ihr auch den Bestand der Hierarchie, so müsset ihr auch das ehevorige Ansehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Ansehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispensen u. s. w., durch die Ehrfurcht der Monarchen selbst vor diesen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Lasset ihr dem Papste aber von seiner Würde und kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: so wird er, den die Völker nie sehen, nie hören, bald wie ein Fremdling im katholischen Europa vergessen stehen; so wird sein Wort und Warnen ohne Macht verschallen, und die Kirche und der Glaube, ohne höchsten Schutz, Verwandlungen von der Willkür des Zeitgeistes unverweigerlich annehmen müssen. Das ist's, vor dem mit Recht der katholische Christ zittert! Diese Verwandlungen — zu viel derselben haben wir schon erfahren — was haben sie der Glückseligkeit der Welt gefrommt? Nun die Andachtsstätten der Klöster vertilgt wurden: ist das Volk denn frömmer geworden, seit es nicht mehr den Anblick jener frommen Beter genoß, welche das Beispiel der Weltverläugnung und Gottgeweihtheit täglich erneuten? Nun die Güter der Abteien und Kirchen verschleudert sind: hat sich denn der Wohlstand der Nationen vermehrt? Nun der Unterricht der Jugend den Mönchen

entzogen ist: habet ihr denn seitdem zufriedenere, ehrerbietigere Unterthanen? — Und was verlangen wir denn? was der Papst? Nichts, als was die Fürsten selbst wollen, und verkünden, das sein soll, — jedem sein ehevoriges Recht!“

Diesem entgegneten die Andern: „Ja, die Unterthanen sind, seit der Jugendunterricht den Klösterlingen entzogen ward, ihren Landesherren inniger ergeben geworden, denn sie haben aufgehört zwischen zweierlei Autoritäten zu schwanken, von denen die geistliche unablässig nach Uebergewicht trachtete. — Ja, die Nationen sind reicher geworden, seit der todten Hand unermeßliches Gut genommen und in die lebendige Hand gelegt ward, durch welche nun, was vieljähriger Krieg verödete, unendlich leichter aufgebauet wird. Sehet in Spanien das erschreckliche Gegentheil. — Ja, das Volk ist frömmer geworden, seit es nicht mehr Aergerniß am Leben der fetten Abteien nahm, sondern vielmehr durch fromme Weltgeistliche stärker zur Heiligung des Gemüths, als zur Werkheiligkeit angeleitet ward. — Auch unsere Fürsten wollen, auch wir wollen, daß Jedem sein Recht werde; aber nicht das durch Mißbrauch und Willküren angemaßte, dem Stande der Souveräne und Völker widerspenstige Recht, sondern das allein wahre und altgestiftete. Und also gelte und bleibe auch für den römischen Stuhl dasjenige Recht, was ihm, in Bezug auf deutsche Kirche, durch Satzungen der Konzilien und Kirchenväter bestimmt worden ist; nicht dasjenige, wodurch deutschen Bischöfen der edelste Theil ihrer Befugnisse, den Fürsten die Vollgewalt in außerkirchlichen Angelegenheiten der Geistlichkeit, offenbar oder geheimerweise, entzogen, und in Rom konzentrirt worden war; nicht dasjenige, wodurch Nationen abermals in die alte Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens zurückgekirrt, und von Jahr zu Jahr Sparpfennige ihres Fleißes in den Schatz der apostolischen Kammer

abgeholt werden. Auch unsere Fürsten, auch wir wollen die Einheit der katholischen Kirche, deren sichtbares Oberhaupt der heilige Vater ist. Aber die Rechtsame der Staaten beeinträchtigen wahrlich die Einheit der Kirche nicht. Oder haben denn die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche Jahrhunderte lang, selbst mit Einverständniß der Päpste, bestanden, haben sie der kirchlichen Einheit geschadet? — Und nie sind die Anforderungen Roms überhaupt unzeitiger gewesen, als in unsern Tagen. Denn, nachdem durch zwanzigjährige Kriege die fürstlichen Kassen geleert, die landesherrlichen Einkünfte geschwächt, Vermögen und Wohlstand der Unterthanen im Verfall sind, sollen wir nun Mönche pflegen, Klöster bauen oder ausstatten, und wieder gen Italien zinsbar werden."

---

15. Rückblick auf den Gang der Ereignisse, des Volkssinnes und der Parteien. Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinnes, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Völkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben wesentlich und unverhinderbar beitrug, von dem zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sei mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen gar wohl zufrieden, — führten sich oder Andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil abläugneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige Zuschauerin fremder Revolutionen, dann vom alleszermalmenden Sturme selbst ergriffen, bis ins

Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien verlustig ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigene Herz nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eigenen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuern Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen, — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen, nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbare Verbindung mit den Landesvätern erflehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volkes keineswegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug that; aber welche behaupteten: dasselbe sei bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war eben durch diese anders gewordenen Verhältnisse und Zeiten erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen

wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel empfand, nur ins Licht deutlichen Bewußtseins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sei dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den angeerbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflösung, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag — von den schönsten ihrer alten Tugenden, die einst Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unvernichtbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Völkerschaften, ward eine gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigener Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widersetzlichkeit und Aufstand sogar an Höfen glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn dieselben vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber diese Uebereinstimmung stammte eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen sich bemühten, die Fürsten, durch Vorgaukelung des Schreckbildes, zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maßregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Absichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeisterten, oder auch schon ein bloßes Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die

Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstthätige Partei, und kann es nicht sein, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schoose der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt — wir sahen es in Frankreich —, daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie und nirgends zuletzt erfolgt ist, was entgegengesetzte Parteien ertrotzen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen. innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthuungen einzelner Sprecher keineswegs der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsch des Volkes ließ sich ungleich bestimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Besteurung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsstandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlan-

gen nach festerm Friedens- und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landesherrn durch Stellvertretung; nach anständiger Oeffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreiheit, gemäßigt durchs Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechtsamen einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des Volks entfernten sich die Außenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltene neugestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt: dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Preßfreiheit. Weil sich auf jener Seite meistens Männer befanden, welche durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch diese wirksam sein konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entsprießende Stärke der Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten.

Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte aber die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Harnisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging. Wie konnte es die deutsche Jugend bleiben, sie, welche von der Natur regere Empfänglichkeit zum Geschenk hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als vielseitige Erfahrung und besonnenes Urtheil stehen? Jene Jugend, in welcher die Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche noch nicht Drang und Zwang der bestehenden Ordnung und deren verschränkte Rechte, sondern nur die Tugendbilder des Alterthums kennt? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten erkämpfen helfen. Die große Zeit hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigesellt

worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der gesammten Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr sah man auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer lodern. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen Sinn der Deutschen gegen Wagestücke fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, flammten jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil, bei wachsenden Meinungsgährungen, allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der Ruhe, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, unsichtbar geblieben waren, ja wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein mochten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß selbst die Freimüthigkeit der Tageblätter

hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüstige Zensurstrenge im Kurfürstenthume Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vorbotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen schien, die Regierungen seien eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große Verfügungen die allgemeine Neugier befriedigten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtlosen Gewaltsherrn Wille rascher fahren könne, als der, die einzelnen Rechte ermessende Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei vorlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem fürstlichen Geber, würdiges Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihre Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern

wechselten Furcht und Hoffnung für das eigene Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen, allen ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht weniger erwarten zu sollen.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche jener Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die Bedeutung des Doppelfestes, und der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Germaniens zeugen mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines kecken Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der einst die päpstliche Bulle verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften Kotzebue's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Anderer, welche, wie einst Leo X., dem Geist des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches darüber gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart, welche erst durch das, was der widerwärtige Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren zweckmäßigste Bestrafung

Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist Vernichtung des Geschehenen.

Das Getöse über und wider die Wartburgfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks. Die Seelen der Jünglinge entbrannten heftiger für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward beim Reiz des Widerstandes zur brausenden, sich jedes Wagstück vermessenden. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

---

16. Erscheinen mehrerer ständischen Verfassungen im südlichen Deutschland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelassenen Besatzungen aus Frankreich in ihre Heimathen zogen. Der Janustempel stand geschlossen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verschiedensten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und seines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Charte gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verlust der allermäßigsten Erwartung bessern Zustandes; Verschwörungen, Aufrühre; — in England stürmischer Andrang der untern Menge zur zeitgemäßern Ausbildung der Verfassung; — selbst in Italien stilles Treiben der Carbonari zur Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinsel.

So offenbarte sich, nicht in Deutschland nur, sondern in der gesammten größern und schönern Hälfte des Welttheils, unter

denjenigen Nationen, deren Geistesbildung festen Fortschritt gethan, beharrliches Treiben, den Zwang vieler dem Alterthum entstammenden Formen zu lösen. Dies gleichzeitige Gähren unter einander fremder, selbst feindseliger Nationen bewies wenigstens, daß allerdings in bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geistesreife neuer Zeit liegen müsse. Lebhaft widersprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerspruch beschwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewaltmaßregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu gefährlicherm Grimm, oder zur vorsichtigern Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, um, wenn sich der Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause den schleichenden Schwamm zu wissen, welchen, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl tilgen möchte, aber doch nicht, ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Zimmer, vertilgen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Bedürfniß sie zum Theil anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Ihrigen durch Aufstellung ständischer Verfassungen. Welches Unbequemliche ihnen auch Anfangs wohl das junge Wesen zeigte: es offenbarte ihnen aber zugleich das gesichertere Loos der Gesammtheit; das Wachsthum eigener fürstlicher Stärke durch engeres Einssein mit dem Volke; die höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem freiwilligen Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, Nassau, Hildburghausen, Bayern und Ba-

den führten in kurzen Zwischenräumen volksvertretende Verfassungen ein, daß fast das gesammte südliche Deutschland sich in staatsthümlicher Wiedergeburt verjüngte. Auch in Würtemberg, wie schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern Provinzen mit einander zu vermählen, blieb Hoffnung grün, daß endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden werden würden. Denn König Wilhelm selbst wollte seines Volkes Recht und Freiheit, weil er mit Recht darin seines Thrones Glanz und Größe sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in Form und Inhalt mannigfach aus einander, je nach den eigenthümlichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den verschiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbar Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Versammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben die Befugnisse kärglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade beschränkt, daß einem unternehmenden Minister Gewißheit blieb, sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich der Zwist dessen, was nöthig war, mit dem, was herkömmlich galt: Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher Scheidung der Versammlung in zwei Kammern, daß in der einen der Grundsatz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz freier Volkswahl sich Gegengewicht halten sollte. Ja, im Großherzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, der wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt hatte, noch ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vor-

mals mittelbaren, landsässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu bringen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revolutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopferten. So, mit heiliger Scheu vor jedes Einzelnen anerkanntem Rechte, hatten einst die schweizerischen Eidgenossen ihre Staatsverfassungen ausgebildet; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen von schreckenreicher Ge-

setzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkür eines Einzigen (Thronsdespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Bayern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sei. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, traten fremd vor der Nähe einiger großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten sich die ersten Blüthen einer in Deutschland bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredsamkeit. In Städten und Dörfern wurden geschehene Vorträge mit Begier gelesen und beurtheilt. Die Interessen des Volks und Thrones schmolzen zusammen in jeder Brust. Die Vaterlandssache war nicht mehr Kabinetsgeheimniß, sondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherren, welche nun wahrhaft mit ihnen waren, und Allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft stürmische Jubel erschreckte nur die, denen solche Erscheinung noch unerhört gewesen war.

Ob sich gleich einerseits in den ersten Schritten der Ständeversammlung zuweilen durch die Neuheit der Stellung verschuldete Unbehilflichkeit sichtbar machte; — obgleich anderseits freimüthige Aeußerungen, schonungslose Entblößungen mancher sonst kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgesprochen wurden, welche der mehr berücksichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte sich dennoch die Wohlthat der jungen Stiftungen unläugbar sowohl für Ansehen

und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Bayern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Lasten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindeanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Oeffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Verbrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit wuchs; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange, und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen, verlor sich gemach in die Ueberzeugung, daß der Fürst, wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des offen erkannten Rechts.

---

17. Meinungsgährungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preußen.

Die Wünsche eines großen Theils vom südlichen Deutschland waren erfüllt. Hier kehrte die freudigere Stimmung der

Gemüther zurück, weil die Staaten im Geiste derjenigen Rechtsbegriffe geordnet und verwaltet zu werden anfingen, welche feste Ueberzeugung einer großen Volksmehrheit geworden waren. Die übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konnten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller führend, die Aussicht in edlere Zeiten aufschloß. Jeglicher wußte nun, nach verschwundener Ungewißheit, was er hoffen und welcher Träume er sich entschlagen solle. Schon das war Segen in jenen Staaten. Denn provisorischer Zustand des Landes ist geheimes Gesetzlossein desselben. Einsweilen geltende Ordnungen genießen keines Vertrauens, weil sie nicht bleibend sind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich anerkennt. Was ist aber ein Staat, dessen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuversicht noch Ehrfurcht haben?

Andere Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutschlands, besonders in denen, welche dem preußischen Scepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenschaftlichkeit; und, wie ihre gegenseitige Erbitterung, stieg ihr gegenseitiges Anfordern. Im südlichen Deutschland war nie so heftiges, noch so allgemeines Gähren gewesen, als hier. Aber im Norden hatte das Volk durch französische Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunst gegen fremde Gewaltsherrschaft angekämpft; hier war durch großen Umsprung der Verhältnisse auch Alles in größerer Tiefe bewegt worden; dazu noch gekommen, daß man hier frühere Hoffnungen einer Verfassungsbesserung gewährt und empfangen hatte. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ständischer Verfassungen für Deutschland festsetzte, war mit Verheißung derselben für

Preußens Lande das königliche Edikt (22. Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie versammelt gesehen, in der Nähe des Throns die Bedürfnisse der verschiedensten preußischen Völkerschaften zu entwickeln, und die zweckmäßigsten Hilfsmittel vorzuberathen. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigern Tagen übergeben. Diese schienen dem Volke nun, wenigstens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachsende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwiespalt der Erwartungen, der Ungestüm der Parteien, ausschließlich nur ihre Ansichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachsende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt sah, was den Preußen früher verheißen worden.

In dieser Stimmung beachteten Viele vielleicht allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter sei, ihr Hauswesen zu ordnen, als größern Reichen, aus fremdartigern Bestandtheilen zusammengesetzt; weßwegen auch schon Weimar, Hildburghausen, Koburg und Nassau weit eher, als Bayern und Baden, mit ihrem Verfassungsgeschäft zu Stande gekommen waren. Man erwog zu wenig die ungeheure Verschiedenheit der preußischen Provinzen in Rücksicht örtlicher Verhältnisse, ihrer besondern Gesetze, Uebungen und Rechte, in denen sie seit Jahrhunderten gelebt; ihrer nationalen Gemüths- und Denkarten, für die sie mehr oder weniger Zusagendes verlangten; ihrer Bildungsstufen, auf welchen sie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtelgebirge bis zur Ostsee, so mannigfaltig vertheilt lebten. Man übersah zu leicht jene Verkettung und Zahl von Schwierigkeiten, welche der Herstellung einer, alle Interessen freundlich versöhnenden Reichsverfassung entgegenkämpften, in der billig, um genug geliebt werden zu können, die heiligsten Rechte, die unverweigerlichsten Forderungen jedes der getrennten Theile

und jedes Standes geschont genug bleiben mußten. Schon der eben so lange unentschieden gebliebene Zustand des ungleich kleinern Königreichs Würtemberg, dessen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu stiften, wo man rechtlich, nicht durch Machtspruch umwälzerisch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgischen Provinzen selbst, sich so wild bekriegende Gegensätze, daß kein Gott, geschweige ein Monarch, sie zu vereinbaren im Stande gewesen wäre. Anderes begehrten die alten, Anderes die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belassung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andere wollten dem Königreiche ihre örtlichen Verfassungen zum Muster geben. Görres, in einer Rede an den Fürsten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ständische Ordnung des vormaligen Fürstenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialstellvertretung dieser Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier sei, sagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, dem Rektor des Hospitals von Kus, den Abgesandten von zwölf weiblichen Klöstern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, siebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundsiebenzig Edeln und Rittern, achtundzwanzig Städten, Flecken und Pflegen, und sechsundzwanzig Amtleuten bestanden. — Im schreiendsten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weise wieder belebt wissen wollten, riefen die, welche, um kein bestehendes Recht, geschweige um ein vergessenes bekümmert, mit Heftigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblicken wollten: Deutschland ungetrennt, ein einiges untheilbares Volk! Alles in einer und derselben Grundverfassung, mit einer allgemei-

nen Stellvertretung gesammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthuung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels! u. s. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien, daß nun jede Verfassung, wie weise berechnet sie endlich in Preußen erscheinen mochte, allseitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dieser Parteilärmen, und neben nothwendiger Vorsicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Nüchternwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indessen konnte er, wenn nicht auf Beifall der Parteien, doch auf die Zuversicht der minder beweglichen großen Masse des Volks zählen, welche, zwischen entgegengesetzten Kämpfern und deren Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zustand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man sich allmäliges Verbrausen des ersten Gährens versprach, wirkte auf entgegengesetzte Weise. Denn in ihr, statt zu entschlummern, erstarkten die Leidenschaften durch anhaltendes Hadern. Nicht mehr Einzelne redeten: es verwirrten sich gemach die Stimmen aller Volksklassen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geistliche, wie der Gutsbesitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhaftesten die feurige Jugend der Hochschulen. Diese, am wenigsten gebunden von den engen bürgerlichen Verhältnissen, und mit dem vertrauter, was sein sollte, als mit dem, was vorhanden ist, sah um die Tage ihrer Zukunft gespielt, in denen sie mehr, als in der Gegenwart, zu leben gewohnt ist. Vertraut mit dem ewigen allgemeinen Recht, dessen Begriff die Natur jedem Geiste verlieh, hielt sie die Beschränkungen dieses Rechtes durch Herkommen und allmäliges Ausbilden eines Gemeinwesens für Majestätsverbrechen wider die Gottheit und wider die Menschheit. Deshalb erklangen bei ihr die Namen: Ehre, Nationalgröße, Volksruhm,

Freiheit, heller; deshalb reihte sie sich entschlossener denen an, deren Ideale von öffentlichem Glücke Deutschlands ihren eigenen Idealen verwandter schienen; deshalb donnerte ihr Zorn rücksichtsloser wider die Gegner der allgemeinen Freiheit, oder wider die Verfechter des Altgültigen; und vergessend, daß ihre gegenwärtige Bestimmung noch nicht That, sondern Vorbereitung zu derselben sein sollte, achtete sie sich für alt genug, in das allgemeine, verworrene Streben einzuschreiten, da man sie nicht für zu jung gegehalten, die Waffen wider Frankreich in den Schlachtfeldern zu tragen.

---

18. Das Leben der Hochschulen. Stourdza's Schrift.

Den Ruhm, welchen in spätern Jahrhunderten die Deutschen durch Wissenschaft und Kunst vor allen Völkern genossen haben, den freien Forschungsgeist, mit welchem sie alle Gegenstände des Wissens berührten, bürgerliche Verhältnisse und Gesetzgebungen veredelten, ja nicht nur sich selbst, sondern auch andern Nationen, und nicht nur evangelischen, sondern auch katholischen Staaten, eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten: verdanken sie großentheils der eigenthümlichen Einrichtung ihrer hohen Schulen. Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Wahrheit an die Stätte des Vorurtheils gesetzt werden kann, bestand auch daselbst von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren späteres Leben entschiedenen und wohlthuenden Einfluß bewies. Sie trat dort nämlich aus dem Eden ihrer Kindheit nicht plötzlich in das festgeregelte Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Es sollte ihr Wesen nicht, zu früh eingeschüchtert, knechtisch-unterwürfiges, unedles Gepräge empfangen; denn aus ihrer Mitte mußten einst Freunde und Rathgeber der Fürsten, Verwalter, Richter und Lehrer des Volks hervorgenom-

men werden. Sondern man stellte die Jünglinge nur unter Aufsicht und Gerichtsbarkeit einer akademischen Obrigkeit, zusammengesetzt nur aus Lehrern selbst, welche weniger nach dem Buchstaben der Gesetze, als mit väterlichem Sinne, Verirrungen des jugendlichen Alters beurtheilten, straften oder hemmten. So bildete die Hochschule, als Erzieherin, milden Uebergang aus der Harmlosigkeit des älterlichen Hauses in den strengen Zwang öffentlicher Ordnung, und die Jünglinge bewahrten jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl ansteht, welche in hohen und niedern Aemtern dem Volke vorstehen müssen.

Wer könnte zweifeln, daß solche freiere Stellung nicht zuweilen von jungen Männern gemißbraucht worden wäre, welche, in der ersten Blüthe ihres Lebens, Geld wie Geistesgaben besaßen, um allen jenen Launen genugzuthun, die im Schwanken zwischen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzuspringen pflegen? Aber wo ist eine Stiftung, auch die weiseste, welche jedem Mißbrauche verschlossen stehen könnte? Inzwischen hatte die Einrichtung der deutschen Hochschulen den Staaten seit Jahrhunderten allzuvortreffliche Dienste geleistet, als daß man sie wegen einzelner Unfuge verdammen konnte.

Zu den meisten dieser Unfuge gab von jeher die Neigung der Jünglinge Anlaß, unter und gegen einander Verbindungen zu stiften. Ihre Thatkraft wollte Beschäftigung, und fand sie in spielender Nachbildung der Stände und Staaten. Als man die offenen Vergesellungen wider einander verbot, entstanden geheime Orden. Da man diese unterdrückte, bildeten sich Landsmannschaften und Kränzchen. Als alle Jünglinge im Jahre 1813 das Schwert zur Befreiung Deutschlands ergriffen, ward Deutschthum ihr Feldgeschrei; Einheit des gesammten Germaniens ihr schönster Traum, auf daß das große Vaterland in sich selbst die Bürgschaft künftiger Selbstständigkeit tragen möge. Alles, was

an Trennung der Deutschen von Deutschen mahnte, ward nun verhaßt. So löseten sie selbst sich, mit Verwerfung des Unterschiedes von Landsmannschaften, in eine Teutonia (1814) auf, feindselig gegen ihres Gleichen, die zur Teutonia nicht zählen wollten. Und da diese, durch neue Unfuge, sowohl unter sich selbst zu zerfallen drohte, als auch das Mißfallen der Regierungen aufregte, trat Teutonia zurück, und eine allgemeine Verbrüderung deutscher Burschenschaft nahm, mit dem neuen Namen, die alte Stelle ein.

Stürmische Auftritte an einigen Hochschulen, auch in ältern Zeiten nichts Seltenes, veranlaßten, zur Zeit des Aachener Kongresses, besondere Aufmerksamkeit auf Bewegung und Stimmung der Jünglinge. Noch war ihr Wartburgfest in zu frischer Erinnerung. Ein russischer Staatsdiener, im Gefolge seines Kaisers zu Aachen, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, Stourdza, unternahm unaufgefordert die Entwerfung einer Denkschrift über Deutschlands damaligen Zustand, worin er seine Erfahrungen und persönlichen Ansichten zusammenstellte. Was er Anfangs, unter vielerlei Zerstreuungen und Unterbrechungen, theilweise, auf einzelnen Blättern, zusammengeschrieben, ordnete er, durch das höfliche Lob einiger Bekannten ermuntert, zusammen, um es seinem Kaiser vorzulegen. Alexander, dem nichts gleichgültig war, was Deutschland berührte, für das er nicht minder, als für Rußland, die Waffen getragen, erlaubte, ohne über Werth oder Unwerth der Denkschrift einzutreten, die Mittheilung unter anwesende Gesandte, daß ihr Inhalt geprüft werden möge. Nur für diese wurden, statt Handschriften, einige Abdrücke gemacht. Einer dieser Abdrücke, wider die ursprüngliche Bestimmung nach Paris gesandt, verbreitete sich durch die Druckerpressen schnell über alle Länder.

Die Denkschrift, in welcher sich, mit wohlgemeinten Absichten,

eben so sehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutschlands Wesen und Hochschulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht selbst gute Fürsten durch einseitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indessen diese Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und sehr bedeutsame. Diese dankte sie weniger dem eigenen Werthe, als den persönlichen Verhältnissen ihres Urhebers im Gefolge eines großen Fürsten. Ihren für Deutschland allfällig nachtheiligen Eindruck sogleich bei den Höfen zu schwächen, erhoben sich zahllose Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten sich neue, verdoppelten sich alte Leidenschaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfassung geschirmte Volksrecht, die andere Willkür der Fürsten, eine andere staatsthümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtsame des Adels gegen Fürst und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit frischer Erbitterung ins Feld. Ungestüm und Brausen Aller, und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochschulen, schien Stourdza's Ansichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk nach dem flüchtigen Augenblick des gereizten Gemüthszustandes beurtheilen.

Neben diesen Hadereien war der Bürgerstand und Adelstand in immer schroffern Gegensatz zu einander getreten. Es war nur noch von Herrenthum und Bürgerthum die Rede, und in der Meinung des Tages fast geächtet, wer nur eigene Parteilosigkeit zu behaupten versuchte. Der Adel warnte die Fürsten; seine Gegner das Volk. Jener deutete bedenklich auf das anwachsende Regewerden der Menge; auf die Vermessenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preis-

gegeben würden; auf die, einen republikanischen, selbst staatsumwälzerischen Geist hauchenden Gesänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrschenden Ton der Meister und Jünger wider bestehende Ordnungen; auf das kühnere Wesen selbst der untern Volksklassen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Hessen, um Herstellung einer ständischen Verfassung zu beschleunigen; auf das Zusammentreten vieler tausend Handels- und Gewerbsleute der verschiedensten Gegenden, vereint in Unterschriften, um freiern Verkehr der Waaren in Deutschland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländischen Staaten durchzusetzen. Furcht oder schadenfrohe Klugheit vermengten dabei rücksichtlos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geschehene, und spiegelten das Mögliche unter grauenvollen Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig, mit Entschlossenheit, eigenmächtigen Einmischungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geschähe.

Die Gegner des Adels, dessen mächtiges Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hinwieder ihre Anstrengungen, durch Begeisterung alles Volkes dem Einflusse jener vor dem Throne Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemessen; auf jede Weise gewirkt, die Gemüther zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehässige Wirkung der emporstrebenden Feinde deutschen Ruhmes, deutscher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürsten beobachteten bei diesem traurigen Zwiespalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwilden Treiben in öffentlichen Blättern gaben sie hin und wieder Beschränkungen. Aber auch die Völkerschaften verloren beim Anblicke der stürmischen Parteigeister keineswegs die ihnen geziemende stille Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Gesetz. Ohnedem hatte der größere Theil des südlichen Deutschlands das Gut schon em-

pfangen, nach welchem Andere noch verlangten; und die noch verlangten, trauten schweigend dem Worte ihrer Landesherren, wie dem Gebote des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieser nur im Gemüthe einzelner Personen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihres Hasses, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

---

19. Die Ermordung Kotzebue's. Verschiedenartige Urtheile.

Leider geschah das Mögliche. — **Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard!** hatte Johannes Müller in seinem Berichte über die Preßfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Westphalen gesagt. Nun war's, zehn Jahre später, nicht mehr so. August von Kotzebue, einst Lieblingsschriftsteller in Deutschland, jetzt verhaßt, weil er, der herrschenden Sehnsucht entgegen, der beredteste und gelesenste Wortführer für die Sache des Adels und willkürlicher Herrschaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, sie, in seinen geheimen Berichten an Rußland über deutsches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderisch hingerichtet, durch den Dolch Sands (23. März 1819). Der Verkündung des Verbrechens folgte allgemeines Entsetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn selbst treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, sonst im Kreise seiner Freunde als ein stiller, edelsinniger und religiöser Jüngling geliebt, den längst gefaßten Entschluß vollzogen. Dieser Entschluß war Frucht überspannter Gefühle, ungemäßigter Grundsätze und irriger Ansichten der Welt, neben einem fromm-schwärmerischen Sinne. „Unsere Tage, so waren seine Gedanken, fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flam-

mend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch; entscheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet; wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im großen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnungen dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volkes, niederzustoßen."

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbestochenem, schlichtem Sinne des Rechts, den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. „Denn, sprach man, war der ermordete Dichter in der That Verräther unsers Volks, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen sich befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel schwingen, heißt mit dem Teufel zur Ehre Gottes Bund machen und jeden Ravaillac unter die Heiligen versetzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochsin-

niger, als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Heiden ihren Brutus preisen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern Augustus an dessen Statt zu erhalten; Christus wollte selbst gegen solchen Augustus kein aufruhrlustiges Volk. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Küßnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli, und Billigkeit selbst gegen ihre Todfeinde, hat die Freiheit des eidgenössischen Hirtenvolks gegründet. Noch nie war Sünde eine Mutter des Segens; nie wird sie es bei uns sein. Aber wir hoffen zur Gerechtigkeit unserer Könige, sie werden den Wahnsinn des Einzelnen nicht an ihrem Volke rächen, und die Sünde des Einen nicht mit einer verderbenvollern aufwiegen wollen." So dachte man im Volk.

Selbst Viele von denen, welche Kotzebue's offene Gegner, oder Feinde der Sache gewesen waren, die derselbe mit allen Waffen des Witzes und der Ueberredungskunst verfochten hatte, wurden durch jene Unthat empört. „Das ist immer das Loos der gerechten Sache gewesen, sprachen sie, daß der unbedachte Eifer ihrer Freunde ihr mehr, als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinn glaubte der verblendete Jüngling den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen, und stieß ihn in die Brust dessen, was er liebte. Denn nun hat er den, welchen er zu tödten wähnte, erst mächtiger ins Leben gerufen. Die Stimme des Ermordeten wird siegreicher, als das Wort des Lebendigen schallen. Nun drückte eine heillose That erst dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. Zeter werden die Feinde gesetzlicher Freiheit über die Schutzredner derselben schreien; über die Bekenner der ewigen, nun mit Verbrechen besudelten Wahrheit; über die helldenkenden Lehrer der Hochschulen; über die Werke der Schriftsteller. Das sind, wird man schreien, die Früche des vergötterten Zeitgeistes, das

die Früchte des allzugutmüthigen Glaubens, selbst der Fürsten, an ihn! So wird man schreien. Mit Schüchternheit werden die volksfreundlichsten Könige ihren Unterthanen kaum die Hälfte gewähren von dem, was sie denselben in Fülle zugedacht hatten. Wer darf es ihnen verargen? Man wird auf den Schulen die Worte der Lehrenden wägen; Horcher der Polizei in die Kirchen senden; die Freiheit der Presse vernichten; den Völkern den Mund stopfen, daß sie nicht seufzen können."

Andere aber, in welchen die Wallungen des Parteigeistes selbst das schöne Gefühl der Menschlichkeit erstickte, und die offenen Krieg dem langsamen aber festen Fortschritt zum Bessern vorzogen, erkannten in dem Mörder nur einen Edeln, welcher sich selbst für die heilige Sache des deutschen Volks zum Opfer dargebracht habe. Sie priesen ihn in Rede und Gesang, und trachteten von seinem Haar oder Gewand, oder was ihm eigen gewesen, zu empfangen, wie Ueberbleibsel eines Märtyrers. Zwar trugen sie Scheu, öffentlich die That zu rühmen, von deren Schmach und Folgen das deutsche Volk sich loszählte, aber doch versuchten sie die Entschuldigung derselben in dem allgemein verachteten oder verhaßten Treiben und Streben des Ermordeten. Andere scherzten darüber mit welscher Leichtfertigkeit. Andere sprachen: Es gibt gewisse Handlungen, welchen der gewöhnliche Maßstab bürgerlicher Pflichten und Rechte, selbst der christlichen Tugendlehre nicht angelegt werden kann. Sie stehen als Kinder der Nothwendigkeit, als Thaten des Schicksals, als Gottesurtheile da. Nach bürgerlichem Gesetz muß der Mörder sterben, nach dem Gesetz der höhern Menschheit wird er in den Jahrbüchern derselben ruhmvoll leben. Eine That, wie diese, mußte geschehen, als ein Zeichen, wessen das Volk in der Verzweiflung fähig sei, als ein Schrecken für jene, welche im hochgebornen Stolze mit dem Werth der Nationen ungestraft tändeln, und an den Rechten der Völker ungestraft freveln zu

dürfen wähnen. Und verschmähen sie dies Zeichen, so kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht.

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere dräuete, blies den lange glimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht geringerm Eifer für die verbriefeten Rechte ihres Standes, wie jene für die unverbriefeten Rechte der Nation stritten. „Ist dies“, riefen sie, „ist dies nicht die Sprache der Robespierre's, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schreckenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerkern, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine bessere Ordnung durch Gesetzlosigkeit schaffen wollten? Ist es dahin gekommen, daß solche Sprache auf deutschem Boden gehört werden muß? daß unser Vaterland die Werke der Verruchtheit rühmen soll, die es bisher, in eigener Unbeflecktheit, an andern Völkern verabscheuet hat? daß unser Jahrhundert den blutdürstigen Wahnsinn politischer Meinungen edel finden soll, während es vor den blutdürstigen Religionsschwärmereien vergangener Jahrhunderte schaudert? Männlich, in offener Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutsche dem Fremden entgegen: soll nun gelten für Heldenwerk, daß der Deutsche dem Deutschen mit dem Dolche nachschleicht, daß der Jüngling den wehrlosen Greis niederbohrt? So sind die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, und das Verschwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unschuld den Arm des Frevlers nicht mehr zurück, sobald er im Rausche seines Wahnes sie verdammen will, und die Majestät des Purpurs rettet nicht mehr

vor dem Mordeisen des begeisterten Bösewichts. Es ist Zeit, daß dem ungeheuern Wahnsinne unzerbrechbare Schranken gesetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das sind die Wirkungen der ungezügelten Preßfreiheit, und des gefährlichen Rathschlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Throne." — So redeten sie.

---

20. Mordanschlag Lönings. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auflauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.

Allerdings blickten Deutschlands Fürsten mit Besorgniß auf das Unheil, welches der Geist der Entzweiung in immer größerm Maße zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten sie, unerschütterbar durch das Geschrei jener Einzelnen, dem Biedersinn deutscher Nation, gleichwie die Nation mit Zuversicht auf ihre Fürsten sah, die der Völker billige Wünsche zum Theil schon erfüllt hatten, oder sie zu erfüllen sich bereiteten. — Durch nichts verrieth sich wenigstens das schrecklichste aller Uebel, welches die bisherigen Ereignisse für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Mißtrauen der Landesherren gegen den treuen Sinn ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder der Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der Höfe aufgeschreckt, und eine Reihe von schwarzen Tagen früh oder spät über Deutschland heraufgeführt haben würde. Denn so der Fürst nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien steht, sondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzuleichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Es war ein schweres Werk, in Augenblicken, wie in diesen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Personen fehlte, welche in der Nähe der Höfe Geschrei erhoben, als stehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als sei über gesammtes Deutschland ein Netz finsterer Verschwörungen gezogen, als sei die Frevelthat Sands dieser Verschwörungen That. Man beschränkte sich einsweilen bloß auf Untersuchungen. Man engte an mehrern Orten die Preßfreiheit ein, damit sie durch Unbehutsamkeit nicht den erwachten Fanatismus stärker reize. Man ergriff gegen einige Hochschulen, von welchen die gefährliche Schwärmerei vorzüglich ausgegangen zu sein schien, strengere Maßnahmen.

Aber neue Ereignisse drangen herbei, jenem Geschrei höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte sich aus den veranstalteten Untersuchungen über Kotzebue's Tod, daß einige junge Männer in Deutschland, wo nicht die schauderhaften Entschlüsse, doch die staatsbürgerlichen Grundsätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derselben waren.

Dann plötzlich scholl die Kunde von neuversuchtem Meuchelmord gegen einen deutschen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Löning, Apotheker zu Idstein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präsidenten der nassauischen Regierung, Ibell, meuchlings niederzustoßen (1. Juli 1819). Die That war ihm mißlungen; der Verbrecher entleibte sich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheinischen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über ungemessenen Druck der Steuern; die Andern über Eingriffe in ihre ältern Rechtsame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche sie einst als Theile des französischen Reiches genossen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme ihrer Gegenden durch deutsche Waffen, mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutschlands

Fürsten zugesichert worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberhessen im Großherzogthume Hessendarmstadt führten vor allen ihre Beschwerden am lebhaftesten. Mit Ungeduld verlangten sie Zusammenberufung der Landstände. Manche der Mißmuthigsten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach diesem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher seinen ersten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Aufläufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerstörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Diese Unfuge geschahen alle auf so von einander entfernten Punkten Deutschlands, und doch so plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. August), Frankfurt am Main 10. August) Darmstadt (12. August), Baireuth (12. August), Sommerach (18. August), Hamburg (20. August), Heidelberg (25. August), Karlsruhe (27. August), und andern Orten, daß man hätte vermuthen sollen, in diesen zusammentreffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als absichtsvoller Plan.

In der That trugen manche Gegner der Volksrechte kein Bedenken, die oft trotzigen Aeußerungen einzelner Schriftsteller, die Schritte der Meuchelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein, mit den Gährungen und Versuchen des gemeinen Mannes wider die Israeliten in geheimnißvollen Zusammenhang zu bringen. Ihrer, von Furcht oder einer unedeln Leidenschaft, geblendeten Einbildung schien Alles nur Aeußerung einer weitverzweigten Verschwörung zu sein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wohlberechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Stadtpöbels gegen die Hebräer ward von ihrem Argwohne für ein Werk der Verschwornen, und erstes Pulsgreifen der Nation gehalten.

Die Mehrheit aber maß diesem Schreckbilde keinen Glauben bei. „Denn“, sprach Jeder, „eine Verschwörung Weniger könnte so verschiedenartige und gleichzeitige Erscheinungen nicht hervorrufen; eine Verschwörung von zahlreichen Mitwissern würde verrathen sein, ehe sie reif geworden. Selbst die sorgfältigsten Nachspürungen, seit Kotzebue's blutiger Schatten Rache rief, hatten von dem Vorhandensein eines großen, staatsgefährlichen Bundes keinen Beweis gegeben. Jene tadelnswerthen Schriftsteller wurden vom Eigendünkel geblendet. Jene Meuchelmörder folgten den Eingebungen eines durch Begriffverwirrung entsprungenen Wahns, in welchem sie Löbliches und Unsterbliches für ihr Volk zu verrichten meinten. Jene Ungeduld und Niedergeschlagenheit in einigen Rheingegenden mag leichter aus der Empfindung vorhandener Uebel, als aus dem Lesen von Büchern über Staatsverwaltung entstanden sein. Und der Lärmen wider die Israeliten läßt sich ohne Mühe begreifen, wenn man das tiefgewurzelte, religiöse und bürgerliche Vorurtheil der untern Volksklassen gegen die verschmitzten, sich mit keiner Nation vereinigenden Bekenner Mosis, wenn man den gewaltigen Reiz des ersten Beispiels auf Gemüther kennt, deren eigene Neigung nur solchen Vorgang erwartet, um das Gleiche zu thun; wenn man den schlauen, gefühllosen Wuchergeist der meisten Hebräer gegen verarmte Familien der Christen, wenn man das kecke Großthun, den Uebermuth und die platte Prangerei Vieler derer kennt, die sich durch Spekulationen Reichthum, durch Reichthum Ansehen und Würden im Lande zu schaffen wußten, ohne anderes Verdienst um das Land, als Geld und Geschmeidigkeit, zu haben; wenn man daneben die Noth zahlloser Menschen kennt, welche beim Stocken der Gewerbe, beim Minderwerden des Handels, beim Mangel hinlänglichen Verdienstes düster umhergehen, während der Juden Wohlstand durch die Verarmung von Jenen behaglich schwillt.“

Welches aber auch die Ursachen so vieler, in den engen Raum weniger Monate zusammengedrängter Begebenheiten sein mochten, die noch größere Uebel herbei zu rufen schienen, als sie selbst gebracht hatten: die Fürsten wurden ernster. Die Störung öffentlicher Sicherheit und innern Friedens waren angehoben. Fürstenpflicht ward es, das erste Bedürfniß des Gemeinwohls: Sicherheit, Gesetz und Ordnung, zu schützen, ohne welches kein Gemeinwesen, keine häusliche Ruhe, kein Eigenthum, kein Leben, kein Recht geborgen steht. Hätten sie gleichgültig zu den vielfältigen Unthaten und Unfugen geschwiegen, so würden die Völkerschaften mit Grund die Sorglosigkeit der Regierungen angeklagt, die Mißvergnügten (deren kein Land, auch das glücklichste, leer ist) verwegenern Muth gefaßt, und die Beeinträchtigten oder Bedrohten gesetzlose Mittel zum Selbstschutz ergriffen haben. In wohleingerichteten Staaten soll nichts durch Willkür und Eigenmacht der Einzelnen, Alles auf dem Wege des Rechts geschehen. Das fühlten, das forderten die Deutschen.

Den ruhigern Beobachtern der Zeit ward jedoch bange, daß die Sache des Volks nach dem Maße der Wenigen beurtheilt werde, welche das Wort zu führen bisher allein Lust oder Mittel gehabt hatten. Denn die Einen von diesen hatten, statt Ehrfurcht, statt Vertrauen und Liebe, nur Haß und Hohn gepredigt; die Andern, statt weises Beachten vorhandener Mängel, Mißtrauen und Argwohn ernährt; Beide, statt Frieden, Unfrieden befördert, und mit ganz entgegengesetzten Zwecken, aber vereinigten Kräften, die Herzen der Fürsten ihren treuen Unterthanen zu entfremden gearbeitet.

Mancherlei begab sich, was die Furcht der Unbefangenern bestätigen zu wollen drohte. Die Freiheit der Presse ward in verschiedenen Ländern durch fürstliche Befehle auf verschiedene Weise noch enger begrenzt. — Die Ständeversammlung des Großherzog-

thums Baden ward jählings, und mitten im Gange ihrer öffentlichen Verhandlungen, durch ein Gebot des Landesherrn unterbrochen und vertagt. — Im deutschen Norden wurden die Turnplätze der Schulen geschlossen. — Von dortaus wurden strenge und weitverbreitete Nachforschungen veranstaltet, um mit Grund zu erkennen, ob die Mordentwürfe Sands und Lönings, ob die Regungen in einigen Rheingegenden, ob die Pöbellärmen gegen die Juden, ob so manche andere verdächtig gewordene Erscheinungen vielleicht Wirkungen eines geheimen, schwärmerischen Bundes, einer verbrecherischen Verschwörung wider die Throne und bestehenden Ordnungen der Staaten seien? — Man hörte von vielen Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, Verhören und Freilassungen; von Wegnahme der Papiere, und wie selbst argloser, vertraulicher Briefwechsel zwischen Aeltern und Kindern, Schwestern und Brüdern, Freunden und Freundinnen von den Polizeibehörden durchspäht wurde, um die Spur eines Pfades zu entdecken, der in das Geheimniß hineinleiten könne. Uebermäßiger Diensteifer mancher Beamten und Angestellten mochte weiter schreiten, als die Fürsten mildern Sinnes wußten und wollten. Vielfach mochte damit das Zartgefühl und der Rechtssinn verwundet werden, welcher bisher den Deutschen vorzugsweise heilig gewesen war. Mancher Schuldlose fühlte sich gekränkt. Eine schmerzliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich durch einen großen Theil Deutschlands. Die Klage, welche sich nicht mehr öffentlich laut zu machen wagte, ging rückwärts von Mund zu Mund in die Tiefen des Volks, und rührte oder schreckte selbst die, welche bisher an allem Geschehenen nur oberflächlich Antheil genommen hatten. Mit Bestürzung wurden andere deutsche Völkerschaften gewahr, daß jene Verfügungen selbst auf sie einwirkten, die doch zufrieden unter ihren Landesherren, unter ihren neuen Verfassungen und verbesserten Gesetzgebungen gewohnt hatten. Und sie, die

Wohlvergnügten, nun ohne eigenes Veranlassen wie Mißvergnügte behandelt, zitterten für Dasein und Dauer der edeln Kleinodien, welche ihnen durch die Vaterhuld ihrer Fürsten kaum erst gewährt worden waren.

---

21. Verschiedene Ansichten über die Mittel zur Bewahrung des Volksfriedens.

Allerdings mußte in diesen Augenblicken denen, welchen Ehrfurcht vor den Thronen, gesetzliche Ordnung, Ruhe und Freiheit heilig waren, die Lösung der Aufgabe wichtig werden: Was zu thun sei, um Deutschlands gefährdeten innern Frieden sicher zu stellen? Die Urtheile über die zweckgemäßesten Mittel aber trennten sich an den Höfen und unter den einsichtvollsten Staatsmännern eben so sehr, wie im Volk.

Darüber waren alle Unbefangene einig, daß nach solchen mannigfaltigen und betrübenden Vorgängen entscheidende Maßregeln ergriffen werden müßten, allgemeineres Unglück zu verhüten; ferner, daß es durchaus nicht die große Masse des Volks sei, welche Staatsumwälzungen drohe oder wolle, sondern eine im Verhältniß zu zwanzig bis vierzig Millionen Menschen äußerst geringe Menge von Einzelnen, Zerstreutumherlebenden, welche sich zu überspannten Wünschen und voreiligen Hoffnungen, durch ein Traumbild von Größe, Kraft und Bestimmung deutscher Nation habe begeistern lassen.

„Aber eben diese sind es," sprachen die Einen, „eben diese sind es, welche in ihrer Schwärmerei für das, was die Völkerschaften heute selbst noch verabscheuen, durch fortgesetztes Anregen nach und nach stimmen werden. Die Masse des Volks ist ein zwar träger, aber doch beweglicher Ozean, welcher lange durch Winde nur oberflächlich gekräuselt, allmälig aber vom fortdauernden Sturm und dem schwankenden Gewichte seiner eigenen Wogenlast tiefer be-

wegt wird. Schwer ist er zu beruhigen, sind einmal die Grundwellen aufgerührt. Wer erinnert sich nicht noch jener Ruhe des französischen Volks vor dem Jahre 1788? Mit wie fast abgöttischer Liebe hing es damals noch an seinem Könige! Wie geringfügig war damals im Verhältniß zur Nation die Partei der einzelnen Schwärmer, welche unter dem monarchischen Scepter der Bourbonen von Freiheit, Gleichheit und Republik träumten! Und doch war es eben diese kleine Partei, welche nach und nach so viele Millionen Seelen in schreckenvolle Gährung versetzte. Wer hätte jemals im Jahre 1788 zu vermuthen gewagt, daß dasselbe Volk vier Jahre später den König, welchen es angebetet hatte, mit Freudengeschrei zum Blutgerüste schleppen würde?

„Deswegen muß man weniger auf die geringe Anzahl von Genossen einer politischen Partei, als vielmehr auf die Verwegenheit ihrer Entwürfe, und auf das Verderbenschwere ihrer Grundsätze, so wie auf die Wege und Mittel achten, mit welchen sie ihre Ziele beliebt zu machen trachtet, zumal wenn die Natur Empfänglichkeit dafür äußert.

„Bergen wir uns aber nicht, daß die deutschen Völkerschaften wirklich in einem ungewöhnlich reizbaren Zustande sind. Dieser ist schlechterdings nicht die Folge von Bedrückungen durch ihre Fürsten, oder vom Uebermuthe des Adels, oder von Verschlechterung öffentlicher Einrichtungeu, oder von Härte der Gesetzgebungen. Denn, mit Ausnahme jener Länder, welche ihre Verfassungen abänderten, sind in den übrigen noch alle jene Ordnungen unversehrt vorhanden, welche vor den Napoleonischen Kriegen bestanden, und unter denen sich Alles so lange glücklich gefühlt hat. Ja, Vieles sogar ist hier seitdem, was in Sache und Form hart schien, theils durch die Landesherren selbst, theils durch den edlern Ton gemildert worden, welchen eine feinere Bildung der verschiedenen Stände unvermerkt herbeiführte.

„Aber die maßlosen Anstrengungen, zu welchen die Deutschen unter dem Bajonet fremder Sieger getrieben worden waren, dann diejenigen, welche sie in Bekämpfung des allgemeinen Feindes machten, haben das Volk bis ins Innerste erschüttert, und man könnte sagen, eine fieberhafte Empfindlichkeit hervorgebracht. Alles Wundgewordene, welches in jenen frühern Aengsten, und späterhin in dem Ausbruche verzweiflungsvollen Zorns, kaum bemerkt ward, schmerzt nun erst, in dem Augenblicke, da der lange vermißte Friede wieder besteht, und man auf vollesten Genuß von dessen Seligkeit gezählt hatte. Noch sind aber die Schatzkammern leer, die Staatsschulden ungetilgt, die Gewerbe und Handelsverkehre zerrüttet, die Lücken jedes häuslichen Vermögens unausgefüllt. Darum klagt der Unmuth — wer ist grausam genug, es ihm zu verargen? — Er sehnt sich nach Besserm in ungewissen Richtungen umher; er forscht und horcht nach Rath. In dieser Bewegung ertönen ihm die wilden Stimmen jener Einzelnen, welche alle Uebel des Lebens, alles fortdauernde Leiden der Unterthanen ein Werk der Fürsten, oder der Selbstsucht der höhern Stände nennen, welche allfällige Fehler derselben mit den grellsten Farben malen, um Verachtung oder Haß zu zeugen; oder von Volksrechten, von freien Verfassungen reden, um die Unterthanen mit dem Gedanken zu entflammen, Selbsthilfe auf Kosten bisher geehrt gewesener Staatsordnungen und fremder Rechte zu schaffen.

„Darum ist die Partei jener Einzelnen, welche mit Wort und Schrift gegen die Grundsätze monarchischer Staatseinrichtungen offenen Krieg anheben will, keineswegs länger als unbedeutsam anzusehen. Ihre Reden finden nur allzubereitwillige Ohren, und um so gläubigern Beifall, je weniger die Menge eigenen Urtheils und Prüfens fähig ist, oder je unbehaglicher ihr der wirkliche Zustand der Dinge für den Augenblick sein mag. Die Volksmenge glaubt in denen, die reizende Vorspiegelungen und freveln Rath

bringen, nur ehrliche Fürsprecher und Freunde zu erkennen, weil sie Männer unter denselben erblickt, welche bisher, als Lehrer oder als Schriftsteller, allgemeine Achtung genossen haben.

„Eben diese, welche — ja, man kann es zugeben — nicht so sehr aus unredlichen Absichten, als vielmehr aus einer durch Unkunde der wirklichen Verhältnisse entstandenen Selbstverblendung fehlen, haben gerade durch ihre ausgezeichneten Geistesgaben, durch die Macht ihrer Beredsamkeit, mit der sie ohne Mühe den Schein in Wahrheit, die Wahrheit in Schein verwandeln, gewaltigern Einfluß, als jeder Andere. Und was noch mehr ist, unsere arglosen Fürsten selbst gaben ihnen auf dem Wiener Kongresse durch den dreizehnten Artikel der Bundesverfassung eine Waffe in die Hand, welche sie nur allzugeschickt zu führen wußten. Es war doch wohl vorauszusehen, daß nicht Gelehrte und Schriftsteller, daß nicht einzelne Unterthanen, daß nicht das Volk in Masse, sondern die Souveräne allein Ausleger der Worte sein konnten, die sie ausgesprochen hatten: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.“ Während der Artikel jedem Souverän freien Spielraum ließ, eine Verfassung nach den Bedürfnissen seines Staates zu bilden, beschränkten ihm jene Volksredner eigenmächtig diese billige Freiheit; wurden sie, geleitet von ihren Lieblingsideen, eigenmächtige Ausleger jener Worte, und machten sie in der leichtgläubigen Menge Erwartungen laut, welche nie, oder nur mit Zerstörung alles vorhandenen Gutes und Glücks, erfüllbar sind.

„Sollen deswegen die Fürsten, sollen deren Staatsdiener dem Ungestüm jener falschen Erwartungen nun den ganzen Werth ihrer bessern Ueberzeugungen, ihrer vielseitigern Erfahrungen ruhig hinopfern? Sollen sie sich vom Getöse jener Dränger schrecken und auf einen andern Weg hinschüchtern lassen, den sie für den Weg des Unheils erkennen? Ja, kann es in diesem Augenblick mit der

Wohlfahrt der Völker und mit der Ehre der Monarchen bestehen, daß die Regierungen nachgiebige Schwäche vor dem Toben einer lärmenmachenden Partei zeigen? Wird nicht, auch was jene ihren Unterthanen mit freudigstem Willen geben möchten, jetzt Vielen viel zu wenig, Allen aber werthlos dünken, weil es nicht freiwillig, sondern abgetrotzt geworden zu sein scheint? Wird der gährende Mißmuth sich begnügen, oder wird er, wenn einmal Ehrfurcht vor der Stärke und Majestät des Throns gewichen ist, weiter schreiten? Welches ist wahrscheinlicher? Und wo zuletzt wird er still stehen?

„Daher muß erst jene Partei mit Ernst zum Stillschweigen gebracht werden, damit die Fürsten freihandelnd dastehen, und ihre Gewährungen dem Volke nicht das verächtliche Ansehen einer Nothgabe haben. Es muß den Demagogen die gemißbrauchte Buchdruckerpresse, und auf der Lehrkanzel die Willkür genommen werden, gegen Thron und Gesetz zu predigen, deren Heiligkeit sie schirmen sollten. Denn eben Buchdruckerpresse und Lehrkanzel, diese weit- und tiefwirkendsten aller menschlichen Werkzeuge, sind ihre Werkzeuge geworden; dadurch beginnen sie, die Gegenwart zu beherrschen, den Ton des Tages zu stimmen, und bemeistern sie sich der Zukunft. Denn das bildsame Gemüth der Jugend geht mit den verführerischen Grundsätzen von ihnen ins Leben hinaus, und sucht ihren Phantomen irgend etwas Entsprechendes zu gestalten. Denket euch dereinst die heut erzogenen, oft zu den wildesten Wagstücken entflammten Jünglinge, als Richter, als Vorsteher, als obere Beamten unsers Volkes, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen, der Heerschaaren, der Kirchen und Schulen! Welcher Zukunft hat sich Deutschland zu gewärtigen?

„Wir wollen zugeben, es bestehe keine verbrecherische Verschwörung; aber wer läugnet das Dasein einer stürmischen, weitverbreiteten Meinungsgenossenschaft hinweg? Um wie weniger furchtbar

sie scheint, weil sie sich ohne Scheu bekennt, um so furchtbarer ist sie in der That. Wir wollen zugeben, daß sie keinen gewaltsamen Aufruhr und Umsturz der Dinge will, weil sie Zeit und Gelegenheit nicht reif genug findet; aber die Handlungen der Lönings und Sands, mit Vernichtung aller menschlichschönen Gefühle und aller Begriffe von Sittlichkeit, Tugend und Recht, und der demselben gezollte Beifall, zeigen: wessen Geistes sie sei, und daß ihr Bestreben auf Vorbereitung künftiger Staatsumwälzungen gerichtet stehe. Es bedarf keines finstern Bundes, keiner Verschwörungen unter ihnen, um ihre Eintracht und Einheit zu bewirken. Sie sind Eins durch Ansichten und Grundsätze. Daher müssen die, welchen die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe der Nationen anvertrautes Heiligthum ist, Eins werden in ihrem festen Willen. Nur die allgemeinsten, die einträchtigsten Maßregeln können noch die Ehre der Fürsten, die Rechte aller Volksklassen, die Wohlfahrt von Deutschlands Zukunft retten.

„Man lasse die Wissenschaften in unbeschränkter Kraft blühen; sie sind Hebel des öffentlichen Wohlstandes und des Staatenruhms. Aber wehret der politischen Freigeisterei; sie ist der Ruhe der Nationen und ihrer Sittlichkeit so furchtbar, wie religiöse Freigeisterei der Seelenruhe. Man gebe Landstände; sie sind urdeutsche Stiftung; aber man gebe ihnen ihre ursprüngliche Bedeutung zurück, daß sie eben so sehr die Rechtsame des Throns, wie der Provinzen, Städte und Dorfschaften verwahren helfen, statt alle umwälzerisch zu vermengen. Jene republikanischen Volksvertretungen, jene Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche man anpreisen will, unterhalten weniger die Freiheit, als die Gährung der Staaten. Sie sind auf deutschem Boden fremdes Gewächs, und Niemand kann voraussagen, welche Veränderungen der Genuß von dessen Früchten in der Natur deutscher Nation erzeugen werde.“

So ward von denen geurtheilt, welche aus Gewohnheit und

Liebe des Altbestandenen, oder aus eigennütziger Selbstsucht, allen Aenderungen gesellschaftlicher Ordnung entgegenstrebten, selbst denjenigen, welche das schreiendste Bedürfniß der Zeit rief.

Andere aber sprachen: „Sehet euch vor in dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut großes Spiel gespielt, in welchem der verliert, welcher, statt mit ruhiger Besonnenheit, mit Leidenschaftlichkeit geht und wagt. Auch geheime Kabinetspolitik und diplomatische Taktik verfangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, sondern mit sich selbst zu thun. Vom Volk muß die Rede sein, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Ungebahrlichkeit demokratischer Schwärmerei und die Schlauheit des aristokratischen Stolzes sind die Scylla und Charybdis der Fürsten. Wer sich von der einen zu sehr abwendet, scheitert unausbleiblich an der andern.

„Gewiß nicht die Völkerschaften träumen und sprechen von gewaltsamen Staatsumwälzungen und spiegeln den Fürsten Schreckbilder vor, sondern die ersten Redner der Parteien. Unsere Völker sind ruhig. Es ist noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächlichste Blick auf Deutschland, wenn man nicht schlechterdings Gespenster sehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltsamen Revolution die Rede sein, und daß noch weniger Deutschland im Jahre 1819 mit Frankreich im Jahre 1789 verglichen werden könne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einiger Staat, und die Bewegungen der Hauptstadt zuckten unmittelbar, wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Interesse hatte. In Deutschland hingegen steht nicht etwa ein einziges Staatsganzes; sondern es sind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verschiedenen Interessen ausgestattet. Was den Einen quält, thut dem Andern nicht wehe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten, und jede

dieser Völkerschaften hält an ihr angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Völkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in umwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes empörerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

„Wahr ist es, deutsche Völkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl: nicht alle. Süddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maßregeln gegen Zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tugend der Völker durch Anerkennung, und handle gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

„Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, können und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen, welche die höhere, geistige Stufe der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch

die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz anderes, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein leibeigenes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden; der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser Ursachen wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde; der Bürger des Staats will nur Staatsbürger sein, und die Landeskinder möchten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, möchten nicht, neben Schooskindern, als Stiefkinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum dafür aber keine republikanische Verfassungen, keine Umwälzungen, keine Verschmelzung des gesammten deutschen Landes. Diese Hirngespinnste überläßt das Volk denen, welche daran spinnen mögen.

„Wahr ist's, die Parteien stifteten Unheil. Es ist in ihnen keine ruhige, besonnene Ansicht der Dinge, sondern leidenschaftliche Verfinsterung ihres Gemüthes. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundsatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie sehen im menschlichen Geschlecht Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben

Alles ausführbar, was sie wünschen. Es ist recht, daß demokratischen, aber auch aristokratischen Unfugen und Umtrieben Schranken gesetzt werden. Allein man hüte sich, das ganze Volk zu schlagen, um den Einzelnen zu treffen; hüte sich, den Schuldlosen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte sich vor dem Wahne, man habe durch Maßregeln gegen die Parteien auch die Bedürfnisse des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet, auch Keiner mehr fühle und denke.

„Wahr ist es, das Volk horcht nur gern auf jene, von welchen es sich vertheidigt hört, weil es fürchtet, daß sonst Niemand für das Volk spreche. Man befriedige die gegründeten und bescheidenen Wünsche der Nation, und die Volksmasse zieht sich von selbst von den bisherigen Sprechern ab. Diese werden allein stehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt; sie werden endlich mit vornehmem Achselzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das sie nicht verstehe, den klügsten Theil ergreifen, nämlich schweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche schon die Sehnsucht des Volks erfüllt haben.

„Verachtet man aber stolz diese Sehnsucht und verfährt man mit Strenge gegen nur eine der Parteien, so wird das Volk in seinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Gesinnungen nicht billigen mag, sich selbst mißhandelt fühlen; es wird in diesen nicht Strafbare, sondern Märtyrer erblicken; es wird diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachsen lassen, was von oben her kömmt.

„Denn es ist hier nicht um Gewerbs- und Brodsachen, sondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit in zivilisirten Staaten zu thun. Man konnte einst Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schrift-

stellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage spricht mit desto lebendigerer Stimme abwärts ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen; aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme, mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen ohne Grund oder aus Selbstsucht gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ist's nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in welchem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wühle?

„Wie genügsam Deutschlands Völker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es, Gott gebe es! durch kein Blendwerk der wider einander

erhitzten Parteien verdunkeln lassen. So trug Preußens Bevollmächtigter schon beim Kongreß zu Wien mit edelm Nachdruck darauf an (Februar 1815): daß alle Stände deutscher Staaten das Recht haben müßten, allgemeine Gesetze für die Staatsbürger mit zu berathen, in die Aufstellung neuer oder Erhöhung alter Steuern zu willigen, und über Verwaltungsmißbräuche Klage zu führen; auch, wofern man nicht die alten Landstände beibehalten, sondern neue einrichten wolle, Grundsatz sein müsse, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen.

„Es sei daher gewiß das Streben der einen Partei, die Fürsten an dem zu hindern, was ihren Völkern Frieden bringt, eben so eitel, als die Furcht der Andern, daß das Gerechte unerfüllt bleibe. Der stürmischen Wortführer Ungestüm, die aus demselben entsprungenen Unfugen und Besorgnisse könnten allenfalls nur Verspätung dessen bewirken, was gethan zu werden beschlossen stand."

So sprachen die Gemäßigten der andern Seite.

---

22. Der Karlsbader Kongreß. Die ständische Verfassung des Königreichs Würtemberg. Schluß.

In beiderlei Urtheilen lagen allerdings von den Verhältnissen der Zeit begründete Wahrheiten. Allein es konnte ohne Mühe vorausgesehen werden, daß die deutschen Landesherren sich nicht einseitig durch jene Aeußerungen bestimmen lassen würden. Ihnen lag vor allen Dingen ob, dem Toben der Parteien Stille zu gebieten, die gefährdete öffentliche Sicherheit zu schirmen, den Geist der Schwärmerei und Leidenschaft von schweren Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zurückzuschrecken, und alles im festen Geleise des Rechts zu erhalten, ohne welches frevelhafte Willkür an die Tagesordnung kommen muß, und selbst die gutgemeinte That sich zum Verbrechen verirren kann.

Es traten die Gesandten aller selbstherrlichen Stände des deutschen Bundes zu Karlsbad in Berathung (August 1819).

Während hier große Maßregeln zur Rettung des innern Friedens der Nation verabredet wurden, vollendete Würtemberg das Friedenswerk selbst bei sich durch Aufstellung einer Grundverfassung seines Reichs (25. Sept. 1819), und bestimmte darin mit freisinniger, würdiger Haltung die Verhältnisse des Fürsten, des Volks und der stellvertretenden Stände. Die alten vertrags- und gesetzmäßigen Rechte und Freiheiten der Stammlande, wie der neu-erworbenen Provinzen, versöhnten sich unter Anerkennung der Forderungen des Zeitalters in einem neuen freiwilligen Vertrage. Er konnte als Muster einer recht- und zeitgemäßen Entwickelung des öffentlichen Rechtszustandes gelten. Beinahe anderthalb Millionen entzückter Unterthanen, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, segneten ihren König. Aber auch war es König Wilhelm von Würtemberg gewesen, welcher, alle Klassen seines Volks mit gleicher Liebe umfassend, einer jeden Recht und Freiheit ehrend, aus seinem Geiste die Grundzüge zur neuen Schöpfung gegeben hatte. Beneidenswürdiger Fürst, der im Drang der Zeitereignisse königlichen Gleichmuth, im feindseligen Widereinanderstürmen zahlloser Meinungen Gerechtigkeit und Mäßigung behauptete, Freudenthränen aller Parteien ärntete, und einer unsterblichen Liebe der Nachwelt gewiß ist!

Gleichzeitig aber erschienen, als Wirkung der Karlsbader Uebereinkunft, die merkwürdigen Beschlüsse des Bundestages (20. Sept. 1819), kraft welcher Deutschlands selbstherrliche Stände einmüthig eine nähere Bestimmung vom dreizehnten Artikel des Bundesvertrags, die ständischen Verfassungen betreffend, feststellten, — desgleichen eine vorläufige Vollziehungsordnung der Bundesbeschlüsse zur Erhaltung der innern Sicherheit, — ferner eine strengere Beaufsichtigung der öffentlichen und besondern Lehrvorträge

an den Hochschulen, so wie des Lebens der Jugend an denselben, — nicht minder verschärfte Maßregeln gegen Mißbrauch der Preßfreiheit in gesammten Staaten des Bundes, — und die Thätigkeit einer Bundesbehörde in Mainz zur Untersuchung der in mehrern deutschen Ländern vorhanden sein sollenden staatsumwälzerischen und volksaufwieglerischen Umtriebe.

Der Eindruck dieser Verfügungen auf den Geist der Parteien, auf das Gemüth der Nation, auf die Gesinnung des Auslandes war groß. Ihre Wirkungen wird die Zeit offenbaren. Der Geschichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Urtheils vermessen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.

Doch schon der einfache Ueberblick der Begebenheiten des letzten halben Jahrhunderts, den ich hier gegeben, — und der Blick auf die sich nie verläugnende Treue und Rechtlichkeit deutscher Nation, so wie der Herzensgüte und Weisheit ihrer Fürsten, flößen jedem unbefangenen Sinn Hoffnung ein. Das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung Aller gegen Alle; nicht so früh, als die Ungeduld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Natur es gebeut, dem Niemand gebeut!

Von geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters.

(Verfaßt im Jahr 1817.)

Allgemeiner Ueberblick.

Die Zeit ist kein Sumpf; sie ist Strom. Alle Völker nennen sie so, und mit Recht. Denn Stillstand ist nirgends; sondern fortwährender Wandel der Dinge und darum Verwandlung von Allem. Eine Welle lockt die andere nach. Jede kommt unaufhaltsam, weil sie muß. Aeltere und neuere Thoren wollten vergebens Blätter der Geschichte durchstreichen, die ihrem Eigennutz oder Dünkel mißfielen. Das Geschehene aber war geschehen. Es wirkte groß fort. Das menschliche Geschlecht wandelt aufwärts am Ufer des Stroms, dem hohen Quell desselben entgegen. Und wie es fortschreitet, und höher steigt, übersieht es immer mehr des Verflossenen. Aber das Künftige bleibt hinter den Nebeln. Der Quell des Stroms stürzt aus der Urne des ewigen Gottes.

Von je höhern Standpunkten man die Geschichte der Menschen übersehen kann, je wichtiger kann man ihre einzelnen Theile würdigen. Denn was Theil ist, erklärt sich nur aus Erkenntniß des Ganzen in seinem Zusammenhang. An China's Grenzen entsprang die Flut der Völkerwanderung, des alten Roms Zertrümmerung. Im Kabinet des Papstes Hildebrand ward die Kirchentrennung eingeleitet. Aus den Ueppigkeiten des französischen Hofes gingen die Guillotinen Robespierre's, der Brand von Moskwa, und die Freiheitskriege beider Amerika's hervor.

Es sind Viele, welche durch Kunst und Gewalt den ewigen Strom zum stillen Sumpf eindämmen möchten. Aber die Quellen können sie nicht abgraben. Er wird übertreten, und ihr thörichtes Treiben macht das Unheil größer, welches sie fürchten. Sie möchten die ihnen liebe, alte Zeit verewigen; sie möchten die ihnen lieben, alten Herrn- und Knechts-Ideen zurückführen, und alle spätergebornen Begriffe aus dem Weltall verstoßen. Aber der Strom, den sie auf einen Augenblick hemmen, wird nur einen Augenblick stiller, weil er breiter, tiefer, ungeheurer wird. Das ist alte Erfahrung: nichts macht die Tugend liebenswürdiger, als die Ekelhaftigkeit des Verbrechens; und Tirannen waren von jeher die besten Herolde der Freiheit.

Neben politischen Wirren, Wehen und Spannungen erzeugen sich geistliche oder kirchliche. Sie scheinen zwar den politischen untergeordnet zu sein, aber werden auf diese nicht ohne Rückwirkung bleiben. In der Weltgeschichte steht keine Thatsache isolirt.

Während Rußlands gemüthlicher Selbstherrscher die europäischen Völker durch Religiosität in eine einzige Familie, als Kinder eines Gottes, auflösen und das höchste Ideal der Menschenliebe verwirklichen möchte: sucht die römische Curie ihr verlornes Reich und Recht bei den Getreuen wieder, und mit unversöhnter, wenn auch klug verhüllter Antipathie gegen die Ungetreuen des heiligen Stuhls. Die Thätigkeit der Nunziaturen wird wieder erblickt. Daher, je nach Verschiedenheit der Rohheit und Bildung der Völker, Reibungen mancherlei Art, begleitet von Lust und Furcht bei Rückschritten oder Fortschritten des geistlichen Einflusses in katholischen Staaten. Von der andern Seite in Ländern der Protestanten Streben nach Vereinigung der Kirchenparteien, während schwärmerische Inbrunst neue stiften möchte.

Verschiedenheit der Religion von den Dogmen und Kirchenverfassungen.

Diese und ähnliche Bewegungen in geistlichen Dingen, wovon wir so vielgestaltige Erscheinungen wahrnehmen, sind, wie alle ähnliche der frühern Jahrtausende, weder durch Religion selbst veranlaßt, noch haben sie die Wahrheit der Religion zum eigentlichen Zweck gehabt. Demungeachtet mußte die Religion allen Abscheulichkeiten oder Lächerlichkeiten, welche des Menschen Leidenschaft zur Schau bot, Vorwand und Namen geben.

Dieser unabsichtliche oder schlau berechnete Betrug war um so leichter, weil man von jeher drei sehr verschiedene Begriffe mit einander verwechselte: Religion, Glaubenslehre, Kirchenverfassung.

Religion ist Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, höheres Leben der Geister zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen mit Beziehung ihrer Thätigkeit auf beides. Das ist die Religion an sich, bei den rohesten Wilden und bei den weisesten Menschen; das ist die Selbstoffenbarung Gottes in der Brust aller Nationen, aber mehr oder minder klar oder verdunkelt. Diese Offenbarung stellte Jesus Christus in ihrem reinsten Glanze dar; er zeigte den ewigen Weltvater, die Menschen als Glieder der göttlichen Geisterfamilie, und die Verbindung Aller zum Reich Gottes. Aus unserer Stellung zum Vergänglichen ergab sich die Reihe unserer Verpflichtungen von selbst. Christus zog die ins Thierische verlorne Menschheit zu ihrer Würde empor; streifte vom Geist die Banden des Irdischen ab, indem er das Himmlische wies. Darum wird er Welterlöser genannt. So wenig die Wahrheit eines mathematischen Satzes ein Produkt der Erdenklimate oder der Staatsverfassungen ist, und sich mit ihnen ändert, eben so wenig ist reine Religion, Selbstbewußtsein der Geister, ihr

Wandel im Ewigen, von Klimaten und Staatsverfassungen abhängig.

Ueber die in Christo offenbarte Religion ist nie Streit geführt. Sie ist aller Vernunften höchste Blüthe. Sie ist der innerste Kern alles Kirchenthums, nicht nur bei Katholiken und Reformirten, Lutheranern und Separatisten aller Art, sondern auch bei Türken und Juden.

Anders ist es mit den Glaubenslehren, bei denen sich der reine vom Himmel gefallene Lichtstrahl in der irdischen Trübe bricht und färbt. Glaubenslehren beziehen sich weniger auf das Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, als auf das Verhältniß derer, welchen die Religion offenbart ward, zu dem Offenbarer. Sie gehen die Person desselben, als Mittler zwischen der Gottheit und Menschheit an, so wie die Vorstellungen, mit denen man sich das Uebersinnliche zu versinnlichen strebt. Die Religion, welche Christus offenbarte und hatte, war eine ganz andere, als die christliche, welche meistens in Meinungen über ihn, über Verehrungsart Gottes und über Art und Weise des künftigen Seins bestand. Die Religion Christi konnte die Religion aller Sterblichen sein, und ist es mehr oder weniger wirklich eben so schnell, als sie ausgesprochen wird. Die christlichen Glaubenslehren, welche hinzugefügt wurden, nahmen aber den Charakter der Völker und Zeiten an, in welchen sie eine um die andere entstanden. Daher erschienen sie hier finsterer, dort heiterer; hier spitzfindiger, dort der Einbildungskraft gefälliger; abhängig vom Klima und von den Kulturstufen der Nationen. — Während die Religion Christi Religion des menschlichen Geschlechts werden kann und werden wird: können Dogmen oder Glaubenslehren der Juden, Türken, Katholiken und Protestanten nicht aller Welt Sache sein.

Noch etwas anders, als Glaubenslehre, ist kirchliche Verfassung, oder Stellung der Lehrer und Priester zu denen, die

belehrt werden sollen. Jeder Lehrer hat durch Natur seines Geschäfts schon bei denen, die von ihm lernen, eine gewisse Autorität, oder muß sie zu haben wünschen. Er sollte sie nothwendig der höhern Tugend oder Einsicht danken; es ist aber bequemer, sie durch äußerlichen Pomp, oder durch Besitz von Unabhängigkeit und Machtmitteln, oder unterstützt vom weltlichen Arm, zu gewinnen. Man weiß, wie eifersüchtig die Priester fast aller Nationen immer auf ihr Ansehen waren. Am tiefsten gründeten sie es in abergläubiger Unwissenheit der Nationen. Sie nahmen bald die Ehrfurcht derselben vor göttlichen Dingen für sich selbst in Anspruch, und stellten sich als unmittelbare Gottesboten und Dollmetscher des himmlischen Willens dar. So entwickelte sich in der christlichen Kirche mit dem Lauf der Jahrhunderte Hierarchie und Theokratie, wie wir Aehnliches bei Völkern von andern Glaubensarten fanden. Das Orakel der Heiden, wie die Untrüglichkeit des Papstes bei den Christen, stieg aus ziemlich gleichen Quellen hervor; Gewohnheit macht zuletzt Alles erträglich. Wie sehr auch die Tugenden Christi mit Lastern seiner spätern Verkünder, seine Demuth mit der dreifachen Krone und dem Pantoffelkuß des nachmaligen Stellvertreters in Widerspruch stehen mochte, — es fiel nicht mehr auf. Die Priesterschaft forderte eigentlich nichts für sich, sondern Alles, als Opfer, für den Himmel; aber sie genoß das Opfer, nicht der Himmel. Beleidigung ihrer nannte sie Beleidigung des Himmels; Verlachung ihrer Fehler hieß Religionsspötterei. So verwechselte sie ihr Interesse mit dem Interesse der Religion.

Gemeine Vorurtheile den Protestantismus angehend.

Es gibt keine katholische, keine lutherische, keine zwinglische Religion, — sondern nur eine Christusreligion. Aber es gibt

eine katholische, eine lutherische, eine reformirte Kirche. Die Reformatoren griffen zuerst bloß die kirchliche Verfassung an, wegen der Uebermüthigkeit und Ausschweifung der Priesterschaft; erst später die Glaubenslehren; nie aber die Religion selbst. Das galt aber den Angegriffenen gleich. Sie nannten die Reformatoren und deren Anhänger Religionsschänder, Widersacher Gottes und Diener des Teufels. Dieselben Ehrentitel wurden ihnen zurückgegeben. Zwingli und Luther fingen ihren Kampf bei der Ablaßkrämerei des Samson und Tetzel an, und endeten mit dem Abfall von der römischen Hierarchie. Die Reformation stellte das Urchristenthum nicht wieder her, sondern nur die Befreiung des Glaubens von den Machtsprüchen Roms, indem sie auf die Bibel, als reinste Erkenntnißquelle der religiösen Wahrheiten, zurückwies. Statt der bisher gewesenen kirchlichen Monarchie oder Despotie entstand kirchliche Republik oder Anarchie. In dieser Republik wurden die Reformatoren bald selber uneinig, weil sich bloße Glaubens- und Meinungssätze nach den Vorkenntnissen und Gemüthsarten derer bilden, die sie haben. Worte der Bibel ließen sich mannigfach auslegen, zumal bei allzugeringer Kunde der todten Sprachen und des alten Orients und seiner Bewohner. Nothwendige Folge ward Verwirrung, Parteiung, Spaltung, Zwietracht. Lutheraner und Reformirte haßten sich bald mit nicht minderer Erbitterung, als sie von den Katholiken gehaßt wurden. Im Streit um Religion, wie sie ihre Glaubenssätze hießen, ging das Religiöse selbst zu Grunde.

Die Parteien zerfielen aber wieder in Unterparteien und Sekten. Man fürchtete, die Zersplitterung werde ins Unendliche fortgehen, und es könne zuletzt so vielerlei Kirchen, als Haushaltungen im Lande, geben. Dies zu hindern, versammelte man sich um Glaubensbekenntnisse und symbolische Bücher. Man schwor auf die Worte der Meister. So traten nun bei den Protestanten

symbolische Bücher an die Stelle der Bibel, und wurden den Lutheranern und Reformirten, was den Katholiken die Kirchenväter, Konzilien und Päpste waren Denn auch diese beriefen sich auf die Bibel, wie es die symbolischen Schriften thaten. Wer aber anders auslegte, hieß Ketzer und Irrlehrer.

Hiermit waren die Meinungen eingebannt und der Protestantismus hatte von seinem ursprünglichen Wesen verloren. Nun war bei den Lutherischen rechtgläubig, im Abendmahl bei den Worten: „Das ist mein Leib und Blut", an eine Anwesenheit des Körpers Christi im Brod und Wein zu denken; bei den Calvinischen, an eine übernatürliche Einwirkung Jesu, durch welche die Gläubigen seinen Körper genossen; bei den Zwinglischen, daß Brod und Wein bloß Sinnbilder des Leibes und Blutes wären. Es war bei den Lutherischen rechtgläubig, anzunehmen: die von Gott zur Seligkeit Erwählten könnten den Einwirkungen seiner Gnade nicht widerstehen, während die Nichterwählten, als von Natur verderbt, die Gnade, welche zu ihrer Bekehrung wirken wolle, zurückstießen; bei den Calvinischen: wer von Gott zur Seligkeit berufen sei, werde auch wider eigenen Willen selig, und wer von Gott ursprünglich zum Gefäß des Zorns bestimmt sei, bleibe verstockt und verdammt, so sehr er auch seine Rettung wünschen möge; bei den Zwinglischen: Gott habe Niemandem den Himmel verschlossen, wer ihn fürchte und seine Gebote erfülle, der sei ihm angenehm unter allerlei Volk. Bei den Lutherischen betete man: Vater unser; bei den Reformirten: Unser Vater.

Man sieht wohl, daß diese Wichtigkeiten, in welchen sich die neuen Kirchenparteien unterschieden, nie hätten wichtig genug sein sollen, sie zu trennen, geschweige sie zu der Raserei zu begeistern, sich mit Feuer, Schwert und Verbannung zu verfolgen. Auch sieht man, daß Zwingli beiweitem mit mehr Vernünftigkeit lehrte und im bessern Deutsch betete. Inzwischen ward alles dies fortan sym-

holisch erhärtet, und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Beiweitem war das wohl nicht das Beste, was die Stifter der neuen Kirchen Neues lehrten, sondern eher Vieles, was sie von dem Alten, so in der katholischen Kirche gelehrt wurde, nicht beibehalten mochten. Dahin gehörte auch, daß sie den Gottesdienst in den Tempeln vereinfachten, weil durch Menge des Zeremoniels gleichsam neues Heidenthum entstanden zu sein schien; ferner, daß sie in der Kirchenverfassung, statt der päpstlichen Monarchie, demokratischere oder aristokratischere Formen beliebten. Uebrigens ist nicht zu zweifeln, wäre Zwingli öffentlicher Lehrer in Wittenberg, und Luther Pfarrer in Zürich gewesen, würde Norddeutschland zwinglisch und die Schweiz und Pfalz lutherisch geworden sein.

Staatsverfassungen und Klima hatten auf die Reformation und deren Gang wohl keinen wesentlichen, wenigstens nicht so mächtigen Einfluß, als manche Schriftsteller glaubten, die sich durch einen schimmernden Einfall blenden ließen. Die Kühle der nördlichen Länder machte wohl schwerlich für Protestantismus empfänglicher; denn wem ist unbekannt, wie viel Mühe es dem brittischen und schwedischen Hofe kostete, das neue Kirchenthum in ihre Staaten einzuführen? Die Normänner standen mehrmals bereit, ihren katholischen Glauben mit dem Schwert zu vertheidigen, und Irland ließ ihn nie fahren; die griechische Kirche erfüllt noch heut das russische Reich; dagegen war das südliche Frankreich und ein guter Theil Italiens anfangs auf gutem Wege, freiwillig zum Protestantismus überzugehen.

Noch seltsamer klingt die Meinung, welche selbst in unsern Tagen von einigen Schriftstellern frisch gegeben wird: Protestantismus sei ein Produkt rein germanischen Wesens. Selbst gute Köpfe, wie Arndt und Benzenberg, ließen sich, von der Mode der Deutschthümlerei bethört, zu Urtheilen verleiten, denen die

Geschichte der Reformation, so wie die Geographie geradezu widerspricht.

Montesquieu kannte bestimmt den muhamedanischen Glauben zu wenig, als er behauptete, derselbe sei am besten für despotische Staatsverfassungen geeignet. Der Despotismus hängt weniger von der Religion des Volks, als von der Religiosität der Gewalthaber ab. Das christliche Europa hatte der Despotien und Despoten von jeher nur zuviel. Das Liebeswort des Evangeliums galt leider weniger, als das Schwert Petri. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn ein Bramine oder Sheriff oder Mufti in Asien die Geschichte des christlichen Europa's von den Bekehrungskriegen Karls des Großen bis zur Ausbreitung des Christenthums durch die spanischen Waffen in Amerika, und den neuesten Füsilladen und Noyaden, erzählte, und er daraus folgern wollte, daß das Christenthum zur Despotie und Grausamkeit geneigt mache; der Islamismus oder der Dienst Brama's aber zur Großmuth und Barmherzigkeit. — Montesquieu kannte bestimmt die Geschichte der Reformation zu wenig, als er sein kurzes, flüchtiges Kapitel schrieb: Que la religion catholique convient mieux à une monarchie, et que la protestante s'accommode mieux d'une république; ein Satz, den noch in unsern Tagen deutsche Schriftsteller nachbeten. Diese thun es vermuthlich, weil Montesquieu sagt: Die nordischen Völker haben und werden immer einen Geist der Unabhängigkeit und Freiheit haben, der den südlichern Völkern fehlt.

Die griechische Kirche ist der katholischen aufs nächste verwandt; Rußland aber liegt ziemlich nordwärts. Die Irländer wollen Katholiken bleiben, aber streben nach Freiheit. Die Freiheitsversuche Frankreichs sind noch in frischer Erinnerung, so wie die Freiheitskriege des südlichen, reinkatholischen Amerika's. In deutschen katholischen Staaten fand man die Macht der Fürsten durch ver-

fassungsmäßige Landstände beschränkt, während im protestantischen Preußen ein unbeschränkter König herrscht, und die aus katholischen Zeiten stammenden Landstände und Fürstentage längst verschwunden sind. In der Schweiz sind die größern protestantischen Freistaaten mehr den aristokratischen Formen zugethan; die rein demokratischen Freistaaten hingegen hielten am katholischen Glauben am festesten und sind noch heutiges Tages dafür leicht entzündliche Eiferer.

Gemeine Vorurtheile, den Katholizismus angehend.

Liest man die Geschichte der großen Kirchentrennung und ihres Ganges, wird man sich bald belehren können, daß, wo heutiges Tages protestantische Kirchen blühen, es meistens dem persönlichen Charakter der zur Zeit der kirchlichen Umwälzung herrschenden Männer zu danken ist. Damals galt noch im Staatsrecht der Europäer der Lehrsatz: Wem Volk und Land gehören, dem steht auch die Macht zu, die ihm gefällige Kirche zu bestimmen. So führte Gustav Wasa in Norwegen das Lutherthum ziemlich gewaltthätig ein; so verjagten Frankreich und Salzburg hinwieder ihre Protestanten; und Bayern wäre, hätten die Herzoge dieses Landes den Neigungen des Volkes gefolgt, unstreitig lutherisch geworden.

Die Formen der protestantischen und katholischen Kirchenverfassung hatten auf Gestalt und Wesen der Staatsverfassungen überall wenig Einfluß. Protestantische Völker wurden durch ihr neues Kirchenthum keineswegs politisch-freier; wohl aber wurden die Fürsten derselben freier und unbeschränkter, in so fern sie sich von den Machtsprüchen des Papstes losrissen und den politischen Einfluß der Geistlichkeit brachen. Meistens übernahmen die protestantischen Fürsten selber in ihren Landen die Stelle des Papstes,

und es geschah nichts in Glaubens- und Kirchensachen ohne ihre Genehmigung. Die Völker hatten eigentlich keinen Vortheil, als welchen sie schon durch Trennung vom Papst- und Mönchthum überhaupt, so wie dadurch empfangen hatten, daß mehr Geld im Lande kreisete, welches vormals für Ablaß, Dispensen und dergleichen nach Rom ausgeströmt war. Inzwischen blieb den Haushaltungen darum nicht mehr Geld, als vorher; denn sie mußten desto reichlicher den Fürsten steuern.

Es ist einmal Zeit, eine Reihe von Nachbetereien und Vorurtheilen abzulegen, welche man bisher vom Einfluß der Kirchenverfassungen auf Staatsverfassungen, oder vom Einfluß der Glaubenslehren auf den Geist der Nationen in Europa ohne Prüfung, und im vollen Widerspruch mit der Geschichte vergangener Zeit und der Gegenwart, beibehalten hat. Die katholischen Schriftsteller machten dem Protestantismus eben so viele Vorwürfe, und eben so ungegründete, als die protestantischen dem katholischen Glauben. Eine der lächerlichsten Behauptungen von jenen ist, daß der Protestantismus die Völker zu Meutereien geneigt mache. Dazu führten sie Belege aus der Geschichte von England, von Schweden, und selbst den Bauernkrieg an. Indessen ließe sich, wollte man Klopffechterei treiben, eben so gut behaupten, der Protestantismus mache die Völker geneigter zu Gehorsam, als der Katholizismus. Denn Deutschland habe weder so viele, noch so blutige Volksaufstände erlebt, als Neapel, Rom selbst, Frankreich, Spanien und andere katholische Staaten.

Zu den gemeinsten Vorurtheilen der Protestanten gehört auch, daß katholische Glaubenslehre und Kirchenverfassung die Denkfreiheit hemme. Diese Einbildung ist besonders im nördlichen Deutschland eingewurzelt, weil man in Oesterreich und Bayern die Wissenschaften minder blühend sah. Allein die Geschichte Europens, seit der Reformation, macht unwidersprechlich klar, daß es weder

protestantische, noch katholische Glaubenslehre und Kirchenverfassung sei, welche Wissenschaften begünstige oder beschränke, sondern die Weisheit oder Unweisheit der Gesetzgeber; die größere oder geringere Geistesbildung der Fürsten; der stärkere oder schwächere Einfluß, welchen sie den Mönchen und Schwärmern auf sich gestatteten.

Die preußischen Unterthanen dankten ihre Geistesfreiheit wohl schwerlich dem protestantischen Glauben, sondern den freien Ansichten, welche der große Friedrich II. besaß. Eine Reihe von Wöllnern und Bischofswerdern würde auf das protestantische Preußen ohne Zweifel denselben Einfluß gehabt haben, welchen in manchen katholischen Staaten die Umtriebe der Mönche auf klösterlich erzogene Fürsten hatten.

Frankreich ist katholisch in Glaubenslehre und Kirchenverfassung; es war mit Abteien, Mönchs- und Nonnenklöstern überladen. Demungeachtet standen hier die freiesten Denker, die geistvollsten, unbefangensten, sogar frechsten Schriftsteller auf, während das protestantische Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen mit ihrer Geisteskultur sich noch nicht groß machen durften. Selbst Italien hatte hier den Vorschritt. Ohne Frankreichs höhere, wissenschaftliche Bildung hätte Deutschland wahrscheinlich weder einen Friedrich II., noch einen Kaiser Joseph II. gehabt. Der Grund aber lag gewiß nicht am Protestantismus der französischen Könige, sondern daran, daß schöne Weiber von jeher mehr Einfluß, als dumme Mönche auf sie hatten. Die Franzosen nennen noch heutiges Tages das Zeitalter Ludwig XIV., in Rücksicht der Wissenschaften und Künste, ihr goldenes Zeitalter. Aber Ludwig war so guter Katholik, daß er binnen drei Jahren bei fünfzigtausend protestantische Familien aus seinem Reich verbannte.

Die protestantischen Staaten freilich gewannen allerdings viel durch ihr neues Kirchenthum, es ist nicht zu läugnen. Ihre Be-

herrscher wurden unabhängig von einem geistlichen Herrn zu Rom; behielten viel Geldes im Lande, das sonst der Rota romana zufloß; gewannen mehr Arbeitstage durch Minderung der Festtage; mehr thätige Unterthanen, weil man die jungen Männer und Mädchen nicht in Klöster sperrte und zur Unthätigkeit verdammte; eine freiere Erziehung, weil man den Unterricht der Fürsten und Unterthanen nicht mehr Klösterlingen oder Priestern ausschließlich überließ. — Doch kann man auch nicht läugnen, daß alle diese Vortheile keinem Lande durch das Wesen des katholischen Glaubens und Kirchenthums versagt waren, sondern nur durch Unwissenheit oder Feigheit der Fürsten, oder Schlauheit der Päpste und ihrer Nunziaturen. Denn wir alle wissen, daß die Aufhebung der Mönchsorden und Klöster dem Wesen der katholischen Kirche nicht widerspricht. Viele katholische Fürsten thaten die geistlichen Orden und Klöster ab, und blieben dennoch gut katholisch; oder verminderten die Festtage, oder gaben den Unterricht der Prinzen an weltliche Gelehrte.

Hätten die katholischen Fürsten Deutschlands jene freiere Erziehungsweise genossen gehabt, deren sich die französischen rühmen konnten, so würden sie zwar immer gute Katholiken geblieben sein, aber vom Papst keine Gesetze empfangen haben. Die päpstlichen Nunzien zu Brüssel, Köln, Wien, München und Luzern hätten nicht ihre Eingriffe in die Rechte von den Vorstehern der deutschen katholischen Kirche mit so vielem Glück fortgesetzt, als sie wirklich mit Beharrlichkeit und Schlauheit vermochten.

Die französischen Könige, welche doch selbst von den Päpsten die allerchristlichsten geheißen werden, waren immerdar gute Katholiken, wenn auch nicht päpstlich. Die Freiheiten der gallikanischen Kirche beweisen, wie unwesentlich der Machteinfluß des römischen Hofes zum katholischen Kirchenthum gehöre. Eben derselbe König, welcher die Protestanten aus Frankreich vertrieb,

wofür er ohne Zweifel in ältern Zeiten unter die Heiligen versetzt worden wäre, drängte auch das päpstliche Ansehen aus Frankreich zurück. Unter ihm, sogar durch Anstiftung eines sehr rechtgläubigen Jesuiten, des Pater La Chaise, ward von der ganzen französischen Geistlichkeit ausgesprochen, und gesetzlich: Der Papst hat in weltlichen Sachen des Reichs kein Ansehen; die Kirchenversammlung steht über dem Papst; der Gebrauch der apostolischen Gewalt ist von den Gesetzen der Kirche beschränkt; die Entscheidungen des Papstes in Glaubenssachen sind erst unwiderruflich, wenn die Kirche sie angenommen hat.

Verirrungen der Protestanten nach der Reformation.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, da der Bestand der protestantischen Kirche einmal entschieden war, verlor sich allgemach die Glaubenswuth der europäischen Christen. Der Papst hatte die Kraft verloren, Religionskriege und Kreuzzüge anzuordnen, und die Könige fanden bei diesen keinen Vortheil mehr. Katholische und protestantische Fürsten schlossen sogar, wenn es in ihrem Interesse lag, mit einander Bündnisse der sogenannten ewigen Freundschaft; mithin blieb den Völkern nichts anderes übrig, als mit einander verträglich zu leben. Höchstens hörte man noch theologische Zänkereien in einigen Schulen und auf einigen Kanzeln. Weil aber das Volk wenig Antheil nahm, und die Wissenschaften helleres Licht ausgossen, lachte man zuletzt über die polemischen Kunststücke der Gottesgelahrten, und wunderte sich, daß die lieben Alten einander um der Gnadenwahl willen die Hälse gebrochen hatten. Man schritt in der sogenannten Aufklärung immer weiter, und sowohl in protestantischen, als katholischen Ländern ward endlich sogar französische Frivolität sogenannter guter Ton der soge-

nannten großen Welt. Viele Leute aus der kleinen Welt folgten dem Beispiel, wie kleine Leute immer gern zu thun pflegen.

So wie in der katholischen Kirche wackere Geistliche dem Aberglauben entgegenarbeiteten, gesundere Religionsbegriffe ausbreiteten, und vom bloßen Sinnenwerk und Zeremoniel und Gebeteplappern zur wahren innern Gemüthsheiligung führten: wandten sich die bessern Lehrer der protestantischen Kirchen von den Dogmen, die ihnen so gut, als dem großen Haufen, unbegreifliche Räthsel blieben, zum reinern Geist des Christenthums. — Die Sache aber ward auch hier häufig übertrieben. Die Religion schrumpfte zuletzt auf trockene Moral ein; Alles ward höchst nüchtern, verständig und kalt. Man philosophirte, wenn man betete, und las die Systeme der Sittenlehre fleißiger, als die Worte Jesu Christi, wenn man predigen wollte. Man sah bei Katholiken Aberglauben und Freigeisterei, Kirchendienst und Unglauben in grellem Gemisch; bei Protestanten wachsendes Erkalten gegen alles Kirchliche und Religiöse, und vornehmes Vernünfteln nebst der gröbsten Wundersucht, Andächtelei, Geisterseherei und abergläubigen Rohheit.

Keinem Volke weniger, als dem deutschen, ist das Herzlose und Ungemüthliche natürlich. Es war vorzusehen, daß man wieder umkehren würde. Es geschah auch, zumal da der Druck der Kriegsleiden schwer auf Deutschland, besonders auf das nördliche, lastete. Noth lehrt beten. Unter fremden Königen und Herren seufzte man nach der guten, alten Zeit zurück; die Vaterlandsliebe und der verwundete Nationalstolz sträubten sich gegen das Fremde. Man warf sich aus der dürren Vernünftelei in die erquickliche Träumerei der Mystik und machte zuletzt selbst Versuche, die Religion frisch zu mystifiziren.

In demselben Grade, wie katholische Männer von Bildung freisinniger wurden, heitere Begriffe in ihr Kirchenthum einführten, abergläubige Legenden und Betereien beseitigten, dem Ein-

fluß des Papstes und seiner Nunzien entgegenarbeiteten: hörte man Protestanten süßliche, weinerliche Melodien anstimmen, vergessene Legenden poetisch aufwärmen, das katholische Kirchenzeremoniel preisen, mystischen Wirrwarr zu Markt bringen und den heiligen Vater verehren in frommer Andacht und Demuth. Ein „kindliches Gemüth“ ging über Alles; meistens aber hatte man nur ein kindisches. Mehrere protestantische Poeten wurden sogar katholisch, und bildeten sich vermuthlich ein, die übrige Welt werde ihnen, der schönen Verse wegen, nachfolgen. Vielen Protestanten mißfiel an ihrem Protestantenthum besonders die Einfalt und stille Würde des Gottesdienstes, und schrieben diesem besonders den Verfall des Kirchenbesuchs, Erkaltung der Gemüther zu, während doch ihre Väter eben die herzlichsten Protestanten, die ämsigsten Kirchengänger gewesen waren, und eben für die Einfachheit der gottesdienstlichen Gebräuche, welche am meisten an die ersten Tage des Christenthums mahnten, Gut und Blut geopfert hatten. Man wollte wieder Bischöfe, strengere Einheit in Glaubens- und Kirchensachen, mehr Prunk und Feierlichkeit in Tempeln, größeres Ansehen der Geistlichen. Man wähnte, durch Vervielfältigung des Sinnlichen das Herz für das Religiöse stärker zu erwärmen. Genug, in demselben Verhältniß, wie die protestantischen Tongeber des achtzehnten Jahrhunderts im Uebermaß kalter Vernünftelei und Aufklärersucht von den Stiftern ihrer ehrwürdigen Kirche abwichen, wichen sie im neunzehnten Jahrhundert wieder zum entgegengesetzten Extrem, zur frommen Empfindelei, zur Mystik, zur Begierde nach äußerm Prunk ab.

Dies Treiben wird aber auch nicht von langer Dauer sein, im Fall es nicht einem Fürsten, geleitet vom Einfluß der Tongeber, in Sinn kömmt, dem protestantischen Kirchenwesen katholischere Formen zu geben. Durch dergleichen Außenwerke wird aber, die Erfahrung bezeugt es, nichts gebessert. Alle Feierlichkeit, einmal

zur Gewohnheit geworden, verliert Reiz und Eindruck, und man wird nach wenigen Jahren wieder auf der alten Stätte am gleichen Uebel kränkeln. Gemüthliche Empfindelei ist so wenig Religion, als scholastische Spitzfindigkeit, oder trockenes Moralisiren. Weder das eine noch das andere finden wir im Leben und in der Person Jesu, noch in den ersten Zeiten des Christenthums. Beides sind Verirrungen der spätern Tage. Die ersten Protestanten waren bei der wiederhergestellten Einfalt der öffenklichen Gottesverehrung sehr fromme, gottesfürchtige Leute; warum können es ihre Enkel nicht mehr sein? — Ein hölzerner Kelch mit Andacht ergriffen ist köstlicher, als ein goldener, den man gleichgültig an den Mund setzt. Und wahrlich, kein faltiger Chorrock macht den Priester ehrwürdig, aber seine Weisheit, seine Tugend, seine Demuth und Gottesliebe. Fehlen diese, so ist alles Aeußerliche eitel und wird spöttlich. Inbrunst des Herzens macht aus der einfachen Kammer einen herrlichen Tempel; aber alles Schauspielwerk der prachtvollsten Kirchen bringt keine Herzensinbrunst. Das Neue kann nur vorübergehend erschüttern. So wird mancher Katholik von der Andacht, Stille und Schmucklosigkeit der reformirten Kirchen tief bewegt; und mancher Protestant wieder von den Feierlichkeiten der Messe in katholischen Kirchen gerührt. Aber mit der Seltenheit des Anblicks verschwindet auch sein Zauber, und das Herz bleibt leer.

Die protestantischen Geistlichen — bei vielen mag redliches Wollen des Guten, bei vielen Eitelkeit und Lust am Gepränge und Außenglanz obwalten — fügen ihren Kirchen offenbaren Nachtheil zu, mit Vermehrung des Zeremoniels und Prunks. Denn wenn ich einen wesentlichen Vorzug ihrer Kirche vor der katholischen anerkennen soll, so ist es auch der, daß die ihrige der ursprünglichen Einfalt der Gottesverehrungen im ersten Christenthum näher steht und den ungebildeten Menschen zwingt, mehr auf sein

Inneres zurückzugehen, als sich ins Aeußere zu verlieren, auf ein opus operatum Werth zu setzen, und auf gut heidnisch das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Sichtbare mit dem Ueberirdischen, Unsichtbaren zu verwechseln. Je ärmer an Reiz und Zerstreuung die Außenwelt, je kräftiger und freier erhebt sich der Geist über dieselbe zum Geistigen; der Zauber des Sinnlichen erhebt ihn nicht, sondern zieht ihn zum Sinnlichen abwärts.

Die Reformirten sind in ihren kirchlichen Gebräuchen einfacher und prunkloser, als die Lutheraner. Diese haben noch Pracht in ihren Tempeln, Bilder und Feierlichkeiten, die sie zum Theil von ihren katholischen Vätern beibehielten. Und eben bei den Lutherischen will man am eifrigsten zur Vermehrung kirchlichen Prunks sein; weniger lebhaft begehren dergleichen die Reformirten. — Jenes Streben ist Rückschritt des Protestantismus; so wie es immer übles Zeichen ist, wenn man, was in That und Geist untergegangen ist, durch äußere Mittel erkünsteln will. Die Christen der frühern Jahrhunderte führten erst Pracht und Zeremoniel ein, als der Geist des Christenthums von ihnen entwichen war, und dieser wich in gleichem Verhältniß, je mächtiger sie sich der kirchlichen Zierrathen und Werkseligkeiten beflissen. Wenn sich die Jungfrau schminkt, stellt sie damit die entflohene Jugend nicht auf den Wangen her; sondern das Mittel, welches ihren Verlust und den Kummer darum verbergen soll, verräth dem Kenner beides nur desto lebhafter.

Erwartungen, Weissagungen und Schwärmereien in neuesten Zeiten.

Auf viele, vorzüglich auf reizbare Gemüther, auf gutsinnige bildungsreiche Männer und Frauen sowohl unter Protestanten als Katholiken, machten die ungeheuern Geschichten ihrer Tage be-

sondere Wirkung. Verschwinden alter, Erscheinen neuer Throne, Zerreißung der Völker, Leiden der Könige, das Fabelhafte in den Begebenheiten, da immer das Unglaublichste wahr ward; da ganz Europa einem Einzigen hingegeben war, der die Jünglinge vom Tajo und der Weichsel, vom Garigliano und der Eider unter seinen Adlern von Land zu Land führte; da Syrien und Aegypten wieder aus hundertjähriger Dunkelheit in den fürchterlichen Kreis der Ereignisse einrückten, während jenseits des Ozeans ein ganzer Welttheil im Aufruhr brannte — Alles schien ein von der Vorsehung erwählter Augenblick zu sein, etwas Außerordentliches und Unvergängliches zu gründen. Und wirklich Viele glaubten daran mit fröhlich bangem Harren.

Es schien sich wieder ein Universalreich gestalten zu wollen, wie es war zu Zeiten des Kaisers Augustus, als Christus der Herr Mensch ward; als die Heere aller Völker, die Gesetze und Sitten aller Länder vermischt waren und die Altäre aller Tempel, der Juden wie der Heiden, dem Verfall nahe standen. Nun schienen die gebeugten Nationen ernst und reif genug, einen Ruf der Stimme Gottes an sie zu hören und den Wiederhersteller des Evangeliums, den Erneuerer des vergessenen Himmelreichs zu empfangen, da Alles ein Hirt und eine Heerde werden konnte. Dazu schien Alles vorbereitet, Alles einladend. Die Richtung der Katholiken zur freiern Ansicht in Glaubensdingen; die Neigung so vieler Protestanten zum katholischen Kultus, die Zivilisation der Juden, verhießen leichte Mühe, Alle in einen Glauben, in eine Kirche, mit Abstreifung der nichtigen Unterscheidungsdogmen, vereinen zu können. Selbst daß hie und da Propheten aufstanden und Prophetinnen, mochten sie wahr oder falsch reden, die mit Weissagungen die Gemüther ängsteten, schien nur Vorbereitung zu werden auf den rechten Augenblick, da der Rechte hervortreten und das heilige Umschmelzungswerk der Welt beginnen würde

In der That haben Viele daran geglaubt, wenn sie sich gleich ihre Ahnungen und Erwartungen nicht deutlich auseinander legten. Es mögen vielleicht noch jetzt Viele die Zukunft eines neuen Religions- oder vielmehr Kirchenstifters hoffen. Viele mochten sich bitterlich getäuscht finden, da sie die großen Vorbereitungen zum erschütternden heiligen Schauwerk in ein fades politisches Nachspiel ablaufen sahen. Inzwischen ist jene Stimmung in vielen Gemüthern vorhanden gewesen, und sie gehört wenigstens zur Bezeichnung des Zeitalters für den Weltbetrachter. Auch der Spuk, welchen hie und da religiöse Schwärmer mit Geräusch und Glück trieben, deutet darauf hin. Wer erinnert sich nicht an den Lärmen Pöschl's und seines frommen Anhangs, oder an die Buß- und Bekehrungsreisen der Frau von Krudener? An die wiederholten Dräuungen mancher Entzückten mit den Gerichten des Herrn; an die Erwartungen von der Zukunft, welchen die Verehrer des bekannten Stilling-Jung hegen?

Das Erscheinen von Propheten, Schwärmern und Entzückten ist eigentlich gar nicht als Zeichen der Zeit zu ehren. Die es thun, kennen die Geschichte nicht; denn es hat zu allen Zeiten solcher hochverwirrten Frommen oder Stolzen gegeben, die mehr oder weniger Aufsehen erregten, je nachdem sie mehr oder weniger Talente hatten. Man vergißt nur zu leicht einen Narren über den andern; sonst würde man sich noch an Gaßner erinnern, welcher sogar die Gabe hatte, Teufel auszutreiben, oder an den vom vornehmen Pöbel seiner Zeit gläubig umringten Wunderthäter Cagliostro, oder an den italienischen Schuhmacher Matthieu Lowat, welcher sich im Jahr 1805 zu Venedig aus eitel Bußfertigkeit ans Kreuz schlug. Und ist der Prophet von Mekesheim, Hans Adam Müller, vergessen, oder die Frau von Krudener, welche nicht die Rolle der Wohlehrwürdigen annehmen würde, wenn sie noch die Rolle der Liebenswürdigen

spielen könnte: so werden andere Seelenkranke Aufmerksamkeit für sich begehren.

Es ist gemeiner Irrthum, daß die Natur des Protestantismus Schwärmerei und geistliche Träumerei besonders begünstige. Die Seelenkrankheit wird weder durch das Lesen der augsburgischen Konfession, noch des Heidelberger Katechismus, noch der Bibel erzeugt, sondern sie wird schon zum Lesen hingebracht, und erhält da erst ihre theologische Färbung. Wenn in der protestantischen Kirche aber mehr Schwärmer laut und sichtbar werden, als in der katholischen, geschieht es ungefähr aus demselben Grunde, aus welchem man in einem Staat, dem gute Polizeianstalten fehlen, mehr Wahnsinnige erblickt, als in einem andern, der Vorsorge getroffen hat. Auch bei den Katholiken lieset man die Bibel in der Volkssprache, lieset und höret man Wundergeschichten und Heiligenlegenden und Weissagungen. Auch bei den Katholiken sind der Seelenkranken nicht weniger, als bei Lutheranern und Reformirten. Aber die Schwärmerei nimmt da theils eine andere Richtung, meistens zum Selbstmärtyrerthum und Heiligenleben; theils findet sie Ableitung oder Vergrabung in den Klöstern, wo sie seltener vor den Augen der Welt lärmen kann und mag. Bei der Ehrfurcht vor dem Oberhaupt der Kirche, und der Voraussetzung, daß nur dieses durch eine Bulle erklären könne, wer unter die wunderwirkenden Heiligen zu stellen sei, läßt sich der große Haufe selten beigehen, aus eigener Macht Canonisationen schon bei Lebzeiten der Schwärmer vorzunehmen, oder einen gläubigen Hof um den Wunderthäter zu bilden. Es weiß jedermann, wie viel sich sogar die Heiligen selbst gefallen lassen müssen. Es mußte sich St. Napoleon manches Jahrhundert mit der kränkendsten Vergessenheit seiner Thaten und einer schmählichen Dunkelheit begnügen, bis ihm sein kaiserlicher Namensvetter sehr unverhofft zur Ehre des Kalenderglanzes verhalf. Mit Verbannung des Vetters

zur St. Helena geräth St. Napoleon abermals in Gefahr, in mehrern Jahrhunderten keinen Tag zu finden, dem er den Namen, oder einen Priester, dem er Stoff zu einer Predigt geben kann.

Religiöser Zustand der Volksmehrheit.

Ueberhaupt geht mit den vermeinten Zeichen der Zeit viel Selbstbetrug vor. Man sieht und glaubt gern, was man wünscht oder fürchtet. So irrten sich denn auch diejenigen, welche in dem Gang der großen Weltereignisse, in dem Geräusche der Bußprediger und Weissager, in dem Streben der Katholiken zur heitern Ansicht in Kirchen- und Glaubenssachen, in der Neigung der Protestanten zum katholischen Kultus, in der wachsenden Versöhnlichkeit der Lutheraner und Reformirten, in dem Bürgerlicherwerden der Juden, Vorboten der Zukunft eines neuen Glaubens- und Kirchenthums sahen, worin sich alle Parteien mit frommer Begeisterung umarmen würden.

Es gibt zwar nur eine Religion, weil es nur einen Gott, der sich offenbarte, und eine menschliche Vernunft geben kann, welcher die Offenbarung geschieht: aber es wird ewig auf Erden mehrere in Glaubenslehren, Kultus und Verfassung verschiedene Kirchenparteien geben, weil es verschiedene Kulturstufen und Schicksale und Ansichten der menschlichen Gesellschaft geben muß. Das liegt im Gesetz der Schöpfung.

Wahrlich diejenigen täuschten sich bitterlich, welche aus der Menge helldenkender katholischer Geistlichen und Laien Deutschlands und Frankreichs, Helvetiens und Italiens auf eine allgemeine Neigung der katholischen Christen zur Reinigung ihrer Glaubenslehren, ihres Kultus und ihrer kirchlichen Verfassung von allerlei Mißbrauch und Verirrung folgerten. Die große Masse

der katholischen Christen liegt noch tief und schwer unter Aberglauben und Werkseligkeit verloren. Diese Masse will noch ihre gemalten oder geschnitzten Heiligen, nicht wegen der Tugenden, sondern wegen der Wunderkraft derselben; will noch dem Himmel mit Gebeten, ohne Gedanken, abzahlen; meint mit Beobachtung des kirchlichen Kultus, beim ruchlosesten Wandel, genug zu thun; und mit Meßopfern, die gern bezahlt werden, die arme Seele von der Quälerei des Fegefeuers zu lösen. Auch Mörder rufen ihren Heiligen zum Beistand zur schwarzen That an; oder werfen den Schutzpatron aus dem Hause, wenn er ihnen nicht hilft, wie sie verlangt haben. Von der andern Seite fehlt es nicht an geistlichen und weltlichen Obern, die sich an der heidnischen Thorheit des gemeinen Volks vornehm belustigen, oder dieselbe wohl gar eifrig befördern, weil sie dabei ihre Rechnung finden. Aber jene Masse ist nicht laut; sie tritt nicht auf Kanzeln, nicht in öffentlichen Schriften auf. Daher wird sie übersehen, und man hört nur die, welche mit Eifer auf Verbesserung dringen. Die Zahl der letztern, so groß sie auch in Deutschland und Frankreich schon wirklich ist, bleibt jedoch im Verhältniß zum gemeinen Volk, zum dummgläubigen Pöbel, der sich in Sackzeug oder Sammet kleidet, äußerst gering.

Diejenigen täuschen sich, welche aus den poetischen, mystischen Empfindeleien, und aus der Apostasie einiger Schriftsteller, oder aus dem Flugschriften- und Zeitungsgeräusch derer, welche einen sinnlichern, prunkhaftern Kultus begehren, auf die Neigung der protestantischen Christen den Schluß ziehen, sich wieder der katholischen Kirche zu nähern. Man höre das Volk in Städten und Dörfern! Nach den mode- und schau- und neuigkeitslustigen Bewohnern einer Hauptstadt, oder nach solchen Personen, die es schmeichelt, Tongeber heißen zu können, beurtheile Niemand die Stimmung gesammten Volks. Dieses scheut die Neuerung, weil

es aus blinder Gewohnheit das Alte ehrt und will. Es ist allerdings möglich, daß landesherrliche Befehle das Neue gebieten können; man wird es aber nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Gehorsam empfangen, und dennoch nicht ohne Murren und Sträuben. Man erinnere sich nur an den ehemaligen Lärmen wegen des alten und neuen Gesangbuchs; oder an die Herzlichkeit, mit der man sich des Teufels annahm, den einige Aufklärer von der Taufe hinweg und überhaupt aus der Taufe relegiren wollten. In den Schweizerkantonen, wo doch Reformirte und Katholiken einträchtig beisammen wohnen, wo sie sich oft sogar eines und desselben Tempels bedienen, haben es die Regierungen, auch bei bessern Ueberzeugungen, noch nicht dahin bringen können, oder auch nur versuchen mögen, im Heidelberger Katechismus die Stelle zu unterdrücken, worin das Meßopfer eine verruchte Abgötterei geheißen wird. In einem republikanischen Staate hat die Regierung die Volksstimmung, von der sie selbst abhängig und durch die sie allein mächtig ist, wie im Guten, so auch im Schlechten, mehr zu fürchten und zu ehren, als in einem monarchischen Staate, wo, was der Fürst gebeut, ein besoldetes Heer gegen allfällige Widerspenstigkeit der Unterthanen ohne Schonung vollstreckt. Eben daher erkennt man aber auch in freiern Ländern den Volkssinn bestimmter ausgesprochen.

Von der rein-christlichen Kirche.

Es wird eher möglich sein, zwischen Lutheranern, Reformirten und Katholiken eine neue und sehr große Glaubens- und Kirchpartei zu stiften, die sich vielleicht schnell genug durch die christlichen Länder verbreiten würde, als es möglich ist, die trägen, schweren Massen der verschiedenen Glaubensbekenner zu ver-

einigen, welche noch in angestammten Vorurtheilen, Gewohnheiten und gegenseitigen Verdächtigungen fortdauern. Die Erfahrung lehrte, daß die Plane zu einer allgemeinen Religionsvereinigung Schwindeleien blieben; und der gesunde Menschenverstand lehrt, warum sie es bleiben mußten.

Aber wir wissen auch, daß in England wie in Deutschland, in Frankreich wie in Italien eine ungezählte Menge religiöser Personen aus allen Ständen lebt, welchen bei aller Ehrfurcht für das Göttliche, und bei aller Liebe für das Heilige, auf der Stufe ihrer höhern Geistes- und Gemüthsbildung das nicht mehr zusagt, was der Katechismus der Protestanten, oder der Begriff der römischen Kirche zu glauben verlangt. Zu diesen, in allen Kirchen Europens zerstreuten Christusverehrern, welche die edle Einfalt der Religion Jesu, abgeschieden vom Wust später, aus Parteizank oder exegetischen Mißverständnissen entsprungenen Dogmen, wiederhergestellt zu sehen wünschen, gehören nicht nur Geistliche, sondern auch Laien; nicht nur Männer und Jünglinge, auch gebildete Frauen und Jungfrauen.

Man hat sehr unrecht, den Geist der Eintracht, und schönen Uebereinstimmung, welcher sich bei gebildeten Menschen von verschiedenen Kirchen in religiösen Dingen offenbart, ohne Unterschied einer aus Aufklärerei entstandenen Gleichgültigkeit gegen Religion, oder wohl gar einer überhandnehmenden Irreligiosität zuzuschreiben. Dies voreilige Urtheil stammt gewöhnlich von Unkunde der Dinge, oder der intoleranten, an den alten Fanatismus streifenden, Orthodoxie. Es ist mehr religiöser Sinn im Volk, zumal in den gebildetern Klassen des Volks, als die herben Eiferer vermuthen, die den als Naturalisten, Deisten und Atheisten verschreien, welcher ihnen zwar ihre Dogmen lassen, aber sie für sich nicht annehmen will. Viele Eiferer, welche nicht läugnen, daß sie würdigere Begriffe führen, als unwissende Kinder, oder rohe

Bauern, oder halbwilde Calabresen, sollten bescheiden eingestehen, es könne auch allerdings andere geben, von denen sie in Würdigkeit und Größe religiöser Vorstellungen übertroffen werden.

Man denke sich diese gebildeten Christen aus allen Kirchen Europens, Katholiken, Griechen, Protestanten, vereint zu einer rein-christlichen Kirche, wo sie nicht mehr von Dogmen, Satzungen und Gebräuchen geschieden werden, die sie mißbilligen, obschon sie sich ihnen, um nicht anstößig zu sein, nicht entziehen mögen. Man denke sich diese alle, frei vom Einflusse fremder und menschlicher Autorität, nur in dem verbunden, was Christus gelehrt hat, ohne alle Rücksicht auf spätern Zusatz streitseliger, scholastischer oder mystischer Theologen. Man denke sie sich durch Uebereinkunft von Land zu Land, oder durch eine allgemeine Kirchenversammlung über Form und Feierlichkeit ihrer öffentlichen Gottesverehrung, so wie über Gebrauch der heiligen Handlungen bei Taufe, Nachtmahl, Vermählung und Grab einverstanden. Wer wird zweifeln, daß diese Kirche nicht in wenigen Jahren eine unzählige Menge Genossen und Bekenner haben, und eine recht heilige Gemeinschaft von Christusjüngern bilden werde? Schon besteht diese Gemeinschaft; aber unsichtbar und zerstreut; ihr mangelt kirchliche Gestaltung zu einem großen Ganzen.

Es ist keineswegs zu zweifeln, das Erstehen dieser Kirche wird nicht wenig zur Beförderung der Religiosität unter den europäischen Völkern wirken. Denn eben das Unbefriedigende, was die alten Kirchen in Lehrsätzen, Bräuchen und Verfassungen für gebildetere Christen haben, stößt diese nicht selten von Theilnahme am üblichen Gottesdienste zurück, und flößt ihnen Gleichgültigkeit gegen diesen, wahrlich nicht gegen die Christusreligion, ein.

Von den Fehlern bei der Feier des Reformationsfestes im Jahre 1817.

Wenn die neue Kirche nicht im neunzehnten Jahrhundert gebildet wird, werden unsere Enkel sie im zwanzigsten erblicken. Inzwischen ist, bei Anlaß des im Jahre 1817 gefeierten Reformationsfestes von Seiten der Lutheraner und Reformirten hin und wieder Rühmliches begonnen worden. Man sah in unserer Zeit wie im Nassauischen und im Großherzogthum Berg, so anderer Orten die Vereinigung beider protestantischen Kirchen zu Stande gebracht, und im Preußischen das Bestreben einer klugen Regierung, wenigstens den Unterschied und die verschiedenen Benennungen zwischen Lutheranern und Reformirten zu verwischen. Unter den ersten Gottesgelahrten Deutschlands hat sich ein reger Wetteifer für Vollendung dieses ächtchristlichen Werkes gezeigt. Es wäre zu wünschen, daß jede lutherische, jede reformirte Gemeinde einen Mann hätte, voll heiligen Geistes, der nun vollbrächte, was der fromme Georg Calixtus um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts schon, doch für sein Zeitalter noch zu früh, begehrte: Einheit unter den Protestanten und Liebe derselben gegen die katholischen Christen.

Am würdigsten ist auf diese Weise das Reformationsfest wohl überall da gefeiert worden, wo Genossen beiderlei Kirchen an einem Orte beisammen wohnten, und sich zu einer einzigen evangelisch-christlichen Kirche verbanden. Möchte dieser Name bald mit Beseitigung aller Unterscheidungs-Lehren und Gebräuche allgemein sein!

Es ist aber mit Reformationsfesten, wie mit Siegesfesten, welche zwar den National- (wie dort den Kirchen-) Geist stärken und schmeicheln, jedoch zugleich den National- (wie dort den Kirchen-) Haß vergrößern, und alte bittere Erinnerungen neu aufregen. Sie taugen nichts zur Vermehrung der Menschen-

und Christusliebe; nichts zur Beförderung der Hochachtung fremden Glaubens. Mit welchem Aufwand von Prunk, Feierlichkeit und Rednerei und Gebet auch das Fest begangen worden: es wäre besser gewesen, man hätte es nie gefeiert, weil es nicht ohne Kränkung der Christen in der katholischen Kirche geschehen konnte.

Hoffentlich werden unsere Nachkommen in hundert Jahren, zartfühlender, keine kirchlichen Siegesfeste mehr begehen. Noch ist diese Zeit nicht! und es soll den Verfasser dieser Abhandlung sogar nicht in Verwunderung setzen, wenn sein Sinn verdammt, und er als lauer Christ von manchen seiner Leser verurtheilt wird.

Aber es ist Zeit, daß gewisse Wahrheiten laut und immer lauter ausgesprochen werden, wenn sie gleich das herrschende Vorurtheil des Zeitalters anekeln. Es ist Zeit, daß man gewisse Verirrungen, mag sie auch das Zeitalter hochpreisen, mit ihrem rechten Namen bezeichne. Es ist Zeit, daß unter Griechen und Calvinisten, unter Katholiken und Herrnhutern, unter Lutheranern und Wiedertäufern, unter Zwinglischen und mährischen Brüdern endlich auch Christen aufstehen, welche den heiligsten dirigirenden Synod und Calvin, den Papst und Herrnhut, Luthern und Menno, Zwingli und Huß als Nebensachen, Christum allein als ihren Lehrer und Wegweiser verehren, und keinen heilig nennen, als den, welcher allein der Heilige ist, und keiner außer ihm.

Die katholische Kirche und der Papst.

Vor vierhundert Jahren (1417) gelang es dem römischen Hofe auf der Kirchenversammlung zu Konstanz, einem drohenden Gerichte zu entgehen, und die gerechten Wünsche der katholi-

schen Kirche zu vereiteln. Billig könnte und sollte Rom ebenfalls sein Jubelfest neben dem lutherischen feiern.

Wie damals, so in unsern Tagen, zeigt sich wieder die nämliche Gährung. Was schon damals die katholische Kirche gegen den Papst forderte, wird heut wieder begehrt: zeitgemäße Verbesserung der kirchlichen Verfassung, Wiederherstellung der ächten uralten Hierarchie und Abschaffung der verderbenschweren Usurpationen, durch welche sich Rom, begünstigt von der Schwäche mönchisch gelenkt gewesener Fürsten, auf Unkosten der Nationalkirchen an Rechtsamen und Einkünften vergrößerte.

Nur das ist der Unterschied von damals und heut, daß vor vierhundert Jahren die höhere Geistlichkeit es war, welche muthvolle Stimmen gegen den Kirchendespotismus Roms erhob, und daß in unsern Tagen es die niedere Klerisei ist, welche die zertretenen Rechte wieder zu erneuen ruft, und männlich handelt. Woher dies? War damals die größere Masse Lichts und Muthes bei den Kirchenhäuptern, und ist sie heut bei den Geistlichen der Gemeinden?

In Frankreich ließen sich Bischöfe und Erzbischöfe, durch den römischen Purpur geblendet, die Vernichtung der gallikanischen Freiheiten gefallen. Aber mit Edelsinn sträubte sich der bessere Theil des niedern Klerus. Mehr denn vierzehn Pfarrgeistliche verweigerten, die königliche Ernennung zu bischöflichen Stühlen anzunehmen. In Flugschriften und öffentlichen Blättern warfen sie dem Papst ohne Schonung die von ihm begangene Verletzung kirchlicher Satzungen vor*). Sie sagten ihm offen: daß er nicht eher gegen die Bedrängung der Kirche ein Wort gesprochen, bis er sein irdisches Besitzthum in Gefahr erblickte; daß er auch

*) Le concordat expliqué au Roi par l'abbé *Venson*. Paris 1816.

jetzt nicht die Vorschriften der Kirche, sondern bei allen Verhandlungen nur den alten Grundsatz des alten Roms befolge: **ne quid respublica detrimenti capiat.**

Das deutsche Land sah Aehnliches. Ein Denkmal in der Kirchengeschichte wird jenes Verfahren bleiben, welches sich die römische Kurie gegen einen der ehrwürdigsten Prälaten Germaniens, gegen den Freiherrn Heinrich von Wessenberg, erlaubte. Dies Verfahren ist nicht sowohl denkwürdig wegen seiner Ungerechtigkeit, oder wegen der sonderbaren Art, wie es sich in Deutschland lautbar machte — denn dies Alles konnte keinen Deutschen mehr überraschen und verwundern: — sondern wegen des gleichgültigen Schweigens der Großen und Prälaten. Wessenberg war in Deutschland bekannt, als Gelehrter, als Geschäftsmann, als frommer Dichter, als weiser Vorsteher seiner Kirchsprengel. Seine Verordnungen, seine bischöflichen Hirtenbriefe, seine Verbote waren durch den Druck allgemein bekannt und hochgeachtet; die Unbescholtenheit seines häuslichen Lebens hatte seinen Priesterworten erst die rechte Weihe gegeben. — Und dieser Mann ward vom römischen Hofe öffentlich, im Angesichte des ganzen Deutschlands, als einer der unwürdigsten aller Geistlichen behandelt; — von diesem Manne konnte das päpstliche Schreiben an den Großherzog von Baden sagen: „Es würden von allen Seiten aus Deutschland Klagen gegen ihn erhoben, der durch verderbte Lehren, durch höchst übles Beispiel, durch trotzige Widerspenstigkeit gegen apostolische Anordnungen Gründe genug zu höchlicher Unzufriedenheit gegeben habe, der nach sorgfältiger Erwägung für unverbesserlich erklärt wird, von allen Guten verabscheut und verachtet ist, und dessen Anstellung die Gläubigen betrüben, vielleicht die öffentliche Ruhe stören würde." — Unter diesem Vorwande wurden die Rechte der deutschen katholischen Kirche am Domkapitel von Konstanz verletzt. —

Alles schwieg. Da traten die Pfarrgeistlichen im Großherzogthum Baden in ihren Kapiteln zusammen und übersandten dem Hofe zu Karlsruhe die feste Erklärung, daß sie zur Sache ihres ungerecht verfolgten Generalvikars stehen und den Bemühungen der römischen Kurie kein Gehör geben würden.*) Der Großherzog that eines deutschen Fürsten würdig: er gab den beiden gegen Wessenberg geschleuderten päpstlichen Breven keine Folge. Er befahl den gesetzmäßig ernannten, und von ihm bestätigten Bisthumsverweser in der Würde auf alle Weise zu schützen. Das Domkapitel von Konstanz vertheidigte seine Rechtsame, und Wessenberg ging selber nach Rom, vom übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden zu appelliren.

Dies Ereigniß hatte das Gute, daß der Geist des deutschen niedern Klerus sich lauter und feierlicher aussprechen konnte. Es ist dies ein Geist, freilich nicht wie Rom ihn will, aber wie er der ächten Kirchenverfassung, wie er der Religion, wie er dem Vaterlande, wie er der Ehre Deutschlands angemessen ist.

Während die römische Kurie fest und gebieterisch auftritt und redet, führen die Höfe meistens ehrfurchtvolle, unterwürfige, schmeichelnde Sprache dagegen. Sie wollen durch Unterhandlung gewinnen, was sie von der Klugheit und dem Stolze Roms nie durch Unterhandlung gewinnen werden, während sie es bei der herrschenden Stimmung der Geistlichkeit ohne Anstoß und Gefahr, laut vorhandenen und anerkannten Rechten, aus sich selber anordnen könnten. Die alte Waffe Roms, vor der einst Kaiser zitterten, ist verrostet; der Bannstrahl erloschen; er würde, welches Land diesseits der Alpen er auch treffen möchte, kein Glockenseil in einer Kapelle versengen.

---

*) Verglichen damit „die Beschwerden gegen den Bisthumsverweser von Konstanz, Freiherrn von Wessenberg.“

Was man auf dem Wege der Unterhandlung von Rom begehrt, wird es nicht thun, weil es nicht kann. Denn es gilt seine Goldquellen, es gilt seinen Einfluß, seine unsichtbare Herrschaft über Völker und Throne. Die zeitliche Majestät des Papstes, und die Ehelosigkeit der Geistlichen sind Grundpfeiler, nicht der Religion, nicht des Glaubens, nicht der Kirche, sondern des Vatikans. Dafür gilt der Kampf. Rom wird — wir kennen die Geschichte — lieber Nachsicht gegen Sittenlosigkeit der Geistlichen haben, und sie von Verirrungen des Naturtriebes absolviren, welche das weltliche Gesetz am Laien verdammt, als ihnen die Ehe gestatten, durch welche sie an die bürgerliche Gesellschaft und an das Vaterland enger, als an das Interesse eines allgemeinen Oberhaupts der Kirche geknüpft sein würden. Die rechtgläubige griechische Kirche verwarf von jeher den Cölibat. Sie bewahrte Traditionen, daß mehrere der Apostel, und der heilige Petrus selbst verheirathet gewesen seien; sie erinnerte, daß der heilige Paulus selbst die Vermählung von Dienern des Altars autorisirt habe; daß erst im dreizehnten Jahrhundert die Ehelosigkeit der Geistlichen bei den Abendländern gesetzlich gemacht wurde*). Daß die Aufhebung dieser naturwidrigen Stiftung aber nicht wider den Geist der christlichen Kirche streite, auch keineswegs von der Kirche trenne, beweisen die unirten Griechen, denen Rom selbst Alles zugab, insofern sie nur Roms Primat und Oberherrschaft anerkennen wollten.

Ueber kirchliche Zucht haben von jeher Provinzialsynoden verfügt. — In Glaubenssachen steht ein Konzilium höher als der Papst. — Jeder Bischof ist das Oberhaupt einer Kirche in kirchlichen Dingen. — Dies sind Thatsachen, anerkannt und als rechtlich

*) Considérations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe. Par *Alexandre de Stourdza.*

erklärt von allen Katholiken. Rom selbst darf sie nicht hinweglängnen; aber es vernichtet sie untergrabend. Es will kein Konzilium sehen. Es will seine Hand in die Angelegenheit der kirchlichen Zucht geltend wissen. Es will die Geschäfte von sich aus behandeln, und von keiner Landeskirche, sondern nur von einer durch alle abendländische Staaten verbreiteten einzigen, römischen Kirche wissen, deren Bischof der Papst ist und kein Anderer. — Das will der Papst.

Was Rom zweifelhaft machen will, ist in Deutschland aber längst gesetzlich und über alle Macht der römischen Kurie hinaus abgethan, sobald Deutschlands Höfe nicht feierlich anerkannten Rechtsamen freiwillig entsagen. Auf der Baseler Kirchenversammlung wurden die römischen Anmaßungen aufgehoben. Die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung wurden von der deutschen Nation förmlich angenommen; die darin enthaltenen Grundsätze auch durch päpstliche Bullen anerkannt und bestätigt; vom nachmaligen sogenannten Aschaffenburger Konkordat nicht aufgehoben*), noch weniger durch das Tridentische Konzilium, indem der Erzbischof von Mainz gegen die unbedingte Annahme dieses Konzils im Namen des Reichstags eine scharfsondernde Erklärung an den päpstlichen Legaten gab**).

*) Das Aschaffenburger Konkordat, welches einige Ausnahmen von den Bestimmungen der Baseler Kirchenversammlung enthielt, ward mit Auflösung des Reichs natürlich auch aufgelöset; aber nicht der allgemeine Ausspruch einer vom deutschen Reiche unabhängigen Kirchenversammlung.

**) Quod Germani scita concilii Tridentini recipiant in iis, quae fidem et sacrorum cultum respiciunt, sine exceptione ulla aut dubitatione, *non autem in iis omnibus, quae ad materias disciplinae pertinent.*

Volksbildung ist Volksbefreiung.

Einleitende Bemerkung.

Heinrich Zschokke nahm in den Dreißiger Jahren stets großen Antheil an dem Gedeihen des jüngsten der schweizerischen Freistaaten, der Landschaft Basel, die sich nach langjährigen, bürgerlichen Wirren zum selbstständigen Kantone gebildet hatte. Ein Beweis dieser Theilnahme ist auch diese Rede, welche er den 10. April 1836 in einer zu Lausen stattgefundenen Versammlung des schweizerischen Vereins für Volksbildung vorlas. Neben Manchem, was sich speziell auf die Verhältnisse des Kantons Basel bezieht, legte er darin auch Lebenserfahrungen und Lebensmahnungen nieder, die einem weit größern Kreise von Lesern von Wichtigkeit sein können; daher wir keinen Anstand nehmen, diese Rede, welche Jedem, der sie hörte, einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ, auch dieser Sammlung einzuverleiben, was um so wünschenswerther erscheint, als die damals gedruckten Exemplare dieser Rede der Zeitverhältnisse wegen nicht weit über die Grenzen des Kantons verbreitet wurden.

Der Herausgeber.

Ihr Verein wählte auch mich zu seinem Mitgliede. Dankbar erklär' ich, daß ich mich ihm gern anschließe, sowohl wegen der Wohlthätigkeit seines Zweckes, als wegen des Kantons, in welchem er wirkt; des Kantons, welchem ich meine wenigen Kräfte zu weihen verpflichtet bin; des Kantons, der mich zu seinem Schuldner gemacht hat, indem er, durch Ertheilung seines Bürgerrechts, gleichsam auf mein ergrauendes Haupt eine noch unverdiente Bürgerkrone legte.

Sie haben einen Bund für Volksbildung geschlossen. Ein solcher darf und soll mit Recht ein heiliger Bund genannt werden, weil die Veredlung der Menschheit, ihre Emporhebung aus dem Staube eines thierischen Daseins zum Göttlichen, die heiligste aber auch schwierigste aller Aufgaben ist. Zu diesem Bunde gehörten ja seit Jahrtausenden schon die Edelsten unsers Geschlechts; gehörten schon die Unsterblichen Griechenlands und Roms; gehörten schon die Freiheits- und Glaubenshelden aller Nationen; gehörten schon die Propheten und Gesetzgeber aller Länder; und an ihrer Spitze glänzt der Name des Allerheiligsten selbst, — Jesus Christus! Wer von uns möchte sich nicht freudig mit dieser herrlichen Geisterschaar vereinen, und seine Tage, seine Kräfte im Dienste des Allerheiligsten opfern? — Aber die Aufgabe, wie heilig, wie schwierig ist sie. Sie wird nie vollkommen gelöst werden. Zwar die Fortschritte der Menschheit sind seit 6000 Jahren groß gewesen; aber die Bahn zur Vollendung verliert sich in den Fernen der Ewigkeit. — Es ist gut gethan, daß sich in allen Landen Männer mit frommem Willen und beharrlicher Kraft zur Beförderung der Volksbildung vereinen; denn, wie überall, vermag auch hier das Zusammenwirken verbundener Kräfte mehr, als die mühsamste Anstrengung des Vereinzelten. Mehr denn dreißig Jahre lang habe ich im eidgenössischen Vaterlande für den großen Zweck gelebt und gestrebt, ach! und habe nicht dreißig tröstende Erinnerungen vom Gedeih'n meiner Arbeiten geärntet.

Volksbildung ist Freimachung eines Volks von allen seinen Sklavenbanden; von den Fesseln politischer Gewaltherrschaft; von den Fesseln der Unwissenheit und Rohheit, der Irreligion und des religiösen Aberglaubens; von den Lastern der Ueppigkeit und der Armuth. Volksbildung ist Erhebung eines Volks aus dem Stande der Unmündigkeit in den Stand der Mündigkeit.

Denn was hilft es dem Sklaven, daß seine Fesseln gebrochen

find, wenn er keinen Gebrauch von seiner Freiheit zu machen versteht? Er hat ein edles Kleinod gefunden oder errungen, und erkennt dessen Werth und Wunderkraft nicht. Er ist noch kein freier Mann; er ist nur ein entfesselter Sklav. Er kann freilich handeln, wie er will; aber er weiß noch nicht zu handeln, wie er soll: und gleichwie ein Mensch, der in Palästen wohnt und Tonnen Goldes besitzt, noch nicht wegen dieser Tonnen Goldes und Paläste achtbar genannt zu werden verdient, sondern wann er seiner Reichthümer würdig ist: so verdient auch keine Nation die Bewunderung und Ehrfurcht anderer Nationen, weil sie politische Freiheit besitzt, sondern wenn sie dieser Freiheit würdig zu leben und zu sterben weiß. Auch in den Urwäldern Amerika's wohnen freie Völkerschaften in ursprünglicher Wildheit. Frei sind sie; aber wild. Wer von uns beneidet sie um ihrer Freiheit Glück?

Allerdings die eisernen Ketten der Tirannei sind schwer, sind entehrend, sind nicht leicht zu sprengen. Aber noch schwerer, noch entehrender, noch unzerreißbarer sind jene unsichtbaren Ketten schlechter Sitte und Gewohnheit, unempfindlicher Selbstsucht, blöden Aberglaubens, thierischer Sinnlichkeit und Unwissenheit, von welchen Menschen, Gemeinden, Völkerschaften gefangen gehalten werden. Aus dieser Knechtschaft Menschen, Gemeinden, Völkerschaften zu befreien, das ist das große Erlösungswerk großsinniger Sterblicher, das ist die That der Volksbildung!

Was den einzelnen Menschen, von seiner Kindheit bis zum Greisenalter erzieht und ausbildet, erst die Hand der Aeltern, dann die Stimme der Religion, die Schule des Schicksals und die eigene erwachte Kraft und Liebe zum Bessern: das erzieht und bildet auch eine ganze Nation. Die Völkerschaften der Schweiz haben, gleich den übrigen Nationen unsers Welttheils, eine lange Kindheit gelebt. Aber was für das flüchtige Dasein eines Menschen ein

Lebensjahr ist, das ist für eine Nation das Jahrhundert, für die gesammte Menschheit erst das Jahrtausend. —

In der Familie der Eidgenossenschaft stehen ihre Glieder, die Völkerschaften, noch von sehr ungleicher Geistesreife und Bildung da. Es fehlte der Kindheit des Schweizervolkes nicht an großen Lehrmeistern, von Wilhelm Tell, von Niklaus von der Flüe und Zwingli herab, bis Isaak Iselin und Pestalozzi; aber Kinder lernen ungern und manche schwer. Es fehlte nicht an großen Schicksalen; aber Kinder sind leicht vergeßlich, wie man weiß. So ist's gekommen, daß sie alle, obgleich insgesammt talentreich, doch in ihrer Entwickelung sehr ungleich geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Zwar einige derselben haben sich schon vor fünfhundert Jahren mündig erklärt; aber sie hatten doch, trotz der rechtskräftig gewordenen Mündigkeitserklärung, das Alter der geistigen Mannbarkeit noch nicht erreicht; vielleicht auch noch jetzt nicht. Wenigstens läßt sich bemerken, daß sie Vormundschaft und Leitung von geistlicher und weltlicher Hand beibehalten haben, vielleicht weil sie es bedürfen. — Andere unsrer Völkerschaften haben erst spät ihre Mündigkeit erklärt, die Selbstverwaltung ihres Vermögens übernommen und die bisherigen Vormünder ihrer landesväterlichen Sorgen entlassen. Ob alle aber das Alter der geistigen Mannbarkeit erreicht haben, ist hin und wieder wirklich zweifelhaft. Freilich blicken noch in allen Kantonen die entlassenen Vormünder mit Unzufriedenheit und Trauer auf die ehemaligen Mündel hin, und schätzen sie, so gut, als verloren; aber vielleicht ist ihre Furcht, ihr Kummer nur übertrieben, wie er wohl bei allzuzärtlicher Liebe zu sein pflegt.

Diese Völkerschaften der Schweiz, welche sich selbst mündig gesprochen haben, und die der landesväterlichen Zuchtruthe wie den Kinderschuhen entwachsen zu sein glauben, — sie sollen nun, sich selbst überlassen, in der Schule des Schicksals stehend, durch eigene

Kraft sich heben, und vollendeter ausbilden. Wehe, wem unter diesen Völkern nun die Kraft, wehe, wem dafür die Einsicht, und dreimal wehe, wem von ihnen dazu sogar der Wille fehlt! Ihm wäre besser gewesen, im alten Hause seines Herrn und Meisters zu bleiben, ein gehorsames Vogtskind zu sein, denn ein unmündiger, das heißt unwürdiger Souverän geworden zu sein.

Der Ruf zur Mündigkeit und Freiheit ist von der Natur an die ganze Menschheit ergangen, und er klingt in der Brust aller Nationen zurück. Republik oder Monarchie aber ist nicht die Freiheit selber, sondern nur Form und Hülle, eben sowohl der Freiheit, als der Knechtschaft. Die Welt hat in Monarchien alle Glückseligkeit erblickt, die auf dem Boden der Freiheit irgend blühen kann; und in Republiken alle Gräuel des Despotismus, alle Schanden der Knechtschaft. Jedes Volk kennt den Ruf und Beruf zu seiner Mündigkeit und Freiheit; aber nicht jedes hat schon die Fähigkeit dazu erworben; nicht jedes dafür die Weihe empfangen.

Woran erkennen wir die Tüchtigkeit und Weihe eines Volks zu seiner Selbstherrschaft und zur Freiheit? — An der Stufe seiner Bildung!

Ich erkenne sie da, diese Weihe, wo nicht Gesetz und Regierung das Nützliche und Bessere mit Kerkern und Landjägern beschützen müssen, oder wo es die Geistlichkeit mit den Freuden des Himmels und den Schrecken der Hölle beliebt machen muß, sondern da, wo alle Bürger das Bessere selber fordern; wo jeder von ihnen, unaufgeboten, als Schutzengel des Gesetzes dasteht, und in und außer dem Hause Wächter für öffentliche Ordnung, Sittenstrenge und Sicherheit wird.

Ich erkenne sie da, diese Weihe, wo das Volk fähig ist, die

unbescholtensten, rechtschaffensten und kenntnißvollsten Männer des Landes zu seinen Gesetzgebern, Richtern und Regenten zu wählen, ohne Rücksicht auf Herkunft und Verwandtschaft der Person, auf Partei- und Faktionengeschrei, oder auf augenblickliche Privatinteressen.

Da, wo das Volk selber bessern öffentlichen Unterricht der Jugend verlangt, mit allen nothwendigen Opfern ihn freudig unterstützt, mit frommer häuslicher Erziehung nachhilft, um dem Vaterlande eine edlere, weisere Nachkommenschaft zu hinterlassen, als die gegenwärtige Zeitgenossenschaft sein mag.

Da, wo das Volk selber wißbegierig in gesellschaftlichen Vereinen zusammentritt, zur Erweiterung seiner Kenntnisse, zur Vervollkommnung des Landbaus, zur Verbesserung der Handwerke, zur Begünstigung neuer Gewerbe und Erweiterung vaterländischen Wohlstandes.

Da, wo in Dörfern und Städten schon die äußere Ordnung und Sauberkeit der Häuser und Straßen, die innere Reinheit und Zierlichkeit, nicht Pracht, der bürgerlichen Wohnungen den Sinn alles Volks für das Anständige und Edle, für Ordnung und Zweckmäßigkeit verkünden.

Da steht das Volk auf der Stufe, auf welcher es durch religiöse und politische Bildung, das ist: durch seine Tugenden, nicht nur der Freiheit würdig ist, sondern sie auch bewahren und erhöhen kann.

Darum erblick' ich im Verein für Volksbildung einen Bürgerbund für Volksbefreiung. Denn wahrlich, noch sind heute nicht alle Völkerschaften der Kantone frei, ungeachtet ihrer demokratischen Verfassungen. Manche derselben tragen noch Bruchstücke der ehemaligen Fesseln, Unflath und Narben der ehemaligen Unterthänigkeit, welche sie vergebens mit dem Königsmantel der Freiheit bedecken wollen. Ja, bürgerlich, politisch, leiblich frei sind

sie geworden; aber ihr bildungsloser Geist schleppt noch die Ketten der Finsterniß, des Aberglaubens, des Vorurtheils nach. Sie haben sich losgesagt von der alten Willkür und Botmäßigkeit weltlicher Obrigkeit, aber sie gehen noch blind und zitternd am Leitseil des Priesterthums, vor den Triumphwagen desselben gespannt. Freiherren sind sie geworden, aber ihr bildungsloser Verstand begreift die wahre Herrlichkeit der Freiheit nicht; und das Herrlichste des freien Mannes ist doch sittliche Würde, ist Adel des Gemüthes, welcher Gerechtigkeit, Mäßigung, Eintracht fordert; ist die Vaterlandsliebe, welche den Vortheil des eigenen Hauses für den Nutzen der Gemeinde, und den Nutzen der Gemeinde für das Gemeinbeste des Landes hingibt. In einer Republik darf kein Pöbel sein, weder in Seiden noch Zwillich. Wo du noch Pöbel erblickst, siehst du noch knechtisches Volk!

Ein Verein für Volksbildung ist ein Bürgerbund für Volksbefreiung. Es ist aber mit der Freiheit, wie mit andern Gütern des Lebens. Sie ist schwer zu erkämpfen; aber noch weit schwerer zu behaupten und zu bewahren. Wer sein Vermögen nicht vergrößert, bei dem vermindert es sich von selbst; so auch die Freiheit des Volks. Hier ist kein Stillstand, wie denn das Leben der ganzen Natur keinen Stillstand, sondern nur Bewegung kennt. Was nicht fortschreitet, bewegt sich rückwärts. Politische Freiheit ist nur eine einseitige Freiheit, für sich allein unhaltbar, für sich allein unvermögend, ein glückseliges Volk zu schaffen. Sie muß vergrößert, gestärkt, gehoben werden durch sittliche Freiheit, durch Entfesselung des Volksverstandes von Unwissenheit und Irrthum; durch Entfesselung des Volksherzens von der rohen Gewalt der Leidenschaften, der Parteiwuth, der eigennützigen Selbstsucht.

Das Volk von Basellandschaft hat seine Freiheit erobert. Der

Verein für Volksbildung ist allen Eidgenossen eine der Bürgschaften, daß die Bewohner dieses schönen Landes, durch eigne Kraft, ihrer würdig werden und sie durch geistige und sittliche Freiheit stärken, stützen, heben wollen. Was Jahrhunderte unterließen, will dies Volk nun für seine Nachwelt schaffen. Es selbst ward nicht für die Freiheit erzogen; es bildet sich nun erst in der Schule des Schicksals für sie aus. Seit Jahrhunderten genoß es nicht einmal das Recht und Loos gemeiner Unterthanen, dessen sich in zivilisirten Staaten die Königen und Fürsten angehörigen Völker freuen konnten. Nein, dies Volk war leibeigen. Es blieb leibeigen, bis der Donner der französischen Staatsumwälzung den Welttheil erschütterte, und manches Joch zerbrach, manche Kette sprengte. Erst am 21. September 1789 wagte es ein Mann, dessen Name nie ohne ehrfurchtsvolle Dankbarkeit genannt werden sollte, Abel Merian, vor dem Großen Rath der Stadt Basel aufzutreten und den Anzug zu machen: „ob nicht zur Ehre des Standes, und den Zeitumständen angemessen, die hiesigen Unterthanen der Leibeigenschaft entlassen werden sollten?“ Schon vier Jahre vorher hatte Solothurn seine Angehörigen zu leibfreien Unterthanen erklärt. „Es ist nothwendig,“ rief Abel Merian, „um gefährlichen Auftritten zuvorzukommen, den Unterthanen in diesen Zeiten zu zeigen, daß man nicht mehr in der Barbarei des Mittelalters lebe. Es ist klüger, etwas von freien Stükken selber zu geben, als sich nachgehends ein Mehreres abfordern oder abzwingen zu lassen!“ — Der edle Mann wiederholte am 19. Oktober desselben Jahrs noch einmal seinen Antrag. — Aber seiner Einsicht, seiner Begeisterung trat damals keineswegs Einsicht und Begeisterung des Großen Rathes mit lautem, freudigem Beifall entgegen. Ein ganzes langes Jahr verstrich, bevor man nur die wichtige Frage wieder zur Sprache bringen konnte; und als es endlich geschah, ward es so geheimnißvoll gethan, daß die

Herren Häupter sogar die Thüren zum Vorzimmer und die zur Kanzlei zuriegeln ließen. Laut sprachen sich damals Bürgermeister Burkhardt, Oberzunftmeister Burtorf und Deputat Gemuseus, gern nenne ich die Namen dieser Edeln! dafür aus; aber am lebhaftesten der gelehrte und biedere Dreierherr Münch. Er, als einige Weisheiten des Rathes das Baslervolk der Undankbarkeit für so viel von jeher empfangene Wohlthat und Milde bezüchtigten, entrollte kühn das Gemälde vom traurigen Zustand der Unterthanen, und bei jedem einzelnen Zuge der Härte und Willkür, mit der sie behandelt wurden, rief er: „Und sie sollten dafür dankbar sein?" — Und so ward endlich, erst nach langen Berathungen, dem Volke im Monat Mai 1791 von allen Kanzeln des Landes verkündet, daß es aufhöre fortan Leibeigenthum der Stadt zu sein. Doch waren mit solcher Aufhebung niedriger Knechtschaft nur noch wenige Vorzüge verbunden.

Lange hatte man dies leibeigene Volk in thierischer Verwilderung gelassen. So unwissend war es noch zur Zeit der Reformation, daß viele junge Leute nicht einmal die Gebote Gottes wußten, nicht einmal beten konnten. Durch eine Rathsverordnung im Jahr 1533 mußte den Prädikanten erst anbefohlen werden, die jungen Knaben und Mädchen, alle vier Wochen einmal, am Sonntag Nachmittag, im christlichen Glauben zu unterrichten.

Die erste Spur von einer Landschule findet sich im Jahr 1540. Da hatte Liestal schon ein Schulhaus. „Was aber," sagt Peter Ochs in seiner Geschichte: „was aber die Herren Deputaten über den Gestank, den Schweinstall des Schultheißen, die Abtritte, die Wassersteine, das Gassenpflaster und die Reinigung des Grabens durch Hereinlassung des Bachs, dem Liestaler Rath befehlen ließen, beweiset, daß bisher die Schule in einer wahren Cloake war gehalten worden."

Erst Ende des sechszehnten und Anfang des siebenzehnten Jahr-

hunderts wurden nach und nach für die ganze Landschaft sechs Schulen (mit Einschluß der von Liestal) errichtet, zu Sissach, Bukten, Wallenburg, Bubendorf und Muttenz. Aber Anfangs wurde nur im Sommer, und nur am Sonntag vor dem Gottesdienst, und dann nur eine Stunde lang Schule gehalten. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde, laut erneuerter Kirchen- nnd Schulordnung vom Jahr 1759, nur in der Schule zu Liestal die Rechenkunst gelehrt; von den übrigen Landschullehrern einzig gefordert, daß sie selber die Anfangsgründe des Rechnens verstehen sollten; aber in den Stundenverzeichnissen ward nicht vorgeschrieben, daß sie es lehren sollten. Erst in späterer Zeit wendete die Regierung von Basel, zu ihrem wohlverdienten Ruhme sei es gesagt, dem Landschulwesen höhere Sorgfalt zu. Ueberall wurden gute Schulhäuser aufgeführt; anständigere Lehrerbesoldungen gereicht. Doch erstreckte sich sämmtlicher Unterricht nie weiter, als auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Vorbereitung zum Religionsunterricht.

Dies noch vor 46 Jahren leibeigene Volk, welches damals schon 28,193 Seelen stark war, sollte nicht zur Freiheit erzogen werden, sondern zur dauerhaften Dienstbarkeit für das Interesse der Stadt und ihrer Gewerbe. In der Zahl jener Bevölkerung fanden sich nur etwa 800 Bauernfamilien; aber beinahe 1400 Familien arbeiteten im Dienst der Fabriken. Lange war dies Volk fast ohne allen Umgang und Verkehr mit den übrigen Eidgenossen gelassen, wenn es nicht auf schlechten Fußwegen über unwirthbare Gebirge steigen wollte. Erst um das Ende des 16. Jahrhunderts wurden die beiden Hauensteine fahrbar gemacht, da man vorher, vermittelst Haspel und Seilen, die Wagen hinaufwinden, oder herablassen mußte. Die Eifersucht der städtischen Handwerkszünfte verhinderte sogar das Betreiben der Handwerke auf dem Lande, und noch im Jahr 1763 ward in Frage gesetzt, „ob nicht alle

werkende Professionen auf der Landschaft abgeschafft werden sollten?" Ja, den Sennen wollte man damals sogar verbieten Butter zu machen. Zwar nicht Alles wagte man gegen diese Leibeigenen, aber doch ward (noch i. J. 1763) als Grundsatz der „Rathschlag festgestellt: Handlung, Fabrik und Gewerbe auf der Landschaft soll keineswegs zum Schaden der Stadtbürgerschaft begünstigt, sondern entweder verwehrt, oder nach Billigkeit eingeschränkt werden."

Daher kann man sich die damalige Dürftigkeit oder Armuth der Landleute erklären. Ein Bauer wurde für sehr reich gehalten, wenn er schuldenfrei Haus und Hof im Werth von 3000 bis 4000 Gulden nebst einem Paar Pferden, zwei Kühen und einigem Kleinvieh, Hühnern und Tauben, für seinen Hausbrauch besaß. Wie konnte da Wohlstand aufblühen, wo man absichtlich die Erwerbung nützlicher Kenntnisse erschwerte; wo man gesetzlicher Weise Gewerbe, Fabriken, Handlung beschränkte, und Tausende zwang, dem Großhandel und der Industrie der Hauptstadt dienstbar und zinsbar zu bleiben. Die Bandweber in der Landschaft, welche im Jahr 1754 auf 1238 Bandstühlen, im Jahr 1798 auf drittehalb tausend derselben arbeiteten, hinderte man für Fabriken anderer Kantone Waare zu liefern. Im Jahre 1767 verbot man ihnen, bei 5 bis 10 Pfund Buße, sogar, sich nach der Stadt Basel mit Waare durchs Frickthal, oder durch das Solothurnische zu begeben, unter dem Vorwand oder Grund: sie führten auf fremdem Boden ein schwelgerisches Leben, das gereiche den Landwirthen und dem obrigkeitlichen Umgeld zum großen Nachtheil.

Was man dem armen, leibeigenen Volk an den Genüssen des Lebens verkümmerte (im Jahre 1764 verbot man ihm sogar, als eine kostbare und schädliche Sache, das Kaffeetrinken), das wollte man ihm jedoch, nach den Trübsalen dieses irdischen Jammerthals, durch Erwerbung der ewigen Seligkeit gern vergüten. Daher wurden schon am Ende des 16. Jahrhunderts die Leute obrig-

keitlich und mit Strafen Sonntags in den Gottesdienst getrieben. Während der Predigt mußten Wächter von Haus zu Haus nachschauen, wer daheim geblieben wäre. Späterhin verlangten die Geistlichen das nämliche im Dienstags-Morgen-Gottesdienst; der Landmann sollte auch am Samstag den Acker verlassen und in der Kirche ein Gebet, oder die Vorlesung eines Kapitels aus der Bibel anhören. Wurden doch späterhin sogar in der Stadt die Schildwachen mit frommer Kriegszucht angehalten, auf ihr Militärverhältniß passende Gebete von ziemlicher Länge auswendig zu lernen, und unterm Gewehr laut und ehrbar herzusagen, wenn sie auf ihren Posten zogen, oder abgelöst wurden. Dieser nur Heuchelei oder Schwärmerei erzeugende Kirchenzwang und Frömmlergeist ward zwar im letztverflossenen Jahrhundert um Vieles gemildert; aber in vielen Gemüthern ist auch davon, vielleicht bis auf den heutigen Tag, ein trüber Niederschlag falschverstandener Religiosität zurückgeblieben.

Doch genug davon. Ich habe nur darum einen flüchtigen Blick in die vergangenen Zeiten der Landschaft zurückgeworfen, um heller anzudeuten, wie man ehemals der Volksbildung entgegenarbeitete, oder sie absichtlich erschwerte, weil man sie sehr richtig, als **das** wirklich anerkannte, was sie war: als Volksbefreiung. Die heutigen Tage bilden zu jenen den glänzenden Gegensatz, daß eben diese Landschaft mit ihrem Blute den Entschluß besiegelt und erfüllt hat, unabhängig und frei zu sein.

Die politische Selbstständigkeit ist errungen, die staatsbürgerliche Freiheit gerettet. Aber ohne höhere Geistesentwickelung und Kenntnißbereicherung des Volks, ohne höhere, sittliche Würde desselben, steht der junge Baum der Freiheit noch lange ohne Blüthen, ohne Früchte da, und seine zarten Wurzeln sind umsonst, auf mehr denn einer Wahlstätte, mit edelm Blute getränkt worden.

Wahr ist's, die ersten, die nothwendigsten Schritte zur Vollendung der Volksbefreiung sind durch Gesetzgebung und Regierung dieses Kantons schon gethan; — und vor Allem der dringendste und wichtigste Schritt, die verbesserte Einrichtung des öffentlichen Schulwesens, hat dem Kanton Basel-Landschaft Beifall und Hochachtung des zivilisirtern Theils der ganzen Eidgenossenschaft gewonnen. Aber diese Schritte sind nur vorbereitende; Bürgertugend hat das große Werk erst noch zu vollenden, und die vielleicht zahlreichen Hindernisse zu besiegen, welche, als Erbstück aus den finstern Tagen der Leibeigenschaft, den Weg zum Besserwerden verrammeln.

Wie hier, wird auch in andern befreiten Kantonen das Bedürfniß empfunden, die geistigen Kräfte des Volks zu heben, um es durch bessere Einsichten zu besserm Willen, zu vollständigerm Genuß des neuerworbenen Rechts und zu reicherm Wohlstand zu führen. Es hat sich ein in mehrern Kantonen verzweigter Volksbildungsverein diesen großen Gegenstand zur Aufgabe gewählt. Ein leitender Ausschuß desselben besteht in Luzern. Was er aber während seines, freilich noch kurzen, Daseins schon geleistet haben möge, ist mir unbekannt. Ich weiß nur, daß er mit einem Kostenaufwand, zu dem aus den Kantonen die Beiträge flossen, 2580 Exemplare von fünf verschiedenen, allerdings guten Büchern vertheilt hat.

Allein wie höchst unbedeutend ist diese Anzahl von ausgetheilten Druckschriften im Verhältniß zum Schweizervolk; wie ungewiß ist das Loos dieses so dünn und dürftig ausgestreuten Samens, und wie unzuverlässig der Erfolg davon! Soll mit Ernst und Großartigkeit zu Werk geschritten werden, so scheint mir's, müssen andere großartigere Maßregeln ergriffen werden; keine ins Allgemeine verschwimmende, denn sie bleiben bei den verschiedenen Verhältnissen und Gesittungsstufen der Völkerschaften nothwendig

fruchtlos, weil nur selten passend: sondern spezielle, dem Bedürfniß jedes einzelnen Landes angemessen; nicht bloß in Druckschriften und Reden bestehende, sondern in Handlungen und Thaten ausgeprägte. Es mögen die Vereine der einzelnen Kantone sich immerhin alljährlich einmal, in allgemeiner Gesellschaft, versammeln, um von einander zu hören, zu lernen, um sich gegenseitig für das Erlösungswerk neu zu ermuntern: aber jeder Kantonalverein sollte ausschließlich daheim, für seine Mitbürgerschaft wirksam bleiben, deren Bedürfnisse er allein kennt; ihr allein sollte er seine Kräfte, seine Geldopfer, seine Stunden weihen, und diese nicht in das Ungewisse, Unbekannte, Allgemeine hinaus streuen; nicht jährlich, nicht monatlich einmal, etwa in einer Versammlung, sollte Jeder von uns für den Zweck der Gesellschaft mehr oder minder thätig werden, sondern täglich, in seiner Familie, in seinem Dorfe, in seiner Stadt, zum Bessern hinarbeiten. Der Zweck dieser Gesellschaft ist der Zweck des Volks: darum sollte sie aus allen einsichtsvollen, tugendhaften und für Gemeinwohl des Landes entschlossenen Bürgern der ganzen Landesbevölkerung zusammengesetzt sein, in jeder Gemeinde des Freistaates ihre Mitglieder zum Bunde der Volksbefreiung, ihre Filialvereine, haben.

Vielleicht scheint dieser Gedanke oder Wunsch, wenn auch sehr wohlgemeint, doch zu kolossal und unausführbar in der Wirklichkeit. Vielleicht hegt man Zweifel, daß sich in den 74 Gemeinden der Basellandschaft so viel gemeinnützige Bürger finden würden, die, neben ihren häuslichen Arbeiten und Berufsgeschäften, noch Hand zur wirksamen Beförderung des Gemeinwohls bieten. Wie, soll ich nun erst, und heute erst an der Vaterlandsliebe dieser tausend Männer und Jünglinge verzweifeln lernen, nachdem ich dem Eidgenossenvolk, und den Nationen der Fremde, die Geschichte von den Thaten ihrer Vaterlandsliebe beschrieben habe?

Wie, soll ich an der Bürgertugend dieser tausend Männer und Jünglinge verzweifeln, mit der sie vor wenigen Jahren erst in den Feldern von Liestal und auf dem Eichen- und Siegeshügel des Oehrli freudig in den Tod flogen? — Was anders wird denn von mir erwartet, als daß sie dieselbe Tugend, mit der sie im häuslichen Leben dastehen, auch ihrer Gemeinde zuwenden, und mit derselben Liebe, in der sie Zufriedenheit und Wohlstand ihrer kleinen Familie besorgen, auch Verbesserungen in ihrer Gemeinde befördern. Die Mühen dafür sind höchst unbedeutend für jeden Einzelnen, wo Tausende zugleich helfen; und nur so kann das Riesenwerk der Volksbefreiung vollbracht werden, welches, von Wenigen unternommen, den Vorwurf stolzer Vermessenheit verdienen würde.

Vielleicht wird man mir sagen, wie es schon oft gesagt und geklagt ist: „Das Edelste und Beste kann nicht mehr unter uns so leicht gedeihen; es wird vom schleichenden Gift der Zwietracht im Keimen zerstört.“ — Zwietracht? unter tugendhaften, achtbaren Männern, denen die Ehre des Kantons ein Heiligthum ist, Zwietracht, die das Gedeihen des Guten hindert? Wäre denn wirklich diese junge, kaum vierjährige Republik schon wieder ihrem Zerfalle, ihrer Auflösung nahe? — Sollten denn wirklich dieselben Männer, welche diese Republik begründen halfen, dieselben Männer, die für sie in Verbannung, und Kerker und Todesgefahren gingen, ihr eigenes, herrliches Werk zerreißen wollen? Wie, dieselben Männer, deren Namen, als die Namen schweizerischer Freiheitshelden, Freiheitsmärtyrer auf die Nachwelt übergehen, sollten selber diese Namen entheiligen wollen? — Nein, ich glaube dies Alles nicht. Meinungsstreit, selbst der heftigste, kann und soll in freien Staaten bestehen; — soll! er ist zum Leben der Wahrheit und des Rechts nothwendig. Ohne Kampf der Ueberzeugungen und Ansichten ist der Irrthum Meister, ohne Bewegung ist der Tod vor-

handen. Männer von Geist und Herz wissen sich gegenseitig selbst Verirrungen der Urtheilskraft und Fehlschritte der Leidenschaft zu verzeihen, weil jeder von ihnen weiß, er könne selber solcher Verzeihung früher oder später bedürfen.

Wo Männer von männlich-edler Denkart mit einander hadern, ist's ihr Wetteifer für Recht, Wahrheit und Vaterland, der um den Sieg ringt. Ihr Streit kann nur ein heiliger sein, wenn auch der Pöbel, der ihnen zuschaut oder folgt, ihn mit Schmähung und Lästerung entweihen möchte. Wir haben keine Zwietracht und ihr Verderben nicht zu fürchten, wo man sich ja nur zur Ausübung der gemeinsten Bürgerpflichten vereinigen will. So wie es kein Recht gegen das Recht gibt: so kann es keine Pflicht gegen die Pflicht, keine Tugend gegen die Tugend geben.

Schließen wir uns darum furchtlos und hoffnungsvoll enger in unserm Bund für Volksbildung und Volksbefreiung zusammen. Auch ich bin Bürger dieses Landes; ich biete froh die Hand dazu; ich habe das Recht, weil ich die Pflicht habe.

Das Gute ist für den Guten nicht ein flüchtiges Tagwerk, sondern ein Lebenswerk. Wir Alle werden unser Leben, aber nicht das Werk beenden. Denn langsam, schwerfällig, oft rückfällig ist der Entwicklungsgang der Menschheit. Wir leben ja inmitten des bildungsreichsten der fünf Welttheile; wir haben ja den Erfahrungsschatz von sechs Jahrtausenden im Besitz; und dennoch wird mir noch unter meinen Zeitgenossen nicht selten zu Muthe, als erblicke ich in ihnen die Barbaren und Halbwilden des Alterthums. Und welchem denkenden, fühlenden Manne unter uns ist nicht schon so zu Muthe geworden beim Schauspiel unserer Tage; beim Anblick frechen Herrenthums und feiler, kriechender Knechte; religiöser Pharisäerei, fanatischer Intoleranz und todten Unglaubens;

raffinirter Wollüste bei Uebermuth und Ueberpracht der Vermögenden, neben viehischen Saufgelagen im Unflath armseliger Hütten. Die Barbaren der Vorwelt leben noch häufig unter uns; sie haben nur Thierfelle und Höhlen der alten Zeiten mit der Tracht und Bauart unserer Tage vertauscht.

Erwarten wir Vieles von unsern verbesserten Schulanstalten; aber erst nach einer Reihe von Jahrzehnden; — und auch dann bloß, daß die Jugend in den allergemeinsten, unentbehrlichsten Kenntnissen etwas höher stehen wird, als das heutige Geschlecht. Die Schule unterrichtet nur, aber erzieht nicht. Was die Schule lehrend zum Segen baut, das reißt nur zu oft wieder im Herzen der Kinder der Fluch des Aberglaubens und der Sittenrohheit im Hause der Aeltern nieder.

Erwarten wir Vieles von der freiern Verfassung des Staates und von weisern Gesetzen. Aber unsere politischen Reformen sind keine Reformen der Denkarten und Gemüther des Volks; und Gesetze sind nicht die Säulen der Sittlichkeit, sondern die Sitten der Bürger sind die Stützen des Gesetzes.

Es muß mehr geleistet werden, als Kirche, Gesetz und Schule leisten können. Der bessere Theil des Volks muß durch That und Wort Bildner und Lehrer der erziehungslosen Menge werden; muß seine nützlichen Kenntnisse unter der kenntnißarmen Menge verbreiten; muß, was kein Hörensagen, kein Bücherlesen bewirkt, durch eignen Vorgang in Verbesserungen der Haus- und Landwirthschaft die Menge nachlocken; muß durch Beispiel edlern Geschmacks, anständigerer Sitte und ächten Seelenadels im Umgang bei dem noch vorhandenen Pöbel ein Gefühl der Scham vor sich selber erwecken.

Das soll Sache eines Volksbildungsvereines sein, dazu sollten alle wohlwollenden Bürger in allen Gemeinden Hand bieten, und den großen Befreiungsbund vollständig machen.

Ich kenne in der Schweiz Gemeinden, wo das beharrliche, redliche Zusammenhalten der bessern Bürger, für häusliches Glück und Wohlstand Größeres geleistet hat, als alle Predigten, alle Gesetze und Verordnungen. Ja, die Tugend kann noch heute Wunder thun!

Wo ehemals der Arbeiter seinen mühsam erworbenen Verdienst in die Weinschenke trug, um am Sonntag, statt christlicher, etwas viehischer, als in der Woche zu werden; wo ehemals wüste Nachtbubereien, Spiel- und Saufgelage und Schlägereien ziemlich gemein waren — ist das alles verschwunden. Wer hat dies Wunder bewirkt? Oft ein einzelner, ausdauernder Mann, unterstützt von redlichen Hausvätern des Dorfes. Man stiftete einen Gesangverein, man gewöhnte nach und nach die erwachsene Jugend an edlere Arten des Vergnügens. Der Zauber harmonischer Melodie, und der Gedanke des Dichters, versetzte die trunkenen Seelen in einen heiligern Rausch, als den das Brannteweinglas verleiht.

Ich kenne ein Dorf, ein armes Dorf. Misthaufen, von zerlumpten Kindern wimmelnd, umkränzten die zerfallenen Häuser, in deren Innerm über dem Schutt des Erdbodens und dem Schmutz der Geräthschaften, Dunst und Gestank schwebten und Krankheiten ausbrüteten. Arbeitsam waren die guten Leute, und doch arm und in zerrissenem, schmierigem, bettelhaftem Gewande umhergehend. Die äußere Unreinlichkeit erzeugt gern innere, sittliche Unreinheit. Jetzt ist es anders. Das Dorf ist arm; aber doch nicht so ganz mehr, als ehemals. Man sollte die Einwohner fast für wohlhabend halten. Sie gehen wohlgekleidet und sauber; die Kinder starren nicht mehr von Unflath, wie sonst; die ehemaligen Menschenstallungen fangen immer mehr an, menschlichen Wohnungen zu gleichen; die Hausmütter werden sorgfältiger in ihren Geschäften; das weibliche Geschlecht bereitet und verschönert die Bedürfnisse der Familie, ihr Gewand und ihr Linnen. — Wer hat

dies Wunder bewirkt? — Bürgertugend einer Gesellschaft. Sie stiftete vor mehrern Jahren eine Arbeits- und Nähschule für Töchter. Aus der Nähschule ging Ordnung, Reinlichkeit, Gesundheit und beginnender Wohlstand des Dorfes hervor.

Ich kenne eine große reformirte Landgemeinde, wo noch vor ungefähr zwanzig Jahren keinem alten Mütterchen zu rathen gewesen wäre, ein rothes Triefauge zu bekommen, oder sie hätte sich der Gefahr preisgegeben, in den Ruf der Hexerei zu fallen; eine Landgemeinde, wo sonst die Gespenster der Verstorbenen aus den Gräbern hervorkrochen, furchtsame Weiber in die Flucht zu jagen; wo sonst Kobolde auf dem Estrich oder im Keller Lärmen trieben, und wo man in der Noth endlich Weisheit oder Teufelsbannerkunst der ehrwürdigen Väter Kapuziner um Hilfe anrufen mußte. — Jetzt sind die Großmütter mit den rothen Augen vor Schimpf und Schande, oder vor der Steinigung sicher, die furchtsamen Mädchen vor den Gespenstern; und die Kobolde sind in Mäuse, oder Ratten, oder muthwillige Kerle gefahren. — Wodurch ist dies Wunder bewirkt? Durch einen liebenswürdigen, lebensklugen Pfarrer, und seinen vertrauten Umgang mit den jungen Männern des Orts; durch einen sogenannten Leseverein, in welchem man sich an Sonntagsabenden unterhielt und vorlas, und in ernsten oder scherzhaften Unterredungen gegenseitig belehrte. Ja, die Tugend verrichtet auch heut noch Wunder.

Ach, wie einfach, wie wohlfeil sind doch die Mittel zur Volksbildung, wenn nur nicht die Herzen so theuer und selten wären, welche standhaft für Menschenwohl und bürgerliche Glückseligkeit schlagen!

Vielleicht sollte ich das nicht sagen; nicht hier sagen, wo öffentlich ein Verein für Volksbildung zusammengetreten ist; nicht hier, wo ich Männer sehe, die für ihr schönes Vaterland so

Vieles gethan haben, und wo weder Begierde nach einer Zerstreuung, noch Gelüst bloßer Neugier Befriedigung erwarten konnte.

Wohlan, Ihr Guten und Edeln der Basellandschaft, laßt uns Hand ans große Erlösungswerk legen; oder, wer von Euch will mit kalter Gleichgültigkeit und Selbstsucht zurücktreten? Wem ist Republikanersinn eine hohle Rednerphrase? wem Tugend ein Scherz? — Schließen wir heut, wir Alle, den Bund der Eintracht! — Ihr Edeln und Guten der Basellandschaft, gedenket Eurer Nachkommenschaft, Ihr lebet für sie! Hinterlasset ihnen ein noch höheres Gut, als den Buchstaben der freien Verfassung! Ihr Männer, die Ihr für Freiheit und Vaterland im Angesichte des Todes gestanden seid, vereinigt Euch mit uns, setzet den großen Kampf fort, — den Kampf für Volksbefreiung durch Volksbildung!

Das Verhältniß der helvetischen Gesellschaft zum Zeitalter.

Rede an die Versammlung der helvet. Gesellschaft.

Gehalten in Schinznach am 12. Mai 1829.

Einleitende Bemerkung.

An der schweizerischen Tagsatzung des Jahres 1828 hatten wichtige Verhandlungen über die Beschränkungen stattgefunden, welche einige lichtscheue Kantonalregierungen der freien Presse auferlegten. Die öffentliche Meinung sprach sich darüber unzweideutig aus und unter den Tagesboten erwarb sich vorzüglich Landammann Sidler von Zug den Dank der Nation, weil er beredt und kräftig wie Keiner gegen jeden solchartigen Zwang seine Stimme erhob. Eine schöne Huldigung erwies ihm dafür der älteste der schweizerischen Vereine, die helvetische Gesellschaft, indem sie ihn in ihrer Jahresversammlung den 26. August 1828 einmüthig zu ihrem Mitgliede und zum Präsidenten des nächsten Jahres ernannte. Sidler lehnte jedoch wegen Amtsgeschäften diese Ehre ab und an seine Stelle wurde sodann Heinrich Zschokke gewählt.

Die helvetische Gesellschaft war im Jahre 1761 vorzüglich von Isaak Iselin von Basel im Bade Schinznach gestiftet worden und vereinigte alljährlich bald zu Schinznach, bald zu Olten die hervorragendsten Staatsmänner, Gelehrten und Patrioten der

Eidgenossenschaft zum freundschaftlichen Wiedersehen und zur Besprechung vaterländischer Angelegenheiten. Sie wird als die Mutter aller schweizerischen Vereine betrachtet, welche besonders nach der Revolution von 1798 in großer Anzahl entstanden.

Die hier mitgetheilte Rede machte seiner Zeit durch die Freimüthigkeit ihrer Sprache großes Aufsehen, selbst über die Schweizergrenzen hinaus und verdient als ein charakteristisches Bild ihrer Zeit auch heute noch gelesen zu werden.

Der Herausgeber.

Theure Eidgenossen, edle Freunde!

Auch Ihr mischtet voriges Jahr Eure Stimmen in den Beifall aller Gebildeten, welcher den furchtlosen Vertheidiger eines der Kleinodien unsers Vaterlandes und der Menschheit umringte. In Anerkennung seines Verdienstes ernanntet Ihr ihn zu Euerm diesjährigen Vorsteher. Die Bescheidenheit, mit welcher er die dargebotene Ehre ablehnte, konnte nur Eure Hochachtung für ihn steigern. Euer Gedanke aber wandte sich darauf zu mir, daß ich Stellvertreter des Würdigern werden sollte. Nicht einmal die Freiheit blieb mir, ihm in Bescheidenheit nachahmen zu dürfen. Aus der Noth, die Euch zu meiner Wahl veranlaßte, mußte ich meine Tugend machen. Dafür genieße ich aber um so mehr Anspruch auf eine Nachsicht, die Ihr diesmal eigentlich mit Euch selber getragen habt.

Inzwischen leitete mich eben dies Ereigniß, dann auch manche Stimme, welche seit zwei Jahren besorglich wegen eines ruhmhaften Fortdauerns dieser Gesellschaft laut ward, zu der Frage: Ist eine Stiftung, wie unsere Verbindung, noch Bedürfniß für die gegenwärtigen Tage, oder ihnen entbehrlich geworden? Wäre sie entbehrlich: so seh' ich nicht ein, warum wir uns fruchtlose

Mühe geben sollten, nicht das Leben der helvetischen Gesellschaft, sondern nur ihren Todeskampf zu verlängern? Jede Stiftung dieser Art ist eine Frucht ihres Zeitalters und muß mit demselben fortreifen, oder vom Stamm fallen.

Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse zog nothwendig die Erinnerung früherer Zeiten an mir vorüber. Ich gedachte der von den heutigen sehr verschiedenen Tage, in denen diese Gesellschaft ihren Ursprung nahm. Ich gedachte der Schicksale des Vaterlandes, welche auf sie mannigfach, oft schwer einwirkten; dann aber auch wieder der Rückwirkungen der Gesellschaft auf das Vaterland, welche eben so mannigfach, immer aber wohlthätig gewesen waren. Erlaubt mir die Bitte, mich auf meinem Gedankenfluge durch die Reihenfolge jener Schicksale zu begleiten.

(Durch Zufall geschah, daß mir die vorjährigen Verhandlungen der Gesellschaft erst vor Kurzem übersandt wurden. Ich sah nun zu spät, daß der edle Hottinger*) schon zu Rapperswyl beinah über den nämlichen Gegenstand zu Euch, aber vortrefflicher, gesprochen hatte. So bin ich denn durch ein wunderliches Loos verurtheilt, von zwei ausgezeichnetern Vorstehern, die Ihr vor mir erwähltet, der Lückenbüßer des Einen, und das Echo des Andern zu sein.)

Vor etwa siebenzig Jahren glich die löbliche Eidgenossenschaft der dreizehn Orte einem ehrwürdigen gothischen Gebäu, im Schatten uralter Freiheits-Eichen, aber vom Finger der Jahrhunderte schon hart betastet. Hin und wieder war durch Verwitterung die äußere Tünche abgefallen, und verrieth Risse geborstener Mauern bis in die Tiefen der Grundfeste. Wenn die Hand

*) Professor Johann Jakob Hottinger von Zürich, als schweizerischer Geschichtschreiber berühmt.

des vorübergehenden Wanderers darauf hindeutete, mochte es wohl dem Stolz der Eigenthümer nicht ganz schmeichelhaft sein; doch schienen diese mehr Werth darauf zu legen, das Schadhafte beizubehalten, als es auszubessern. Dies mochte weniger aus Unkunde oder Trägheit, als vielleicht aus der natürlichen Furcht geschehen, die kleinste Veränderung an dem mürben Bauwerk, welches seit Jahrhunderten winkelreich aufgethürmt worden war, könne den Zusammensturz des Ganzen nach sich ziehen. Zum Glück wurde die Eidgenossenschaft von den damaligen Stürmen und Plagen des Zeitalters wenig berührt, und dies vermehrte einerseits den Glauben Europa's an die innere Stärke der alterthümlichen Freiheitsburg, anderseits die angenehme und stolze Selbsttäuschung ihrer Bewohner.

Doch nicht jeder aus ihnen überließ sich diesem süßen Wahne Man hörte von Zeit zu Zeit warnende Stimmen. Da niemand aber die Gefahr nahe sah, schien es fast Frevel, voreilig Hand ans Werk zu legen. Wenigstens verdiente Alles, als wunderbares Schaustück der Vorwelt, so lange als möglich zu bestehen, und so gut, wie eine Pyramide mit ihrem geheimnißvollen Innern am Nil, oder wie die berühmte Ordnung eines heiligen römischen Reichs auf deutscher Erde.

Die dreizehn nur locker und nur theilweis mit einander verknüpften Staaten, und ihre zugewandten Orte, trugen Namen und Sinnbilder freier Gemeinwesen, nicht wegen der in ihnen bestehenden Freiheit des Volks, auf urrechtliche Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz begründet, sondern weil sie von keinem Könige beherrscht wurden. Vielleicht hätte man sie richtiger, im Gegensatz von Fürstenländern, Bürgerstaaten heißen können. Denn in der That war es nur die Bürgerschaft einiger kleinen Hauptstädte, und die Bevölkerung einiger Landschaften von geringem Umfang, demokratische Kantone geheißen, welche das Vorrecht der Freiheit

genossen. Die ganze übrige Schweiz, das heißt, der Großtheil der Nation, war Unterthanenland, in alten Zeiten durch Eroberung oder Kauf erworben; und dabei unterthäniger und oft beschränkter, als Unterthanen fürstlicher Reiche. Kleine, vielseitig beschnittene Rechtsame, die man von Jahrhundert zu Jahrhundert noch häufig verkümmerte, ließ man den armen Angehörigen, und diese winzigen Splitter der Freiheit nannte man großmüthig genug Freiheiten.

Aber auch den Bürgerschaften in den meisten Hauptstädten war es am Ende nicht viel besser geworden. Das landesherrliche Hoheitsrecht ihrer Gemeinden oder ihrer Zünfte war unvermerkt in den engen Kreis von großen und kleinen Räthen übergegangen, und dann eben so unvermerkt in diesen wieder zu einer Art angebornen Vorrechts und erblichen Gutes gewisser bürgerlicher Geschlechter geworden. So stellte zuletzt jeder einzelne Kanton im Kleinen, wie die Schweiz wieder in größerm Maßstabe, ein Labyrinth von Verfassungen, Gesetzen, Vorrechten, Glaubensbekenntnissen, Sprachen, Gebräuchen und Interessen dar, welches dem erstaunten Beobachter, in Rücksicht des dauerhaften Bestandes, als eine merkwürdige confusio divinitus conservata erscheinen mußte. Sie war dies um so mehr, da bekanntlich eine Kantonalregierung gegen die andere voller Mißtrauen und Eifersucht auf der Hut stand, und sogar den schlauen Einflüsterungen fremder Höfe mehr, als der üblichen, treuherzigen Biedermannssprache des eidgenössischen Styls vertraute, von dem jeder nur zu wohl wußte, was er davon zu halten habe.

Bei allen Zerwürfnissen und Spannungen der damaligen Regierungen blieben diese doch darin einträchtig, daß sie ihre Zwietracht dem Volk geheim hielten; und jedesmal vor Eröffnung der Tagsatzungen mit liebkosenden Höflichkeiten und Betheurungen im eidgenössischen Gruße, den Groll verbargen, welchen sie häufig in

den Sitzungssaal mitbrachten; ohngefähr, wie unverträgliche Eheleute klug genug sind, sich vor dem Hausgesinde oder vor Fremden, zärtliche Aufmerksamkeiten zu spenden, davon sie einander unter vier Augen das bittere Gegentheil zu kosten geben. Auch darin hielten sie mit bewundernswürdiger Eintracht zusammen, daß sie zum Schutz ihrer Vorzüge getreues Aufsehen übten, und werkthätigen Beistand leisteten, wenn sich das ewige Rechtsgefühl in der Brust der Unterthanen gegen immer beklemmendere Einengungen oder Willkühren zu heftig sträubte. Die Kinder der Jura- und Alpenthäler, des Kampfes gewohnt mit einer rauhen Natur, fügen sich freudig in die Nothwendigkeit von deren Gesetzen, nicht aber so leicht in die Unbilligkeit der menschlichen. Die Geschichte der Eidgenossenschaft im achtzehnten Jahrhundert, oder in der oftmals sogenannten alten, guten Zeit, war, wie jedermann weiß, die Geschichte von einer Anzahl gefährlicher Meutereien, Unruhen, verzweiflungsvoller Verschwörungen und bewaffneter Aufstände, dergleichen wohl kein anderer europäischer Staat jenes Zeitraums, wenn wir die Türkei ausnehmen, darbietet.

Damals nun traten einige weise Bürger, Freunde des Vaterlandes und der Menschheit, hier zusammen, wo wir, Eidgenossen, edle Freunde, heut versammelt sind. Der Boden von Schinznach ist durch sie eine klassische Stelle des Vaterlandes geworden. Sie kannten das Verderben, welches still und schleichend das Leben des alten Bundesstaates aufzulösen drohte. Jene bedenklichen Bewegungen und Zuckungen des Volks waren nicht Ursachen, sondern Wirkungen der sich äußernden Krankheit. Noch standen die innern Unruhen von Zürich, Schaffhausen, Luzern und dem Bisthum Basel in frischem Andenken; noch jener Aufstand der getäuschten Werdenberger gegen Glarus, das Unheil Schuhmachers von Zug, der Kampf der Harten und Linden an den Sitter-Ufern, Henzi's

Verschwörung in Bern, die blutig gedämpfte Empörung der Leventina.*)

Aber die hier in Schinznach versammelten Männer verhandelten

*) In Zürich haderten im Jahre 1712 die Zünfte wegen ihrer Ordnungen und Rechtsame mit einander. Im Kanton Schaffhausen lehnte sich die Gemeinde Wilchingen gegen die Regierung auf (1717 bis 1729) und rief sogar die Intervention Oesterreichs an. Viele Verbannungen und Einkerkerungen folgten. — Im Bisthum Basel kamen von 1705 bis 1741 wiederholte Gährungen und Aufstände der Unterthanen gegen den Fürstbischof vor, welcher durch Machtsprüche seine Hoheitsrechte zu erweitern suchte. Anfänglich vermittelte Bern; endlich unterdrückte vom Bischof herbeigerufenes französisches Kriegsvolk die Unruhen. — Im Ländchen Werdenberg forderten die Landleute von Glarus, das dort die Herrschaftsrechte besaß, die Wahrung ihrer alten Freiheiten. Die Glarner, unter ihrem Hauptmann Paravicini, besiegten die tumultuarischen Bewegungen endlich blutig durch Waffengewalt (im Jahre 1721). Im Kanton Zug eiferten die Gemeinden Aegeri, Menzingen und Baar in mehrjährigem Zwiste gegen die Stadtgemeinde Zug. Mißtrauen und zuletzt offene Feindseligkeit brach aus zwischen den Oesterreichisch- und den Französisch-Gesinnten wegen des Bündnisses mit Frankreich und der Jahrgelder, welche Magistrate von dort bezogen. Ammann Schuhmacher, von der Parteiwuth seiner Gegner aufs grimmigste verfolgt, mußte die von ihm betriebene Auflösung des französischen Bundes mit Verbannung und Einkerkerung büßen (im J. 1735). — In Appenzell A. Rh. kam es zwischen der Partei der Harten, den Landleuten hinter der Sitter, den Anhängern des Geschlechts der Wetter zu Herisau, und den Linden vor der Sitter, Anhänger der Familie Zellweger zu Trogen, bei Anlaß eines Zollstreites mit St. Gallen zu langwierigen Händeln, beinahe zum Bürgerkrieg (im J. 1732 bis 1733). — In Bern murrten die Bürger gegen die erbliche Hoheit einzelner adelicher Geschlechter: und verlangten Gleichheit der Rechte. Samuel Henzi verschwor sich mit Andern, was ihnen nicht gutwillig

keine Staatsgeschäfte, obgleich Liebe des Vaterlandes sie zusammengeführt hatte. Sie wollten nur ihre Freundschaft und jene Liebe unter sich frisch bewahren, und den Kreis derselben durch Männer allmälig erweitern, welche des Vertrauens solcher Herzen, und der Hochachtung solcher Geister würdig waren. So bildete sich durch Wahlverwandtschaft gleichartiger Gesinnungen ein Bund vortrefflicher Bürger aus, in welchem der Unterschied der Volksstände, die kleinliche Nebenbuhlerei der Kantone, und die argwöhnische Eifersucht der Kirchen vor dem großen Namen des Vaterlandes Aller verschwinden mußte. Ihre Aufgabe schien zu sein, dem kalten halbverblichenen Staatsleichnam der Eidgenossenschaft neuen Odem einzuhauchen, um gänzliche Auflösung zu verzögern, oder zu verhüten; und den Mangel aller staatsthümlichen Einheit durch jene moralische zu ersetzen, welche schon andern Völkern, am Tage der Entscheidung, Größeres geleistet hatte, als die Klugheit ihrer angebornen Fürsten, Priester und Ritter. So entstand die helvetische Gesellschaft, deren Name selbst auf das höhere Ziel der Verbindung hinzudeuten schien, indem er einem Zeitraum des Landes entnommen war, der an keinen Unterschied von bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen, oder von acht alten Orten und hinzugekommenen jüngern mahnen konnte.

Aber eine Erscheinung solcher Gattung, ein jährliches Zusam-

---

gewährt wurde, mit Gewalt zu erringen. Die Verschwörung ward aber verrathen und Henzi blutete auf dem Schaffot (im J. 1749). Das Livinerthal, im heutigen Kanton Tessin, empörte sich wider das oberherrliche Uri. Die Rache der Urner, welche bewaffnet einschritten, verdammte das ganze Livinervolk, umgeben von Bajonetten, knieend seinen alten Freiheiten abzuschwören. Die Häupter mehrerer Anführer fielen unter dem Richtschwerte (im J. 1755).

Anmerk. des Herausgebers.

menreisen achtbarer Männer aus allerlei Kantonen, gleichsam wie aus fremder Herren Ländern, eine vertraute Vereinigung von Junkern und Unterthanen, von Katholiken und Protestanten, von Rathsherren und Angehörigen, von Gelehrten und Laien, mußte in jener Zeit, durch ihr Auftreten allein, schon Gegenstand der Verwunderung, oder des Argwohns werden. Wie harmlos und offen auch dieser gesellige Verein von Wissenschaft und Vaterland liebenden Männern in seinem Verkehr dastand, schien gerade diese Offenheit Vielen eine schlaue Verlarvung irgend einer Gefährlichkeit für Staat und Kirche. Man warnte heimlich und wohlmeinend vor dem Besuch dieser Versammlungen, in denen auch wohl vertrauliche Bemerkungen über weltliche und geistliche Personen und Handlungen gemacht werden konnten, welche den Tongebern in großen und kleinen Räthen mißfällig sein mußten. Man verwechselte damals ziemlich allgemein und gern die Priesterschaft mit der Religion selbst, und die Regierung mit dem Vaterland, wie auch wohl noch in unsern Tagen versucht wird. Als sich jedoch gegen die Unschuld des räthselhaften Vereins nichts Erhebliches sagen ließ, beruhigte sich allmälig der reizbare Argwohn, oder machte sich, in vornehmer Verachtung, am Kaffeetisch, oder im Leist der Staatsmänner, durch spöttische Einfälle, Luft.

Verschwunden und vergessen sind längst jene kleinen Majestäten der Rathsstuben, welche sich zu ihrer Zeit für keine unbedeutende Säulen der europäischen Ordnung der Dinge halten mochten. So spurlos gingen sie durch eine Welt, von der ihr enger Sehkreis wenig umfaßte, daß man heut kaum noch von ihnen weiß, ob und wie sie sich in Rock, Mantel und Degen brüsteten. Wie die Eintagsfliegen, starben sie mit dem Tage, für den sie lebten. Aber die Namen des M e n s c h e n f r e u n d e s von B a s e l, des p h i l o s o p h i s c h e n B a u e r s von Z ü r i c h, des kühnen luzernischen V o r f e c h t e r s e i d g e n ö s s i s c h e r U n a b h ä n g i g k e i t gegen Anmaßun-

gen des römischen Stuhls*) — ihre, und die Namen der andern Edeln, leben unvergänglich unter uns fort. Sie nennt noch mit frommer Ehrfurcht der Enkel des neunzehnten Jahrhunderts, der Eidgenoß des neuen Schweizerbundes; denn es sind die Namen der letzten Tellen des alten Bundes.

Unsichtbar, geräuschlos und doch tief wirkte die Gesellschaft derselben auf das Zeitalter zurück. Mit unscheinbaren, aber zweckmäßigen Mitteln wurde von ihr der Same des Guten, Wahren und Gemeinnützigen ausgeworfen, der zum Theil noch in unsern Tagen aufgegangen ist. Mit Reden und Liedern wurde der schlafende Gemeingeist im Volk auf sanfte Weise erweckt. Die Liebe der Freiheit wurde, ohne Reiz zum Aufruhr, aus Schweizergesängen gewonnen Die lasttragende Menge vernahm auf der gewohnten Fahrstraße ihres Lebens von den Großthaten ihrer Väter; lernte, daß nicht das Dorf, nicht das Städtlein, selbst der Kanton nicht des wahren Eidgenossen wahres Vaterland sei. Der unterthänige Landmann, der ehrsame Bürger der Munizipalstadt fühlte sich selber geehrt durch die Freiheitsschlachten der Vorwelt, ungeachtet sie nicht für ihn geschlagen waren. Und indem der Ruhm der Männer im Grütli nach und nach zum Gemeingut des ganzen Schweizerlandes verwandelt wurde, ahnete der Weisheit auf den Rathsstühlen kaum, daß diejenigen, welche sich gewöhnten, den Schützen Wilhelm Tell mit dem Vaternamen zu begrüßen, früher oder später damit enden könnten, Anspruch auf die Erbschaft vom Segen seines Pfeiles zu machen.

*) Isaak Iselin, Rathschreiber, von Basel, wegen seiner gemeinnützigen Wirksamkeit der „Menschenfreund“ genannt; Caspar Hirzel von Zürich, Verfasser des „philosophischen Bauers“; Urs Balthasar von Luzern, welcher in Wort und Schrift freimüthig gegen die Uebergriffe der römischen Curie auftrat.

Anmerk. des Herausgebers.

Schon das Beisammensein geistvoller und aufgeklärter Männer, ihre Verbrüderung in gegenseitigem Austausch leiser Hoffnungen und frommer Wünsche, war Wohlthat für das von Kantonal-Interessen und beschränkten Regierungs-Horizonten zertheilte Vaterland. Das Feuer, welches hier von den Lippen der Sprecher und Dichter brannte, ward von den Zurückkehrenden in die heimathlichen Gauen genommen. Es entzündete sich manches Herz. Die Reden im Kreise der helvetischen Gesellschaft wurden Reden an die Nation. Hier, in diesem Kreise, athmete wieder eine Eidgenossenschaft im hohen Sinne des Wortes, die in der Tagsatzung der Kantone schon längst fehlte, und im Volke der Angehörigen und Unterthanen nie gekannt worden war.

Ich gehe aber zur Betrachtung eines andern Zeitalters und seiner Wirkungen über.

Das Stundenglas des achtzehnten Jahrhunderts war, bis auf wenige Körner, abgelaufen. Der damalige Weltsturm, welcher die Grundfesten stärkerer Reiche erschütterte, oder zerstörte, zertrümmerte auch die alte Eidgenossenschaft. So wenig uns jedoch fremdes Unglück Trost im eigenen gewähren kann, bringt auch die Schmach Anderer keine Rechtfertigung für die unserige. Daß die Schweiz fiel, und so schnell, und fast wehrlos, geschah nicht unverschuldet. Die Gefahr des allgemeinen Untergangs, als sie drohte, machte die Kantonsregierungen nicht vorsorglicher; und, als sie da war, nicht einträchtiger. Sie blieben, die sie gewesen waren: allzuvertrauend oder demüthig gegen fremde Gewalt, der sie früher mit edelm Trotz hätten entgegentreten sollen; hinwieder allzustolz gegen Angehörige, denen sie früher großsinnig hätten die Hand bieten sollen. Es war in der That schon längst keine Eidgenossenschaft mehr; darum vertheidigte sich auf den Schlachtfeldern von

Neuenegg, Grauholz und Rothenthurm keine Eidgenossenschaft. Nur noch Kantone bestanden; und nur Kantone führten ihren Dreitagskrieg. Aber auch da noch fochten die Schweizer mit aller Kühnheit ihrer Väter, wenn schon nicht mit deren Glück. Nur die Unschuld des Alpen-Volks und der übermüthige Räuberstolz Frankreichs retteten im Urtheil Europa's die alte Ehre der Schweiz. Die Sieger ärnteten daher Schmach aus ihrem Triumphe und die Besiegten Ruhm aus ihren blutigen Niederlagen.

Gern hätte man damals nebenbei die Welt auch überreden mögen, das Schweizervolk habe sich in Begeisterung und Liebe für seine Regierungen zum Opfer dargebracht. Nur zu bald aber offenbarte sich, wie überall das Landvolk voll Argwohns oder Hasses gegen die oberherrlichen Städte stand, und nur für sein Eigenthum, für die Splitter seiner Freiheiten das Schwert gezuckt hatte; wie es sogar die Mitglieder oder Amtleute dieser Regierungen verfolgte, verjagte oder mordete. — Gern hätte man damals geltend gemacht, das Schweizervolk habe für seine freien Verfassungen Gut und Blut freudig hingegeben; für Staatsverfassungen, von denen der Großtheil schweizerischer Nation in altgewohnter Dienstbarkeit nichts kannte, und nur die kleine Bevölkerung der demokratischen Kantone und der regierenden Hauptstädte zu Heldensinn entflammt werden konnte. Zu bald ward die Thatsache kund, daß das Volk nie die alte Ordnung der Dinge zurückforderte, als sie einmal im Staub dalag; daß es allgemein vielmehr die Freiheit der Landsgemeinden verlangte, deren die Urkantone, die Bündner, die Appenzeller und Glarner genossen. In den beständigen Verfassungswechseln der helvetischen Republik erschien sogar ein Augenblick, da wenig fehlte, jede einzelne Thalschaft wäre zum eigenen, souveränen Kanton, und die Schweiz ein wunderliches Gemenge von hundert unabhängigen kleinen Freistaaten geworden. Selbst als im Jahr 1814 der neu erwachte Geist

der Parteien die Vermittelungsurkunde Napoleons zerriß, sehnte sich nicht die Mehrheit des Volks, sondern nur die Bürgerschaft der Hauptstädte und ehemals oberherrlichen Landschaften, nach der alten Ordnung der Dinge heim, und noch heut wird vom Volk in mehr als einem Kanton unverhohlen der Verlust einer freiern Ordnung und Rechtsgleichheit beklagt, wofür es keinen Ersatz empfing.

In jeder Revolution erfüllt sich das Wort des unsterblichen Sängers mit grauenvoller Wahrheit:

— das schrecklichste der Schrecken,
Es ist der Mensch in seinem Wahn.

Selbst in den Bewegungen der großen Kirchentrennung konnte die Erbitterung der Parteien in der Schweiz kaum heftiger sein, als beim Umsturz des alteidgenössischen Bundes. Im Zwiespalt der Ansichten stießen Aeltern ihre Söhne, Brüder ihre Brüder mit Entsetzen zurück; die ältesten Freundschaften wurden gebrochen. Während eine Faktion die Bajonette Frankreichs zur Unterjochung der andern rief, forderte die Rachsucht der andern wiederholt die Feuerschlünde der Oesterreicher und Russen zur Vernichtung ihrer Gegner. Die Versammlungen der helvetischen Gesellschaft hörten in den kriegerischen Wirren auf; ihre Mitglieder wohnten zerstreut in allen Gegenden; sie traten, in der allgemeinen Entzweiung, nach verschiedenen Seiten, auseinander, und feindlicher Groll erfüllte auch diese Herzen, die sich einst geliebt hatten.

Und doch wirkte der Geist der helvetischen Gesellschaft immer noch wohlthuend in das stürmische Zeitalter ein. Von allen neuern Revolutionen, in welchen Völker, vom Gesetz entfesselt, handelten, ist keine menschlicher durchgeführt, keine minder von Bürgerhänden mit Bürgerblut besudelt worden, als die Revolution der Schweiz. Denn die meisten unter den gebildetern Männern des Landes, welche abwechselnd Einfluß gewannen oder verloren, und an der Spitze oder im Gefolge rachedürstiger Parteien standen, kannten

sich persönlich von schönern Tagen her. Sie hatten sich im heitern Kreise der helvetischen Gesellschaft begegnet; sie hatten einander im Ernst der Verhandlungen daselbst gegenseitige Hochschätzung, oder im freudigen Aufschließen ihrer Herzen, unter Gesängen des Gastmahls, wechselsweise Freundschaft abgewonnen. Die Freundschaft ward nun wohl durch den Parteigrimm gebrochen, bei Vielen für immer! Aber die Hochachtung blieb unvertilgbar. Noch liebte jeder von ihnen das Vaterland und zürnte nur der Verirrung des Andern. Doch der bessere Mensch, auch wenn er fehlt, bewahrt noch einen gewissen Adel des Sinnes, und auch im Irrthum des Weisen wohnt noch etwas Erhabenes, welches ihn vom gemeinen Haufen auszeichnet. Unmöglich konnte man den Mann zum Blutgerüst schleppen lassen, welchen man noch schweigend ehrte, und mit dem man einst unter Becherklang Gefühle reiner Zuneigung getauscht hatte. Ich selber bin mehr, denn einmal, Zeuge gewesen, wie Erinnerungen und Bekanntschaften von Schinznach und Olten den Ingrimm der Unversöhnlichen gemildert und den Vorsatz gewaltthätiger Maßregeln gelähmt hat. Die Stimme solcher Männer ward auch Stimmung der Parteien. Selbst in den wildesten Zerwürfnissen waltete noch ein Geist der Mäßigung, welcher jene Ungeheuer zurückdrängte, die sich, ohne Scheu vor göttlichem und menschlichem Recht, aus dem Schlamm des Pöbels aufbäumen wollten, wie man in den Revolutionen Frankreichs, Italiens, Spaniens, Südamerika's und anderer Reiche gesehen hat. So behielt die helvetische Gesellschaft mit sanfter Gewalt Einfluß auf den Gang einer Revolution, die grauenvoller zu werden drohte.

Indem ich von jenen Ereignissen Euern Blick nun dem friedlichen ersten Jahrzehend nach der Revolution zulenke, berühr' ich einen Zeitpunkt, welcher thatsächlich in den Jahrbüchern des

schweizerischen Gesammtvolks einer der merkwürdigsten und einzig in seiner Art dasteht, aus wie entgegengesetzten Standpunkten ihn auch immerhin das Auge der bürgerlichen Parteiung in den verschiedenen Kantonen betrachten mochte.

Die siebenjährigen Erschütterungen der Staatsumwälzung, durch welche Alles aus den gewohnten Gleisen verdrängt worden war, hatten mittlerweile in der Masse der Nation eine Fülle von Kraft und Selbstthätigkeit entwickelt, und den vormals engbegrenzten Kreis ihrer Vorstellungen so sehr erweitert, daß mit der Verwandlung der Staatsformen zugleich eine große Verwandlung in Sinn und Denkart der Bürger sichtbar werden mußte. Die alte Schweiz war fast gänzlich verschwunden; und zu dem regsamern Geist der Nation trat nun jene freiere, politische Gestaltung, welche sie durch den Vermittlerspruch des großen Diktators von Europa empfing. Freisprechung des ehemaligen Unterthanen und Angehörigen, Gleichstellung in Rechten mit den ehemals oberherrlichen Orten, führte eine Rührigkeit der Völkerschaften, einen Gemeingeist, eine Oeffentlichkeit, eine gegenseitige Theilnahme der verschiedensten Gegenden des jungen Bundesstaates, einen vielartigen, sich schnell entfaltenden Gewerbsfleiß, ein Streben nach höherer Jugendbildung, einen Geist religiöser Duldsamkeit herbei, wie dergleichen in vorigen Jahrhunderten nie zwischen Jura und Alpen, oder etwa nur im Register politischer Verbrechen gekannt worden war. Die freisinnigern Kantonalverfassungen und Gesetzgebungen unterstützten das Gedeihen des Guten, wenn sich freilich auch mancher Mißgriff nicht läugnen ließ, welchen Unerfahrenheit neuer Regierungen, und Unkunde gesetzgebender Räthe veranlaßte, die mehr oder weniger aus dem Schooße eines in Unwissenheit erwachsenen Volks hervorgegangen waren.

Auch die helvetische Gesellschaft trat, nach ihrer langen Zerstreuung, wieder zusammen. Eine schönere Aufgabe konnte sie für

dies neue Zeitalter nicht wählen, als nun die Versöhnerin aller in bürgerlichen Entzweiungen getrennten Gemüther zu werden. Es ist bekannt, sie strebte wirklich diesem Ziele nach; aber unbeglückt in ihren Mühen. Jahrelang vergebens wurden viele der ältesten und würdigsten Genossen gerufen und erwartet. Sie erschienen nie wieder. Es waren meistens hochachtungswürdige Männer und Bekenner der untergegangenen alteidgenössischen Ordnung der Dinge. Ihnen waren der Wunden zu viele und tiefe geschlagen, um sie vergessen zu können. Sie betrachteten diese Gesellschaft nur noch wie einen Verein feindseliger politischer Meinungsgenossen, nicht als Verein gebildeter Männer, denen das Interesse des Gesammtvaterlandes über alle Kantonal- und Stadt- und Familien-Interessen hervorragen mußte.

Damit verlor die Gesellschaft ohne Schuld den besten Einfluß auf den damaligen Zeitraum, und damit ward selbst ihr Leben wankend. Hätten sich in ihrem Innern die Männer aller Parteien noch einmal zusammengefunden, noch einmal kennen und hochachten gelernt: niemand zweifle, die Geschichte des nachher erschienenen Jahres 1814 würde einige schönere Blattseiten aufzuweisen haben, die des ungetheilten Beifalls von Europa und der Nachwelt würdig gewesen wären. Denn wiewohl unser harmloser Verein eigentlich reinpolitischen Absichten fremd bleibt, und nur hochmenschliche Zwecke der Freundschaft, Tugend und Geisteserregung bezielt, weiß man ja doch: Wo zwei Schweizer beisammen stehen, ist immer das Vaterland das Dritte bei ihnen.

Zehn volle Friedensjahre, mit allem Reichthum ihrer Blüthen und Früchte, waren nicht vermögend gewesen, den Schmerz der weiland oberherrlichen Hauptorte, Bürgerschaften und Familien um die verlornen Vorrechte über Unterthanen und Angehörige zu

besänftigen. Der Untergang Napoleons, des Mannes, welchen sie haßten, weil er ihre unbedingten Forderungen verworfen hatte, ermuthigte sie von neuem, das Aeußerste zu wagen. Die Heere seiner Feinde wurden ins Land gelockt, und seine Gabe, die Vermittelungs-Urkunde, wurde, in der ersten Bestürzung des Volkes, voreilig vernichtet, ehe Besseres geschaffen war. Nun neue Verwirrung, neue Staatsumwälzung, neues Rüsten zu Bürgerkriegen.

Aber mit Erstaunen gewahrten jetzt erst die siegenden Parteihäupter, daß die schweizerische Nation nicht mehr die alte war. Das Volk hatte Rechte erworben, denen es nicht gutwillig entsagen wollte. Es hatte in den ersten Lehrjahren seiner Freiheit genug gelernt, um zu wissen, was seinem Frieden diene. Es hatte an der Mediationsakte einen Maßstab behalten, den Werth anderer Verfassungen damit zu schätzen. Die alten und neuen Kantone, die vorzeiten oberherrlichen und unterthänigen Gebiete, standen sich feindselig gegenüber, wie eine alte und neue Schweiz. Es mußte unterhandelt, es mußte Zuflucht zum Wiener Kongreß genommen werden, wie einst zum Cäsar unsers Jahrhunderts nach Paris.

So entstand der heutige neu-eidgenössische Bundesvertrag. Er, wie die neugebildeten Verfassungen der Kantone, wir Alle waren Zeugen, gingen in Eil erschaffen, aus dem Drange augenblicklicher Noth hervor, nicht als Ergebniß lehrreicher Erfahrungen, oder ruhiger Werthung von den Bedürfnissen des Volks und des Zeitalters, oder weiser Berücksichtigung der Zukunft. Der neue Schweizerbund glich daher weniger einer die höchsten und ewigen Interessen schweizerischer Nation umfangenden Verfassung, als vielmehr einem Waffenstillstands- oder Friedensvertrag zwischen kantonalen Parteien, Regierungsgliedern, Klöstern und Familien-Interessen. Das Volk verlor zwar nicht Alles in diesem stürmischen Rechtshandel; aber die Kraft der Eidgenossenschaft büßte viel ein.

Aus allen damaligen Verhältnissen gestaltete sich nun der son-

derbare und allerdings bedenkliche Zustand der Dinge heutiger Zeit, daß nämlich weitaus der Mehrtheil der Nation in Gang und Streben offenbar verschiedene Richtung vom Gang und Streben des Mehrtheils der Kantonalregierungen genommen hat. Während die letztern, vermöge ihrer pflichtmäßigen Stellung und ihrer örtlichen Bedürfnisse, so wie zur Bewährung der Selbstherrlichkeit inner ihren Marchsteinen, sich wie gleichnamige Pole abstoßen und trennen: dringt dagegen im Volk die Sehnsucht nach Einung aller Kräfte stärker vor. Während die Staatsführer freiern Spielraum ihrer Gewalt wünschen, verabscheut das Volk Willkür und fordert feste Schranken gesetzlicher Ordnung. Jene äußern unverholen ihre Scheu vor Preßfreiheit und vor allgemeiner Belehrung von Vaterlandsdingen; das Volk aber verlangt Oeffentlichkeit und Aufklärung. Jene wünschen Gehorsam in schweigendem Vertrauen; das Volk will gehorchen, aber mit unverbundenen Augen. Es hat sich, wie gesagt, aus dem Pergament der geächteten Mediationsakte einen Maßstab für die heutige Ordnung der Dinge geschnitten.

Umsonst ist seit fünfzehn Jahren nun jeder Versuch gewagt worden, in jene gute, alte Zeit zurückzusteuern, deren Ergebniß der traurige Untergang der alten Eidgenossenschaft gewesen. Der gesunde Menschenverstand hat schon zu sehr Oberhand gewonnen; des Lichtes der Erfahrungen und der Kenntnisse ist dem Geiste des Volks schon zuviel geworden. Und der Geist ist am Ende, der die Massen bewegt. Die Untrennbarkeit der Eidgenossenschaft steht unausrottbar in der Nation, wenn sie auch in den Tagsatzungen verschwinden könnte. Privatleute begründen gemeinnützige Stiftungen und Anstalten, die, ins Leben zu rufen, Regierungen nicht reich oder stark genug wären. Jünglinge aus allen Volksklassen widmen sich den Wissenschaften, und schließen aus allen Kantonen, auf fremden Hochschulen, den Lebensbund für das freie Vaterland. In vielen Dörfern unserer Zeit werden der öffentlichen Blätter

mehr gelesen, als vormals in den größten Hauptstädten der Schweiz. Es treten überall zu Stadt und Land Bürger jedes Standes zu gemeinnützigen Vereinen zusammen, aus eigener Kraft, wie es in freien Staaten sein soll, des Staates Wohl zu befördern, wo es außer Kräften der Regierungen liegt: Hier Versicherungsgesellschaften gegen Gefahren des Hagels und des Feuers; der Ersparniß-, Wittwen- und Waisenkassen; hier Vereine der Geistlichen, der Aerzte, Thierärzte, Landwirthe, Offiziere, dort für Gesang, für öffentlichen Unterricht, für Hilfe der Nothleidenden, für Erlösung der Heimatlosen. Und das Losungswort Aller ist das gemeinschweizerische Vaterland! Wer verkennt das Dasein dieses edeln Lebens? Und wo ist der Riesenarm, welcher gewaltig genug wäre, solch ein Leben tödten zu können? Oder ein Herz, gleich dem eines der Pharaonen verstockt, es auch nur tödten zu wollen?

Die helvetische Gesellschaft blieb in diesem Ringen einer alten und neuen Welt nicht unthätig. Eine Anzahl vortrefflicher Eidgenossen erweiterte ihren Kreis. Viele andere Verbindungen ähnlicher Art erhoben sich aus dem Volk der Eidgenossen und für dasselbe, neben ihr, wenn gleich mit verschiedenartigen Zwecken. Aus allen Gegenden des eidgenössischen Alpenstaates treten die Bürger desselben zusammen zum Behuf des gemeinen Nutzens, oder der Naturwissenschaft, oder der Tonkunst, der Malerei, der Thierarzneikunde, der Kriegskunst, der Schützenbildung, zur Feier alter Freiheitsschlachten, oder freundschaftlicher Vereinigung jener Jünglinge, welche Hoffnung einer bessern Eidgenossenschaft, künftig die Vorsteher, Lehrer und Vertheidiger der Nation sind.

So groß ist die Anzahl dieser mannigfachen Gesellschaften geworden, und so ansehnlich der Glanz, welcher mehrere derselben umgibt, daß man schon furchtsam, selbst in unserer Mitte, gefragt hat: ob, neben ihnen allen, die helvetische Gesellschaft nicht entbehrlich zu werden anfange, oder ob dieselbe nicht vielleicht mit

einer von jenen vereinigt werden sollte? — Die Frage ward gethan. Niemand aber hatte bisher den Muth, die Hand zum Todesurtheil der ehrwürdigen Patriarchin aller eidgenössischen Gesellschaften zu erheben. — So stehen wir heut.

Nun aber ists an mir, auch diesen Gegenstand zu berühren, da Ihr mir, mit dem Vorsitz in Eurer Versammlung, die Pflicht und das Recht gegeben, das Interesse unsers siebenzigjährigen Vereins zu erwägen. Darum stellte ich Euch in allgemeinen Zügen den gegenseitigen Einfluß dieser Gesellschaft und der verschiedenen Zeitalter dar. Es muß die Frage mit Bestimmtheit gelöset werden: Wird unsere Verbindung wirklich durch das gegenwärtige Zeitalter entbehrlich gemacht? oder in welchem Verhältniß muß sie zu demselben stehen, um ein segensvolles Dasein zu behaupten?

Dies nöthigt mich, eure Blicke noch einmal auf den von einander weichenden Gang zu lenken, welchen in unsern Tagen die Nation selbst, und welchen die öffentliche Verwaltung in den verschiedenen Gauen derselben genommen hat. Jener ist die Wirkung der wachsenden Einsicht und Gesittung des Volks; dieser ist das Ergebniß des unter den Stürmen der Jahre 1814 und 1815 gewordenen Bundesvertrags. Jener führt zu einer höhern Einigung aller Schweizer in Kenntniß, Kraft und That zur Aufrechthaltung allgemeinen Wohlstandes, gesetzlicher Freiheit und Unabhängigkeit von der Fremde; dieser führt nothwendig, durch sein Wesen, zur Trennung und Lähmung der Eidgenossenschaft, indem ihm das zur staatsthümlichen Einheit, oder auch nur Einigkeit, beseelende Prinzip beinahe gänzlich fremd ist, es liege denn etwa außerhalb desselben, nämlich in einer gemeinschaftlichen Gefahr. Denn da der Bundesvertrag, fast ohne allen Vorbehalt, das Majestätsrecht der gesammten Eidgenossenschaft in den Souveränetätsrechten von zweiundzwanzig kleinen Landesverwaltungen begraben ließ, mußten

auch die Tagsatzungen unvermeidlich wieder bloße Verhandlungsplätze von zweiundzwanzig Souveränetäten über Ausgleichung ihrer Orts-Interessen werden. Jeder Kanton erhebt deshalb dort pflichtmäßig seine Stimme für das eigene Bedürfniß gegen die andern. Wer aber erhebt dort, Namens der eigentlichen Eidgenossenschaft, die Stimme gegen diese Kantone; wer sie für Gesammtehre, Gesammtwohlstand und Gesammtkraft schweizerischer Nation? Die Theile entscheiden also über das Ganze, weil sie mehr als das Ganze sind, und eher einen Bund von Staaten, denn einen einzelnen Bundesstaat ausmachen.

Daher sah die Nation mit unverhohlenem Mißmuth die Wiederkehr des ehemaligen trägen Geschäftsgangs in rein-eidgenössischen Angelegenheiten; die Wiederkehr jener Entzweiungen und Unvereinbarkeiten von Lokal-Interessen; die Wiederkehr jenes beharrlichen Entgegenstrebens Einzelner gegen Alle, und jene Spannungen, oft durch falsche Maßregeln einzelner Verwaltungen vermehrt, oft nur durch unbürgerliche Eitelkeit einzelner Regierungsglieder, oder durch unbehutsamen Eifer kirchlicher Parteiung genährt. Die Warnungen des Schicksals im Loose der alten Eidgenossenschaft waren umsonst. Wir erlebten die Spaltung der Kantone im Retorsionswesen, im Gang des Churer und Basler Bisthumsgeschäftes, in den Münzkonkordaten, in den Verhandlungen über die Heimatlosen. Fruchtlos blieben die Mühen des weisen und vaterländischen Zellweger*); nicht einmal zu einem allgemeinen Zollsystem im Innern konnte man sich vereinen, ja sogar zu keinem gemeinschaftlichen Buß- und Bettag der Schweiz. Soll ich noch an das Ver-

*) Joh. Kaspar Zellweger von Trogen, Kt. Appenzell, der berühmte Philantrope, Begründer der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft für Erziehungswesen, Gewerbsfleiß und Armenpflege.

Anmerkung des Herausgebers.

fahren von Schwyz vor Eröffnung des eidgenössischen Uebungslagers von Wohlen, oder an die Unterhandlungen mit Frankreich über das Postwesen, oder auch nur an die Begrüßungsweise erinnern, als König Karl X. in der Nähe unserer Grenzen reisete? — Es stehen schon zuviel von den düstern Zeugen einer lähmenden Zusammenhangslosigkeit des eidgenössischen Staatskörpers vor den Augen des Schweizervolks, wie vor denen des übrigen Europa, da.

Diejenigen irren aber sehr, welche glauben, daß nicht selbst vielen jener hochachtungswürdigen Männer, welche an der Spitze der öffentlichen Geschäfte stehen, bei diesem traurigen Schauspiel das Herz blute; — oder daß es überhaupt in unsern vaterländischen Regierungen an wahrhaft großen Staatsmännern fehle. Wir haben sie! Die Nation würde sie mit Stolz nennen; Europa würde ihre Namen feiern, wäre der Entfaltung ihrer Talente und Kräfte ein weiterer und würdigerer Spielraum zugewiesen.

Aber, eingeklemmt in den schmalen Haushalt eines kleinen Ländchens, müssen sie ihre Sehnsucht nach Besserm beschwichtigen, und im Gewirre kleinlicher Verhältnisse zuletzt unwillkürlich ins Kleinliche verarten, wie Blumen, welche der Chinese in vergoldete Nußschalen pflanzt. Auch der Riesengeist des römischen C ä s a r, des preußischen F r i e d r i c h, oder eines N a p o l e o n, eingeschnürt in die Hauptmannsuniform einer Garnison-Kompagnie, hätte sich zuletzt schweigend mit dem Kamaschendienst der Wachtparaden zufrieden stellen müssen. Einfluß aber aus der Rathsstube des Kantons auf den Gang gesammter Eidgenossenschaft gehört fast ins Gebiet der Unmöglichkeiten, wenn man erwägt, daß ein schweizerischer Staatsmann, ungerechnet die Eifersucht seiner eigenen Amtsgenossen, bloß im Umfang der Schweiz mit weit mehr eigenwilligen Souveränen zu verkehren und zu schaffen hat, als der Minister eines großen europäischen Reichs im ganzen Welttheil.

Das politische Auseinanderfallen, Sichvereinzeln und Insich-

zusammenschrumpfen von zweiundzwanzig kleinen Gemeinwesen greift auch feindselig in das edlere Lebensverhältniß der Nation ein und droht allmälig die Fortschritte des Nationalgeistes zu schwächen, der allein noch, und nichts sonst, ein ruhmvolles und unabhängiges Dasein der Schweiz sichern wird. Bei der Auflösung jedes Körpers tritt nothwendig das Leben in dessen verwesende Theile zurück, und gestaltet hier jene seltsamen und ungeschlachten Lebensformen, welche unser Erstaunen und Grausen erregen. Und erlischt im Körper der Eidgenossenschaft das Wesen, die Seele des Eidgenossenthums, so geht der eidgenössische Gemeingeist verkrüppelt in die Anmaßungen des Kantonsgeistes, in die Thorheiten des Stadt- und des Dorfstolzes, in die Selbstsucht des Familienhochmuths zurück. Dann zerbröckelt das hehre Vaterland in einen Haufen kleiner, wunderlicher Vaterländer, und dem Schweizer wird schon unheimlich in der Schweiz, wie in einer Fremde, sobald er den Grenzpfahl seines Kantons hinter sich sieht. Dann aber setzt sich, nur im Verhältniß verjüngten Maßstabes, auch wieder im einzelnen Kanton, der heimliche Kampf der Privatvortheile gegen den gemeinen Nutzen, der Willkür gegen die Freiheit fort. Dann sucht man sich lieber Anhänger, als selbstständige Vaterlandsfreunde. Demüthige Clienten in Gemeindsversammlungen, Großen Räthen und Landsgemeinden haben dann nur noch Augen, um zu unterscheiden, ob der Herr und Patron spricht; aber nicht Ohren, um zu unterscheiden, was besprochen wird. Dann wird allmälig die res publica des kleinen Staats zur res privata der Verwalter desselben, und aus dem faulen Sumpf einer gehemmten öffentlichen Meinung steigt das Ungeheuer des Nepotismus, welches, spielend mit Eidesformeln, die Würdigsten zum Regieren in Vettern und Söhnen der Regierenden findet; jenes Monstrum stolzen Eigenwillens, welches das Schwert der Gerechtigkeit zur Art der Staatspolizei umschmiedet, sobald man die Schranken gesetzlicher

Ordnung und Verfassung zu durchbrechen Lust fühlt. Dann streckt sich die heilige Scheu der Staatsdiener vor dem Rechtsgefühl ihrer Mitbürger zum landesherrlichen Trotz auf; und der edle Trotz eines unabhängigen Staates gegen Zumuthungen des Auslandes krümmt sich zur schmeichlerischen Feigheit zusammen. Dann, nach der Flucht republikanischen Zartgefühls, trägt auf offener Gasse die Eitelkeit sich selber zur Schau in Titeln und Orden, mit welchen nicht Verdienst ums Vaterland, sondern Verdienst um den fremden Hof belohnt oder gefordert werden soll. Allerdings muß dann jeder vereinzelte Kanton, und jeder einzelne Machthaber desselben, ohne Trost und Vertrauen auf die Bundesgenossen, beim Gedanken an das Ausland unter dem Gefühl eigener Ohnmacht erliegen. Ein Volk von einigen Millionen Eidgenossen kennt die Furcht nicht!

Theure Freunde, die Hand aufs Herz! wie steht es in den verschiedenen heimatlichen Gauen der Schweizer? Sind noch keine Spuren eines Rückschritts vorhanden? Ueberwältigt überall noch der Geist des Eidgenossenthums den engbrüstigen und doch sich gern brüstenden Kantonalgeist? Seid Ihr daheim reich an wahrhaft hochedeln Staatsmännern? Wie viel zählet Ihr der helvetischen Aristiden bei Euch, die über das Gemeinwohl des großen Vaterlandes, oder auch am Ende nur des Kantons, persönliche Feindschaften und Freundschaften, ja sich selber vergessen? Nennet unsern Epaminondas, der mit gleicher Freudigkeit seinem Vaterlande in den niedrigsten Stellen dient, nachdem er in höhern geglänzt hat, gleichwie der Sieger von Leuctra, nachdem er Staat und Heer zu unvergänglichem Ruhm geführt, seiner persönlichen Ehre nicht unangemessen fand, Aufseher über Gassenkehrer und Kloakenfeger zu werden. Wahrlich, soll denn der Eidgenoß die Eidgenossenschaft vergessen lernen, und, beschränkt auf eine kleine Heimat, den Schmerz blutender Vaterlandsliebe nicht fühlen:

so wäre besser, man würde unsern Schulen das Lesen der göttlichen Klassiker verbieten, und die Erinnerung an die großen Seelen Griechenlands und Roms, ja selbst an die Washingtons, Franklins, Jeffersons und andere unsterbliche Bürger des nordamerikanischen Bundesstaates vertilgen.

Nein, warum mich beunruhigen? Eidgenossen, edle Freunde, ich sehe Euch noch! Ich denke an eine Reihe erlauchter Namen, die in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst Zierden unsers Vaterlandes sind. Ich denke an die jungen Männer, welche über die Schlachtfelder der Vorwelt ziehen, um sich gleichsam von den Geistern der Vorwelt dem Dienst einer Eidgenossenschaft weihen zu lassen. Ich denke an die Jünglinge, welche im Zofinger Verein Brust an Brust sich einem gemeinsamen Vaterlande zuschwören. Schon dringt immer mächtiger ein bildungsreicheres Geschlecht in die Landesgemeinden, in die gesetzgebenden Räthe und in die Regierungen ein. Schon erregt Mißbrauch anvertrauter Gewalt, oder Wirrwarr derer, die für Alles in der Welt Gründe, und für nichts Grundsätze haben, allgemeinen Unwillen; jeder Dünkel dessen, der seine Persönlichkeit mit dem Staat verwechselt wissen möchte, öffentliches Auszischen; und jeder Versuch, die Freiheit der Presse in das änderliche Bedürfniß einer Behörde einzuschnüren, und den Ozean der Meinungen mit dem Fingerhut eines zensorlichen Verstandes abzugrenzen, gerechten Argwohn oder Gelächter.

Aber noch mangelt viel daran, daß sittliche und geistige Bildung bis in die untersten Tiefen des Volks hinabgedrungen wäre; oder daß die untersten Tiefen des Volks nur dessen in ärmliche Lumpen gekleidete Genossen, nicht auch die in Sammet und Seiden Prangenden, umfassen. Nicht der Rock, das Zinsbuch oder der Amtstitel sind im Geisterreich Merkmale und Bürgschaften religiöser und bürgerlicher Veredlung. Auch in den Ständen der Vornehmern erblicken wir nur zu oft einen Lebenswandel, der Gott verläugnet und die republikanische Sittenstrenge verspottet. Unwissenheit, Vorurtheil und Aberglaube finden auch dort einfältige Verehrer oder schadenfrohe Beförderer.

Uns Allen ist bekannt, wie eben jetzt in einem großen Theil des Welttheils der finstere Sekten- und Kastengeist trotziger, denn kaum je, wider die ewigen Rechte der Vernunft ins Feld schreitet und von der Rohheit seiner Wuth, oder auf Schleichwegen scheinheiliger Verschmitztheit, die Herrschaft der Welt zurückzuerobern hofft. Es ist nur der alte, seit sechs Jahrtausenden noch unausgefochtene Kampf des Thierischen und Göttlichen in der Menschheit, der mit den Jahrhunderten bloß Waffe und Feldgeschrei geändert hat. Er wird heut auch noch in unsern helvetischen Gauen lebhafter, denn seit langer Zeit, um die ewigen Heiligthümer der Nation gekämpft. Diese sind verloren, sobald die Vergiftung des eidgenössischen Gemeingeistes vermittelst populärer Kantonalzwiste, kirchlicher Spannungen und Aufwiegelungen, und Zertrümmerung der periodischen Presse gelungen sein wird. — Eidgenossen, theure Freunde, wir haben in den Gefilden vom Grauholz und der Schindeleggi ein Chäronea gehabt; lasset uns wachen, daß unser achajischer Bund nicht unter den Mauern eines neuen Corinths zertrümmert falle.

Das Zeitalter will fürwahr also unsers Vereins nicht entbehren. Säßen die Balthasare und Zellweger, die Iseline und Hirzel der Vorzeit noch in unserer Mitte, sie würden heut diesen Verein erst gründen, wenn er noch nicht gegründet wäre. Wir aber sitzen auf den Plätzen unserer großen Todten; sollen wir Geringeres leisten, oder fordert von uns das Vaterland weniger?

Wenn auch andere schweizerische Gesellschaften, der unsern ähnlich, kräftig mit zum großen Ziele wirken, um im zweiundzwanzigfach getheilten Alpenstaat ein gemeinsames Vaterland, unter Bürgern aller Kantone ein freies Eidgenossenthum zu bewahren: so ist doch unser Hauptzweck nur der Nebenzweck ihrer Versammlungen. Und ob sogar Viele unter uns auch thätige Mitglieder jener Vereine sein mögen, so sind es doch viele Andere von uns keineswegs. Und wirken die ungleichzeitigen Zusammenkünfte aller dieser Gesellschaften auch in so fern noch störend auf einander ein, daß, wer die einen besucht, oft, aus Mangel an Muße, den andern

entsagen muß: so wäre doch dem Uebelstand ohne Mühe durch Bevollmächtigung der Vorsteher abzuhelfen, daß sie sich unter einander über Versammlungstage verständigten.

Noch fehlt viel daran, daß unsere helvetische, wie jede andere allgemein-schweizerische Gesellschaft ihren Namen eigentlich mit vollem Recht trüge. Fern unserm Kreise standen von jeher die Schweizer am Tessin und im Wallis, selbst die vom schönen Waadtland und dem bildungsreichen Genf. Wenige nur schlossen sich ihm aus den Landsgemeinds-Kantonen an, oder auch von Freiburg und Schaffhausen. — Sind es nur die Gebirge, die Sprachen, die Ortsentfernungen, welche uns von diesen Miteidgenossen scheiden? Es fehlt nicht an Mitteln, diese Hindernisse zu besiegen, wenn es nicht an Männern fehlt, die siegen wollen.

Nein, wahrlich! nicht das Zeitalter will uns fahren lassen, wenn wir uns ihm nur nicht selber entfremden. Erfüllen wir das Wort unserer Statuten: „Stiftung und Erhaltung der Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidgenossen, Belebung des Triebes zu guten, schönen und edeln Thaten; Fortpflanzung des Friedens, der Freiheit und der Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Geschlechter und Zeiten; — das ist der Zweck der Gesellschaft." So lauten die Statuten. Und dieser Zweck, steht er nicht an sich heiliger und umfassender da, als irgend ein anderer, welcher Nahrung und Veredlung des Kunstsinns bezielt, oder Erweiterung der Wissenschaft, oder Entdeckungen im Gebiet der Natur, oder Austausch von Erfahrungen über Armenpflege, Schulwesen und inländische Gewerbigkeit. Nichts von diesem Allen ist auch uns fremd; aber indem wir es umfassen, bezielen wir Höheres. Mit ganzer Erfüllung des Zweckes steigt nothwendig von selbst das Interesse unserer Verhandlungen, und kann selbst zum allgemeinsten der Eidgenossen gesteigert werden. Die Statuten zeichnen uns den Weg dahin vor, mit den Worten des achten Artikels: „Der Ausschuß der helvetischen Gesellschaft beauftragt alljährlich eines seiner

Mitglieder mit historischer Bearbeitung des Vorzüglichsten und Denkwürdigsten, das sich im Jahreslaufe ereignet.“

Die Bahn liegt da, die wir zu wandeln haben. Betreten wir sie! Unterrichten wir durch auserwählte Männer aller Kantone fortan einen unserer Redner von dem, was Preiswürdiges in jeder Gegend des Bundesstaates vollbracht worden ist, damit er Euch einen Spiegel des Ruhms löbl. Eidgenossenschaft vorhalte. Feiert hier Muth und Weisheit vaterländischer Gesetzgeber, welche die Kleinodien aller Eidgenossen sicher zu stellen wußten; gesetzliche Freiheit im Innern gegen Willkür und Herrensucht, Unabhängigkeit der Nation von außen gegen fremde Anmaßungen und Einflüsse, und Volksbildung gegen Verfinsterer-Plane schirmen. Feiert hier den Hochsinn unserer vaterländischen Regierungen, welche das Ewig-Gerechte dem Bequemlichen des Augenblickes vorziehen, in der Majestät einer untrennbaren Eidgenossenschaft den wahren Glanz ihres Kantons suchen, und nicht das für ein Unglück ihres Ländchens halten, was die Zivilisation des Jahrhunderts gebietet und der Ruhm der edelsten Fürsten und Völker war, die je gelebt haben. Ja, wo auch nur eine Gemeinde des Landes mit hochherziger Gemeinnützigkeit in trefflichen Anstalten vorleuchtete, — hier werde ihr Name genannt. Ihre Ehre ist eine Ehre aller Schweizer. Wo irgend ein Mann durch Macht schöpferischen Geistes im Felde der Wissenschaft oder Kunst oder des Gewerbfleißes Ausgezeichnetes leistete, — er hat es nicht seinem Kanton, er hat es dem menschlichen Geschlecht geleistet. Wir wollen mit dankbarer Ehrfurcht dem Verdienste seine Kronen weihen. — Und wo die Tugend eine ihrer Engelsthaten vollbrachte, hier werde sie nicht vergessen, wenn auch die Welt sie vergißt. Die Anerkennung des Wahren, Guten und Schönen ist ja immer zugleich der tödtlichste Tadel alles Falschen, Schlechten und Gemeinen.

So werden die Jahrbücher unserer Verhandlungen ein Register des Vortrefflichsten aus den denkwürdigen Thaten der Eidgenossen. In der Erinnerung aber des Löblichen, was auf schweizerischer Erde geschah, wird sich auch unser eigener Sinn für das Gute erfrischen

und beleben. Wir werden mit einem Gefühl in die Heimaten zurückkehren, welches wir aus dem Treiben des Alltagslebens nicht hiehergebracht hatten, und werden den Geist der hier versammelten kleinen Gemeinde ausgießen in die große Gemeinde der Eidgenossen, oft uns dessen selber nicht bewußt. Dann können wieder die hier gesprochenen Reden als eben so viele Reden an die Nation gelten. Und, wahrlich, auch unter Eidgenossen ist noch Wiederhall!

Wohl liefern öffentliche Blätter Kunde von achtungswerthen Handlungen; doch nur vereinzelt, nur vermengt und verloren in vielem Andern, welches besser vergessen zu sein verdient. Aber hier werde das zerstreute Licht des Wahren, Guten und Schönen in einem ungeschwächten Strahl zusammengedrängt; und es wird ihm wahrlich in keinem unserer Herzen der Brennpunkt fehlen. Unsere freudige Rührung und Begeisterung kann und soll ja keineswegs die Tugend belohnen; aber warum sollen wir die Vielverkannte nicht anerkennen? Ja, es bedarf selbst schon tugendhaften Muthes, das Ehrwürdige ohne Heuchelei zu ehren und das Preiswürdige ohne Mißgunst zu preisen. Denn ein eifersüchtiger Stolz, ein nebenbuhlerischer Neid, sind von jeher Erbsünde der freien Staaten gewesen. Auch diese Erbsünde, bei uns oft nur eine der Mißgeburten des Kantonalgeistes, auszurotten, und selbst dem verspotteten und verfolgten Verdienst um Vaterland und Menschheit gerechte Hochachtung zu zollen, bleibe einer unserer angenehmsten Aufgaben. Und fürwahr, o glaubt es, — der bescheidene Eichenkranz, welchen Ihr dem Manne, der fürs Vaterland blutete, darreichet, ehrfurchtsvoll seine Wunden zu bedecken: er wird ihn theuer halten, wie der treue Diener eines Königs dessen Orden theuer hält, er wird dies Unterpfand der Achtung und Anerkennung von Mitbürgern auf seinen Sarg legen lassen, als besten Schmuck seiner Asche.

Aber ich breche ab. Schon zuviel hab' ich von der kurzen Frist hinweggenommen, die Euern Verhandlungen vergönnt ist. Ich gehe zu diesen über.

Biographisches.

Geschichtliche Charakter-Zeichnungen.



Der Marchese von Melignano.

Vorbemerkung.

Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Graubünden, wo er Vorsteher und Miteigenthümer des Seminariums von Reichenau war, beschäftigte sich Heinrich Zschokke viel mit der Erforschung der Geschichte jenes Alpenfreistaates, einer Geschichte, von der er sagt, daß keiner von allen den Freistaaten schweizerischer Eidgenossenschaft reicher sei an großen Erfahrungen und Lehren als sie. Aus diesen Studien ging hervor das Werk: „Die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien. Eine historische Skizze. Zürich 1798." Später überarbeitete er das Ganze noch einmal; gab es heraus unter dem Titel: „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien", ein Werk, das mehrere Auflagen erlebte.

Die Bündner hatten sich im Jahre 1512 die Länder Veltlin, Cleven und Worms mit Waffengewalt erobert, da sie behaupteten, daß schon vor hundert Jahren ein vertriebener, mailändischer Herzog diese Thäler dem Bisthum Chur verehrt habe. Von da an blieben sie ihr Unterthanenland mehrere Jahrhunderte, bis Napoleon Bonaparte im Jahre 1797 die Lombardei eroberte und Veltlin, Cleven und Worms, deren Bewohner der sklavischen Abhängigkeit müde, seinen Schutz anriefen, der Republik Cisalpinien einverleibte.

Somit mußte der rhätische Geschichtsschreiber auch die Schicksale des Veltlins berücksichtigen und studiren. Bei diesem Anlasse ward er aus Urkunden und alten Schriftwerken eines Paul Jovius, Thuanus, Mascard und Brantome mit dem Leben und Treiben des Marchese Melignano bekannt, welcher in den Kriegshändeln zwischen König Franz I., Kaiser Karl V. und dem Herzog Sforza von Mailand im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle spielte. Er wählte das Bild dieses Mannes zu einer geschichtlichen Monographie, die in der „Isis", einer Monatschrift, herausgegeben von deutschen und schweizerischen Gelehrten, mehrere Jahre (in Zürich bei Orell, Füßli und Comp.) erschien und zwar im Septemberheft 1805. Seitdem ist sie, unsers Wissens, nicht wieder abgedruckt worden, und doch verdient sie, als sehr charakteristischer Beitrag zur Kenntniß jener Zeit und jener Gegenden, nicht in Vergessenheit zu gerathen.

Der Herausgeber.

Wenn ein Mann, unbegünstigt von der Hand des Glücks, durch eigene Kraft sich aus dem Staube der Niedrigkeit emporarbeitet, mit zerstörender Gewalt die Schranken niederreißt, welche Schicksal und Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft seinem Ehrgeiz entgegenthürmen — wenn er, geboren ein Knecht zu sein, sich in die stolzen Reihen der Herrscher drängt, und gebieterisch schaltet, daß selbst die Mächtigsten der Erde ihn ehren lernen — wer verfolgt nicht gern mit Neugier die Laufbahn des kühnen Abenteurers von der dürftigen Wiege bis zum goldenen Ziel, wo er im Schatten seiner Lorbeern ruht? Erstaunt sehen wir, wie er mit glücklicher Verwegenheit sich aller Umstände bemeistert; wie sie nicht ihn, wie er sie leitet; wie Noth und Verzweiflung ihm nur Stu-

fen sind, über welche er zu seiner Höhe schreitet; wie er nie an Mitteln zur Vollendung seiner Riesenpläne verarmt.

Zu Mailand lebte ein unbekannter Mann, Namens Bernardo Medigino, von geringer Herkunft, welcher sich durch Fleiß und Sparsamkeit einiges Vermögen gesammelt hatte. Er war Zollpächter in dieser Stadt, und Vater zweier Söhne. Der Aelteste hieß Giovanni Giacomo und war ihm im Jahr 1498 geboren; der Jüngere kam ein Jahr später zur Welt, und hieß Giovanni Angelo.

Die beiden Knaben, lebhaft und talentvoll, besaßen Bernardo's ganze Liebe. Er sandte sie zur Schule; stolz schmeichelte sich der Alte, daß sie einst reicheres und ehrenvolleres Brod verdienen würden, als er; daß sie die Freude seines Greisenthums werden würden. — Konnte Bernardo glauben, daß der eine einst unter des Zeitalters größten Feldherrn glänzen, daß der andere einst das Oberhaupt der Christenheit werden, und vom päpstlichen Throne herab den Fürsten Gesetze diktiren würde?

Giacomo war wild, heftig und verwegen. Mit Waffen spielte er am liebsten; durch List oder durch Gewalt herrschte er über seine Gespielen. Angelo war sanfter, den Wissenschaften holder, schlau und beharrlich. Die Natur schien ihnen ihre künftigen Rollen selbst zu bestimmen. Giacomo wollte das Kriegshandwerk wählen; Angelo die Gelehrsamkeit.

Zu Mailand hatten während eines Jahrhunderts die Visconti mit herzoglicher Gewalt regiert. Neben ihnen erhob sich am mächtigsten das Haus der Sforza, welches nach dem Erlöschen des viscontischen Fürstenstammes in Mailand herrschte, und sich während der Kriege der Deutschen und Franzosen in Italien, mit abwechselndem Glück in seiner Hoheit, durch den Schutz kaiserlicher Waffen erhielt. Zwar hatte im Jahre 1513 der französische Feldherr Trimouille die ganze Lombardei unterjocht, und Herzog

Maximilian Sforza war gezwungen, seine Staaten an Frankreich, gegen ein Jahrgehalt von 30,000 Thalern, abzutreten, welches er in Frankreich verzehren mußte; aber was Trimouille gewonnen, verlor im Jahr 1522 der Marschall Lautrec. Kaiser Karl V. und Papst Leo X. hatten ihre Macht gegen Franz I. König von Frankreich vereint, um ihm das Mailändische abzuringen. Lautrec verlor Italien, und Francesco Sforza, der Bruder des letzten mailändischen Herzogs Maximilian, ward berufen, um in die Besitzungen seiner Vorfahren einzutreten. Er hatte seit sechs Jahren zu Trient gelebt. Er kam nun an der Spitze von 6000 Landsknechten, vereinte sich mit der kaiserlichen Armee, und zog triumphirend in Mailand ein.

Der Kanzler Hieronymus Morone, einer der gelehrtesten und angesehensten Männer Mailands, ward des neuen Herzogs Vertrauter. Noch immer war für Sforza der Besitz von Mailand ungewiß und schwankend. Morone arbeitete, die Würde seines Freundes zu befestigen — und Morone war es, der den Giacomo Medigino zuerst ans Licht zog.

Giacomo hatte, während sein Bruder Angelo dem Studium der Arzneiwissenschaft oblag, in ewigen Kriegshändeln, welche Italien verwirrten, Gelegenheit gefunden, sein Glück mit den Waffen zu versuchen. Immer aber stand er, wegen geringer Abkunft, nur auf niedern Stufen; sein militärisches Talent und seine Tapferkeit zeichneten ihn mehrmals aus. Doch hold war ihm das Glück nicht — er mußte sogar aus Mailand flüchten wegen eines Mordes; die Richter sprachen über ihn das Verbannungsurtheil.

Unstät war er in Italien umhergezogen. Um eine Rolle zu spielen, nahm er den erlauchten Namen des Hauses Medicis an. War er gleich diesem fürstlichen Geschlechte nie blutsverwandt, so waren doch die meisten Buchstaben seines Namens dem der Mediceer ähnlich. Aber auch damit hatte er wenig gewonnen. Er

blieb der arme Abenteurer, dessen ganzer Reichthum sein Degen war und sein Kopf.

Während er noch in seiner Verbannung, als Glücksritter, umherschwärmte, ward ihm bekannt, daß Herzog Sforza die Erhaltung gewisser Depeschen begierig wünsche, die ein französischer Kurier, durch Italien eilend, bei sich führen sollte. Giacomo machte sich auf, erwartete den Kurier auf der Straße in abgelegenen Gegenden, ermordete denselben, und schickte die Depeschen dem Kanzler Morone.

Dieser zweite Meuchelmord erwarb dem Verbannten Begnadigung wegen des ersten in seiner Vaterstadt. Sforza erlaubte ihm, zurückzukehren, und Morone, dem ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, aufgelegt zu jeder Unternehmung, willkommen war, nahm ihn zu sich in seine Dienste.

Giacomo, müde des unstäten Lebens, pries sein Schicksal, eine Ruhestätte gefunden zu haben. Im Hause Morone's konnt' ihm nicht Gelegenheit fehlen, früher oder später seines Ehrgeizes Träume zu befriedigen. Er schmeichelte gewandt sich in die Gunst des Herrn ein, und hoffte seinem Diensteifer einst eine ehrenvolle Belohnung. Der Kanzler gebrauchte den jungen Menschen überall, wo es darauf ankam, sei es durch List oder Verwegenheit, gewagte Streiche zu vollstrecken. Er würdigte ihn seines Vertrauens; theilte ihm Pläne mit; weihte ihn in die verworrene Politik des damaligen Italiens ein, und Giacomo ward des schlauen Staatsmannes würdiger Schüler.

Inzwischen verstrichen anderthalb Jahre, ohne daß Giacomo's Hoffnungen zu höhern Aemtern erfüllt wurden. Zwar genoß er in des Kanzlers Diensten ansehnliches Gehalt; zwar ward er, wegen seiner Verhältnisse, geachtet — aber immer war er doch nur der von den Launen eines einzigen Mannes abhängige Knecht.

Der alte Bernardo, sein Vater, war gestorben, ohne ein

großes Vermögen zu hinterlassen. Angelo hatte die Arzneikunst verlassen, sich den Rechten gewidmet, den Doktortitel angenommen, und verdiente sein Brod als Advokat in Mailand. Giacomo hielt fest mit ihm zusammen; er empfahl ihn dem Kanzler, und machte diesen zu seinem Gönner.

So standen die Angelegenheiten der Brüder, als sich die Kriegsgerüchte in Italien erneuerten. Man vernahm, daß der König von Frankreich, Franz I., eine Armee rüste, Mailand wieder zu erobern. Sforza, der Herzog von Mailand, rief den Schutz des Kaisers und des Papstes an, zog Truppen zusammen, und bereitete nach Kräften die heftigste Gegenwehr. Aber die Mailänder, welche ihn vor Kurzem mit Triumph in ihre Stadt eingeholt hatten, waren schon kälter gegen ihn. Eine Faktion zu Gunsten Frankreichs hatte sich unvermerkt in der Stadt gebildet; und an der Spitze dieser Faktion stand ein Hettore Visconti, Verwandter des Herzogs, Abkömmling jenes erhabenen Hauses, welches über Mailand ein Jahrhundert lang den Scepter geführt.

Sforza fürchtete den Ehrgeiz des Hettore Visconti um so mehr, da dieser der Liebling des Volks war. Wo Visconti erschien, jauchzte ihm die Menge entgegen. Der Herzog theilte dem Kanzler Morone seine Besorgnisse mit. Rückten die Franzosen in Italien ein, so war die Gegenrevolution in Mailand gewiß — Visconti hatte die Hand nach der herzoglichen Krone gehoben. Eine verwegene That mußte gethan, Visconti aus dem Wege geräumt werden. Morone und Sforza beschlossen es. Aber nie durfte das Volk ahnen, daß Sforza den eigenen Verwandten umgebracht. Es erforderte diese That entschlossener, treuer, verschwiegener Männer, die allenfalls, um die That sicherer zu verheimlichen, nachher aufgeopfert werden könnten.

Der Herzog schlug seinen Hauptmann Pozzino vor; Morone empfahl den Giacomo. Beiden ward die Ermordung Visconti's

aufgetragen. Giacomo übersah das Gefährliche dieses Wagestücks; aber Morone verhieß die glänzendsten Belohnungen, und leicht war ein Mann von Giacomo's Gewissen zu bereden.

Pozzino und Giacomo gingen hin — Hettore Visconti fiel unter ihren Dolchstichen.

Sforza, der Herzog, nun seines furchtbaren Gegners los, wollte aber das Geheimniß dieser That der Welt verbergen. Das Grab ist verschwiegen. Pozzino wurde auf Befehl des Herzogs ein paar Tage nach Visconti's Tode ermordet.

Da ahnete Giacomo gleiches Schicksal. Er ging fortan im Panzer, und immer bewaffnet einher — er entdeckte dem Kanzler seine Besorgnisse, früher oder später durch Hände des Meuchelmords zu fallen, wie Pozzino. Er verlangte Sicherheit, verlangte sie mit dem stolzen, entschiedenen Ton, welchen das Mitwissen um ein Verbrechen gegen den Theilnehmer des Verbrechens gibt.

Der Kanzler war verlegen. Einen Mann, wie diesen, durfte er nicht reizen zur Rache; alles war von ihm zu befürchten. Morone suchte ihn zu beruhigen. Er versprach ihm Sicherheit, und rieth ihm, sich einsweilen auf das mailändische Felsenschloß Musso, am rechten Ufer des Comersees, zu begeben, wo er verborgen wohnen könne, bis Visconti's Tod vom Volke vergessen, und der Herzog seiner Furcht vor Entdeckung frei sein würde. Er gab dem Giacomo schriftlichen Befehl mit an den herzoglichen Kastellan von Musso, der ihn in die Veste aufnehmen sollte.

Giacomo verließ Mailand, unzufrieden über vereitelte Hoffnungen, und voller Argwohn gegen des Kanzlers Redlichkeit. Er zog unterwegs das Schreiben Morone's hervor, öffnete dasselbe, und fand darin das bestimmte Geheiß des Herzogs an den Kastellan, den Ueberbringer des Briefes aus der Welt zu schaffen.

Einen Augenblick starrte er unentschlossen das verrätherische Blatt an, und übersann sein herbes Schicksal von Kindheit her,

und sah sich, in dem Augenblick, der ihm die Belohnung seiner blutigen Thaten verhieß, am Rande des Lebens, ohne Schirm, ohne Freund. — Aber ein Mann wie er, immer nur auf sich gelehnt; im stolzen Gefühl seiner Kraft, mit der er alles erobern, nichts verlieren konnte, als das armselige Leben; allezeit fertig zu kühnen Abenteuern, und den Werth der Mittel nur nach ihrem Nutzen, nicht nach ihrer Rechtlichkeit abwägend — ein Mann wie dieser, konnte nur einen Augenblick im Entschlusse wanken. Er erreichte die Stadt Como. Hier malte er auf einem Blatt Papier Herzog Sforza's Handzüge nach, indem er im Namen desselben dem Befehlshaber der Burg Musso befahl, an Giacomo Medigino seine Stelle abzutreten, und eiligst gen Mailand zu kommen.

Kaum hatte er in Musso dem herzoglichen Kastellan das falsche Schreiben übergeben, so rüstete sich dieser zur Abreise, und übertrug ihm den Oberbefehl der Festung.

Das Schloß Musso ruhte auf der Höhe eines schroffen Felsen, wo das Gebirg sich gegen den schönen Comersee hinabsenkt neben den drei Pleven. Eine über der andern, ragten drei Festungen, die sich einander gegenseitig deckten, den Comersee beherrschten, den Eingang Italiens schirmten, und den Angriffen des kühnsten Heerhaufens nach der Kriegskunst damaliger Zeit Trotz boten.

Von hier aus meldete Medigino selbst dem Herzog Sforza seine That, und ließ ihm die Wahl, ihn zu bestätigen, oder zu bekriegen. Er erwartete gleichmüthig die Antwort, befestigte sich noch mehr, zeigte den Soldaten, daß er Soldat sei, und gewann ihr Herz. So einsam in seiner Burg in den Bergen, gegen Graubünden und Italien hinabdrohend, den Schlüssel beider Länder in seiner Gewalt, rüstete er sich eigenmächtig in diesen Gebirgen, sein Reich zu schaffen. Sforza's Schwäche, des Kaisers und Frankreichs Hader, Italiens Verwirrung und der Graubündner innerer Zwiespalt, begünstigten seine Entwürfe.

Sforza und Morone, überrascht von der Verwegenheit Medigino's, und ihrer bösen Thaten sich bewußt, erkauften das Stillschweigen dieses bösen Mannes und seine Freundschaft durch Genehmigung seiner That. Sie bestätigten ihn im Oberbefehl einer Festung, die sie ihm nicht mehr entreißen konnten, da König Franz I. an der Spitze einer großen Heersmacht in Italien eindrang, und das Mailändische bedrohte. Versöhnt boten sie ihm die Hand, und machten ihn zu ihrem und des Kaisers Freund.

Der Kastellan von Musso, kühn gemacht durch das gelungene Wagstück, wollte dem Herzoge zeigen, daß er werth der erstohlenen Würde sei. Die Republik Graubünden war dem König von Frankreich zugethan. Unter Franz I. Fahnen standen 6000 Grisonen in Italien. Medigino forderte die Republik auf, ihre Truppen aus französischem Solde zu ziehen.

Ihm ward abschlägige Antwort. Da brach er auf mit seinen Soldaten von Musso, nahm die drei Pleven, so den Grisonen gehörten, hinweg; bemeisterte sich mit List des festen Schlosses und der Stadt Chiavenna am 9. Januar 1525; schlug eine Brücke über den Comersee, wo er am schmälsten war; fiel in das Valtelin, damals Graubündens unterthänige Provinz, ein, und drang vor bis Morbegno, welches er mit seinen Truppen besetzte.

Die Grisonen sammelten in Eil ihr Volk. Sie stürzten daher von ihren Alpen, und trieben Medigino's Schaaren zurück. Aber kaum wandten sie den Rücken, so ordnete er neue Streifzüge an. Beute wollte er machen; und er machte sie. Auch das einmal eroberte Schloß von Chiavenna behauptete er. Dort hatte er seiner Hauptleute einen, Namens Bologna, angestellt, und dieser focht mit glücklichem Muthe gegen die Belagerer.

Während der Castellan mit Vortheil den kleinen Krieg am südlichen Fuß der Alpen führte, hatte Franz I. schon Mailand erobert, und Sforza und Morone waren dem Sieger unterworfen.

Ihnen blieb nichts übrig, als gemeine Sache mit ihm wider Kaiser Karl V. zu machen; aber daß sie es thaten, ward ihr Untergang.

Franz hatte sein Heer mit einer langwierigen Belagerung Pavia's ermüdet; da erschien die kaiserliche Armee und bot ihm die Schlacht. Der 25. Februar 1525 entschied unter den Mauern Pavia's Italiens Schicksal. Der König Franz selbst ward gefangen genommen.

„Nehmen Sie diesen Degen eines Königs", sagte er zum kaiserlichen General de Lanoy, als er ihm sein Schwert überreichte: „der Achtung verdient, weil er denselben gebrauchte, das Blut seiner Feinde damit zu vergießen, und den nicht Feigheit, sondern das wetterwendische Glück zu Ihrem Gefangenen machte." — Lanoy empfing knieend den Degen, küßte die Hand des gefangenen Monarchen, und überreichte ihm den seinigen mit den Worten: „Sire, geruhen Sie diesen Degen anzunehmen, der das Blut der Ihrigen schonte. Ein Offizier des Kaisers soll einen König, wenn gleich gefangen, doch nicht entwaffnen lassen."

Nach diesem Tage ward auch Morone verhaftet auf Befehl des Kaisers und als Gefangener ins Schloß von Pavia geführt. Sforza glaubte Alles verloren, und lieferte den Kaiserlichen die vornehmsten Plätze seines Herzogthums aus. — Die bei Pavia gestandenen 6000 Bündner wurden des Dienstes entlassen und in ihr Vaterland zurückgeschickt.

Graubünden glaubte, nun seine Truppen aus Frankreichs Solde gingen, von Medigino's Zorn verschont zu bleiben. Aber ihrer Hoffnung spottete der Kastellan von Musso. Er führte den Krieg im Namen des Herzogs von Mailand und des deutschen Kaisers; aber nicht für der Fürsten Zwecke, sondern für seine Interessen. Raub häufte er auf Raub, und Soldaten tapfer und gehorchend erzog er sich in mannigfaltigen Gefechten. Die immerfort von ihm bedrängte Republik schickte endlich klagende Gesandte an Sforza

gen Mailand. Als diese aber unter des Herzogs sicherm Geleit in ihr Vaterland heimkehren wollten, fing der Kastellan sie treulos auf und führte sie gefangen in seine Burg.

Solcher Hohn empörte das Volk der rhätischen Gebirge. Es sammelte sich zum Kampf. Medigino focht gegen Bünden beim Flecken Trahona im Baltelin, und ward geschlagen vom Arm der Grisonen, die ihn überall von ihrem Boden verdrängten, und selbst endlich von dem Schlosse von Chiavenna nach manchem vergeblichen Sturm. Uebermannt und gedemüthigt, mußte er am Ende des Jahres 1526 den Frieden annehmen von den Siegern.

Kaiser Karl V. mit seinen spanischen Phalanxen stand damals hochgebietend im überwundenen Welschland. Italiens Fürsten zitterten vor seinem Wort; seine Uebermacht drohte sie zu verschlingen. Willig, doch schüchtern, neigten sie sich daher zur Verbindung mit Frankreich, um in dieser Monarchie ein Gegengewicht gegen Karls kolossalische Macht zu finden, die sie erdrückte.

Auch den Kastellan von Musso, dessen Name ruchbar geworden, zog man in den Bund der italienischen Herrschaften gegen den Kaiser. Und Medigino, stolz, sich geschmeichelt zu sehen von den Fürsten, hörte ihre Einladung gern. Mitten in diesen verworrenen Händeln, wo noch die große Frage entschieden werden mußte, wem Italien gehören sollte? hoffte er sich allmälig ein eignes, unabhängiges Fürstenthum zu bauen, am Fuße der Alpen, davon seine Felsenburg Musso der Mittelpunkt wäre.

Frankreich, Venedig und der Papst hatten gegen Karl V. ihren geheimen Bund geschlossen. Medigino warb im Solde derselben 6000 Schweizer und Bündner, und stand nun, als Feldherr der Alliirten, im nördlichen Italien. Aber, wie nach Ruhm, so nach Gold unersättlich, verlor er die Liebe des Kriegsvolks, dessen Sold er schmälerte, um sich bereichern zu können. Auch haßten ihn die Bündner in seinem Heer, die das Leid nicht vergessen hatten,

welches er ihrem Vaterlande zugefügt. Als er im Juli 1527 den spanischen Truppen des Kaisers bei Carratto ein Treffen lieferte, ward er geschlagen, mehr durch die Unzufriedenheit seines eigenen Heeres, als durch die Kunst und Tapferkeit des Feindes.

Diese Niederlage, und die Ueberzeugung von des Kaisers unbezwinglicher Uebermacht, machten ihn wankend in der Treue gegen die Alliirten. Schlau spann er Unterhandlungen an mit ihrem furchtbaren Gegner, und endete sie damit, daß er dem Kaiser neue Treue schwor.

Dieser Schritt erwarb ihm Karls V. Huld und die Herrschaft fast über das ganze Geländ am Comersee. Er führte von nun an den Titel eines Marchese von Musso, und Grafen zu Lecco. Seine Hoheit war gegründet, er konnte sie nur erweitern.

In Musso entwarf er neue Pläne. Gegen Italien hinab konnte er nicht hoffen, neuen Zuwachs der Besitzungen zu gewinnen; aber die Grafschaft Chiavenna und das fruchtbare Valtelin lagen ihm näher — diese zu beherrschen, und seinen Bruder Angelo auf den bischöflichen Stuhl von Chur zu setzen, ward jetzt beschlossen.

Angelo hatte, wegen der Kriegsgefahren seit einiger Zeit schon die Hauptstadt der Lombardei verlassen, und wohnte, als Erzpriester, in einem Flecken des Valtelin. Von hier aus pflog er Freundschaft mit Theodor Schlegel, dem Abte des Churischen Klosters St. Luzi, und mit dem Bischof Paul Ziegler von Chur, welcher durch die Kirchen-Reformation, die auch in Rhätiens Thäler eingedrungen war, vielen Kummer duldete.

Der Marchese von Musso trat mit diesen Männern in geheime Unterhandlung. Der Bischof Paul erklärte sich geneigt, seine Würde an Angelo abzutreten für eine jährliche Pension von vier- bis fünfhundert Gulden — noch manches Andere ward in der Stille verabredet, als ein Zufall plötzlich alle Pläne zerstörend ans Tageslicht brachte.

Abt Theodor hatte eines Tages mit dringenden Aufträgen an den Marchese Medigino einen Eilboten gesandt. Der Bote fand die Wege verschneit auf dem rauhen Gebirg von Splügen, und versprach ungeheuern Lohn, wenn ihm eiligst der Weg gebahnt werden würde über die Berghöhe. Diese Versprechungen, seine Aengstlichkeit, seine zweideutigen Reden, machten ihn verdächtig irgend eines Raubes oder Todschlags. Er ward untersucht. Seine Briefschaften wurden erbrochen vor dem Richter, und die schwärzeste Verrätherei gegen die Freiheit der Republik lag vor den Augen des Volks.

Da entfloh der Bischof Paul von Chur. Aber Theodor, der Abt, ward gefangen. Unter den Schmerzen der Folter offenbarte er: daß der Marchese von Musso, welcher vorgeblich vom Kaiser, vom Papst und von den katholischen Kantonen Helvetiens unterstützt sei, Graubünden überfallen; daß zu seinem Beistand Wolfgang Graf von Hohenembs mit 4000 Landsknechten über den Luzisteig vordringen, und das Papstthum in Graubünden durch Ermordung aller Protestanten wieder aufgerichtet werden würde.

Es waffnete sich Graubünden. Abt Theodor ward am 22. Juni 1529 zu Chur enthauptet. Der entflohene Bischof Paul wagte sich nicht wieder zurück.

Wüthend um seine vereitelten Entwürfe sammelte der Marchese von Musso Truppen, italienisches und spanisches Kriegsvolk, Ausreißer, rhätische Mißvergnügte und Verbannte, und fiel mit Anfang des Maimonds 1530 in das Valtelin ein, dessen feste Plätze er mit stürmender Gewalt in wenigen Tagen einnahm.

Karl V. hatte dem gebeugten Francesco Sforza, der sich ihm in Bologna zu Füßen geworfen, das Herzogthum Mailand zurückgegeben. Doch Sforza mußte ihm 100,000 Thaler dafür sogleich zahlen, und das Versprechen leisten, 500,000 Thaler im Zeitraum von zehn Jahren zu entrichten. „Ihr habt mich em-

pfindlich beleidigt", sprach Karl zu dem knieenden Herzog: „Ich hätte Ursache, Rache zu nehmen; und wollt' ich nur die Rechte des Krieges gelten lassen, ich würde das Herzogthum Mailand behalten. Aber, um einen allgemeinen Frieden zu befördern, und meiner natürlichen Neigung zu folgen, stell' ich Euch wieder her. Ich will lieber verlieren was mir gehört, als Verdacht geben, daß ich nach fremdem Eigenthum lüstern sei."

Der Marchese schloß sich staatsklug an den Herzog Sforza, welcher von neuem sein Oberherr geworden. „Ich erobere Euch das Valtelin", schrieb er ihm: „Und Euer Verlust ist ersetzt." Sforza, so wenig er auch den Vorspiegelungen des selbstsüchtigen Marchese Glauben beimessen durfte, ließ ihn handeln, und Medigino proklamirte seinen Krieg gegen die rhätische Republik im Namen des Herzogs von Mailand. — Da schickten die Bündner ihren Gesandten Martin Buol an den Herzog; aber der Marchese ließ ihn meuchelmörderisch umbringen, als er von Mailand zurückkehrte.

Empört durch solche Thaten, eilte Bündens bewaffnete Mannschaft aus allen Thälern hervor, die Schmach zu rächen. Ihrer mehr denn 4000 Mann bestürmten die Wälle Morbegno's im Valtelin. Medigino aber schlug sie mit großem Verlust zurück. Bünden rief um Beistand die Kantone der Schweiz an. Es zogen fünftausend Eidgenossen über die Alpen, und vereint mit Bündens Truppen drangen sie im Frühling 1531 in das Valtelin. Medigino's Schaaren wurden überall gedrängt, überall von der Schweizer Tapferkeit geschlagen. Er zog seine Rotten an sich, und überließ den Siegern das Valtelin.

Diese aber, nicht zufrieden mit der Eroberung ihres Eigenthums, führten den Krieg auf Tod und Leben mit dem furchtbaren Räuber. Medigino sandte Boten an die Eidgenossen, und erklärte, daß er nicht gegen sie im Krieg sei. Aber Franz Nägeli,

der Berner-Feldherr, antwortete dem Boten und sprach: „Wir kommen alsobald, deinem Herrn die Antwort selbst zu bringen!“

Und auf beiden Seiten des Comersees zogen die Eidgenossen daher; schon im Anfang des Maimonds begannen sie die Belagerung der Felsenburg Musso.

Nie war Medigino in größerer Verzweiflung — alles drohte den Untergang seiner Größe. Selbst der Herzog Sforza verließ ihn jetzt, froh des gefährlichen Mannes los zu werden, welcher wider seinen Willen sich Musso's bemeistert hatte. Er schloß zu Mailand mit den Eidgenossen (am 7. Mai) einen Vertrag, dem zufolge Medigino von beiden Parteien geächtet ward, und der Krieg nicht geendet werden sollte, bevor nicht Medigino vertrieben, und die usurpirte Besitzung dem Herzog, als rechtmäßigen Herrn, zurückgestellt sein würde.

Da rief der Marchese die Vermittelung des Kaisers Karl V., des römischen Königs Ferdinand und der Republik Venedig an. Doch von keinem ward sie ihm gewährt. Von allen verlassen, beschloß Medigino nun, sich bis zur letzten Kraft zu wehren. Oeffentlich beschuldigte er den Herzog Sforza des Meineides, und ließ Münzen prägen mit der Umschrift: Gebrochener Treue. Er bewaffnete zweiundzwanzig große Schiffe, beherrschte mit ihnen den ganzen Comersee, und schleppte unermeßliche Beute zusammen in seine Burgen Musso und Lecco. Sein großes Genie entfaltete sich unter dem Andrange der Gefahr. Kriegsknechte strömten ihm überall zu, gelockt durch den Raub, den er mit ihnen theilte. Wo sein Name klang, verbreitete sich Furcht unter den Feinden.

Zehn Monden waren im immerwährenden Kampfe verflossen; aber Medigino stand noch unüberwunden in Musso, und reicher und mächtiger denn vorher. Jetzt wagten, von Bewunderung hingerissen, seine anfangs schüchternen Freunde sich wieder hervor.

Der Kaiser, welcher einen Mann, wie diesen, nicht einbüßen wollte, übernahm die Vermittelung.

Medigino mußte seine bisherigen Besitzungen räumen; aber zum Ersatz erhielt er die Grafschaft Melignano (Marignan) mit tausend Gulden jährlichen Einkommens, und nahm mit sich dahin sein gesammtes, ungeheures Vermögen, so er erbeutet hatte.

Musso aber ward zerstört bis auf den Grund.

Der nunmehrige Marchese von Melignano, ungewohnt des stillen Lebens, folgte freudig dem Rufe des Kaisers, einer seiner Feldherrn zu sein. Er machte den Feldzug in Ungarn. Bald nachher kommandirte er die italienische Infanterie bei der Expedition des Herzogs Karl von Savoyen gegen Genf. Darauf in den langwierigen Kriegen in Deutschland stand er unter des Kaisers ersten Feldherren, als General-Feldzeugmeister; Schlauheit und Verwegenheit paarte er in sich wie keiner. Er war eines behenden Geistes, von starkem Körperbau, unermüdlich, zu Nachtwachen und Anstrengungen aller Art gewöhnt, aber selbstsüchtig, grausam und golddürstig. Ihm war nichts furchtbar, nichts heilig. Glück, Tugend und Laster gingen dienstbar in seinem Gefolge. Wo er mit seinen Schaaren durchzog, ward das Land ausgeplündert. Unaufhörlich von neuen Schätzen bereichert, lebte er in fürstlicher Pracht, und führte das Wappen des Hauses Medicis. Er ließ auf seinen Gütern in Italien die prächtigsten Paläste erbauen; seine Tafel war schwelgerisch besetzt. Oft verbrachte er ganze Nächte beim Hazard-Spiel, dem er leidenschaftlich ergeben war.

Während er noch siegreich in Ungarn die Türken bekriegte, oder in den Belagerungen von Luxemburg, St. Dizier und Metz Lorbeern sammelte, war sein Bruder Angelo nach Rom gegangen, wo Papst Clemens VII. ihn, aus Achtung für den Feldherrn des Kaisers, zum Protonotar gemacht hatte. Angelo wußte

sich in dieser Stelle besonders die Freundschaft des Kardinal Farnese zu gewinnen, der, als er unter dem Namen Paul III. den Stuhl Petri bestieg, ihn zu den wichtigsten Sendungen gebrauchte, endlich zum Erzbischof von Ragusa machte, und 1549 in den Rang der Kardinäle erhob.

Als der Marchese von Melignano späterhin nach Italien zurückkam, fand er seinen Bruder zu Mailand als Erzbischof in der Geburtsstadt. Welche Empfindungen bemächtigten sich dieser beiden im Augenblicke der ersten Umarmung!

Es war im Jahr 1553, da der Marchese nach Italien kam. Noch immer war dieses Land die traurige Bühne des Krieges zwischen dem Kaiser und Frankreich. In Mailand war schon längst (1535) Herzog Francesco Sforza gestorben, und sein Gebiet ein Eigenthum Karls V. geworden. Die Franzosen standen im Toscanischen, wo Cosmus von Medicis, Herzog von Florenz, nur auf Mittel sann, ihrer los zu werden. Doch ohne Unterstützung des Kaisers vermochte er nichts. Er unterhandelte mit diesem, forderte 4000 bis 5000 Mann Hülfstruppen, und an ihrer Spitze den Marchese von Melignano. Sowohl der Feldherrn-Ruhm dieses außerordentlichen Mannes, als auch dessen Eitelkeit, als Verwandter des Hauses Medicis glänzen zu wollen, machten ihm solchen wichtig. Karl V. erfüllte die Wünsche des Cosmus. Der Marchese von Melignano kam mit seinen Truppen nach Florenz.

Der König von Frankreich erhielt Nachricht von den geheimen Rüstungen des Herzogs, und beschloß, ihn ohne Säumen in offener Fehde anzugreifen. Zum Oberbefehlshaber in diesem Kriege ernannte er den Todfeind des Hauses Medicis, Pietro Strozzi, Marschall von Frankreich.

Strozzi übernahm die Vertheidigung der Republik Siena, welche, in Bündniß mit Frankreich, der Gegenstand des lebhaftesten Hasses für Cosmus war. Der Marchese von Melignano ging

ihm entgegen, eroberte mehrere feste Plätze in den Umgegenden Siena's, belagerte endlich die Hauptstadt selbst, schlug in mehreren Treffen den Strozzi, und zwang Siena, nachdem es vierzehn Monden langen Widerstand geleistet, sich dem Herzoge von Florenz zu ergeben (51. April 1555). Dann verfolgte er Strozzi, welcher sich mit seinen Truppen in Porto Ercole geworfen hatte, und eroberte die Festung mit Sturm.

Dies war Medigino's letzte Waffenthat. Er begab sich nach Mailand, um auszuruhen von seinen Strapazen. Aber eine Krankheit warf ihn nieder, die Folge seiner Anstrengungen. Er starb nach wenigen Tagen, am achten November des Jahrs 1555, im achtundfünfzigsten Jahr seines thatenreichen Alters.

Am einundzwanzigsten desselben Monats wurde seine Todtenfeier mit größtem Pompe begangen. Der Herzog Alba mit den Vornehmsten des mailändischen Adels wohnten demselben bei.

Sein Leichnam wurde nach Melignano gebracht.

Vier Tage nachher ward sein Bruder, der Kardinal Angelo, nach langer Uneinigkeit des Conclave, zum Papst erwählt, und zwar in der Nacht nach dem Christtage 1559. Angelo nahm nun den Namen Pius IV. an.

Mitten unter den Ceremonien seiner Wahl, als hoch und freudig sein Herz schlug, das letzte Ziel seiner Wünsche erreicht; und die dreifache Krone auf dem Haupte zu haben, rief er seufzend aus: Ach, wo ist nun der Marchese von Melignano! Gern hätt' er jetzt, als Oberhaupt der katholischen Welt, dem kühnen Bruder, dem er die allmälige, stufenweise Beförderung zu danken hatte, gelohnt.

Auf seinen Befehl wurde die Asche des Marchese wieder nach Mailand zurückgebracht, wo er, das Andenken des merkwürdigen, ihm theuern Mannes zu ehren, ein prachtvolles Mausoleum er-

bauen ließ, zu welchem die künstlich gearbeiteten Marmorsäulen von Rom nach Mailand gebracht wurden.

Angelo, oder vielmehr nun Pius IV. regierte in Rom sechs Jahre noch. Er starb, beinahe 67 Jahr alt, den 8. Dez. 1565 an einem Fieber, welches er sich durch Unmäßigkeit zugezogen, da sein durch wollüstige Ausschweifungen entnervter Körper die strengste Diät gefordert hatte.

Jean Baptiste Pocquelin, genannt Moliere.

Vorbemerkung.

Heinrich Zschokke schrieb in seiner Jugend öfter für die Bühne. Außer dem Abellino, dem großen Banditen, welcher zum ersten Male im Jahre 1794 in Form eines Schauspiels erschien (denn zuvor hatte Zschokke diesen Stoff schon als Roman bearbeitet und herausgegeben. Das vielleicht einzig noch vorhandene Exemplar davon befindet sich in meiner Sammlung, gedruckt Frankfurt und Leipzig 1794), flossen aus seiner Feder noch die Schauspiele: Julius von Sassen, Zürich 1796. — Zauberin Sidonia, Berlin 1798. — Graf Monaldeschi, Zürich 1803. — Hippolyt und Roswida, Zürich 1803. — Der Marschall von Sachsen und die eiserne Larve. Beide Leipzig und Baireuth 1813.

Dieselbe jugendliche Lust am Theater führte Zschokke auch zum Studium der Dramen Moliere's, den er wegen seiner unerschöpflichen Laune den Plautus Frankreichs nennt. Er übertrug die bedeutendsten derselben in freier Uebersetzung ins Deutsche und gab sie vom Jahre 1805 bis 1810 im Drucke heraus (Zürich bei Heinrich Geßner). Dem letzten Bande fügte er die nachstehende Biographie des großen Lustspieldichters bei, die er schon früher für die in Zürich erscheinende Monatsschrift „Isis" bearbeitet hatte. Sie ist in den Heften vom November und Dezember des Jahres 1806 und des Februars 1807 derselben zu finden.

Zu dieser Biographie benutzte Zschokke die besten französischen Quellenwerke, so daß sie, besonders da mit ihrer Bearbeitung

eine genaue Kenntniß der Moliereschen Stücke verbunden war, auch jetzt noch ihren Werth behaupten darf.

Der Herausgeber.

Moliere ward im Jahre 1620 zu Paris geboren. Noch zeigt man das Haus, in welchem er das Licht der Welt erblickte, und die ersten Jahre der Kindheit verlebte. Eine einfache Inschrift in Marmor: **Jean Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison en 1620**, bezeichnet es noch jetzt dem vorüberwandelnden Fremdling.

Seine Aeltern waren bemittelte Bürgersleute. Der Vater, Jean Baptista Pocquelin, hatte die Stelle eines Tapezierer-Kammerdieners beim König Ludwig XIII. und trieb daheim noch einen kleinen Trödel mit alten Kleidern und Geräthen. Seine Frau, Anne Boudet, besorgte die Geschäfte im Kramladen, während er in seiner Profession arbeitete, oder dem König folgen mußte. Sie hatte immer freundliche Käufer, denn sie war eine artige Frau, und klug dabei, wie man uns versichert. Ihr Vater trieb ebenfalls Tapeten-Handel.

Als nun der Sohn geboren war, hatte die Familie auch seine Bestimmung entschieden. Er sollte den Tapeten-Handel und Trödel vom Vater und Großvater einst fortsetzen; denn dies Gewerbe sicherte ihnen seit langem ein ehrliches Auskommen. Auch in der Tapezierer-Kammerdienerstelle beim König sollte er einst dem Vater nachfolgen, wenn dieser alt und schwach sein würde. Man bewarb sich daher für das noch unmündige Kind um den Dienst, und erhielt die Zusicherung. So lebte man harmlos wegen der Zukunft.

Der Knabe wuchs nun fröhlich auf. In ärmlicher Winkelschule wahrscheinlich empfing er den ersten, nothdürftigen Unterricht. Große Gelehrsamkeit war ihm nicht vonnöthen für das einfache

Loos, dem er geweiht war; Lesen und Schreiben, das war Alles. Er ward vierzehn Jahre alt, und wußte noch nicht mehr.

In diesem Alter ohngefähr sah er zum ersten Mal Schauspiele. Sein Großvater führte ihn dann und wann dahin. Der Knabe war entzückt; eine neue Welt lachte ihn von der Bühne an. Unter dem Zauber der Kunst erwachten in ihm ganz neue Gefühle. Es war für ihn ein Festtag, wenn er an der Hand des gefälligen Großvaters zum Theater au Marais gehen konnte, um den Schauspieler Mondori, oder ins Hotel de Bourgogne, um Mondori's Nebenbuhler, den Belle-Rose zu sehen.

Aber die dramatische Kunst lag damals in Frankreich noch in der Wiege. Es fehlte an guten Dichtern, und folglich an guten Bühnen. Erst seit dem Jahr 1625 hatte die Hauptstadt des Königreichs ein stehendes Theater. Meistens zogen noch wandernde Gesellschaften von Stadt zu Stadt im Lande umher, und gaben schwülstige Trauerspiele, denen man deutlich den Ursprung aus den sogenannten Moralien ansah, oder regellose, meistens aus dem Stegreif gemachte Possen zur Schau, von welchen man im Repertorium allenfalls eine Skizze vom Gang der Intrigue und von den Charakteren hatte; der Dialog aber war dem Witz des Schauspielers überlassen.

Noch hatte Frankreich keine Dichter; es besaß nur Versler und Komödienschreiber, ohne Talent und Genie; man spielte die Stücke eines Baltazar Baro, Hardy, Monchretien, Scuderi, Mairet, Rotrou u. a. m., die ihre Arbeiten um zehn Thaler an die wandersamen Thespisjünger zu verkaufen pflegten. Erst Stephan Jodelet hatte es im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts unternommen, statt der Stegreif-Possen (comedie dell' arti hießen sie bei den Italienern) regelmäßige Lustspiele zu verfertigen; und erst um dieselbe Zeit hatte man durch die Uebersetzung der Terenzischen Komödien ins Französische wahrzu-

nehmen angefangen, wie weit die bisherigen geistlichen und weltlichen Possenreißereien von dem Wesen des wahren Drama's entfernt waren.

Das italienische Theater mußte noch, als Muster des französischen, gelten. Harlekin und Pantalone waren die Hauptcharaktere der monströsen Farcen, welche sich durch plumpe Intriguen, unwahrscheinliche Abenteuerlichkeiten, zweideutige Witzspiele, vor denen die Schamhaftigkeit erröthete, dem reichern und ärmern Pöbel beliebt gemacht hatten. Machiavelli's „Mandragora“ und die „Calandra“ des Kardinal Bibiena erhoben sich nur wenig über das Gewöhnliche, und wurden außer den Festen, denen sie ihr Dasein dankten, nicht weiter gegeben.

Die Sprache Frankreichs selbst war noch nicht vollkommen ausgebildet. Erst im Jahr 1635 stiftete der Duc de Richelieu die Academie française, von deren Gründung an die Zeitrechnung für die Reinheit der Sprache und des bessern Geschmacks in der schönen Literatur dieses Landes begonnen werden muß.

So sah der junge Pocquelin die französische Bühne in ihrer ganzen Unvollkommenheit und Rohheit. Nur Peter Corneille war erst aufgetreten. Sein erstes Lustspiel „Melite“ (welches 1625 erschienen war) hatte ein allgemeines Auffehn erregt, und ihn bewogen, seine Muße ganz dem Theater zu weihen. Corneille ward der Schöpfer der Tragödie der Franzosen. Durch seine Arbeiten veranlaßt, ließ sich späterhin in Paris eine Schauspielertruppe nieder, und die leidenschaftliche Liebe des Cardinal Richelieu fürs Theater machte bald darauf den Geschmack daran herrschend.

Aber dem jungen Pocquelin war die Bühne und ihre Kunst schon Bedürfniß geworden, ehe, Sinn dafür zu haben, in der Königsstadt die gewaltige Mode ward. Er fehlte nie, wenn sein Großvater ihn mit ins Hotel de Bourgogne nehmen wollte.

Das Sehen der Schauspiele reizte ihn zum Lesen der Dichter; und vor ihren Werken empfand er lauter die Stimme des innern Berufs, in ihre Reihen zu treten. Der Tapetenkram und die Trödelbude ekelten ihn an. Er sehnte sich nach höhern Kenntnissen.

Dem Vater leuchtete der Plan nicht ein, den Sohn studiren zu lassen. Er hieß das, sein zeitliches Glück verscherzen. Aber Pocquelin, da er fühlte, wie wenig sein Bitten hier Gehör fand, wandte sich schlau an den zärtlichern Großvater, und dieser mußte nun der Sachwalter seiner Wünsche werden. Und der Großvater ward es. Der alte Mann ruhte nicht, bis man seinen Enkel in das Jesuiten-Kollegium zur Schule schickte.

Hier lehrte der berühmte Gassendi, der die Philosophie Epicurs den Aristotelikern und Cartesianern seiner Zeit entgegensetzte; dessen Scharfsinn manche Wahrheiten ahnete, welche Newton nachher bewies; dessen bescheidene Tugend ihn zum liebenswürdigsten Weisen machte. Er hatte damals schon zwei junge Leute von Talenten bei sich, deren Erziehung ihm anvertraut war; Chapelle war der eine, Bernier der andere. Wem sind diese beiden Namen ganz fremd?

Chapelle war der natürliche Sohn eines sehr begüterten Mannes, Namens l'Huillier, der ihn, um nichts an seiner Erziehung zu vernachlässigen, dem Philosoph Gassendi übergab, und dem jungen Bernier zugesellte, welcher von armen Aeltern, und Chapelle's Gespiel war. Bernier ward nachher durch seine Reisen nach Aegypten und Indien berühmt, die er beschrieb; Chapelle, als Sänger der Grazien, durch leichte, muthwillige Verse, die ihm die Liebe seines Volks gewannen. Gassendi gab diesen beiden nun den jungen Pocquelin zum Mitschüler, der an Lebhaftigkeit des Geistes vielleicht beide übertraf. Nie hatte wohl ein berühmterer Lehrer würdigere Schüler, sagt daher Voltaire vom Gassendi.

Es kam endlich zu dem Kleeblatt trefflicher Köpfe noch ein vierter. Dies war Cyrano de Bergerac, ein wilder Springinsfeld, den sein Vater nach Paris schickte, weil er nirgends gut that. Cyrano war im gleichen Alter mit dem jungen Pocquelin; beide hatten gleich frohen Humor, gleichen Hang zur Satyre. Sie tauschten einander ihre muntern Einfälle aus, und — späterhin begegnete man zuweilen in den Schriften beider noch den nämlichen Gedanken.

Der alte Pocquelin, so sehr er auch vorher gegen das Studiren seines Sohns gepredigt hatte, ließ es sich zuletzt, da ihm die Fortschritte des Knaben immer gerühmt wurden, wohl gefallen. Er glaubte jetzt wenigstens nicht befürchten zu dürfen, daß sein Jean-Baptiste unter die Komödianten gehe. „Und was wär's am Ende für ein Unglück?" entgegnete dann der Großvater: „Wollte Gott, er würde nur ein Mann, wie Belle-Rose im Hotel de Bourgogne"!

Es war keiner von Gassendi's Schülern, welcher nicht auch noch in den spätern Lebensjahren mit That und Wort und Schrift des Lehrers Geist und Einfluß beurkundet hätte; so der ernstere Bernier, so die drei lachenden Günstlinge der Musen, la Chapelle, Cyrano und Pocquelin. Alle, jener hohlen Pedanterie feind, mit welcher die meisten Gelehrten der Zeit den Mangel ihrer gründlichen Einsichten zu verhüllen pflegten, stellten sie den unbefangenen gesunden Menschenverstand an die Stelle scholastischer Subtilitäten und unfruchtbarer Untersuchungen, womit die damals noch herrschenden Verehrer des aristotelischen Systems prunkten. Indem sie zum frohen Genuß des flüchtigen Lebens ermahnten, genossen sie desselben als Weise. Bernier studirte die Sitten wilder und barbarischer Nationen, nahm unter ihnen wohnend ihre Gebräuche und Lebensarten an, und konnte acht Jahre lang in Indien, als Leibarzt des Mogols, dienen. — La Chapelle verband mit freiem,

aristippischem Wandel aristippische Weisheit, und setzte die Philosophie auf den Thron des Vergnügens. — Cyrano studirte mitten im Schlachtfelde und auf den Vorposten die Lehren der Alten; im Kreise einer wilden, ungezügelten Jugend blieb er enthaltsam und mäßig; im strengen Verhältnisse der Kriegszucht verließ ihn nicht ein freier Sinn und Streben nach Unabhängigkeit. — Moliere führte nachmals an einem Hofe, den Wollust und Luxus beherrschten, reinen Wandel; Mitglied einer Menschenklasse, die gewöhnlich auf der Bühne Tugenden predigt, welche sie im Leben am wenigsten übet, übte er Tugenden im wirklichen Leben, die er selbst auf der Bühne nicht alle lehrte.

Ungefähr fünf Jahre hatte der junge Pocquelin im Jesuiten-Kollegium den Wissenschaften gehuldigt, als ihn häusliche Verhältnisse zurückriefen. Sein Vater war kränklich und betagt. Er konnte die Stelle im Dienst des Königs nicht mehr versehen. Der Sohn, dem dies geringe Aemtchen längst erbeten war, mußte in dasselbe eintreten. Er folgte dem Könige bald in die Städte des Reichs, bald in die Kriegslager. Allein ein Geschäft, wie dieses, war seinem Geiste übel entsprechend. Nur des alten Vaters Unwille konnte ihn eine Zeit lang hindern, sich von der niedrigen Dienstverpflichtung zu lösen. Endlich aber mußte es dennoch geschehen, man weiß nicht, wie er's machte, da er, zum großen Herzeleid seines guten Alten, den Schauspielerstand erwählte.

Mehr als eine Ursache lockte ihn zu dieser Wahl, die damals, und eben unter Pocquelins Verhältnissen, nicht die ehrenvollste sein mochte. Schon als Knabe, wenn er mit seinem Großvater Boudet das Hotel de Bourgogne besuchte, wenn Belle-Rose's Spiel seinen kindlichen Geist entzückte, war vielleicht kein höherer Wunsch in ihm, als ein Mann zu werden, wie dieser allgemein bewunderte Bühnenheld. Inzwischen war dies auch nur ein flüchtiges Gelüsten, wie Kindern wohl anwandelt, wenn das

Glänzende sie blendet. Seitdem hatte er, des Theaters vergessend, in Gassendi's ernster Schule gesessen; tausend andere Gegenstände hatten ihn beschäftigt und abwechselnd gefesselt. Nun aber stand er, als Jüngling von wissenschaftlicher Bildung, frei da im Gewühl der Welt, mit schwellenden Kräften und regen Begierden, die alles mit Leidenschaft umfassen. Die Kunst des Schauspiels zog ihn am gewaltigsten an, und um so mehr, da sie eben jetzt in Paris Ton des Tages und Mode geworden. Außer den vorhandenen Theatern sammelten sich in der Hauptstadt immer neue Familien- und Liebhaber-Gesellschaften, welche Schauspiele aufführten, so elend dieselben auch immer noch sein mochten; es formten sich aus diesen wieder andere Gesellschaften, meistens aus jungen, eines ungebundnen Lebens begierigen Leuten, welche Privattheater errichteten, und, wenn sie sahen, daß ihnen das Glück hold ward, öffentlich fürs Geld spielten.

Der lebhafte, geistvolle, witzige Pocquelin, einige zwanzig Jahre alt, mischte sich mit allem Ungestüm der Jugend in diese Vergnügungen. Es konnte nicht fehlen: er ward bald ausgezeichnet, und seine Eitelkeit von mehr als Einer Seite geschmeichelt. Ein Paar schöner Weiberaugen, für ein Alter, wie das seinige, des unwiderstehlichsten Zaubers voll, wirkten vielleicht nicht minder dazu, ihm allen Sinn für den Alltagsgang des bürgerlichen Lebens zu rauben. Warum sollte man nicht glauben, was Bayle selbst von vielen Zeugen erfahren haben will, daß eine junge Schauspielerin ihn für die Bühne erobert haben soll? Nichts natürlicher, als dies. Liebe war immer die glücklichste Werberin, und ließ manchen Heiligen den Rosenkranz, manchen Fürstensohn den Thron vergessen; warum nicht den jungen Pocquelin Tröbelbude, Kammerdienerschaft und selbst den väterlichen Unwillen?

Genug, er gab Alles auf, und machte mit einer fröhlichen Bande werdender Schauspieler gemeine Sache. Sein Genie fürs

Theater erhob ihn bald zum Unentbehrlichen, zum Gesetzgeber, zum Ersten unter ihnen. Sie spielten bald im Quartier St. Paul, bald in der Vorstadt St. Germain, und ärnteten Beifall und Geld. Ihre Bühne hieß das Théâtre illustre. Voltaire hat noch ein Trauerspiel gekannt, „Artaxerxes“ betitelt, das ein gewisser Magnon gemacht hatte, im Jahr 1645 gedruckt wurde, und auf dem illustern Theater gegeben worden war.

Freilich der Stand des Schauspielers von Profession war zu jener Zeit in Frankreich noch wenig geachtet. Gewöhnlich widmeten sich ihm nur junge Wildfänge, denen die Schranken des wohlgeregelten bürgerlichen Lebens zu eng waren. Sie zogen dann in lustigen Banden durchs Land, mehr Possenreißer auf der Bühne, als Künstler, und suchten ihr gutes Glück. Theils nahmen sie dann den Namen der Lieblingsrolle, oder des theatralischen Charakters an, worin sie vorzüglich gefielen; theils veränderten sie auch nur ihre Geschlechtsnamen, um damit der nachspürenden Aufmerksamkeit von Vormündern und Verwandten desto leichter zu entschlüpfen. Ein und derselbe Mann hatte oft einen andern Namen im Lustspiel, einen andern im Trauerspiel. So hieß, wie uns Voltaire erzählt, ein gewisser Legrand in diesem Belleville, in jenem Turlipin; daher der Ausdruck Turlipinage entstanden, welchen man noch jetzt für geschmacklose Possenreißerei gebraucht.

Sobald der junge Pocquelin einmal in die freie Schaar der Thespisjünger trat, nahm er auch die Uebungen seiner Zeitgenossen an. Er legte seinen alten, ehrlichen Geschlechtsnamen ab, vielleicht auch, um den grauen Vater nicht zu betrüben, und hieß sich fortan Moliere. Warum aber eben Moliere? ist uns unbekannt. Schon ein anderer Schauspieler, der auch ein Trauerspiel „Polyxena“ geschrieben, hatte so geheißen.

Vater Pocquelin vernahm nicht ohne Grämen die Verwandlung seines Sohns. Noch immer hatte er sich geschmeichelt, sein

Jean-Baptiste würde, wenn ihm Trödelbude und Kammerdienerei zu gering wären, neben den im Jesuitenkollegium erworbenen Kenntnissen, wenigstens zu einem Rechtsgelehrten in die Schule gehen, und als Anwalt vor den Schranken der Gerichtshöfe glänzen. An Ermahnungen ließ er's nicht fehlen. Aber alle Mühe blieb bei dem Leichtsinnigen verloren. Moliere diente lieber an den Altären der lachenden Thalia, als an denen der finstern Themis.

Nicht Ermahnung und Verheißung, nicht Bitte noch Drohen konnten den Jüngling bekehren. Dem guten Alten blieb nichts mehr übrig, als sich an den Weltgeistlichen zu wenden, bei dem Pocquelin, so lang er das Jesuitenkollegium besucht hatte, in Aufsicht und Pflege gewesen war. Er hoffte vom Einfluß des Ansehens dieses Lehrers, was er von der väterlichen Autorität nicht mehr erwarten konnte. Er schickte ihn zu seinem Sohn, um demselben die rührendsten, eindringendsten Vorstellungen zu machen, von der erkornen Bahn zurückzukehren. Aber, wie uns Perault die Anekdote gibt, war der Ausgang der Unterhandlungen seltsam verkehrt. Der Schüler verführte den Meister, und machte ihn zum Schauspieler. Er wußte ihm die ungebundene, selige Lebensweise des Komödianten, den Reiz des Umherschwärmens von Stadt zu Stadt, wohin man nur ging, um Geld und Beifall und Freuden zu ärnten, Wechsel, Mannigfaltigkeit und vertrauliche Verhältnisse dieses Standes, die Beispiele des Aristophanes, Plautus und Terenz, so glänzend gegen das einförmige Dasein eines ehrbaren Mannes zu schildern, der nur Kostgänger hält, und von ihnen leben muß, daß der ehemalige Kostherr sich überwunden gab, und dem lockenden Rath des Schülers folgte.

Doch um vielleicht ähnlichen Bekehrungsversuchen auszuweichen, sehnte sich Moliere von Paris hinweg. Wie er, dachten die Andern. Sie brachen also auf, und vertauschten die Hauptstadt mit den Provinzen; lange wanderte ihre lose Bühne durch die Städte

des Reichs. Moliere war nicht bloß Schauspieler, wie die andern; um sein Theater durch Neuheit der Stücke geltend zu machen, schrieb er selbst Komödien; freilich nicht für den Ruhm, sondern — was ihm Niemand verargen konnte, für die Kasse.

Zwar kannte er den Plautus, dessen glücklicher Nebenbuhler er zu werden bestimmt war, und Terenzens Komödien waren sogar schon ins Französische übersetzt; allein sein Publikum war kein römisches. Es hatte bisher nur geistliche und weltliche Possen, Spektakelstücke, Abenteuerlichkeiten und unwahrscheinliche Intriguen, alles im Geschmack der Italiener, gesehen. Moliere gab, was man wollte, aber doch schon mehr, als seine Amtsbrüder gewöhnlich leisteten. Das Genie bleibt nie auf der allgemein betretenen Straße. Er arbeitete seine Lust- und Trauerspiele vollkommen aus, wenn gleich nur in Prosa. Er ließ es nicht mehr beim bloßen Canevas des Spiels bewenden, wo dann die Schauspieler, so gut es gehen mochte, im Charakter ihrer Rolle den Dialog aus dem Stegreif dazu liefern mußten. Schon dadurch erhob er seine wandernde Truppe über das Gewöhnliche. Ihr Schicksal hing jetzt nicht mehr von der Laune eines einzigen witzreichen Mitgliedes ab, der, wenn er aus der Gesellschaft trat, alle ihre Vorstellungen um Leben, Witz und Fröhlichkeit brachte. Auch der Arme an Geist, und der Geistvolle bei übler Laune, konnten nun immer geistvoll und lachend aussprechen, was sie — gelernt hatten.

Von Moliere's Erstlingsarbeiten ist außer einigen Titeln fast nichts mehr vorhanden, und die Nachwelt büßte vermuthlich wenig bei diesem Verluste ein. Von seinem **Docteur amoureux**, seinen **trois Docteurs rivaux**, seinem **Maitre d'école** oder **Maitre en droit** und manchen andern Stücken, die er während seiner theatralischen Wander- und Lehrjahre schrieb, kennt man nur die Namen. Was ihm gut darin dünkte, benutzte er nachmals selbst zu

seinen spätern Arbeiten. So enthält sein **Médecin malgré lui** sehr viele Stellen und Gedanken aus einer ältern Posse, die er **le Médecin volant** hieß; und **George Dandin** manches aus einem frühern Stück, **la Jalousie de Barbouille** betitelt.

Sechs Jahre lang mochte er schon auf seinen theatralischen Streifzügen gelebt haben, als er von Rouen im Jahr 1653 nach Lyon kam. Hier waren die vorzüglichsten Mitglieder seiner Gesellschaft die Gebrüder Groß-René, ein ehemaliger Pastetenbäcker aus der St. Honoréstraße Namens Duparc, und dessen Frau, eine Demoiselle Bejart und deren Brüder.

Demoiselle Bejart war die Prima Donna, und Moliere's Geliebte; sie lebten mit einander auf sehr vertraulichem Fuß, und schon seit langer Zeit. Vielleicht war diese Schönheit eben dieselbe, welche ihn zum Theater verführt hatte. Sie war übrigens von Natur keine Grausame gegen ihre Anbeter; während ihres Aufenthalts mit der Gesellschaft in Languedoc hatte sie schon eine Tochter zur Welt gebracht, von der es ihr vermuthlich selbst schwer sein mochte, den Vater zu wissen. Dergleichen Kleinigkeiten verschlugen am Ende nicht viel. Das Kind der Liebe war da, und sie erzählte jedem, der's zu wissen verlangte, der Vater desselben sei ein gewisser Herr de Modene gewesen, von Avignon, mit dem sie, wie Cailhava die Sache heißt, „in geheimer Ehe“ gelebt haben wollte.

So wenig sie Molieren strenge Treue beobachten mochte, bewies er auch gegen sie. In Lyon fand sie eine Nebenbuhlerin. Als nämlich die Truppe in dieser Stadt ankam, befand sich daselbst schon eine andere, aber in so schlechten Umständen, daß nichts als Moliere fehlte, um ihren Ruin zu vollenden. Die alte Lyonergesellschaft scheiterte also; mehrere Mitglieder derselben gingen zu der neuangekommenen über. Am liebsten von ihnen allen aber nahm er eine Demoiselle Debrie auf; ein Mädchen, jung, schön

und lebhaft, das eben so schnell seine Geliebte ward, als er ihr Anbeter. Sie war zwar schon verheirathet; aber man weiß ja wohl, was Schauspielerehen sind?

Dame Bejart war eben nicht zur Eifersucht geneigt. Sie kannte das Mittel, sich an dem Treulosen allenfalls zu rächen. Inzwischen fand sie auch noch ein anderes, sich dem Direkteur der Truppe werth zu erhalten. Sie ließ ihre Tochter nach Lyon kommen, und diese, so jung sie auch noch war, gewann Moliere's Herz so ganz, daß er sie nie wieder von sich ließ. Die welkenden Reize der Mutter, welche ihn ehemals gefesselt hatten, schienen in dem lieblichen Kinde wieder aufzublühen.

Obgleich die Debrie darum ihre wohlerworbenen Rechte auf ihn nicht verlor, ließ er die kleine Bejart dennoch nicht von seiner Seite. Sie war schon jetzt ungemein schön; was versprach sie nicht noch als Jungfrau zu werden! — Die Lästerchronik behauptete, Moliere selbst sei der Vater des schönen Mädchens gewesen: aber auch nur die Lästerchronik, welche Schlüsse daraus folgerte, daß er die Mutter und die Tochter geliebt hatte, und von beiden geliebt worden war.

Das reiche Lyon war seiner Kasse sehr zuträglich, und dieser Umstand machte ihm den Aufenthalt in der zweiten Stadt des Reichs noch angenehmer. Besonders dankte er sein Glück der wiederholten Aufführung seines Lustspiels l'Etourdi ou les contretemps, dasjenige, welches, so roh auch der Styl noch darin sein mochte, dennoch als das beste und witzigste von dieser Art Possen in italienischem Geschmack gelten kann, was man bisher je gesehen hatte. Wirklich hatte er auch die ganze Fabel dazu aus einer italienischen Komödie l'Inadvertito, von Nicolo Barbieri entlehnt, welche schon im Jahr 1629 gedruckt erschienen war.

Wer dieses Stück gelesen hat, kennt den Theatergeschmack der damaligen Zeit. Die Lyoner konnten sich nicht satt daran sehen

und lachen, und selbst die Pariser späterhin mußten den „Etourdi“ so oft als möglich haben. Er machte das Haus selten leer. Weder der „Misanthrop“, noch der „Geizige“ erlebten so viel Glück in der tonangebenden Hauptstadt Frankreichs, als diese Posse.

Man geht ins Schauspiel, in der Ueberzeugung, getäuscht zu werden; man sieht über manche Unwahrscheinlichkeiten hin, genug, wenn der Dichter ihnen nur Interesse zu geben weiß. So abgeschmackt uns eine Welt voll singender Menschen vorkommen würde, so reizend finden wir diese Welt in der Oper; so abenteuerlich ein Traum uns sein mag, kann er doch entzücken. Die Werke der Dichtkunst sind berauschende Spiele der Phantasie; die Regeln des Wahren und Wahrscheinlichen überläßt man dem nüchternen Verstande. Der „holde Wahnsinn, der um des Dichters entfesselten Busen spielt“, soll auch uns bethören; wir fordern es. Weh' dem Dichter, der diesen Zauber der Kunst nicht kennt und hat und übt, und, dem Regelwerk der Theorie zu gefallen, ein Meisterstück für die Schule macht, bei dem, was nicht zur Schule gehört, vor Gähnen stirbt! Alle Welt wird seine Arbeit sehr kunstgerecht, sehr geglättet und gefeilt, sehr lehrreich und wahrhaft nennen; aber Niemand wird den seelenlosen Stein umarmen wollen. Noch übler sind die weihelosen Priester Apolls daran, die, niemals von himmlischer Begeisterung trunken, den heiligen Wahnsinn der Dichter nur vormachen, ohne ihn einhauchen zu können uns andern. Wir bleiben nüchtern und halten den nüchternen Lärmer ganz gutmüthig für einen Thoren und Wahnsinnigen, womit ihm freilich schlecht gedient ist.

Während Moliere noch in Lyon spielte, war der Prinz von Conty zu Bezieres in Languedoc, wo die Stände der Provinz versammelt saßen. Hier waren Feste zu geben. Der Schauspieldirektor wollte die gute Gelegenheit nicht unbenutzt entrinnen lassen. Er hatte den Prinzen noch als Armand von Bourbon im

Jesuitenkollegium gekannt, wandte sich nun an ihn, und ward, wie er wünschte, mit seiner Truppe nach Bezieres eingeladen.

Der Prinz von Conty, damals noch jung und ziemlich locker, etwas ungestalt gewachsen, und nichts weniger als liebenswürdig, doch immer sehr verliebt und ausschweifend, war jetzt gerade das Gegentheil von allem, was er nachher ward, als ihn ein Abt von Toulouse bekehrt hatte. So wie er später in seinen erbaulichen Briefen an den P. de Champs mit frommem, christlöblichem Eifer alle Komödien und Komödianten zur Hölle verurtheilte, liebte er sie jetzt leidenschaftlich. Moliere war ihm ein willkommener Gast.

Die Stadt war nicht reich genug, ein gutes Theater zu unterhalten. Der Prinz besoldete ohne anders die Truppe aus seiner Börse, und Moliere, unerschöpflich an heitern Einfällen und Schwänken, ward ihm besonders lieb. Er wollte ihn zuletzt beständig um sich haben; einen Mann, wie den, konnte er gebrauchen. Er bot ihm, wie man erzählt, bei sich die sehr einträgliche Stelle eines geheimen Sekretärs an, welche nachmals ein gewisser Simonin erhielt. Der Dichter aber, der sich vielleicht zu hoch schätzte, um bei einem Fürsten, den nichts als sein Rang und Reichthum adelte, den Spaßvogel zu machen, schlug das Anerbieten aus. Moliere war gewiß Menschenkenner, und ein Mann von seiner Herzenseinfalt konnte sich unmöglich im Dienst und in Gesellschaft eines leichtsinnigen, unbeständigen, heimtückischen Menschen gefallen, wie der Prinz von Conty war, und wie er schon Beweise genug davon gegeben hatte. Vielleicht auch hatte Moliere dem freien Schauspielerleben zuviel Geschmack abgewonnen, als daß er es mit dem unterthänigen Hofdienst so leicht hätte austauschen können. Wenigstens machte er dies ohngefähr zum Vorwand, um den Prinzen beständig zum Protektor zu behalten, was ihm auch nach einigen Jahren wohl zu statten kam.

In Bezieres gab er außer dem „Etourdi“ und andern ältern

Stücken auch den **Depit amoureux**, Lustspiel in fünf Aufzügen und in Versen, eben keine seiner gelungensten Arbeiten. Auch hier lieferte ihm ein älteres italienisches Stück, **la Creduta Maschia**, die ganze Fabel und fast den Zusammenhang aller Auftritte. Den Titel: Verliebter Zwist verdient nur eine, vielleicht die artigste Stelle des Ganzen, wo Lucile und Erast mit einander in der Art hadern, wie es in Horazens **Donec gratus eram tibi** geschieht — ein Gedanke, welchen Moliere auch noch in andern seiner Lustspiele benutzt hat. Cailhava zählt drei bis vier andere italienische und französische Possen auf, aus welchen Moliere sein neues Lustspiel mit Einfällen besteuerte. Trotz dem allen blieb es ohne sonderlichen Werth und ohne Glück auf der Bühne.

Mehr wirkten hingegen **les Précieuses ridicules**, welche er ebenfalls zu Bezieres aufführte. Frei von den Fesseln der Nachahmung griff er hier auf selbstgebrochenem Wege die Thorheit seines Zeitalters zum erstenmale an. Er war ein witziger Kopf. Die Verirrungen des Geschmacks mußten ihn am ersten zur Satyre reizen.

Pedantische Doktoren, verschmitzte Bedienten und Sklaven, eifersüchtige Alte, die von jungen verliebten Wildfängen um die Treue einer schönen Sklavin betrogen wurden, Sganarells und Harlekins, und die gröbsten Vernachlässigungen der Wahrheit, der Natur und des Anmuthigen auf dem Theater zu sehen, war Sache der Gewohnheit. Der dramatische Geschmack war noch nicht geordnet, nicht gereinigt. — Man nahm also das ewige Einerlei der Personen, Charaktere und Intriguen für wesentliche Ingredienzen des Drama's, für nothwendige Formen, von denen nicht wohl ohne Gefahr abgewichen werden dürfte. Aber alle diese theatralischen Figuren sprachen wenigstens eine natürliche, einfache Sprache, die den gesunden Menschenverstand nicht beleidigte. Hingegen in der wirklichen Welt und in den für geistreich gehaltenen Schriften

herrschte damals ein hyperpoetischer Ton, leerer Schwulst, hohle Klingelei mit Worten, mystischer Sentenzenkram und bizarrer Ausdruck, welche dem Erwachen des guten Geschmacks gewöhnlich voranzugehen, oder seinem Untergang nachzufolgen pflegen.

Vinçent Voiture, ein feiner Kopf, aber nichts weniger als Genie, Zeremonienmeister des Herzogs von Orleans und Mitglied der französischen Akademie, hatte diesen Ton zuerst angegeben. Der Herr von Balzac, die Demoiselle Scudery und andere Schöngeister der Zeit machten die Mode des gekünstelten, spielenden Wortklangs herrschend; die Einfalt ward für fade, die Natur für gemein, die reine, zarte, kunstlose Empfindung für unanständig gehalten. Das Pretiöse der Schreibart fing an in die Sprache der sogenannten feinern, elegantern Gesellschaftskreise überzugehen. In Paris gefiel man sich darin; in den nachäffenden Provinzialstädten übertrieb man's.

Moliere ließ damals seine Pedanten, Sklavinnen und andere italienisch-französische Theater-Charaktere im Stich, und hob eine Scene aus der wirklichen Welt auf die Bühne, ihres komischen Effektes versichert. Der Einfall war neu; der lauteste Beifall rauschte ihm nach. Jetzt erst erkannte Moliere, der schon seit acht Jahren für die Bühne gedichtet hatte, seinen wahren Beruf, und die Précieuses ridicules wurden das erste Werk zur Reform der französischen Komödie.

So lange er aber mit seinem wandernden Theater von Provinz zu Provinz umherzuziehen gezwungen war, konnte er freilich als Schauspieldirektor nicht immer, was der Dichter wünschte. Er mußte, der Kasse zu gefallen, die tollen Burlesken beibehalten, deren man gewohnt war. Niemand bildete sich ein, daß die Bühne eine Schule der Sitten werden könne; es war da nur um Späße und Schwänke zu thun, bei denen man sich satt lachen konnte. Zuweilen wurden dann auch Trauerspiele gegeben, die freilich nicht

immer glückten, und wohl am wenigsten dem Komiker Moliere. Wirklich hat er während seiner Wanderjahre mehrere geschrieben und aufführen lassen, aber ohne Lorbeeren damit zu sammeln. Sie sind auch vergessen. So erzählt der Präsident Montesquieu von unserm Dichter, daß er, nachdem er Bezieres verlassen, und in Bordeaux spielte, eine Tragödie von seiner Arbeit, die „Thebaide“ genannt, aufführen ließ, welche aber vollkommen durchgefallen sei.

Der letzte Wunsch Moliere's war immer, nach der Hauptstadt des Königreichs zurückzukommen. Zwar hatten der Hof und Paris schon einige Theater; allein er hoffte in seinem Genie Hilfsmittel genug zu finden, seine Truppe auch neben den vorzüglichsten interessant machen zu können. Alles hing nur von der Gunst des Königs ab. Er ging nach Grenoble; er ging nach Rouen; Paris aber blieb ihm verschlossen.

Inzwischen half ihm der Prinz Conty, der ihm seit den frohen Tagen in Bezieres noch immer wohl wollte, zur persönlichen Bekanntschaft mit dem Bruder des Königs. Die Empfehlungen von Seite des Prinzen wirkten so viel, daß Moliere endlich Erlaubniß empfing, mit seiner Gesellschaft im Spätjahr 1658 nach Paris zu kommen, um vor dem Hof zu spielen. Mehr verlangte Moliere nicht. Manche Reise hatte er deswegen von Rouen nach Paris im tiefsten Geheimniß gemacht; denn laut durfte er seine Absichten nicht werden lassen, wenn ihm nicht der Amts- und Brodneid der Schauspieler vom Hotel de Bourgogne einen allzufrühen Strich durch seine Pläne machen sollte.

Die Erlaubniß war da. Sogleich ward im Gardensaal des alten Louvre, eben da, wo jetzt das National-Institut seine Sitzungen hält, eine Bühne aufgeschlagen, und der 23. Oktober ward zur ersten Vorstellung bestimmt.

Der König Ludwig XIV., die Königin, der Herzog von Or-

leans; der ganze Hofstaat waren versammelt; aber auch die Schauspieler vom Hotel de Bourgogne, strenge, böse Kunstrichter, waren bei dieser ersten Vorstellung zugegen. Moliere führte das Trauerspiel: „Nicomedes“ auf; sein ganzes Glück beruhte auf dem Gelingen des ersten Stücks. Aber das Trauerspiel, vielleicht wählte er es diesmal nur aus Ehrfurcht für die anwesenden Majestäten, war nicht seine eigenthümliche Sphäre. Es entging ihm auch nicht, daß die Vorstellung ziemlich kalt aufgenommen ward. Das Stück ging zu Ende. Der Beifall des Hofes und sein Etablissement in der Hauptstadt waren noch immer so zweifelhaft wie vorher.

Am Ende des Trauerspiels trat Moliere auf das Theater hinaus, dankte dem Monarchen für die hohe Nachsicht mit seinem Spiel, und mischte schlau in diesen Dank ein feines Lob auf die Schauspieler vom Hotel de Bourgogne, um ihre Eifersucht zu bestechen. Er schloß die Rede mit der Bitte, noch ein kleines Lustspiel in einem Aufzuge geben zu dürfen, das er sonst in der Provinz gespielt hatte.

Der König ließ sich's gefallen. Man führte sogleich den Docteur amoureux auf. Der Hof lachte. Moliere hatte gewonnen. Der König erlaubte ihm, sich mit seiner Truppe in Paris niederzulassen, den Titel la troupe de Monsieur anzunehmen, und abwechselnd mit den Schauspielern der italienischen Komödie auf dem Theater du Petit Bourbon zu spielen. Er wählte von nun an den Dienstag, Freitag und Sonntag zu Spieltagen, und seine glänzende Laufbahn begann, indem sich sein ganzes Genie zu entwickeln Gelegenheit fand.

Der Kern seiner Truppe bestand noch immer aus den meisten Personen, die sich auf seinem Theater in den Provinzen gebildet hatten. Auch die Geliebte aus Lyon, Mademoiselle de Brie und die junge Bejart hatten ihn nicht verlassen. Letztere war nicht mehr Kind; sie blühte in aller jungfräulichen Schöne; spielte auf

dem Theater die ersten Liebhaberinnen, oder les jeunes premiers, wie sie bei den Franzosen heißen, und Moliere selbst spielte im Hause bei diesem reizenden Geschöpf den ersten Liebhaber, ob er gleich nicht mehr ein jeune premier war, sondern den Vierzigern schon zu nahe rückte. Schön war, im eigentlichen Sinn des Wortes, unser Dichter wohl eigentlich nie gewesen; aber ein Mann von seinem Geist konnte auch zu keiner Zeit unangenehm werden. Er gefiel den Weibern, und der schönen Bejart selbst. Sie ward 1661 seine Gattin, und spielte fortan auf dem Theater unter dem Namen der Demoiselle Moliere.

Wir sprechen hier eben von Moliere's Aeußerm. Von einem Manne, wie ihm, sind auch Kleinigkeiten wissenswerth. Man hat mehrere glückliche Portraits von ihm, aber die Schilderung, welche eine Schauspielerin, die ihn genau kannte, von seiner Person gab, ist vielleicht noch viel sprechender.

Er war wohlgewachsen, weder zu stark, noch zu mager; hatte große Nase, großen Mund, dicke Lippen, braunen Teint, starke schwarze Augenbraunen, deren bewegliches Spiel sein Gesicht, wenn er wollte, höchst komisch machen konnte; dabei hatte er einen schönen Fuß. Seine Haltung war edel, wie sein Charakter. Es gab keinen gefälligern, sanftern, gutmüthigern Mann, als ihn. So drollig sein Wesen auf dem Theater war, besonders wenn er, als Sganarell, in seinen Possen auftrat, eben so trocken und ernsthaft war er im gemeinen Leben. Kein Mensch, der ihn dort gesehen, hätte ihn hier wieder gekannt. Seine Zunge war sehr geläufig, seine Stimme sehr biegsam, aber dabei hatte er, wenn er redete, immer etwas Schluchzendes, das ihm in Lustspielrollen oft ungemein gut zu statten kam, hingegen im Trauerspiel schon manchen Helden in ihm verderbte. Er sprach übrigens gern, und haranguirte gern, und bildete seine Schauspieler für jede Rolle zu.

Der berühmteste von allen Schauspielern, die er erzog, war der

noch immer in Frankreich unvergessene Baron. Diesen in den Annalen des französischen Theaters ersten, großen und unsterblichen Künstler nahm Moliere noch als Knabe auf. Der junge Künstler war dankbar gegen so viel Liebe. Er hing mit ganzer Seele an Molieren, dem er sein Glück, seine Bildung, seinen Ruhm schuldig war.

Baron war nicht der einzige, dessen Talente Moliere aus dem Dunkel hervorzog und für die Welt gewann; auch Racine, der Trauerspieldichter, der späterhin Corneilles Namen verdunkelte, gehört in die schöne Reihe derer, die von unserm Dichter die erste Aufmunterung empfingen. Moliere war kaum ein Jahr in Paris gewesen, als ein junger Mensch von neunzehn Jahren zu ihm trat, um ihm seinen ersten dramatischen Versuch zur Beurtheilung vorzulegen. Dies war Racine, und „Theognis und Chariclea" seine erste Arbeit dieser Art. Moliere erkannte, aus dem Probestück, des Jünglings Genie; empfahl ihn überall seinen Freunden, unterstützte ihn mit Geld, und bahnte ihm den Weg zum weitern Fortkommen.

Schon diese einzelnen Züge aus Moliere's Leben verbürgen die hohe Güte seines Charakters, welche sich auch in unzähligen andern Ereignissen nie verhehlte.

Eben vielleicht diese Herzensgüte, verbunden mit dem immer regsamen Witz, bildete ihn am meisten zum Satyriker. Der spottende Scherz, welcher die menschliche Thorheit belachen will, ohne dem Menschen weh zu thun, ist oft das Eigenthum der besten Seelen, und himmelweit von jener Art der Satyre entfernt, die aus Schadenfreude hervorgeht, und Bitterkeit auf den Lippen trägt. So wie der gesunde Mutterwitz gewöhnlich das Abstechende gelehrter Albernheiten am richtigsten und geschwindesten erkennt, fühlen unbefangene, kindliche Gemüther das Sonderbare und Widerspruchsvolle der Meinungen, Sitten und Handlungsarten

am lebhaftesten, weil sie von Natur schon denselben am fremdesten sind.

Aus eben dem Grunde ist auch die Jugend mehr zur Satyre geneigt, als das spätere Alter. Kinder bemerken schneller die lächerlichen Blößen der Erwachsenen, als diese selbst, deren Blick schon von der Gewohnheit abgestumpft ist. Kinder äffen gern das Linkische der Bejahrten nach, nicht um diese zu kränken, sondern um sich selbst damit zu belustigen. Je älter sie werden, und je alltäglicher ihnen das, was nicht sein soll, am Menschen wird, um so weniger beachten sie es, und der Hang zur Satyre verliert sich gemach. Worüber Kinder lachen, können Erwachsene nicht mehr lachen, und doch haben jene oft mehr zum Lachen, als diese zum Ernst, Recht.

Man weiß, aus Hottingers Biographie des Idyllendichters Geßner, daß dieser reizende Sänger der Natur und der Unschuld fromm und gut war, wie die Hirten seines Arkadiens, die er uns vorzaubert. Was sie in holder Einfalt thaten und aussprachen, war nur sein eigenes Gefühl. Und doch war unter allen Freunden und Bekannten Geßners keiner, der es ihm, beim heimatlichen fröhlichen Kreise, im scherzenden, harmlosen Spott, im komischen Darstellen fremder Lächerlichkeiten hätte gleichthun können.

Moliere, so sehr die Thoren auch seinen Spott von der Bühne fürchteten, war doch von allen, die ihn kannten, geliebt, weil er es im hohen Grade zu sein verdiente. Racine, ob er gleich späterhin eine Zeit lang vergaß, daß Moliere sein Wohlthäter gewesen, und sich mit ihm entzweite, hörte doch nie auf, dem edeln Charakter seines ehemaligen Gönners Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Noch einige Anekdoten schildern uns Moliere's Charakter besser, als die Eloges der Peraults, Chamforts und Cailhava's es können.

Eines Tages trat Baron zu ihm herein, und sagte: Es sei ein Schauspieler aus der Provinz da, zu armselig gekleidet, um sich präsentiren zu können; er wünschte nur ein kleines Reisegeld, um zu seiner Truppe zu kommen. „Was soll ich ihm geben?“ fragte Moliere, da er erfuhr, daß dieser nach Brod wandernde Künstler Mondorge heiße, und einmal Barons Kamerad gewesen sei. „Etwa vier Pistolen,“ meinte Baron. — „Gut,“ antwortete Moliere: „Geben Sie ihm die vier Pistolen für mich; und hier sind noch zwanzig, die geben Sie ihm in Ihrem Namen!“ Zu diesem Geschenk legte er für den abgerissenen Priester Thaliens noch eine ganz gute Bekleidung, und ließ ihn damit ziehen.

Rührender noch ist folgende seiner Handlungen. Ein Armer sprach ihn auf der Straße um ein Almosen an. Moliere gab, ohne zu sehen, was? — Der Bettler kommt einen Augenblick nachher ihm nachgelaufen, und ruft: „Mein Herr, Sie haben mir ja einen Louisd'or gegeben; so viel war gewiß Ihr Wille nicht!“ — Der Dichter blieb stehen, zog einen Louisd'or, reichte ihn dem Armen, und sagte: „Hier, mein Freund, hast du noch einen dazu. — Wohin will sich die Tugend noch verbergen!“ und ging.

Er war nicht reich, aber sparsam und wirthschaftlich; und dadurch ward er's. Anfangs, da er sich mit seiner Truppe in Paris niederließ, hatte er keine andern Einnahmen, als welche ihm seine Arbeiten verschafften. Er aber erübrigte auch davon noch, und konnte an Zins legen. Eine Tugend, wie diese Häuslichkeit, ist vielleicht die bewundernswürdigste von ihm, da sie bei Schauspielern gewöhnlich die seltenste ist, weil ihr Stand am meisten zum Leben außer dem Hause, zu Zerstreuungen aller Art und zum Leichtsinn lockt.

Von allen seinen Stücken waren es die **Précieuses ridicules**, welche in Paris zuerst das meiste Aufsehen erregten. Man sah, was man bisher nicht erlebt hatte, die wirkliche Welt und die

Modenarrheit des Moments auf der Bühne. Neugier und Enthusiasmus über diese ungewöhnliche Erscheinung waren fast unerschöpflich. Das Stück mußte vier Monate hinter einander gespielt werden, ungeachtet die Preise der Plätze (der Platz im Parterre galt damals zehn Sols) ums Doppelte, schon bei der zweiten Aufführung erhöht worden waren. Ein alter Mann, der bei einer dieser Vorstellungen im Parterre war, schrie hinauf: „So recht, Moliere, so recht! das ist die ächte Komödie!“ Die Mode-Poesie, dieser leere, klingelnde, unverständliche Wortschwall, diese Ziererei des Ausdrucks und der Empfindung, dieser feierliche Unsinn, worin damals die elegante, oder, wie sie sich selbst hieß, die pretiöse Welt ihren Sinn auszusprechen pflegte, ward zum Gegenstand des unbarmherzigsten Gelächters. Man fing sich desselben an zu schämen, und ward wieder natürlicher.

Freilich, die armen Schöngeister, denen so übel mitgespielt ward, waren zu beklagen. Aber sie fielen auch mit unversöhnlicher Wuth über den guten Moliere und sein Lustspiel her. Sie waren beiweitem nicht so bescheiden alle, wie Menage, der zu Chapelain, dem verunglückten Sänger des „Mädchens von Orleans“ gleich nach der ersten Aufführung der „Pretiösen“ gesagt haben soll: „Gestehen Sie's nur, Sie und ich fanden sonst das Zeug recht schön, was hier so trefflich die Kritik bekömmt; glauben Sie mir aufs Wort, wir müssen ins Feuer werfen, was uns sonst entzückte.“ — Vielmehr das Heer der Belletristen griff einmüthig zu den Waffen, um den triumphirenden Dichter zu stürzen.

Ein gewisser Saumaize schrieb sogar stehenden Fußes in der Wuth drei Lustspiele gegen Moliere und sein Werk; Andere nannten dasselbe nur eine elende Nachahmung der **Précieuses** eines gewissen Abbé de Pure — aber so elend war die Schöpfung unsers Dichters doch nicht; sie ging zur Nachwelt über, und all' die gewissen Leute sind vergessen.

Jetzt war Moliere's Ansehen in Paris gegründet; sein Theater das geliebteste; kein Nebenbuhler mehr gefährlich für ihn. Begierig sah die Hauptstadt den neuen Früchten seiner launigen Muse entgegen. Der Dichter aber feierte ein ganzes Jahr lang. Es war dasselbe Jahr (1660), in welchem die Vermählungsfeierlichkeiten Ludwigs XIV. den ganzen Hof von Paris entfernt hielten. Indessen gab er den Parisern doch eine kleine Posse **Sganarelle ou le cocu imaginaire** zum Besten.

Die Kunstrichter fanden darin schon die Sprache reiner, die Verse gefeilter; Pariser und Pariserinnen aber überhaupt die Einfälle der kleinen lustigen Intrigue allerliebst. Man drängte sich zum Schauspielhause; vierzig Tage nach einander mußte der „Sganarell", diese ehrliche Haut, die überall der Narr im Spiel sein muß, gegeben werden, und Moliere's Lieblingsrolle selbst war immer dieser „Sganarell".

Das Wunderlichste, was ihm mit der kleinen Posse begegnen konnte, war wohl der Einfall eines Sieur de Neuf Villenaire. Dieser hatte bei dem Besuch der fünf bis sechs ersten Vorstellungen des Stücks dasselbe ganz auswendig gelernt, ließ es drucken und dedicirte es sehr artig dem Dichter und Spieler des „Sganarell".

Wetteifernd mit der Moliereschen Truppe waren jetzt fünf Theater in Paris; an eifersüchtigen Nebenbuhlern fehlte es dem Manne wahrlich nicht, welcher, kaum ein paar Jahre in der Hauptstadt, schon der ausgezeichnete Günstling des Hofes und des Publikums war. Jeder neue Vorzug, der seiner Gesellschaft gewährt wurde, fachte die Mißgunst in den andern lebhafter an. Das neue Theater, welches der Kardinal Richelieu im Palais-Royal hatte erbauen lassen, wurde Molieren gegeben; er weihte es im Wintermonat 1660 ein. Die Schauspieler der andern Theater schrieen nun desto lauter gegen ihn.

Moliere, der für das Ernste und Tragische vielen Sinn aber

wenig Talente hatte, bereitete seinen Rivalen einen Triumph, da er es versuchte, auch im ernsten Drama zu glänzen. Er hatte seinen **Prince jaloux** geschrieben, eine heroische Komödie, wie er sie nannte, in Versen und fünf Akten. Sie ward am 4. Februar 1661 gegeben, fiel aber bei der ersten Aufführung gänzlich durch. Er selbst hatte sich die Rolle des Don Garcias gewählt, wurde aber so weidlich ausgezischt, daß er sie bei der zweiten Vorstellung fahren ließ, und das Stück überhaupt nachher nicht mehr gab. Es wurde auch erst nach seinem Tode gedruckt.

Schon spanische und italienische Dichter hatten den Stoff behandelt, welchen Moliere in seinem Garcias nur von ihnen lieh, und hatten ihn sogar manchmal noch besser benutzt, als er.

Die beste Rache eines Dichters, welche er am Tadler nehmen kann, ist die, ein besseres Kunstwerk zu liefern. Moliere that's. Vier Monate nach dem Fall des unglücklichen Garcias erschien seine **Ecole des maris**. Die Fabel davon war nicht mehr neu. Schon mehrere hatten sie aus Boccazens dreiundzwanzigster Novelle genommen, die Lafontaine in seiner Erzählung **la Confidente sans le savoir** so schön verjüngt hat. Aber Moliere benutzte sie ungemein glücklich für die Bühne, und flocht mit geübter Hand die beiden Hauptcharaktere aus den Adelphen des Terenz, den sanften Micio und den mürrischen Demea, in die Intrigue seines Lustspiels.

Der allgemeinste Beifall lohnte den glücklichen Dichter, und die Tadler — schwiegen zwar nicht (wenn schweigt wohl der Neid?), aber wurden nicht gehört. Der König nahm sich des Dichters lebhafter an, und ward sein erklärter Gönner. Wer wagte nun laut wider ihn zu sprechen?

Damals schon hatte der Marquis Nicole Fouquet, welcher sich als Oberaufseher der französischen Finanzen ungeheure Reichthümer gesammelt hatte, den Kardinal Mazarin wider sich, der,

um ihn zu stürzen, alle Minen der Intrigue gegen ihn spielen ließ. Es war dem Kardinal schon gelungen, diesen Minister bei dem Monarchen wegen seiner zügellosen Verschwendung verdächtig zu machen. Mazarin starb; aber der Argwohn nicht, den er in des Königs Brust zurückgelassen. Fouquet ahnte, was vorging; die Unordnung in den Finanzen zeugte allzulaut wider ihn. Nichts blieb ihm übrig, um seinen Fall zu verhindern, als sich Freunde zu schaffen durch den ungerechten Mammon. Er wandte Alles auf, sich dem Könige durch Freuden und Feste, die er schuf, beliebt und theuer zu machen.

Eines der prachtvollsten Feste war das, welches er dem Könige und dem ganzen Hofe auf seinem Landgute Beaux-le-Vicomte (nachher Villars geheißen) gab. Zur Verherrlichung desselben wandte er sich auch an Moliere um ein neues Stück; aber die Zeit war kurz. Binnen vierzehn Tagen mußte das Lustspiel geschrieben, einstudirt und aufgeführt werden.

So entstand das Lustspiel les Facheux von drei Aufzügen, in Versen und mit eingemischten Ballets. Es enthält eine sehr einfache Intrigue. Ein Liebhaber wird in seiner Sehnsucht, mit einer Geliebten vereinigt zu sein, unaufhörlich durch überlästige Schwätzer aufgehalten und gehindert; da kommen ihm ewig und immer Sänger, Duellanten, Spieler, Verliebte, leidenschaftliche Jäger, Pedanten, Projektmacher, langweilige Freunde u. dgl. m. in die Queer, die ihn auf dieselbe Weise mit ihrem Geschwätz foltern, wie sich deß Vater Horaz schon in seiner neunten Satyre beschwerte. Das Ganze besteht also fast durchaus nur aus einzelnen, abgerissenen Scenen, die schwach mit einander verbunden sind, und deren Inhalt der Hauptintrigue ziemlich fremd ist. Die Entwickelung ist zuletzt, wie in den meisten Moliereschen Arbeiten, übereilt und unwahrscheinlich.

Fouquet und sein Dichter hatten das Vergnügen, den König

mit diesem Impromptü sehr zufrieden zu sehen. Eigentlich war's der Monarch aber mehr mit Letzterm, als mit dem Ersten. Zwar genoß Ludwig XIV. die Freuden des schwelgerischen Tages, den die Annalen Frankreichs noch nicht vergessen können (es war der 16. August 1661), in vollem Maße, und bezeugte sich gegen den verschwenderischen Wirth ungewöhnlich hold; — aber die Freundlichkeit war nur Maske. Der Oberintendant entrann seinem Schicksale nicht. Moliere hingegen mußte sein neues Lustspiel noch öfters vor dem Hof geben. Der König wies ihm einst einen gewissen Herrn de Soyecourt, der die Jagd und nichts als die Jagd liebte. „Moliere", sagte er, „solch ein Original fehlt dir noch zu deinem Stück!" — Der Dichter ließ den Wink nicht unbenutzt, und reihte noch den passionirten Jäger Dorant zu allen andern Ueberlästigen; und da er der Weidmannssprache selbst zu wenig kundig war, mußte ihn Herr von Soyecourt selbst die Kunstausdrücke lehren, deren er sich bedienen sollte.

Während unser Komiker, der seine „Ueberlästigen" auch dem Könige dedicirte, am Hofe gewann, verlor er beim wankelmüthigen Volke von Paris. Alles strömte zum Theater eines possenhaften italienischen Pantomimenspielers, der, unter dem Namen Scaramucci oder Scaramouche bekannt, einige Zeit lang von Paris abwesend gewesen, und nun bei seiner Rückkunft wieder neu war. Wie sehr sich auch die Moliereſche Truppe anstrengte, zu gefallen; es war umsonst. Scaramouche war in der Mode, und wiewohl die andern Pariser-Theater wenig dabei gewannen, freuten sie sich doch, wenigstens Moliere einmal ein Jahr lang außer der Mode zu sehen.

Die Sache ward endlich für die Kasse des Schauspieldirektors im Palais-Royal bedenklich. Man mußte schlechterdings durch eine Neuigkeit Aufsehen erregen. Von allen bisherigen Stücken stand noch die „Männerschule" des Dichters im besten Andenken;

er schrieb also, wenigstens dem Titel nach, ein Gegenstück dazu: l'Ecole des femmes — obgleich der Titel wenig oder gar nicht zum Stück paßte. Darauf kam aber dem Direktor Moliere wenig an; ein auffallendes Aushängeschild war nun einmal nöthig.

Die deutschen Schauspieldirektoren machen's sehr oft nicht besser, wenn es darauf ankömmt, dem übersättigen Publikum wieder Lüsternheit zu erregen; sie und die Buchhändler wissen, welche Magie in einem Namen liegt, und machen von ihrer Kenntniß des Publikums die einträglichste Anwendung. Man gebe ihnen wegen dieser Charlatanerie keine Vorwürfe; sie haben an Moliere eine große Autorität für sich.

Seine Absicht gelang. Scaramouche ward vergessen. Moliere hatte das Haus wieder voll; und so manche und beträchtliche Fehler das jüngste Lustspiel auch befleckten — das Publikum vergaß der Fehler über die glückliche Wirkung des Ganzen. Nicht so seine Rivalen und der Neid. Sie zogen mit verdoppelter Wuth wider den Dichter ins Feld — es gab eine literarische Fehde, wie Paris sie vorher selten sah. Jede Partei hatte ihre Anhänger, ihre Beschützer.

Alles Mögliche ward versucht, das Stück gleich bei den ersten Vorstellungen zu begraben. Die Theaterchronik von Paris erzählt uns davon manche Anekdote. Der Commandeur de Jouvray besonders stand an der Spitze von Moliere's Gegnern. Er tadelte den Dichter laut. Der Comte de Broussin stand ihm getreulich bei, und lief beim zweiten Aufzug aus dem Schauspielhause, indem er sehr vernehmlich rief: „Wie kann man doch auch dergleichen Rhapsodie bis ans Ende aushalten?“ Ein anderer, Namens Plapisson, zuckte, so oft man im Parterre lachte oder applaudirte, die Achseln, und rief von Zeit zu Zeit: „Nun, lache doch, Parterre, lache doch!“ Alle diese Stratageme aber fruchteten nichts. Moliere behielt den Sieg.

Was nicht unmittelbar im Schauspielhause bewirkt werden konnte, ward nun durch die Presse versucht. Der hartbedrängte Dichter griff endlich zur Nothwehr. Mancher Tadel mochte ihn um so tiefer verwundet haben, je richtiger derselbe war. Was er nicht entschuldigen konnte, suchte er dadurch zu verdunkeln, daß er die Lacher auf seine Seite zog. Er schrieb also seine Critique de l'école des femmes, ein kleines prosaisches Lustspiel, oder vielmehr satyrischen Dialog in einem Akte, welches er am 1. Juni 1663 aufführte. Eine Gesellschaft von Schöngeistern entzweit sich über das vielangefochtene Stück; aber alles Lächerliche fällt auf die Gegner desselben.

Unter andern figurirt in dieser Kritik unter den spielenden Personen ein Poet Lysidas auf eine etwas üble Weise. Einer von des Dichters ämsigsten Antagonisten war der bekannte Edmund Boursault, ein Mann von Geist; und dieser glaubte, Moliere habe ihn unter dem Namen Lysidas gemeint. Boursault machte für das königliche Theater im Hotel de Bourgogne sogleich ein versificirtes Lustspiel le Portrait du peintre, ou la contrecritique de l'école des femmes — ein Portrait, welches Molieren wenig schmeichelte. Von allem, was man noch gegen ihn geschrieben hatte, brachte ihn nichts so sehr in Harnisch, als diese Arbeit Boursaults. „Narren-Tadel ist eine Pille", sagte er öfters zu seinen Freunden, „die man leicht hinunterschlucken, aber nie kauen kann, wenn man dabei nicht das Gesicht verziehen will."

Er rächte sich an Boursault und an den Schauspielern des Hotel de Bourgogne auf eine bittere, bisher unerhörte Weise. Der König selbst, behauptet man, soll ihn dazu aufgemuntert haben. Er verfertigte ein Lustspiel in einem Akt und in Prosa, l'Impromptu de Versailles betitelt, welches zuerst in Versailles, dann auch in Paris gegeben ward. In diesem Impromptü ward Boursault auf der Bühne mit Namen genannt, so wie Moliere's Schauspieler,

Brecourt, la Grange, du Croisy, la Thorilliere, Bejart, die Damen du Parc, Bejart, Moliere, du Croisy und Hervé, namentlich auftraten. Die Scene spielt zu Versailles in der Antichambre des Königs, wo sich Moliere mit seiner Gesellschaft über die Aufführung eines neueinzustudirenden Stückes unterhält — dann gelegentlich die vornehmsten Schauspieler des Hotel de Bourgogne kritisirt, indem er ihre Stimme und Gestikulation so treu nachmacht, daß sie jeder ohne Mühe erkennt — endlich auf das **Portrait du Peintre** kömmt, und dann diesem **petit Monsieur l'auteur, qui se mêle d'écrire contre des gens qui ne songent pas à lui,** unbarmherzig mitspielt. Boursault litt durch diese aristophanische Ausgelassenheit Moliere's, und durch Boileau's gegen ihn gerichtete Satyre, mehr an seinem literarischen Kredit, als er wirklich verdient hatte.

Zwar Boursault schwieg; aber die Schauspieler des Hotel de Bourgogne nicht also. Sie erwiederten das **Impromptu de Versailles** mit einem giftigen **Impromptu de l'hôtel de Condé,** dessen Verfasser der Schauspieler Montfleuri war. Dieser machte besonders Molierens schlechte Anlagen zum Tragischen lächerlich, und gab folgendes Karrikaturgemälde von ihm:

. . . . . . Il vient, le nez au vent,
Les pieds en parenthese, et l'épaule en avant,
Sa perruque, qui suit le coté qu'il avance,
Plus pleine de lauriers qu'un jambon de Mayence,
Les mains sur les cotés, d'un air peu negligé,
La tête sur les dos, comme un mulet chargé,
Les yeux fort égarés, puis débitant ses rôles,
D'un hoquet éternel sépare ses paroles.

Bei all dem Verdruß (denn der Feder- und Theaterkrieg dauerte ein ganzes Jahr lang) hatte Moliere doch wieder manchen Ge-

nuß, der ihm dieses Leid versüßte. Der König ließ seinen Namen in die Pensionenliste rücken, ihm jährlich 1000 Livres geben, und gestattete ihm bei sich endlich sogar freien Zutritt. La Chapelle, Jonsac, Desbarraux, der Marschall de Vironne, und andere der geistvollsten Männer seiner Zeit wurden seine Gesellschafter und Freunde. Man wetteiferte um seinen Umgang.

Chapelle vorzüglich war des Dichters Hausfreund, mit dem er seine Stücke vor der Aufführung durchging. Besonders pflegte Moliere auch, wenn er seinen Schauspielern ein neues Lustspiel vorlas, von ihnen zu verlangen, daß sie ihre Kinder mitbrächten. Er wollte sehen, welche Wirkung seine Arbeiten auf den unbefangenen, natürlichen Verstand und die Empfindung der Jugend hätten.

Was Reinheit der Sprache, Schönheit der Diction anging, war sein Jugendgespiel la Chapelle sein treuer Beistand, so wenig er auch sonst mit ihm in manchen Stücken harmonirte. Moliere hatte ein Landhaus zu Auteuil. Hier lebte er ganz den Musen und der Freundschaft. Es war nur eine Stunde von Paris bis dahin; und jeder geschäftsfreie schöne Tag versammelte dort um den Dichter die Günstlinge der Grazien und Musen. Hier wurden Ideen getauscht, Pläne entworfen, die Erscheinungen der literarischen Welt beurtheilt, und den geselligen Freuden die reizendsten Opfer gebracht.

Als Moliere und la Chapelle eines Tags mit einander nach Auteuil wollten, stiegen sie in einen Kahn, worin schon ein Minimit saß. Das Gespräch wand sich um mancherlei Gegenstände, und fiel endlich auch auf die verschiedenen philosophischen Systeme. Chapelle hielt Gassendi's Parthie; Moliere nahm Descarten in Schutz. In der Hitze des Streitens wollte nun jeder den Mönch für seine Meinung gewinnen. Bald rief der eine: „Nicht so, ehrwürdiger Vater? Hab' ich nicht Recht, ehrwürdiger Vater?“ Bald rief der andere: „Denken Sie nicht auch, wie ich, ehrwürdiger

Vater? — Fragen Sie nur den ehrwürdigen Vater hier!“ — — Der gute ehrwürdige Herr verstand indessen kein Wort von dem gelehrten Zwist der beiden Philosophen, machte aber eine weise Miene, nickte wechselsweise bald dem einen, bald dem andern ein beifallgebendes: Hm! Hm! und brachte die Streiter immer lebhafter dadurch in Kampf. Indem diese, noch erhitzter, alle Kräfte anwandten, den weisen Schiedsrichter, jeder für sich, zu werben, verlangte derselbe ganz gelassen, man solle ihn beim Franziskanerkloster ans Land setzen, und langte ganz demüthig seinen Bettelsack zwischen den Beinen des Schiffers hervor. La Chapelle wollte sich krank ärgern, daß er einen unwissenden Bettelmönch für einen Gelehrten gehalten. Moliere aber blieb ruhig, und sagte sehr ernsthaft zum jungen Baron, der ebenfalls im Schiffe saß: „Daraus nimm dir eine Lehre, mein Kleiner! da siehst du, wie weit man's mit Stillschweigen bringen kann, wenn man's am rechten Ort anzubringen weiß!“

Wir haben schon oben erfahren, daß Moliere den nachmals so berühmten Baron, als Knaben, zu sich ins Haus nahm und erzog. Es war nämlich die wandernde Truppe einer gewissen la Raisin aus der Provinz nach Paris gekommen, die eigentlich nur ein Kindertheater hatte. Bei dieser befand sich auch Baron; er mochte etwa neun bis zehn Jahr alt sein. Moliere erlaubte der la Raisin aus Mitleiden, einige Vorstellungen auf seinem Theater zu geben; und hier bemerkte er den kleinen Roscius, der ihm ungemein gefiel. Er ließ an einem Abend das Kind bei sich zu Nacht speisen, und in seinem Hause schlafen. Am folgenden Morgen lagen vor dem Bette des erstaunten Knaben, statt der abgetragenen, elenden Kleider, ganz neue und sehr schöne. Moliere versprach, ihn bei sich zu behalten, und gab ihm gleich sechs Louisd'or Taschengeld zu seinen Vergnügungen. Jetzt war der Hochbeglückte nicht mehr von seinem Wohlthäter zu trennen, der auch schon einen Befehl

des Königs ausgewirkt hatte, vermöge dessen der kleine Baron bei ihm bleiben dürfte.

Die Directrice la Raisin lief wüthend zu Moliere, und drohte, mit der Pistole in der Hand, ihn niederzuschießen, wenn er ihr nicht den jungen Akteur zurückstellen würde. Moliere befahl seinem Bedienten nur, das rasende Weib wegzuschaffen. Die Dame fiel ihm nun zu Füßen, und bat, wenigstens zu gestatten, daß Baron noch dreimal mit seinen kleinen Kameraden spielen könne. „Nicht drei Tage, Madame," erwiederte Moliere: „nein, acht Tage, wenn Sie wollen."

So ward Baron nun Moliere's Hausgenoß und Schüler. Er behandelte das Kind, und nachmals den Jüngling, mit väterlicher Zärtlichkeit. Freilich Madame Moliere war mit dem Knaben nicht halb so gut zufrieden. Sie war zuletzt auch sogar Ursache durch ihr auffahrendes Wesen, daß Baron auf eine Zeit lang Moliere nachher verließ. Aber unser Dichter hatte von der jungen verwöhnten Gattin noch manchen andern Kummer zu dulden, besonders nach der Aufführung der „Prinzessin von Elis".

Sowohl dies Stück, als die Posse: le Mariage forcé wurden auf Befehl des Königs zur Verschönerung seiner Feste geschrieben.

Die „Heirath wider Willen" war ein Gelegenheitsstück im eigentlichen Sinne des Wortes. Ludwig XIV. wollte in einem Ballet tanzen, zu welchem Moliere den Text zu machen hatte. Man nannte die Posse daher anfangs auch nur das Ballet des Königs. Und wirklich tanzten Se. Majestät der König im Jänner 1664 in den Intermezzo's dieser Posse. Derselbe und der Marquis de Villeroi hatten die Rolle von Zigeunern übernommen.

Die „Prinzessin von Elis" war ein ähnliches Gelegenheitsstück. Der junge Monarch wollte den Königinnen und seinem ganzen Hof ein Fest geben, wie keines noch vorher gesehen worden war. Das prachtvolle Versailles ward zur Ausführung desselben be-

stimmt. Geschmack und Luxus rangen um den Preis. Am 5. Mai 1664 begab sich der ganze Hof nach Versailles, wo der König über sechshundert Personen bis zum 14. desselben Monats mit verschwenderischer Hand bewirthete. Was dahin von Paris alles zur Verherrlichung dieser Tage zusammenströmte, glich eher einer kleinen Armee, als einer Gesellschaft, die Unterhaltung suchen oder gewähren wollte. Wie durch eine Zauberruthe waren in den Gärten von Versailles unzählige leichte Gebäude und Zelte, geschmackvoll angeordnet, mitten unter den Gruppen blühender Bäume, im Augenblick erschaffen. Am Abend jedes Tages flammte eine unzählbare Menge von Fackeln und Lampen neben mehrern tausend Kerzen, um die Nacht zu verbannen. Es war hier nicht mehr das stille Versailles; es war ein Feenland, wo, was Natur und Kunst Schönes ersinnen konnten, in lieblichem Verein prangte.

Ein modenesischer Edelmann, de Vigarani, ordnete die weite, prachtvolle Schöpfung, der Herzog de St. Aignan, des Königs erster Kammerherr, die Reihe der Feste und ihrer Freuden. Er gab ihnen dadurch eine gewisse Einheit des Charakters, daß er Ariosto's Erzählung von Alcinens Zauberinsel (wo durch Schönheit und Magie die edelsten Ritter der Zeit gefesselt wurden, bis Melissa mit Angelikens Ring die Insel entzaubern konnte) gleichsam zur Fabel des großen, wochenlangen Spiels machte. Die Ersten des Hofes waren in Ritter des Alterthums verwandelt; der Herzog de St. Aignan erschien als Guido der Wilde, der Herzog von Noailles als Ogier der Däne, der Herzog de Foix als Rinaldo, der Graf de Lude als Astolfo, der Marquis de Soyecourt als Olivier, der Herzog von Orleans als Orlando; der König Ludwig XIV. selbst stellte den Roger vor, durch den Alcinens Zauber endlich zerstört ward, und viele Andere erschienen als andere Helden Ariosts. Alle trugen sie die Farben ihrer Damen, und ihre eigenen Devisen.

Wir wollen hier die Reihe der Feierlichkeiten nicht umständlich beschreiben. Genug, Moliere mußte für dieselben ein Schauspiel schreiben, mit Ballets vermischt und mit Gesängen. So entstand seine „Prinzessin von Elis“, in fünf Aufzügen. Nur der erste Akt und die erste Scene des zweiten waren in Versen; das Uebrige war in Prosa geschrieben; denn die dem Dichter zur Verfertigung des Stücks gewährte Zeit war zu kurz.

Moliere ärntete den vollen Beifall des Hofes, so leicht, so leer auch die ganze Arbeit war. Das Stück, späterhin zu Paris gegeben, machte, von seinen glänzenden Umgebungen und der ersten Pracht beraubt, wenigern Eindruck beim unbefangenen Publikum.

Am meisten ließ Moliere seine junge Gattin in diesem Lustspiel glänzen. Er gab ihr die Rolle der Prinzessin von Elis. Jugend, Schönheit und Grazie machten sie zum Gegenstand der Bewunderung aller Höflinge, die, in Vergnügen schwimmend, nur süßen Genüssen nacheilten. Der arme Dichter! wie theuer mußte er die Freuden zu Versailles büßen und seine Eitelkeit, ein schönes, liebenswürdiges Weib den lüsternen Blicken eines verderbten Hofes dargestellt zu haben! Madame Moliere ward von jungen und reichen Anbetern umringt, und sie ließ sich Huldigungen gefallen, die auch der Sprödesten der Spröden nie unangenehm sind.

An den gleichen Festen der Zauberinsel zu Versailles wurden noch die „Heirath wider Willen“, und die drei ersten Aufzüge des „Tartüffe“ gegeben. Letzterer war noch nicht vollendet Der König, wiewohl ihm der Anfang dieses Molliereschen Meisterstücks sehr gefiel, verbot doch dem Dichter, es vor dem gemischten Publikum nicht eher zu geben, bis es ganz vollendet, und von Kennern geprüft worden wäre, weil man in Sachen des Religiösen nie zart genug handeln könne.

Der Dichter, von dieser Warnung geschreckt, hielt in der That seinen Tartüffe lange zurück. Er hatte das Heer der selbstsüch-

tigen, faden Frömmler zu fürchten, welche beim Pöbel aller Stände eine geltende Stimme führten. Es kann eine Zeit kommen, wo der Einfluß der Pfaffen aufs Volk gänzlich gebrochen ist; aber nie wird diejenige kommen, wo Einfalt oder Bosheit das Heiligste des Menschen, Religion, nicht mißbrauchen. Jedes Zeitalter, jedes Volk, jeder Stand wird immer Tartüffen haben und behalten.

Moliere hatte ohnehin Feinde genug; er durfte das Heer derselben nicht muthwillig verstärken durch die Zahl der Scheinheiligen. Schon sein „Don Juan, oder der steinerne Gast“, verkündete ihm von dieser Seite einen gewaltigen Sturm.

Sowohl das Théâtre italien, als das Théâtre du Marais in Paris hatten um diese Zeit ein immer volles Haus durch den „Don Juan“. Italiener und Spanier hatten den Stoff längst bearbeitet, wie ein arger Wüstling endlich von der Hölle verschlungen wird, und jetzt war „Don Juan“ Mode. Moliere's Schauspieler quälten auch ihn um die Bearbeitung dieses Favoritstücks, und er that es. Sein Don Jouan ou le festin de Pierre erschien am 15. Februar 1665 auf seinem Theater.

Er machte ein spanisches Stück von Tyso de Molina zur Grundlage des seinigen; er schrieb es in Prosa. — Aber Moliere erlebte wenig Freude an dieser Arbeit. Des Schauspielers Villiers „Don Juan“ in Versen, welcher wiederholt und bei immer vollem Hause im Hotel de Bourgogne gegeben ward, erhielt den Preis über den prosaischen Juan Moliere's. Noch mehr empört waren, oder vielmehr stellten sich empört, die Frömmler durch eine Scene dieses Stücks, wo Don Juan einem Armen Almosen ertheilt. Voltaire versichert, in den Händen des Sohns von Peter Marcassus, der ein Freund Moliere's war, diese verrufene Scene von Moliere's eigener Hand geschrieben gesehen zu haben, und theilt sie uns mit. Denn der Dichter selbst hatte sie gleich nach der ersten Vorstellung, da sie den großen Lärm gegen ihn erregt

hatte, gestrichen, und wagte zuletzt sogar nicht mehr, seinen „Don Juan“ zu zeigen.

Schon wußte man um das am Hofe, wiewohl noch unvollendet, gegebene Lustspiel, „Tartüffe“, im Publikum. Man kannte den Inhalt ganzer Scenen; recitirte ganze Stellen daraus. Paris hatte sich schon in Parteien darüber getheilt, und pries und verdammte den Dichter, ehe das Stück selbst einmal öffentlich erschienen war. Don Juans ruchlose Spöttereien, seine herben Ausfälle gegen die religiösen Heuchler und Frömmler schienen nur das Vorspiel zum Tartüffe selbst zu sein. Die Beleidigten wütheten gegen den Dichter im Voraus. Es erschienen eine Menge Schriften und Pamphlets gegen ihn und für ihn.

Moliere ließ den ersten Sturm verbrausen, zog seinen „Don Juan“ zurück, und feilte den „Tartüffe“ in der Stille. Ludwig XIV. hingegen tröstete den Dichter auf eine andere Art. Er bewilligte der Moliereschen Gesellschaft eine Pension von 7000 Livres und den Titel der königlichen Schauspielertruppe.

Außer dem kleinen Lustspiel l'Amour médecin gab Moliere auf seiner Bühne in dem sturmvollen Jahre 1665 nichts Neues. Dies Stück war im Grunde nur ein Impromptü, welches bei Gelegenheit eines neuen Festes, das der König seinem Hofe geben wollte, in aller Eil gemacht werden mußte. Zu Versailles selbst hatte es keinen sonderlichen Beifall; desto größern aber zu Paris. — Warum es in Versailles fehlte, ist schwer zu sagen. Vielleicht mochte man Schonung gegen die vier Hof- und Leibärzte üben wollen, die Moliere unter verdeckten Namen aufs Theater brachte. Sie hießen Desfougerais, Esprit, Guenault und Daçquin; Moliere hieß sie Desfonandres, Bahis, Macroton und Tomis. Man sagt, Boileau habe ihm geholfen, diese französisch-griechischen Namen schmieden.

Hier zum erstenmal machte Moliere die Hippokraten seiner Zeit

zur Scheibe seines muthwilligen Witzes, wie es von nun an noch öfter geschah. — Kein Wunder, wenn ihm die Fakultät dafür nicht wohl wollte.

Im folgenden Jahr erschien sein „Misanthrop", den einmüthig alle Kenner das Meisterwerk der Moliereschen Muse nannten, den bei der ersten Aufführung der lärmendste Beifall krönte, und dem bei der dritten Vorstellung schon — ein leeres Haus zu Theil ward. — Man sagt: Das Publikum habe das Sonnet, welches der Hofmann Ormont recitirte, ganz vortrefflich gefunden und stark applaudirt, sich aber darauf sehr geärgert, da ihm im Stücke selbst nachher bewiesen ward, es habe einem faden Klingklang und halbem Unsinn Beifall zugeklatscht. — Kann sein; solch ein Mißgriff begegnet Manchem und ist immer verdrießlich. Aber daß man deswegen den „Misanthrop" nicht mehr sehen mochte, ist höchst unwahrscheinlich. Das Stück war für ein zartfühlendes, gebildetes Publikum, von geläutertem Geschmack, nicht für die gemischte Menge berechnet, welche sich zum Schauspielhause drängt. Man las das Kunstwerk mit Vergnügen: aber, auf der Bühne gegeben, fand man's langweilig.

Es war umsonst, daß man den Parisern die Schönheiten des „Misanthropen" in ganzen Abhandlungen erklären wollte; Moliere, wollte er sein Meisterstück noch einige Zeit auf der Bühne erhalten, mußte ihm durch eine Posse oder ein Spektakelstück zu Hilfe kommen. So ward der **Médecin malgré lui**, den Voltaire in dieser Hinsicht sehr sinnreich mit leichten, ins Gehör fallenden Melodien vergleicht, die man in der Oper nach einer ernsten und kunstvollen Musik noch immer gern hört, ungeachtet sie keinen innern Werth haben; drollige Artigkeiten, die dazu dienen, für erhabenere Schönheiten empfänglich zu machen.

Mehr, um eine vollständige Anzeige von Moliere's Arbeiten für die Bühne zu geben, als des Werthes willen, nennen wir

hier noch ein Paar, zum Theil nicht einmal vollendete Kleinigkeiten, die Moliere auf Verlangen seines Monarchen zum Behuf der am Hofe veranstalteten Feste im Jahre 1666 schreiben mußte. Diese waren: „Melicerte", ein heroisches Pastorale, wovon er nur zwei Akte zu machen Zeit hatte, (es gehörte zu dem Ballet der Musen, welches Ludwig XIV. zu St. Germain in höchsteigener Person mittanzte) — und ein komisches Pastorale, aus Ballets und Gesängen zusammengesetzt. — Das Ernstere und Erhabenere war durchaus nicht in unsers Dichters Sphäre; jedesmal verunglückte er darin. Noch übler mußte es ihm gelingen, wenn er auf höhern Befehl dichten sollte. Die Musen und Nachtigallen singen, wie man weiß, immer am schönsten in der Freiheit, und die königlichsten Geschenke können keinen Funken Begeisterung erkaufen.

Moliere selbst verwarf jene flüchtigen erzwungenen Arbeiten, und da im Februar 1667 das Ballet der Musen am Hofe wiederholt werden sollte, gab er statt ihrer, und mit größerm Beifall, sein niedliches Lustspiel le Sicilien ou l'Amour peintre.

Seine Gesundheit fing an zu wanken; seine Brust war schwach. Er mußte das Theater meiden und eine Milchkur gebrauchen, die ihm sein Arzt verordnete.

„Was?" sagte der König einmal zu ihm: „Sie haben einen Arzt, wie ich höre? Was thun Sie mit dem?"

„Ei nun, Sire," antwortete der Dichter: „er verschreibt mir Medizin; ich nehme sie nicht ein, und werde davon richtig gesund."

So genoß er jetzt die schönen Tage des Frühlings zu Auteuil auf seinem Landhause mit Lachapelle, Boileau und dem damals berühmten Advokaten Forcroy, der, kraft seiner gewaltigen Lungen, in den kleinen literarischen Fehden immer den Sieg ertrotzte. „Wie will auch die leise Stimme des Rechts und der Vernunft jemals aufkommen gegen eine Kehle, wie die da?" sagte

Moliere, den man in der Gesellschaft gewöhnlich den Kontemplativen nannte, zu Boileau, da er mit Forcroy vergebens stritt.

Aber kaum war der Frühling vorüber, so kehrte er zu seiner Bühne zurück, und „Tartüffe", dessen Erscheinung schon lange mit gespannter Erwartung von den Parisern entgegengesehen worden war, wurde mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs den 5. August 1667 auf dem Theater im Palais-Royal gegeben.

Neugier überfüllte das Haus; das Stück ward mit dem lebhaftesten Beifall gekrönt, und für den folgenden Tag wieder angekündet. Wer in Paris Anspruch auf guten Ton machen wollte, strömte dahin. Damen von hohem Range schätzten sich schon glücklich, nur noch Platz in den dritten Logen zu finden. Man wollte eben zu spielen anfangen, als der Parlaments-Präsident de Harlai das Stück zu geben verbot. Die Schauspieler wußten sehr wohl, daß der Präsident der devoten Klasse sehr hold war; aber sie stellten seinem harten unverhofften Befehl die Erlaubniß des Königs entgegen. Zum Unglück konnten sie diese Erlaubniß nicht vorzeigen, weil sie nur mündlich gegeben war, und das Schauspiel blieb folglich unaufgeführt.

Dies verdrießliche Ereigniß mußte dem zahlreich versammelten Publikum angezeigt werden. Moliere trat auf die Bühne hinaus und sagte: „Wir zählten darauf, heut die Ehre zu haben den „Tartüffe" zum andernmal zu geben; allein der Herr Präsident will durchaus nicht, daß man ihn auf die Bühne bringe."

Der König war damals nicht in Paris, sondern im Lager vor Lille in Flandern. Moliere wandte sich schriftlich an ihn, und seine Schauspieler de la Grange und de la Thorilliere mußten dem Monarchen das Schreiben überbringen.

„Ich erwarte," schrieb er am Schluß desselben: „mit Ehrfurcht den Beschluß, welchen Ew. Majestät über diesen Gegenstand nehmen werden. Aber wahrhaftig, Sire, ich werde nicht mehr daran

denken Komödien zu machen, wenn die Tartüffen Recht behalten; das würde diesen Leuten Muth geben, mich noch heftiger zu verfolgen; sie würden das Unschuldigste, was von meiner Feder käme, angreifen."

„Möchten Sie doch, Sire, mir Ihren Schutz gegen die giftige Wuth derselben leihen; könnt' ich, wenn Ew. Majestät von einem so glorreichen Feldzug heimkehren, zu Ihrer Erholung nach Ungemach und Eroberungen beitragen, nach so viel erhabenen Thaten Ihnen unschuldige Freuden bereiten, und einen Monarchen lachen machen, der Europen zittern macht."

Sein Schreiben hatte die erwünschte Wirkung. Der König erlaubte die Aufführung des „Tartüffe", und er ward nun drei Monate lang unaufhörlich gegeben, und immer war das Haus voll. Moliere's Schauspieler beschlossen dankbar dem Dichter, so lang er lebe, für seine Person immer zwei Theile von der Einnahme jeder Vorstellung zu geben.

Je glänzender der allgemeine Beifall war, welcher den Dichter des „Tartüffe" überströmte, je unversöhnlicher und rasender ward die Partei der Frommen. Es erschienen nicht weniger, als zwanzig Schmähschriften gegen ihn. Eine derselben, von einem Pariser-Pfarrer verfertigt, äußert sogar die christliche Meinung: Man müsse Molieren auf den Scheiterhaufen setzen. Selbst Bourdaloue, der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit, donnerte gegen den „Tartüffe" von der heiligen Stelle herab.

„Weil wahre und falsche Frömmigkeit", sprach er in seiner Predigt vom siebenten Sonntag nach Ostern, „wer weiß, wie viel Handlungen mit einander gemein haben, weil das Aeußere der einen und der andern viele Aehnlichkeiten darbieten, ist es nicht nur leicht, sondern eine beinahe unausweichliche Folge, daß derselbe Spott, welcher die eine angreift, auch die andere trifft; daß Züge, mit denen man diese darstellen will, jene entstellen

können. Und so geschah es, als weltlich gesinnte Menschen die Scheinheiligkeit tadeln wollten, daß sie die wahre Frömmigkeit verdächtig machten durch boshafte Deutungen über die scheinbare. So geschah es, so war es ihre Absicht, als sie auf dem Theater einen Heuchler dem öffentlichen Gelächter preisgaben; als sie durch ihn das Ehrwürdigste zum Spott erniedrigten; ihn das Aergerniß der Welt auf das übertriebenste tadeln ließen; ihn darstellen mit einer zarten Gewissenhaftigkeit, verwundbar durch das Unbedeutendste, während er auf der andern Seite in die schändlichsten Verbrechen tauchte; ihn darstellen mit der Miene der Bußfertigkeit, die ihm nur diente, seine Abscheulichkeit zu verbergen, indem sie den elendesten, niederträchtigsten der Menschen mit der Außenseite der strengsten Frömmigkeit schmückten."

Man erzählt sich indessen, Bourdaloue habe über den Tartüffe nur auf Hörensagen geurtheilt; er habe nachher das Stück selbst aufführen gesehen, und die Partei vieler andern braven Leute ergriffen, die, von ihrem Vorurtheil zurückgekommen, dem Dichter Glück wünschten, und ihm sagten: „Es ist schön, die Tugend in ihrem vollen Glanz zu zeigen!" — „Mag sein," erwiederte Moliere darauf gewöhnlich; „aber aus dem, was es mich kostet, merk' ich wohl, es ist gar nicht geheuer, sich mit ihrem Interesse sehr zu befassen!"

In der trefflichen Vorrede, die er beim Druck dieses Schauspiels zu demselben schrieb, erzählt er, ganz nach seiner Art, wie viel er des Tartüffe willen zu leiden hatte, und gibt seine Meinung, ob Gegenstände dieser Gattung für die Bühne gehören, auf eine Weise, die noch jetzt sehr lehrreich ist. Man hört hier den großen Komiker besser, als sonst irgendwo, über seine Kunst räsonniren, und deswegen stehen einige Stellen daraus hier vielleicht nicht am unrechten Ort:

„Hier nun das Lustspiel," sagt er, „davon so viel Lärmens ge-

macht, das so lange verfolgt ward. Und die Leute, denen ich darin mitspielte, haben sonnenklar bewiesen, daß sie beiweitem mächtiger in Frankreich sind, als alle andere, die ich im Schauspiel darstellte. Die Marquis, die Eleganten und Uebergebildeten, die betrogenen Ehemänner, die Aerzte haben es ganz gutmüthig geduldet, wenn man sie aufs Theater brachte; sie schienen sich vielmehr mit der übrigen Welt an dem Bilde zu vergnügen, das man von ihnen entwarf; aber die scheinheiligen Kopfhänger verstanden keinen Spaß; sie kamen in Harnisch und fanden es sehr sonderbar, daß ich's wagen dürfte, ihrer Ziererei zu spotten, und ein Gewerbe lächerlich zu machen, mit dem sich so viel achtbare Personen abgeben. Das ist nun ein Verbrechen, sie können's schlechterdings nicht verzeihen; mit entsetzlicher Wuth gehen sie gegen meine Komödie zu Felde. Nicht auf die Stellen machen sie den Angriff, von denen sie verwundet wurden; sie sind viel zu politisch, haben viel zu viel Lebensart, als daß sie den Grund ihrer Seele zeigen sollten. Nein, nach ihrer lobesamen Gewohnheit muß die Sache Gottes ihre Interessen verhüllen; in ihrem Munde ist „Tartüffe" ein Stück, das die Religion angreift. Es ist vom Anfang bis zum Ende voller Ruchlosigkeit, und jede Zeile ist des ewigen Feuers werth. Alle Sylben sind gotteslästerlich. — — Möcht' ich doch die Arbeit immerhin den Einsichten meiner Freunde, der Zensur der ganzen Welt vorlegen; alle Verbesserungen, die mir daran möglich waren, das Urtheil des Königs und der Königin, die das Stück sahen, der Beifall großer Fürsten und der Herren Minister, die es mit ihrem Besuch beehrten, das Zeugniß schätzenswürdiger Personen, die es nützlich fanden — genug, alles half mir nichts. Sie wollten einmal nicht anbeißen. Und alle Tage noch müssen unverschämte Eiferer im Publikum gegen mich schreien, die mich recht gottselig beschimpfen, und mich mit christlicher Liebe verdammen."

„Ich weiß wohl, die Herren wollen gern glauben machen, Dinge, wie die, müßten nicht auf der Bühne behandelt werden; aber, wenn ich fragen darf: Worauf gründen sie denn ihre Meinung? Nichts, als ein vorgeschobener Satz ist's, ohne Haltung, ohne Beweis. Es fiele mir gar nicht schwer, ihnen zu zeigen, daß die Komödie überhaupt bei den alten Völkern aus der Religion selbst hervorging, und einen Theil ihrer Mysterien ausmachte, u. s. w."

„Wenn es die Bestimmung des Schauspiels ist, die Laster der Menschen zu züchtigen, so sehe ich wahrhaftig nicht ein, warum es darunter Privilegirte geben soll? — Das wäre in einem Staate gefährlicher, als alles Andere; und daß die Komödie eine vorzügliche Kraft zur Sittenverbesserung habe, wissen wir. Die trefflichsten Züge einer ernsten Moral wirken meistens beiweitem so mächtig nicht, als die der Satyre; selten fühlt der Sterbliche einen Tadel tiefer, als im Anblick seines eigenen Bildes. Nichts Fürchterlicheres für Bosheit und Thorheit der Sterblichen, als sie dem Gelächter aller Welt ausstellen. Man hört sich noch immer lieber tadeln, als verspotten. Schlecht sein mag man wohl; nur lächerlich will keiner sein." —

„Ich gestehe es, es gab Zeiten, wo die Komödie verdorben war. Und was trägt die Welt, das nicht alle Tage verderbt wird? Es gibt nichts so Reines, was Menschen nicht besudeln, nichts so Heilsames, was sie nicht in Gift verwandeln, nichts so Gutes, was sie nicht zum Bösesten mißbrauchen könnten. Die Arzneikunde ist eine nützliche Kunst; jeder schätzt sie, als eine der herrlichsten Sachen, die wir haben — und doch gab's eine Zeit, wo sie verhaßt war, und sehr oft verkehrte man sie in die Kunst, Menschen zu tödten. Die Philosophie ist eine Gabe vom Himmel; sie ward uns, um unsern Geist zur Erkenntniß der Gottheit zu erheben, durch Betrachtung der wunderreichen Natur — und doch ist's bekannt, daß man sie oft ihrem Zweck zuwiderleitete, und sie öffent-

lich dazu gebrauchte, Irreligiosität zu vertheidigen. Das Allerheiligste ist vor des Menschen Verderbtheit nicht geborgen; wir sehen Bösewichte, die täglich die Frömmigkeit mißbrauchen, und sie schändlich zu den gröbsten Verbrechen anwenden. Aber in solchen Fällen unterscheidet man denn auch, was verschieden ist. Man verwickelt nicht sogleich in einer falschen Folgerung die Güte der Sachen, die man verderbt hat, mit der Bosheit der Verderber. Man trennt immer den übeln Gebrauch der Kunst von ihrer erhabenen Bestimmung; und, wie man nicht leicht auf den Einfall kömmt, die Arzneikunde zu verbieten, weil sie einmal in Rom verbannt war, oder die Philosophie, weil sie in Athen einmal öffentlich verkannt ward: so muß man auch nicht die Komödie verurtheilen wollen, weil sie in gewissen Zeiten gehaßt ward. Dieser Haß hatte Gründe, die heute nicht mehr vorhanden sind. — — Die Komödie, welche auf Angriff ausging, ist gar nicht die Komödie, welche wir hier in Schutz nehmen. Man muß sich wohl hüten, eine mit der andern zu verwechseln. Es sind zwei Personen von ganz entgegengesetzten Sitten. Sie haben mit einander nichts, als den Namen ähnlich; und es wäre doch die schrecklichste Ungerechtigkeit, Olympien, die eine tugendhafte Frau ist, zu verdammen, weil es eine Olympie gibt, die zügellos lebt. Dergleichen Urtheile könnten die ganze Welt in Unordnung bringen. Denn nichts wäre, was nicht verdammt werden würde; und weil man solche Strenge doch also nicht gegen Dinge übt, die täglich gemißbraucht werden, so erweise man der Komödie dieselbe Gunst, und dulde Schauspiele, worin Unterricht und Sittlichkeit herrschen."

„Es gibt Personen, ich weiß es, deren Zartgefühl jedes Schauspiel anstößig findet; die da sagen, die schönsten Dramen seien eben die gefährlichsten; die Leidenschaften, welche darin geschildert sind, wären um so rührender, je mehr sie mit Tugend verwandt sind, und die Gemüther würden durch Darstellungen

dieser Art zu sehr bewegt. Ich begreife indessen nicht, warum es ein so großes Verbrechen sein sollte, vom Anblick einer edeln Leidenschaft bewegt zu werden? Die gänzliche Unempfindlichkeit, zu welcher sie unsere Seele emporsteigern wollen, ist eine etwas hohe Tugendstaffel. Ich zweifle sehr, ob eine so große Vollkommenheit in der Gewalt der menschlichen Natur sei; weiß nicht, ob es nicht besser wäre, dahin zu arbeiten, die Leidenschaften der Menschen zu veredeln, als sie ganz und gar zu vernichten. Ich gebe zu, es mögen Oerter sein, die man lieber besuchen sollte, als das Schauspielhaus. Und, wenn man Alles und Jedes verwerfen will, was sich nicht unmittelbar auf Gott und unser Seelenheil bezieht, so ist's natürlich, die Komödie gehört auch darunter, und ich find' es nicht unrecht, wenn man ihr, wie allem Uebrigen, den Stab bricht. Allein, vorausgesetzt, und wie es denn doch auch Wahrheit ist, daß die Uebungen der Andacht zuweilen Pausen haben, und daß den Sterblichen Zerstreuungen Bedürfniß sind, so behaupt' ich, kann deren keine unschuldigere erfunden werden, als das Schauspiel."

Was auch die Pariser-Frömmler gegen den Dichter schreien mochten, er hatte gesiegt. Ludwig XIV. vermehrte sogar die Pension desselben, und Moliere war von der Gunst seines Königs so lebhaft überzeugt, daß er ihn an eben dem Tage, da „Tartüffe" zum erstenmal wieder gegeben wurde, um die Gewährung einer neuen Gnade ansprach. Es betraf diesmal nicht ihn selbst, sondern einen seiner Freunde. — Die Bittschrift war so drollig abgefaßt, daß der König lachen und gewähren mußte.

Hier ist sie:

Sire!

„Ein hochachtbarer Doktor der Medizin, zu dessen Kranken zu gehören ich die Ehre habe, verspricht mir, und will sich in Gegenwart von Notarien verpflichten, mir noch dreißig Jahre das Leben

zu fristen, wenn ich ihm eine Gnade von Ew. Majestät gewinnen kann. Ich habe ihm auf dies Versprechen hin erwiedert, daß ich nicht einmal so viel verlange, und wohl zufrieden sein wolle, insofern er gelobte, mich nur nicht zu tödten. Diese Gnade, Sire, ist ein Kanonikat bei Ihrer königlichen Kapelle zu Vincennes, erledigt durch den Tod des . . . .

„Darf ich's auch wagen Ew. Majestät um diese Gnade anzuflehen, und sogar selbst an dem großen Auferstehungstage vom „Tartüffe", der durch Ihre Güte wieder ins Leben zurückkehrte? Versöhnt durch diese Ihre erste Gunst mit den Andächtigen, werd' ich's durch die zweite mit den Medizinern werden. — Für mich ist das allerdings zu viel Gnade auf einmal, aber vielleicht für Ew. Majestät nicht zuviel; und ich erwarte mit ein wenig ehrfurchtsvoller Hoffnung die Antwort auf meine Bitte."

Der Sohn des D. Maurilain, Moliere's Hausarztes, erhielt wirklich das Kanonikat, um welches für ihn der Freund seines Vaters gebeten hatte.

In dem Zwischenraum vom August 1667 bis 5. Februar 1669, wo den „Tartüffe" zu spielen verboten gewesen, war Moliere, um den Ruhm seiner Bühne zu erhalten, mit einigen andern Stücken hervorgetreten.

Zwei derselben waren freie Nachahmungen des Plautus; nämlich „Amphytrion", Lustspiel in drei Aufzügen und in freien Versen, welches zum erstenmal den 13. Jänner 1668 gegeben ward, und der „Geizige", der erst den 9. September 1668 aufgeführt ward.

Voltaire setzt beide Stücke weit über die Arbeiten des römischen Dichters hinaus, so wie die gelehrte Frau Dacier das Gegentheil in einer besondern Dissertation hat beweisen wollen, die sie aber vorsichtig wieder unterdrückt haben soll, da sie erfuhr, Moliere habe ein Lustspiel: „die gelehrten Weiber" in der Arbeit.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Molierens Arbeiten, verglichen mit denen des Plautus, mehrere Vorzüge haben — nie aber werden sie die Werke des Römers verdunkeln. — Ueberhaupt ist nichts gefährlicher, als die Parallele zwischen ältern und neuern Dichtern zu ziehen, oder auch nur zwischen Dichtern aus verschiedenen Sprachen. Immer wird das Urtheil durch Nebenumstände bestochen, die der Beurtheiler oft selbst nicht ahnet.

Der neuere Dichter hat die Kenntniß vom Geist der Zeitgenossen, ihrer Kultur, ihres Geschmacks — sein Witz ist treffender, seine Anspielungen sind verständlicher; vertraut mit seinem Publikum weiß er überall das Gemüth desselben leichter zu ergreifen und zu bewegen. — Diese Vortheile gehen den Alten verloren; ihr Witz ist ohne Stachel, sobald der Fehler nicht mehr ist, den sie bei ihren Zeitgenossen fanden; Religion, Sitte, Kultur, Geschmack, alles ist nicht mehr, wie ehemals. Wir verstehen ihre Anspielungen erst durch Commentare, ihren Witz erst durch Erklärungen. — Dagegen übt eine fremde Sprache, eben dadurch, daß sie uns fremd ist, beim Lesen eines alten, oder eines ausländischen Dichters, über uns eine Gewalt aus zum Vortheil des Fremdlings, die bedeutender ist, als man wohl glaubt. Während die Gedanken und Gefühle des einheimischen Dichters klar und unverhüllt in der Muttersprache vorliegen, schwebt um den Sinn des fremden Dichters für uns ein zarter Nebel, welcher noch viel Schöneres zu verhüllen scheint, als uns entdeckt ist. Was uns in der Muttersprache gleichgültig gelassen hätte, kann in der fremden uns reizend dünken, nicht der Sprache willen, und daß sie melodischer wäre, als die unsrige, sondern weil eben ihre Fremdheit uns nicht so rasch, wie in der Muttersprache, über einen Gedanken, über ein Bild dahinfliegen läßt, und uns fesselt, bis wir Gedanken und Bild ganz in uns übertragen, und deren ganze Wirkung empfunden haben. Immer lesen wir die fremde Sprache mit einem Gefühl

von Schüchternheit, daß uns in ihr, trotz unserer Bekanntschaft mit derselben, manche Schönheit entschlüpfen könne. Wir vermuthen hinter manchem Ausdruck noch mehr, als der Schriftsteller selbst geben wollte. Eine Reihe Associationen von Ideen, Bildern und Gefühlen drängen sich in uns um diesen Ausdruck, angeregt vom fremden Klang; indem wir den ausländischen Dichter lesen, dichten wir unwillkürlich selbst, und was im einheimischen Dichter uns sehr mittelmäßig geschienen haben, und ohne Wirkung geblieben sein würde, kann uns bei jenem entzücken. Daher wird auch die trefflichste Uebersetzung immer neben dem Original verlieren; wir werden in jener immer gewisse Schönheiten vermissen, womit dieses prangt. Daher wird der Streit über den Vorzug der alten und neuen Dichter noch lange dauern, und doch nie entschieden werden. Er kann mit Interesse geführt werden aber nie mit wesentlichem Nutzen.

Außer dem „Amphytrion“ und dem „Geizigen“ gab Moliere noch in eben der Zeit den George Dandin, ou le mari confondu. — Die Eifersucht eines Ehemanns schien jetzt ein Lieblingsgegenstand Moliere's zu werden. Er ist unerschöpflich an Witz und Laune, das Lächerliche dieser Leidenschaft darzustellen. Vielleicht war dies am Ende nur moralische Arznei, die er für sich selbst bereitete. Denn Moliere war durch seine junge Gattin nichts weniger, als glücklich.

Der schönen Bejart, seit sie seine Frau war, und in Rollen auf dem Theater glänzen konnte, gab er immer die ersten. Sie war jung und reizend, leichtsinnig und eitel. Anbeter umschwärmten sie; und sie — verbannte sie nicht. Wie uns ein anonymer Schriftsteller erzählt, datirte sich die Erscheinung des häuslichen Unsterns von dem Tage, da die junge Frau in der „Prinzessin von Elis“ die Prinzessin spielen mußte. Ein gewisser Graf de *** verliebte sich mit der heftigsten Leidenschaft in das liebliche Weib;

und Madame Moliere fand den jungen Mann wenigstens liebenswürdig und um vieles jünger, als den Ehegemahl.

Man machte diesen aufmerksam darauf, und wie sein Streben, dem Publikum zu gefallen, ihn gar nicht daran denken lasse, das Betragen seiner Frau zu prüfen. Man gab ihm zu verstehen, daß, während er alle Welt zu amüsiren suche, alle Welt seine Frau amüsiren möchte. Die Eifersucht erwachte. Er ging zu seiner Gattin, überhäufte sie mit seinen Klagen; rief ihr die Sorgfalt ins Gedächtniß zurück, mit welcher er sie erzogen habe, und die zarte Weise, mit welcher er, immer noch mehr Liebhaber als Ehemann, sie behandle. Dürfte er auf keine Gegenliebe zählen, so glaubte er doch auf ihr Gefühl von Dankbarkeit Anspruch machen zu können.

Sie ward durch seine Vorstellungen erweicht. Weinend gestand sie ihm offenherzig, daß es dem Grafen gelungen wäre, ihr Empfindungen einzuflößen, die sie nicht nähren sollte. Sie schwor ihm treu zu bleiben, und bat, die Verirrung eines Herzens zu verzeihen, das, noch zu wenig bekannt mit der Welt und sich selbst, aus Leichtsinn fehlte. Sie that ihm das feierliche Gelübde, sich künftig strenger zu bewachen, und nie wieder schwach zu sein.

Der gutmüthige Moliere beruhigte sich. Er glaubte ihren Thränen. Er bereute sein erstes, heftiges Aufwallen, und stellte ihr nur vor, daß die Reinheit des Bewußtseins nicht genug sei, des Weibes Ehre ungekränkt zu erhalten; man müsse auch den Schein, der wider uns zeugen könnte, meiden, besonders in einem Zeitalter, wo die Menschen meistens geneigt wären, eher das Schlimmste, als das Beste von Andern zu glauben.

Die guten Vorsätze des jungen Weibes verschwanden indessen bald wieder. Sie erneute ihre vorige Lebensart; hatte bald wieder ihre Bewunderer, ihre kleinen Intriguen, und für den armen Moliere fanden sich auch bald wieder unbesonnene oder schadenfrohe Freunde, die ihm redlich alles zu Ohren brachten, was sie von

seiner Frau wußten. Er eilte zu ihr, und machte ihr die heftigsten Vorwürfe; drohte sogar, sie einsperren zu lassen.

Sie schluchzte, sie tobte, sie fiel in Ohnmacht. Der gute Mann kam außer sich vor Schrecken. Er verfluchte seinen Ungestüm, sein Aufbrausen. Er bat, sobald er sie wieder zu sich selbst gebracht hatte, um Verzeihung, und daran zu denken, daß nur Liebe, die innigste, ihn zu dieser Heftigkeit gebracht hätte. Um zu beweisen, welche Gewalt sie über sein Herz übe, wollte er, ungeachtet aller Ursachen sich zu beklagen, dennoch schweigen, und alles verzeihen, wenn sie künftig nur ihren Wandel beschränken werde.

Diesmal, statt gerührt zu werden durch die Großmuth, nahm die Dame einen ganz andern Ton an. Sie erklärte ihm geradezu, daß sie es müde sei, sich beständig mit unverschuldeten Vorwürfen quälen zu lassen; daß er Maßregeln zu einer Ehescheidung ergreifen solle; daß sie wohl wüßte, aus welcher trüben Quelle die Verläumdungen gegen ihre Unschuld flössen, und daß sie, mit einem Worte, länger nicht mit einem Manne leben könne und wolle, der noch immer die vertrauten Verbindungen mit Mademoiselle de Brie unterhielte, wie ehemals, die noch immer mit ihnen unter einem Dache wohne, und seit dem Hochzeitstage noch nicht das Haus verlassen habe.

Die Erzürnte war von nun an nicht wieder zu versöhnen. Moliere und seine Freunde thaten alles, die Ehescheidung zu verhindern; aber vergebens. Sie blieb bei ihrem Vorsatz, frei zu werden, und betrug sich auch wirklich gegen ihre Anbeter, als hätte sie weiter keine Verpflichtungen gegen den Ehemann. Moliere, empört durch diese Aufführung, schied sich wirklich von ihr, ohne förmliche Ehescheidung und Parlamentsspruch. Sie lebten in vollkommener Gleichgültigkeit gegen einander, wie zwei fremde Personen.

Doch er konnte die Gleichgültigkeit nicht lange behaupten; er liebte die Leichtsinnige noch immer, so gern er sie auch verachten

und vergessen wollte. Sein Schicksal machte ihm manche traurige Stunde.

Als er eines Tages zu Auteuil in seinem Garten saß, und düster träumte, kam la Chapelle. Er wollte heitere Miene annehmen; la Chapelle aber bemerkte den Kummer leicht, und forschte der Ursache davon nach, die jener gern sich selbst und Andern verhehlen wollte. Moliere schämte sich etwas, so wenig Standhaftigkeit in einem Unglück zu beweisen, das in Paris sonst eben nicht zum Seltensten gehörte. Aber, da la Chapelle unaufhörlich in ihn drang, ergoß er diesem sein Herz in lauten Klagen mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit.

La Chapelle, welcher seinen Freund über dergleichen Dinge weit hinaus zu sein glaubte, machte sich nur lustig darüber, daß ein Mann, wie Moliere, der das Lächerliche anderer Menschen so glücklich zu treffen wüßte, selbst in einen Fehler verfiele, den er täglich auf der Bühne tadle, und bewies ihm, daß das Lächerlichste von Allem wäre, eine Person zu lieben, der es nicht einfiele unsere Zärtlichkeit zu erwiedern. — „Ich," sagte er: „ich für meine Person gesteh' Ihnen, wenn ich unglücklich genug wäre, mich einmal in einem ähnlichen Fall zu finden, und ich überzeugt wäre, die Person, die ich liebte, gewährte Andern ihre Gunst — ich würde sie so herzlich tief verachten, daß ich von meiner Leidenschaft auf immer geheilt sein würde. Uebrigens haben Sie bei einer Frau noch einen Vortheil, der Ihnen entginge, wenn es nur um eine Geliebte zu thun wäre. Rache, die gewöhnlich statt der Liebe endlich ein gekränktes Herz beseelt, Rache kann Sie entschädigen für all den Kummer, den Ihnen Ihre Frau macht. Sie dürfen sie nur ins Kloster schicken und einsperren. Das wäre zuletzt das beste Mittel, sich zu beruhigen."

„Haben Sie in Ihrem Leben schon einmal geliebt?" unterbrach ihn Moliere, der bisher ruhig zugehört hatte.

„Allerdings," entgegnete la Chapelle: „geliebt, wie ein Mann von gesunden Sinnen lieben muß. Aber wahrhaftig, es hätte mich das, was Ehre anräth, gar so große Ueberwindung nicht gekostet. Ich muß für Sie erröthen, Sie noch so unentschlossen zu sehen."

„Ich seh' es schon," antwortete Moliere: „Sie haben noch nie geliebt. Sie nehmen den Schein, die Täuschung, für die Liebe selbst. Ich mag Ihnen jetzt nicht ein Heer von Beispielen geben, woraus Sie die Gewalt dieser Leidenschaft kennen lernen könnten. Ich will Ihnen nur eine einfache Schilderung von mir selbst geben, um Ihnen zu zeigen, wie wenig man Herr seines Selbstes ist, wenn Leidenschaft einmal den Meister über uns spielt. Sie sagen, ich habe tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens; die Gemälde, welche ich dem Publikum täglich davon liefere, verriethen dies. Gut! auch mich hab' ich studirt genug, um jede Schwäche meines Herzens zu wissen. Während aber meine Kenntniß mich lehrte, daß man die Gefahr fliehen müsse, lehrte mich Erfahrung, sie sei dennoch unvermeidlich." Nun erzählte ihm Moliere die ganze Leidensgeschichte seines Ehestandes, und fuhr nach einigen Reflexionen darüber fort: „Ich habe also den Entschluß gefaßt, mit ihr auf dem Fuß zu leben, als wäre sie nicht meine Gattin. Aber, wenn Sie wüßten, was ich leide — Sie würden Mitleid mit mir haben. Ja, der Wahnsinn meiner Liebe geht so weit, daß ich selbst das lebhafteste Interesse für alles und jedes habe, was meinem treulosen Weibe von Interesse sein kann. In eben dem Augenblick, wo ich die Unmöglichkeit fühle, meine Leidenschaft für sie zu besiegen, sag' ich mir selbst: daß es ihr vielleicht eben so sehr Unmöglichkeit ist, den Hang zum Kokettiren zu überwinden; und ich finde mich eher gestimmt, sie zu beklagen, als zu hassen. — Sagen Sie mir immerhin: man muß Dichter sein, um so lieben zu können; ich, meinestheils, glaube, es gibt nur eine

Art von Liebe; und wer nie ähnlich zart empfunden hat, der hat auch noch nicht wahrhaftig geliebt."

So weit jener anonyme Schriftsteller, der uns diese Anekdote aus Moliere's häuslichem Leben erzählt. Ob sie strenge Wahrheit sei? Wer mag und darf es verbürgen? In der Hauptsache hat sie ihre Richtigkeit; übrigens, so schwach unser Dichter darin auch erscheint, sind doch die zarten Empfindungen, die er dabei äußert, seiner nicht unwürdig.

Moliere liebte als Gatte und Freund gewiß immer mit ganzer Seele. Was er that und empfand, war nie halb gethan und empfunden. La Chapelle hingegen war feiner Wollüstling und Weltmann, der roth geworden sein würde, wenn er sich selbst einmal bei einer Innigkeit des Gefühls ertappt hätte. Er besuchte zwar Molieren oft in seinem Garten zu Auteuil; weniger aber, wie man versichert, um sich, umgeben von den Reizen der Einsamkeit, näher an das Herz eines Freundes zu drängen, als vielmehr um die Freuden der Tafel dort zu genießen, und sich bei mancherlei Fremden ein Verdienst zu erwerben, die, neugierig den Dichter in der Nähe zu sehen, von ihm ohne Umstände mit nach Auteuil genommen wurden.

Beide Männer waren daher, wie man zu sagen pflegt, gute Freunde; aber Freunde waren sie eigentlich nicht. Moliere war indessen zu gutmüthig, und zu sehr Menschenkenner, als daß er nicht selbst die Fehler seiner Freunde zu entschuldigen der Erste gewesen wäre. Die Worte Philints im „Misanthropen":

Natürlich ist dem Sterblichen,
So wie das Gute, auch der Sinn des Bösen.
Ich mag des Menschen Bosheit, seine Tücke
Und Selbstsucht sehen — oder sehn des Geiers
Blutdürst'ge Mordlust, und des Wolfes Gier,
Des Affen Hinterlist — — mich kränkt der Eine
Nicht mehr, nicht minder, als der Andre —

scheint er aus seiner Seele gesprochen zu haben, so wie Moliere's gesammte Lebensweisheit sich in dem Charakter Philints auszusprechen scheint, wenn er diesen zu dem mürrischen Alkmar in jenem Lustspiele sagen läßt:

Nur doch ein wenig Nachsicht, nur ein wenig,
Mit den Konvenienzen unsrer Welt,
Und mit der schwachen menschlichen Natur!
Der Weise wahrt die goldne Mittelstraße;
Er haßt und liebt mit stiller Nüchternheit,
Und seine Tugend, duldsam gegen Andre,
Hüllt sich nicht immerdar ins Tigerfell.
Der alten Zeiten rauhe, strenge Einfalt
Ist gut, doch nicht der heut'gen Welt entsprechend.
Man muß der Zeit und Sitte Rechnung tragen;
Die lächerlichsten aller Träume sind
Die Träumerei'n der Weltverbesserer.
Auch ich, so gut, wie Sie, bemerke täglich,
Was besser sein, was anders gehen sollte;
Ich könnte mich, wie Sie, bei jedem Schritt
Von Herzen ärgern, aber nie geschieht's.
Ich nehme nur die Menschen, wie sie sind;
Gewöhne mich zu dulden, wie sie's treiben.

Nachsichtiger gegen die Fehler Anderer war gewiß Niemand, als er. Gutmüthig opferte er sich für die Wünsche Anderer auf, und selten wußte man's ihm nur Dank. Er war der Sklave seiner Schauspieler-Gesellschaft, die ihm nie Ruhe ließ, und ihm alle Augenblicke anlag, ihr neue Vortheile zu verschaffen.

Was zum Hause des Königs gehörte, hatte bisher Freibillets im Schauspiel gehabt. Moliere's Leute bestürmten ihn, dies Vorrecht abschaffen zu lassen, von dem sie keinen Nutzen hätten. Er zögerte lange. Endlich wandte er sich an den König,

und erhielt die neue Gnade. Aber die Gensd'armes, die Musketiers und Gardes du Corps, erbittert durch den Verlust ihres alten Rechts, stürmten die Thüren des Komödienhauses, erschlugen sogar einen Portier, und hätten wahrscheinlich die Schauspieler selbst übel behandelt, wenn Moliere nicht vorgetreten wäre, und diese unbesonnene Jugend mit Vorstellungen, wie sehr ihr Betragen sich von der Ehrfurcht gegen den Willen des Monarchen entferne, zur Ruhe gebracht hätte.

Als sich die Truppe den Tag nachher versammelte, beschloß sie, noch immer nicht vom Schrecken genesen, den ihr der stürmische Auftritt verursacht hatte, den König um Widerrufung seines zu ihren Gunsten gegebenen Befehls anzuflehen. Allein Moliere, unerschütterlich, wenn er einmal seinen Entschluß genommen, willigte schlechterdings nicht ein. Ludwig XIV. ließ das Schauspielhaus mit Wachen besetzen, und das Verbot, ohne Zahlung hineinzugehen, erneuern.

Keinem seiner Freunde stiftete aber Moliere ein so schönes Denkmal, als dem berühmten Maler Mignard, der um diese Zeit von seinen Künstlerreisen aus Italien zurückgekommen war, und mit unserm Dichter in der engsten Freundschaft lebte. Sie hatten einander schon, wie le Bret erzählt, zu Avignon gekannt. Mignard malte Molieren, und Moliere besang in seinem Gedicht la Gloire du Val de Grace den Freund und den Künstler, wie einst Ariosto den Titian sang. Das Gedicht ist ganz didaktischer Art; es setzt die Hauptthelle der Malerkunst auseinander, Erfindung, Zeichnung und Kolorit; schildert die Verschiedenheit der Oel- und Fresko-Malerei, um als Probierstein der Meister-Größe zu dienen; erhebt Mignard in die Reihen der ersten Fresko-Maler, und nennt Jules, Annibal, Raphael, Michel-Ange, nur les Mignards de leur siècle; streut darauf Ludwig XIV. eine Blume, der den Maler bei seinen Arbeiten besuchte, und endet

mit einer Anrede an Colbert, die vielleicht die interessantesten Stellen des ganzen Gedichtes enthält.

Mignard vergrößerte nun durch seine Person den Kreis geistvoller Männer, welche Molieren umgaben, und war Theilnehmer an den frohen Stunden, die auf dem Landgute des Dichters gefeiert wurden. Freilich waren die Gastmahle zu Auteuil nicht alle sokratischer Art, und oft setzte sich die Thorheit freundlich in die Reihen der großen Männer um den gastfreien Tisch. Einmal hätte, zum Beispiel, wenig gefehlt, und Frankreich würde in einer und derselben Viertelstunde die Krone seiner schönen Geister durch einen Geniestreich eingebüßt haben.

La Chapelle, Boileau, Mignard, Lafontaine, Lulli u. s. w. saßen nämlich an einem Sommerabend zu Auteuil beim Nachtessen, philosophirten beim Glase Wein über den Werth der Freundschaft und des Lebens und schwärmten immer höher hinaus. Moliere trank ruhig seine Milch, verließ die Zecher in ihrer dithyrambischen Laune, und legte sich schlafen. Je mehr sie tranken, je nichtswürdiger erschien ihnen die Gestalt des Lebens. Zuletzt beschlossen sie, um das Vergnügen zu haben, mit einander sterben zu können, sich sammt und sonders in den benachbarten Fluß zu stürzen.

Der junge Baron war zugegen; er lief zu Molieren, weckte ihn und machte ihn mit dem heroischen Entschluß seiner Gäste bekannt. Dieser suchte sogleich die begeisterte Gesellschaft, beklagte sich sehr, daß sie das herrliche Vorhaben ausführen wollten ohne ihn, und sagte, er sei mit von der Parthie. „Aber," rief er: „eine so schöne That muß bei hellem Tage geschehen; daß Jeder sie sehe, nicht bei finsterer Nacht!" — Seine Meinung erhielt Beifall; man legte sich zur Ruh und — stand nüchtern wieder auf.

Schon seit einiger Zeit war Baron wieder bei Molieren. Er hatte es sehr bereut, seinen Wohlthäter, um einer übeln Laune

von Madame willen, verlassen zu haben, und sehnte sich zu ihm zurück, wagte es aber kaum nach Paris zu gehen, weil er Moliere's Gunst auf immer verscherzt zu haben glaubte. Kaum erfuhr dies der gutmüthige Mann, so schrieb er ihm: „Hier send' ich Ihnen einen Befehl vom König, und Reisegeld. Nehmen Sie die Post; kommen Sie zu mir.“ Er berechnete Tage und Stunden, wann der Jüngling wieder bei ihm eintreffen könne, ging ihm entgegen und wartete beim St. Viktorsthor auf ihn. Baron seinerseits nahm sogleich die Post, und flog nach Paris. Die Pferde waren ihm nicht schnell genug. Er vergaß unterwegs im Wirthshause seine Geldbörse; er mochte nicht danach umkehren. Er fuhr so schnell durch die Barriere, daß der harrende Moliere ihn nicht erkannte. Dieser kehrte bei der Abenddämmerung mißvergnügt heim. Da stand Baron schon seiner wartend. Schüler und Lehrer stürzten einander mit Freudenthränen in die Arme.

Moliere war unterdessen, als Dichter, nicht träge gewesen. Noch im Jahr 1669 hatte er seine bekannte Posse **Monsieur de Pourceaugnac** geschrieben und aufführen lassen. Sie war in Prosa, in drei Aufzügen und mit Intermezzo's. Lulli machte zu den Ballets die Musik, tanzte, sang darin und spielte die Violine. Das Stück war für die Kasse berechnet; der Dichter hatte nicht allein für seinen Ruhm zu sorgen. Er mußte dem größern Publikum, er mußte dem Hof gefällig leben. Dem Letztern zu gefallen, schrieb er auch **les Amours magnifiques**, Lustspiel in Prosa, in fünf Akten und mit Ballets, welches im Februar 1670 vor dem Hof in St. Germain aufgeführt wurde, niemals aber in Paris. Ludwig XIV. selbst hatte dem Dichter die Idee, welche dem Stück zum Grunde liegen sollte, gegeben. Zwei Prinzen, Nebenbuhler, geben abwechselnd ihrer Geliebten prächtige Feste, und suchen einander dadurch den Rang abzugewinnen. Dies ist der Hauptinhalt des Ganzen, welches, entkleidet von dem Pomp der Intermezzo's,

auf keiner Bühne durch sich selbst interessiren konnte. Auch ward es erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt. Er selbst verachtete die auf hohen Befehl gemachte Arbeit.

Desto besser wirkte, wie am Hofe, so auch in der Stadt, seine Posse **le Bourgeois gentilhomme**, die er bald nachher gab, worin der große Lulli, der die Musik zu den Ballets gemacht hatte, wie im „Pourceaugnac", selbst spielte.

Die französische Akademie ging um diese Zeit damit um, Molieren unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Sie soll sich endlich geneigt erwiesen haben, dem Dichter den ersten erledigten Platz einzuräumen, unter der Bedingung, wenn er sich als Schauspieler, wie im „Adelsüchtigen" geschah, keine Schläge mehr geben lassen wollte. — Hundert und acht Jahre nachher verehrte d'Alembert der Akademie Moliere's Büste, unter welche Saurin den schönen Vers setzte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquoit à la nôtre.

Moliere ließ sich durch kein akademisches Nasenrümpfen abhalten, dem großen Haufen von Zeit zu Zeit im Niedrigkomischen dies und das zum Besten zu geben. Ein Beweis davon sind seine **Fourberies de Scapin**, eine Posse in drei Akten und in Prosa, die im Mai 1671 zum erstenmal auf die Bühne kam. Sie ist ganz im Geschmack der altitalienischen Stücke, abenteuerlich, unwahrscheinlich, und possenhaft oft bis zur Albernheit. Man kann sie als eine Nachahmung von Terenzens Phormion ansehen. Sie enthält verschiedene Scenen, die fast ganz aus ältern, damals noch beliebten Harlekinaden genommen sind.

So übel man auch dem Plautus Frankreichs dies Opfer deutete, welches er dem schlechten Geschmack brachte, den er selbst verbessert hatte, so streng auch Boileau über ihn richtete:

Dans ce sac ridicule où *Scapin* s'enveloppe
Je ne reconnois plus l'auteur du *Misanthrope*,

war doch die Posse nicht ganz ohne Verdienst. Sie füllte das Haus, und Moliere befand sich wohl dabei. Seinen Kunstrichtern und Tadlern setzte er vielleicht eben das entgegen, was der Verfasser eines Buches, betitelt: le Livre sans nom, welches Bayle beim Artikel Moliere anführt, den Harlekin sagen läßt: Die Späße und Streiche da in euern Komödien (sagt' ich zu ihm) sind eben nicht unangenehm; nur schlimm ist's, daß nicht alle gleich gut sind. — Ich geb' es zu, (erwiederte er mir): Indeß sie belustigen doch gewisse junge Leute, die in unser Theater kommen, um zu lachen, und die über Alles lachen, ohne oft eigentlich zu wissen, warum? Wir spielen oft vor Leuten dieser Art, und man muß ihnen Späße nach ihrem Geschmack geben, sonst würde unser Schauspielhaus eine große Einöde werden. — Es thut mir nur leid, (sagt' ich zu ihm): daß ihr eure alten Stücke fast ganz liegen lasset. Sie waren im Geschmack aller gebildeten Personen; man fand darin viel Nützliches für die Sitten; eure Bühne war, ich darf's wohl sagen, ein Ort, wo, wenn man das Lächerliche des Lasters erblickte, durch diesen einzigen Umstand lebhaften Sinn für die Tugend bekam. — Würden wir nichts als unsere ältern Stücke spielen (gab er zur Antwort), so wäre unser Theater bald schlecht genug besucht; man würde, wie einmal Cinthio schon zu St. Evremond sagte, die besten Schauspieler bald bei den trefflichsten Komödien Hungers sterben sehen.

Noch in demselben Jahre, da Moliere die obenerwähnte Posse schrieb, mußte er auf Verlangen des Hofes den Plan zu einem Trauerspiel, durchmischt mit Ballets und Gesängen, entwerfen und ausarbeiten. Er nahm dazu die Geschichte der Psyche, konnte aber, wegen Mangel der Zeit, nur den ersten Akt, die erste Scene des zweiten, und die erste Scene des dritten Aktes vollenden. Der damals schon bejahrte Peter Corneille, der Vater der französischen Tragödie, versificirte das Uebrige; den Text der Gesänge

machte Quinault; Lulli komponirte die Musik; der große Baron, damals noch Jüngling, spielte in diesem Stück den Amor. — Ungeachtet der Vereinigung der glänzendsten Talente, die jemals zur Verfertigung eines Schauspiels zusammengetreten waren, blieb Psyche doch ein äußerst mittelmäßiges Trauerspiel-Ballet, und erhielt sich nicht lange auf dem Theater. Nur die königliche Verschwendung, mit der das Stück in aller Pracht gegeben ward, konnte durch ihren Glanz die Fehler desselben auf eine kurze Zeit verbergen.

Desto mehr Aufsehen erregten im folgenden Jahre 1672 die Femmes savantes, welche Moliere wahrscheinlich seit mehrern Jahren entworfen und gefeilt hatte. Dies Lustspiel in Versen und in fünf Akten ward von den Kennern in den Rang des „Tartüffe“ und des „Misanthrop“ gesetzt. Es ist aber so leer von Handlung und Intrigue, daß es anfangs sehr kalt aufgenommen wurde, bis der König applaudirte. Da applaudirten sogleich der ganze Hof und die Stadt.

Wiewohl es auch in unsern Tagen noch einen nur zu großen Ueberfluß gelehrter Damen gibt, die ihren Ehemännern und Verwandten viel zu seufzen, und dem Publikum viel zu lachen geben, haben Moliere's „Gelehrte Frauen“ doch nicht mehr für uns, selbst nicht einmal für das heutige Paris dasselbe Interesse, wie zu seiner Zeit. — Das Ganze war mehr Personalsatyre. Vadius in diesem Stück sollte der in der Literaturgeschichte noch jetzt nicht vergessene Menage, und Trissotin (in den ersten Vorstellungen hieß er Tricottin) der Abbé Cottin sein, dessen Name jetzt schon unbekannt wäre, hätten ihn nicht Boileau's Satyren, und Moliere's Stück, als einen elenden Schmierer verewigt, der sich so gern durch das Schimpfen auf große Männer groß zu machen suchte. Die Verse, welche Trissotin auf dem Theater dem Gelächter des Publikums preisgibt, waren wirklich Verse von Cottin,

und der Schauspieler, welcher die Rolle Trissotins spielte, trieb es so weit, daß er dem Original selbst durch Stimme und Geberden nachahmte. Man sagt, der arme Cottin habe diesem Streich nicht widerstehen können, und sei darüber in tiefe Melancholie gerathen, die ihn zum Grabe führte.

Das Beste, was man über diesen Gegenstand sagen kann, und was für die Schriftsteller jedes Zeitalters ein goldenes Wort sein sollte, ist das, was Voltaire sagt, da er die obige Anekdote anführt: „So kosteten die Satyren Boileau's auch dem Abbé Cassaigne das Leben. Traurige Wirkung einer mehr gefährlichen als nützlichen Freiheit des Schriftstellers, die weniger den guten Geschmack begünstigt, als die menschliche Schadenfreude kitzelt. — Die beste Satyre, die man gegen schlechte Dichter machen kann, ist, vortreffliche Werke liefern. Moliere und Despreaux hatten nicht nöthig, noch Beleidigungen hinzuzuthun."

Der König, wie die Geschichte des französischen Theaters erzählt, wollte um diese Zeit dem Hof ein Fest geben. Die schönsten Stellen des Ballets, welche er seit einigen Jahren gesehen, sollten zu dem Ende in ein Ganzes verknüpft werden. Er befahl unserm Dichter eine Komödie zu verfertigen, worin alle diese Stückwerke von Musik und Tanz einzuschalten wären. So entstand die **Comtesse d'Escarbagnas.** Mit Weglassung aller Intermezzo's machte Moliere aber endlich daraus eine niedliche Posse in einem Akt; und so wurde sie auch zu Paris 1672 gegeben.

Er litt noch immer an seinen Brustbeschwerden. Die Milchkuren halfen wenig; und der häusliche Kummer verstimmte ihn nicht minder. Mit seiner leichtsinnigen Gattin war er bald versöhnt, bald wieder zerfallen. Er sehnte sich nach Ruhe, und doch war er, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes selbst, unfähig, der Ruhe zu genießen.

Er gab die Milchkuren auf. Das besserte seinen Zustand nicht.

Man redete ihm zu, in Rücksicht der Verhältnisse mit seiner Gattin, Philosoph zu sein und ruhiger zu werden. „Ach," sagte er zu seinen Freunden: „ich werde in Ewigkeit nicht Philosoph bei einer Frau werden, die so liebenswürdig wie die meinige ist."

Er verlor in der Gesellschaft alle frohe Laune; nur in der Studierstube nicht, wenn er, alles und sich selbst vergessend, dichtete. Wer sollte seinem Malade imaginaire es jemals ansehen, daß ihn ein Mann schrieb, der schon mit seiner Todeskrankheit kämpfte? — Selbst sein Schauspielerstand, dem er sich aufgeopfert hatte, für den, wie für nichts anderes, seit seinen Kinderjahren er allein nur Sinn gehabt hatte, ward ihm gleichgültig, beinahe verhaßt.

Ein junger Mann, dessen Vater Rechtsgelehrter war, kam zu ihm, um Schauspieler zu werden. Er mußte deklamiren, und hatte Moliere's Beifall. „Aber kehren Sie um!" sagte er zu ihm: „Ich verspreche Ihnen, Sie machen Ihr Glück vor den Tribunalen. Treten Sie in die Fußstapfen Ihres Vaters und stoßen Sie Ihren Verwandten nicht den Dolch ins Herz, indem Sie sich auf dem Theater zeigen. Ach, ich werf' es mir noch immer vor, daß ich meiner Familie dies Leid zufügte!"

Die Verwandlung war in ihm offenbar nur Folge seiner Kränklichkeit, und des Verdrusses, den ihm bald sein Weib, bald seine Schauspieler machten. Sein Husten nahm beständig zu.

Es war am 16. Februar 1673, da er sich besonders schwach fühlte. Den Abend sollte „der Kranke in der Einbildung" gegeben werden, und zwar zum viertenmale. Er selbst spielte darin die Rolle des Argan, des eingebildeten Kranken. Er fühlte seinen peinlichen Zustand lebhafter, denn sonst. „So lange noch das Leben für mich mit Schmerzen und Freuden gemischt war," sagte er zu seiner Frau, in Barons Gegenwart, „fand ich's erträglich. Jetzt aber, wo Leiden und Unmuth mir keinen ruhigen Augenblick gönnen, muß es enden!" — Bald darauf, nachdem

er einige Zeit geschwiegen, seufzte er leise: „Was der Mensch doch dulden muß, ehe er sterben kann!“

Inzwischen strömte das Volk zahlreich zum Schauspielhause. Moliere rüstete sich, ungeachtet seiner Schwäche, seines Hustens, hinzugehen. Seine Gattin und Baron beschworen ihn mit Thränen, daheim zu bleiben, und für seine Gesundheit zu sorgen. „Nichts!“ rief er: „Fünfzig arme Arbeiter, wovon sollen sie denn leben? Alles, was ich thun kann, ist: man soll früher anfangen, und mit dem Schlage vier Uhr.“

Er war nicht davon abzubringen. Das Schauspiel nahm in der von ihm bestimmten Zeit den Anfang. Nur mit der gewaltigsten Anstrengung aller Kräfte konnte er seine Rolle zu Ende spielen. Als er im letzten Intermezzo von Ballet und Gesang das Juro! sprach, ergriff ihn eine Convulsion, die er umsonst durch erzwungenes Gelächter zu verhehlen suchte; es ward von Jedem bemerkt.

Nach Beendigung des Stücks ging Baron zu ihm in seine Loge. „Ich habe einen Frost, der mich tödtet!“ sagte Moliere zu ihm. Baron ließ ihn sogleich in einem Tragsessel nach Hause bringen, und ins Bett. Der Husten kehrte heftiger zurück. Moliere verlangte noch einmal seine Frau zu sehen. Baron ging fort, um sie zu holen. Zwei Nonnen, die, wie es in Paris üblich war, in der Fastenzeit gebettelt hatten, und deswegen in Moliere's Wohnung eben eingetreten waren, blieben bei ihm. Ein heftiger Blutsturz endete sein Leben. Er starb in den Armen dieser Nonnen, ehe Baron und Moliere's Gattin kamen.

Noch eine Stunde vor seinem Tode hatte er einen Geistlichen begehrt, um die Sakramente zu empfangen (regelmäßig war er auch sonst zur Kirche, zur Beichte und zum Nachtmahl gegangen). Er hatte wiederholt zu zwei Priestern in der Pfarrei St. Eustache

gesandt, die beide sich weigerten zu erscheinen. Erst nachdem er schon ausgeathmet hatte, zeigte sich einer dieser Pfaffen.

Da Moliere ohne Absolution aus der Welt gegangen war, verweigerte der Pfarrer von St. Eustache das Begräbniß. „Wie?“ schrie die Wittwe: „Man verweigert einem Manne das Grab, dem Griechenland Altäre gegeben haben würde?“ Aber der Pfaffe, der den „Tartüffe“ wahrscheinlich noch nicht verschmerzt haben mochte, blieb bei seinem Willen. Die Wittwe wandte sich nun mit einer demüthigen Bittschrift an den Erzbischof Harlay von Paris. Auch dieser wollte noch Umstände machen, und würde vielleicht nicht anders als sein Pfarrer gehandelt haben, hätte der König nicht von der Sache Nachricht bekommen, und diesem Prälaten anzeigen lassen, daß er dem Geschäft ein Ende machen solle.

Der Erzbischof gab also den Befehl zur Beerdigung Moliere's auf dem St. Josephs-Kirchhof, der mit zur Pfarrei St. Eustache gehörte; in der desfalls ertheilten Ordonnanz (vom 20. Febr.) sagt er: »à condition, néantmoins, que ce sera sans aucune pompe et avec deux presters seulement, et hors des oeuvres du jour, et qu'on ne fera aucun service solemnel pour lui, ny dans la dicte paroisse Sainct-Eustache, ny ailleurs, mesme dans aucune églize des réguliers, et que nostre présente permission sera sans préjudice aux règles du rituel de nostre églize« u. s. w.

Der Pariser-Pöbel lief, als das Begräbniß vor sich ging, vor dem Hause des Verstorbenen zusammen. Nach seinen Begriffen konnte ein Komödiant unmöglich ehrlich begraben werden, wie andere Christen. Die Wittwe, um Unordnungen zu meiden, warf zum Fenster Geld hinaus, und beruhigte damit das zarte Gewissen des frommen Janhagels, der nun selbst die Leiche mit aller Ehrfurcht zu Grabe begleitete.

Eine unzählige Menge von Stanzen, Epitaphien, Sonetten, epigrammatischen Grabschriften, Lobliedern in französischer, in la-

teinischer, in italienischer Sprache erschien, als der Tod des großen Mannes in Paris bekannt ward. Voltaire rühmt das Epitaphium, welches der Pater Bouhours, Cailhava ein anderes, welches Huet, der Bischof von Avranches, auf Moliere's Tod verfertigte. Am wahrsten aber ist, was Boileau sagte:

Avant qu'un peu de terre obtenu par prière
Pour jamais sous la tombe eut enfermé Molière
Mille de ses beaux traits, aujourd'hui si vantés,
Furent des sots esprits à nos yeux rebutés. — —
Mais, sitôt que d'un trait de ses fatales mains
La Parque l'eut rayé du nombre des humains,
On reconnut le prix de sa muse eclipsée.

Am rührendsten durch Einfalt und Naivetät klagte Lafontaine um den verlornen Freund; und am witzigsten schrieb La Chapelle:

Puisqu'à Paris on denie
La terre après le trépas
A ceux qui durant leur vie
Ont joué la comédie,
Pourquoi ne jette-t-on pas
Les bigots à la voierie?
Ils sont dans le même cas.

Moliere hinterließ eine Tochter, die schön und geistvoll gewesen sein soll. Sie war, da er starb, erst ungefähr zehn Jahre alt. Die Erziehung, welche sie nachher von ihrer Mutter erhielt, war, wie man es von einem leichtsinnigen Weibe erwarten konnte. Sie ließ sich endlich von einem gewissen Rachet von Montalant entführen, der sie heirathete, und sein Leben mit ihr zu Argenteuil zubrachte.

Die Wittwe des Dichters verheirathete sich bald wieder mit einem Schauspieler, Namens Guerin, dessen unstätes Loos sie theilte. Die von ihr erschienene Lebensbeschreibung: **Histoire de la Guerin auparavant femme et veuve de Molière, 1688, 8.** ist mehr eine Schmähschrift auf sie, als Biographie.

Moliere's Truppe endlich verlor durch seinen Tod Alles. Als Schauspieler war er, wie Perrault versichert, im Komischen unnachahmlich gewesen. Keiner von allen, die nach ihm seine Rollen übernahmen, erreichte ihn; ja, nach seinem Tode büßten die meisten Schauspieler sogar von ihrem eigenen Werthe ein. Denn er war's gewesen, der immer mit dem feinsten Takt die Rollen unter sie vertheilt hatte, so daß jeder in seiner Art das Vollendete leisten konnte. Er war's gewesen, der ihnen das Kostüme vorschrieb, so ehemals sehr schlecht beobachtet war; er war's gewesen, der jeden einzelnen Schauspieler in seiner Rolle, über den Geist derselben, und wie sie genommen, wie ausgeführt werden wolle, mit unermüdlicher Geduld unterrichtet hatte. Das Alles war nun nicht mehr. Unzufriedenheit und Zwietracht, traten an die Stelle freundlicher Einigkeit. Vier der vorzüglichsten Mitglieder verließen bald die Truppe und vereinigten sich mit der im Hotel de Bourgogne. Der Ueberrest konnte nun nichts Ganzes mehr leisten. Auf Befehl des Königs mußten sich die Trümmer der Moliereschen Gesellschaft mit dem Theater du Marais vereinigen, die nun unter dem Titel der **Troupe du Roi**, in der Straße Mazarin ihr Theater erhielt und den 9. Juli 1673 ihre ersten Vorstellungen begann.

Schwarz von Sonnenburg,
der Missionär.

Nichts scheint mir leichter, als eine ganze Heerschaar großer, berühmter, merkwürdiger Männer in einem Volke aufzustellen, wenn man mit dem vorlieb nehmen will, was der gemeine Haufe groß und ruhmwürdig heißt. Jedes Jahrzehend hat seine eigenen Helden, die man, wie billig, im nächsten Jahrzehend wieder über die nachfolgenden vergißt. Warum sollte nicht auch ein Fürst, mit ausgedehnten Machtmitteln, mehr von sich reden machen, als ein Privatmann? Warum sollte es im Kriege an Schlauheit, Geistesgegenwart und Tapferkeit fehlen — Tugenden, die nicht dem Menschen allein, sondern auch den wilden Thieren angehören? — Ist es so selten, daß der Mensch für Ehre oder Gold, für ein Ordensband oder ein schönes Mädchen, für Titel und Zeitungsgeschrei, und was sonst noch die Leidenschaft reizt, das Verwegenste wagt? Wahrlich, man hat heut zu Tage mehr Mühe, die großen und merkwürdigen Männer alle zu vergessen, als sie kennen zu lernen.

Aber mit geringen Mitteln aus eigener Kraft das Größte leisten; Ruhm und Reichthum, und was der gemeine Haufen der Sterblichen preiset, verachten, sich selbst vergessen, um der Menschheit eine Wohlthat zu bringen; freudig jede Entbehrung und Mühe des Lebens übernehmen, um segensvoll auf Völker und Jahrhunderte zu wirken; dafür täglich den Tod sehen, und ihn nicht scheuen; ohne einen Gedanken an Vergeltung, an Nachruhm, geschieden von Verwandten und Vaterland, sich seiner Ueberzeugung, seinen

Pflichten ruhig aufopfern: das scheint mir in unsern Tagen zum Seltensten und Größten zu gehören, was sie hervorbringen können. Und das ist's, wodurch ein edler Deutscher, Schwarz von Sonnenburg, der evangelische Apostel Ostindiens, unserer Zeit bewunderungswürdig wird. Darum will ich hier von seinem Leben erzählen. Diesen wahrhaft großen Mann kennen die wenigsten seines Volkes, wiewohl wenige würdiger sind, gekannt zu sein.

An der Lenze in der Neumark, im Städtchen Sonnenburg, lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein braver, bemittelter Bürgersmann, Namens Schwarz. Es war am 26. Weinmonat 1726, daß ihm seine Frau einen Sohn gebar. Er ward Christian Friedrich geheißen. Alles Lebensglück der Aeltern hing an dem Kinde. Aber die Mutter genoß der häuslichen Seligkeit nicht lange. Sie erkrankte. Auf dem Sterbebette segnete sie den kleinen Liebling, und beschwor den Vater, ihn der Gottesgelahrtheit zu widmen, oder es wenigstens nicht zu hindern, wenn das Kind in spätern Jahren Neigung dafür äußern würde. Der Vater ehrte den Willen der geliebten Sterbenden. Im achten Jahre schickte er seinen Knaben, der für den ihm zugedachten heiligen Beruf fast zu lebenslustig schien, in die Stadtschule.

Hier war ein redlicher, frommer Rektor, Namens Helm. Dieser Biedermann wußte noch nichts von all den kunstreichen Erziehungsweisen, die in spätern Zeiten so sehr gepriesen worden sind. Er glaubte, man könne das zarte Gemüth eines Kindes nicht früh genug mit Gott vertraut machen; nicht aber mit dem theologischen Katechismusgott, sondern mit dem ewigen, Alles durchdringenden, Alles durchschauenden, Alles leitenden, Alles beseligenden Vatergeist des unendlichen Weltalls. Zu Dem lehrte er Kinder beten; nicht Sprüche, sondern aus dem Innersten des Herzens, in der Einsamkeit. Frühes Anschließen eines Geistes an das Höchste verhütet manche Sünde, die man sich sonst wohl

erlaubt, wenn sie kein Anderer belauscht. Darum ist wohl Religiosität die beste Grundlage der Jugendbildung. Wenn man gedenkt: „Was werden die Leute dazu sagen?“ — pflegt man ganz anders zu handeln, als wenn man denkt: „Was sagt Gott dazu?“ — Genug, der junge Schwarz ward ein guter, frommer Knabe.

Bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit konnte es nicht fehlen, daß er mancherlei Nebensprünge that, die eben nicht von Frömmigkeit zeugten. Er machte sich viele Vorwürfe; mehr, denn ihm Andere machten, und doch ward's nicht besser. Er hielt es zuletzt für unmöglich, so gut zu sein, als man sein sollte. Dies beständige innere Ringen mit sich selbst war aber die kräftigste Selbsterziehung.

Damals gehörten noch die Schriften des frommen August Herrmann Franke zu den beliebtesten in Deutschland. — Die herrlichen Stiftungen dieses großen Deutschen — wie viel Fürsten thaten so Großes, wie dieser Privatmann? — sind noch heute unter uns berühmt. — Der junge Schwarz, entzündet durch Franke's begeisterndes Wort, wünschte nichts sehnlicher, als in der Nähe des Gottesmannes zu leben, und seinen Wandel zu sehen. Die Sehnsucht ward ihm erfüllt. Im zwanzigsten Jahre seines Alters kam er in die lateinische Schule des Hallischen Waisenhauses.

Franke ward des edeln Jünglings Freund. — Wie konnte man anders? So viel Kraft mit so vieler Bescheidenheit gepaart, so viel Wißbegierde mit so heißem Verlangen vereint, Nichts für sich, Alles für Andere zu werden, mußten Theilnahme erregen. Während sich Schwarz den Wissenschaften des geistlichen Standes widmete, ward er zufällig mit einem Landsmanne, Namens Schulz, bekannt, der lange als britischer Missionär in Madras gelebt und den Plan entworfen hatte, zu Halle die Bibel in tamulischer Sprache drucken zu lassen. Schwarz war gefällig genug, sogleich anderts

halb Jahre der Erlernung des Tamulischen zu weihen, um einen richtigen Abdruck der heiligen Schrift in einer wenig bekannten Sprache unterstützen zu helfen. Und eben dieser Umstand entschied über sein ganzes Leben.

Eines Tages sagte Franke zu ihm: „Aus dem Drucke der tamulischen Bibel wird nichts. Sie haben anderthalb Jahre verloren. Hätten Sie nicht Lust, Gottes Wort den Heiden mündlich zu bringen, da Sie die Sprache derselben reden?“ Der Gedanke, in die Fußstapfen der ersten zwölf Boten Jesu zu treten; hinauszugehen in die Welt und den Heiden das Licht des lebendigen Gottes zu bringen; dafür Alles, Vaterland, Bequemlichkeit, Freunde und Verwandte hinzugeben, vielleicht den Tod der Märtyrer zu sterben — dieser Gedanke erschütterte das Gemüth des Jünglings mit einer schauerlichen Anmuth. Es war ein großer, des flüchtigen Lebens würdiger Gedanke.

Wenige Tage darauf empfing er den Antrag zu einer sehr angenehmen und einträglichen Predigerstelle ohnweit Halle. „Um diese werden Hunderte werben!“ dachte Schwarz: „Der Troß unserer Geistlichen will Bequemlichkeit, will gute Tage; ihm ist's um Seelenrettung minder, als um die Pfründe zu thun. — Aber wer erbarmt sich der Unwissenden und Verlassenen in fremden Welttheilen?“ — Der Entschluß des vierundzwanzigjährigen starkmüthigen Jünglings war gefaßt. Er schrieb ihn dem alten Vater. Ergeben in Gott segnete dieser den Sohn. Und im Januar 1750 begab sich Schwarz nach London.

Er schiffte über das Weltmeer. — Er warf einen eben so ruhigen Blick auf Europa, das er nie wiedersehen sollte, zurück, als auf die finstere Zukunft hinaus. Sein Vaterland war nicht mehr Europa, nicht Deutschland, sondern das ewige Weltall. — Er stieg im Hafen von Trankebar aus und vereinigte sich mit der dänischen und britischen Sendanstalt in dieser Stadt. Bald ragte

er unter allen hieher gekommenen Glaubensboten durch Unerschrockenheit und thätiges Wesen hervor, das er immer mit Klugheit gegen die Umgebungen zu verbinden wußte. Er reisete durch das Land; er ging in die Hütten der Hindu's; er lernte ihre Sprachen; er heilte, tröstete, rieth und half. Er entbehrte jede Lebensbequemlichkeit und war immer reich für Andere. Niemand schien für die Anmuth des geselligen Lebens geborner zu sein, und Niemand entsagte derselben gelassener, als er. Immer war sein Herz den zärtlichsten Gefühlen der Freundschaft und des Mitleids offen, nie aber ward es von der Liebe eines Weibes gerührt. „Der Missionär soll nichts haben, dann hat er Alles: Gott und die Welt. Die Bande der Ehe sind ein heiliges, von Gott selbst geknüpftes Band; aber der Missionär darf keine irdische Fesseln tragen. Er muß frei sein; muß Sprachen lernen; muß reisen; muß nicht Einzelnen, sondern Allen angehören; muß mit Jedem, der bedarf, das Seinige theilen; muß jeden Tag der Verfolgung Stirn bieten; jeden Tag den Augenblick erwarten, Blutzeuge der Wahrheit zu werden.“ So dachte und sprach er. Sein Vorbild war Christus. Ihm ging er nach.

Am Kaveristrom, von einem Krokodillengraben umgeben, liegt die altindische Stadt Tritschunapalli. Sie war der vornehmste Waffenplatz der Briten gegen die kriegerischen Reiche von Madura und Tanjore geworden. Hier befehligte der Oberst Wood, der erst vor Kurzem das vierfach größere Heer des gewaltigen Hyder Ali geschlagen hatte. Schwarz war auf seinen Wanderungen auch mehrmals schon in diese Stadt gekommen. Die britische Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß beauftragte ihn, sich hier anzusiedeln, und von da aus seine Bekehrerarbeiten zu verrichten. Er gehorchte. In weniger Zeit war Oberst Wood der innigste Verehrer des deutschen Glaubenshelden.

Schwarzens Erscheinung in den Waldgebirgen Madura's

blieb nicht ohne Wirkung. — Der Hindu staunte den Muth und die Güte des Fremdlings an, welcher Wunden zu verbinden kam, die das feindliche Schwert des Briten geschlagen hatte. Bald ward er der Hausfreund aller Unglücklichen. Vielen schien er ein höheres Wesen. Er predigte den unbekannten Gott. Einzelne, gerührt durch sein mächtiges Wort, wandten sich dem Glauben zu, der ihn so furchtlos und wohlthätig machte in den Wildnissen. Er taufte die Bekehrten aus allen Klassen; auch einen braminischen Jüngling. Diesen hieß er Sattianaden, das ist: „Wahrheitsbekenner." — Ihn und andere der geistvollsten unter den bekehrten Hindus bildete er sich zu Gehilfen. Mit ihnen setzte er fröhlicher sein heiliges Unternehmen fort, die erhabensten Wahrheiten und die schönsten Hoffnungen des menschlichen Geschlechtes unter Völkern zu verbreiten, denen davon noch keine Ahnung gekommen war. Oft auch begab er sich mit ihnen zu der großen und volkreichen Stadt Tanjore an den heiligen Flüssen, wo er selbst den Hofbedienten des Rajah das Wort des Evangeliums auslegte.

Der Rajah vernahm es und ließ den fremden Priester vor sich rufen. Schwarz trat zu ihm, wo der Fürst, umgeben von aller Pracht des Morgenlandes, seine Fragen vom Thron herab an ihn richtete. Schwarz entwickelte ihm geschichtlich den Gang der Offenbarungen Gottes im menschlichen Geschlecht. — Der Rajah horchte aufmerksam. Plötzlich trat der höchsten Braminen einer in den Saal, und nahm einen erhabenen Sitz ein, während der Fürst sich vor demselben auf den Boden niederwarf, und dann mit gefalteten Händen aufgerichtet stehen blieb. Schwarz mußte seinen Vortrag wiederholen. Vieles fragte der Fürst. Der Bramine schwieg. Jenem blieb ein großer Eindruck; dieser entfernte sich finster.

Die Stunde ward entscheidend für das Land. Von nun an kam der deutsche Glaubensbote öfter nach Tanjore, wenn auch nur,

um den vielen europäischen Christen, die daselbst wohnten, Gelegenheit zu feierlichen, gemeinschaftlichen Gottesverehrungen zu geben, und sie in ihren religiösen Ueberzeugungen zu stärken — eine Wohlthat, deren Größe nicht fühlt, der im Schoose eines zivilisirten Welttheils, von Kirchen, Schulen und zahllosen Hilfsmitteln religiöser Erweckung umgeben, wohnt. Auch Katholiken wandten sich hier und da, weil sie an Geistlichen Mangel hatten, zuweilen an evangelische Katecheten, was ihnen die Jesuiten zur Todsünde rechneten. Ueberhaupt hatten die evangelischen Glaubenslehrer in Ostindien weniger von den Heiden selbst, als von der Eifersucht der Jesuiten Verfolgung zu leiden. Diese, wo sie Evangelische erblickten, wiegelten nicht nur mit allen in ihrer Gewalt liegenden Mitteln die Katholiken gegen sie auf, sondern selbst den Hindu-Pöbel; denn sie sagten, vertreibe man die evangelischen Katecheten nicht, würden Brama's Tempel zertrümmern, die heiligen Pagoden zerfallen und die Opfer und Feiertage aufhören.

Bei aller Freiheit oder Duldung, welche Schwarz und seine Gehilfen unter den Hindus genossen, waren ihre Arbeiten zur Aufklärung des Volks doch bei weitem nicht so fruchtbar, als man von Lehrern, wie diesen, oder von der siegreichen Einfalt christlicher Wahrheit vielleicht erwarten konnte. Allein wie viel Schwierigkeiten waren in einem Lande zu besiegen, wo vieltausendjährige Gewohnheiten, vieltausendjähriges Kastenthum den Geist der Nation verkrüppelt und verunstaltet hatte! — Einen Hindu von seinen Uebungen und Vorurtheilen zu entfesseln, ist nicht leichter, als einen von Kindheit in klösterlicher Beschränktheit ergrauten Mönch in die große Welt einzuführen, und zum angenehmen, gewandten Höfling machen.

Allerdings fehlte es unter den Eingebornen nicht an Einzelnen, sogar nicht an Vielen, welche von der Beredsamkeit Schwarzens

und von der lichtvollen Wahrheit des Evangeliums überzeugt wurden. „Er hat Recht," sagten die Hindus oft, wenn er ihnen in geselligen Zusammenkünften, oder bei festlichen Anlässen in der Nähe ihrer Pagoden Vorträge hielt, „er hat vollkommen Recht. Es ist nur ein höchstes Wesen, ein Schöpfer, Weltvater und Beseliger der Geister. — Unsere Götterbilder und Zeremonien sind nichts. Er hat Recht!" — Aber der Haufe ging auseinander, ging zu den Götterbildern, und machte sorgfältig die Zeremonien mit. — Das ließ sich nicht ändern.

Ueberdies wagt ein Hindu, wenn er Glauben und Uebung seiner Väter verläßt, zu viel; — er wagt Vaterland, Vermögen, Ehre, Freunde, Alles einzubüßen. Jeder seiner Landsleute verabscheut ihn, wie einen Verpesteten, wie ein Ungeheuer. Ein junger Mann aus einer höhern Kaste, den Schwarz vollkommen von der Hoheit des Christusglaubens überführt hatte, kämpfte drei Jahre lang mit sich selbst, ehe er sich entschließen konnte, öffentlich ein Christusbekenner zu werden. In ähnlicher Lage war der Schwiegersohn eines Ortsvorstehers. Und doch mußte Schwarz auf öffentliches Bekenntniß dringen, damit einmal das Beispiel gegeben, und Bahn zur Einführung des Christenthums gebrochen würde. Es gelang. Jene bekannten sich. Die Verfolgung begann. Schwarz trat dem Sturm entgegen. Er wußte die Gemüther zu besänftigen. Seine Einsichten, seine Tugenden erregten Ehrfurcht. Er söhnte die Gemeinden mit den Abtrünnigen aus, und so mit dem Christenthum selbst.

Leichter war es, Bekehrte aus den untersten Volksklassen, aus den verachteten Kasten der Suders und der noch tiefer stehenden Parayen zu gewinnen. Oft meldeten sie sich sogar ungerufen in Menge zum Unterricht und zur Taufe, gewöhnlich aber nur, wenn üble Witterung oder Kriegsverheerungen die Aernten des Feldes vernichtet und Hungersnoth gebracht hatten; dann kamen sie,

Aber sobald die Lebensmittel wieder wohlfeil wurden, und sie der Almosen und Unterstützungen von Christen nicht mehr bedurften, verschwanden sie meistens wieder.

Dies machte den starkmüthigen Schwarz nicht verdrossen. Aber sorgfältiger richtete er seine Thätigkeit auf bessere Vorbildung der Jugend, auf Stiftung von Schulen. Die Achtung, welche er bei angesehenen Briten genoß, wie beim Oberst Wood, beim Gouverneur Campbell und dessen Gattin, dem General Mjnero, dem britischen Residenten J. Sullirom, zu Tanjore, beim Rajah von Tanjore selbst und dessen Gemahlin Tuljah Maha, so wie bei dessen Sohn Serfodschi, setzten ihn in den Stand, Geschenke und Beiträge genug zur Gründung von Lehranstalten zu sammeln. Für sich selbst forderte er nie. Und so groß war seine Uneigennützigkeit, daß er es sogar ablehnte, als ihm die Regierung von Madras ein jährliches Geschenk von 100 Pf. St. für ihr geleistete, wichtige Dienste bestimmen wollte. Er bat, man solle dies einem seiner Amtsgenossen in Tirutschinapalli, Namens Pohle, gewähren; überzeugt, dieser werde es zum Besten der Schule und der Unterstützung der Katecheten anwenden.

Jene Dienste selbst, die er der Regierung von Madras leistete, zeugen von der Hochachtung, welche man für ihn allgemein hegte. — Der Gouverneur Rumbold, von Madras, war nämlich in Furcht gerathen, Hyder-Ali, der mächtigste und tapferste von Indostans Fürsten, Eroberer und Gründer eines gewaltigen Reichs, rüste kriegerisch gegen die ostindischen Besitzungen Englands. Es kam darauf an, die Gesinnungen des furchtbaren Monarchen auf sichere Weise und ohne Geräusch auszuforschen. Dazu taugte keine förmliche Gesandtschaft; besser ein Privatmann, der durch seine Gelehrsamkeit und eigenthümliche Würde dem aufgeklärten Beherrscher von Mysore schätzbar sein, und mit demselben sich ohne Zwischentritt eines Dollmetsch in der Landessprache unterhalten könnte.

Jedermann rieth auf Schwarz, als dem Einzigen, und zu einem solchen Werke Geeignetsten. Rumbold berief ihn zu sich. Schwarz, welcher damals im Begriff war, den Bau einer Kirche für die britische Besatzung zu Tanjore zu unternehmen, willigte, da ihm der Gouverneur alle Hilfe zum Kirchenbau zusagte, um so lieber in die Reise nach Mysore und in die angetragene Sendung, weil er hoffen konnte, den Frieden des Landes zu erhalten. — Es war im Jahre 1779. Schwarz brachte ein Vierteljahr in Hyder-Ali's Reich zu. Er fand da Portugiesen, Engländer, Deutsche und Malabaren, die schon zu Tirutschinapalli christlichen Unterricht genossen hatten. Er gelangte zum Hyder-Ali; erreichte bei demselben vollkommen den Zweck der Sendung; war nebenbei der Prediger der dortigen Christen — ein Zelt auf dem Glacis der Festung Mysore vertrat Tempelstelle —, und so kehrte er zurück, die Palme des Friedens tragend.

Als er sich von Hyder-Ali beurlaubte, in dessen prachtvollem, weitläufigem Palast er das Wort von Christus mehrmals und in mancherlei Sprache verkündigt hatte — denn dafür ließ er keine Gelegenheit ungenutzt —, bezeugte sich der große Monarch sehr huldvoll gegen ihn. Hyder-Ali hatte ihn liebgewonnen. Er bot ihm einen Beutel voller Rupien dar, damit er die Kosten einer bequemen Heimreise bestreiten möge. Der fromme Deutsche gab dem Könige das Geschenk in die Hand zurück, weil er schon das erforderliche Reisegeld von der Regierung zu Madras empfangen hätte. Der hindostanische Monarch, nur gewöhnt, goldlüsternen Schmeichlern zu begegnen, erstaunte, lächelte und beharrte. Schwarz mußte den Beutel annehmen. Dieser nahm ihn endlich unter der Bedingung, daß der König erlaube, diese Gabe zur ersten Grundlage für eine neue Armenschule in Tanjore zu verwenden. Wie gern gewährte der edelsinnige Hyder-Ali, welcher selbst so viel und rastlos für Verbesserung seines Staates arbeitete.

Gern hätte er den uneigennützigen Menschenfreund in seinem Reich behalten, wo jede Religionspartei gleiche Rechte genoß, und man nicht fragte, weß Bekenntnisses, sondern welcher Gemüthsart einer sei. Doch Schwarz kehrte zurück in die Gegenden, wo er schon des Löblichen so viel begonnen hatte, welches noch der Stütze und Vollendung bedürftig war.

Denn hier waren viele Häuser für arme Wittwen von ihm gebaut, die er, reichlich geholfen vom jungen Fürsten Serfodschi, verpflegte; hier viele Schulen der Kinder für Europäer und Hindus, Anstalten, die ihm ihr Dasein dankten; hier mehrere neue Kirchen, die durch sein Steuersammeln zu gemeinschaftlicher und feierlicher Gottesverehrung entstanden waren. Die Anzahl der bekehrten Hindus war im Raume mehrerer Jahrzehende zu groß geworden, als daß die wenigen einzelnen und zerstreuten Tempel der Christen sie alle hätten fassen können.

Die Vielthätigkeit dieses deutschen Mannes in jenen Landschaften genau darzustellen, verbietet der Raum dieser Blätter, und würde die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden. Er brachte mit dem Christenthum zugleich wahre Aufklärung und Gesittung unter die Heiden. Durch sein vorzügliches Mitwirken wurden jene Provinzial-Schulen der Präsidentschaft Madras gegründet, vermittelst welcher, weil in ihnen die englische Sprache gelehrt ward, der Verkehr der Eingebornen mit den Engländern erleichtert werden sollte, und wo Kinder angesehener Familien, Söhne von Braminen und britischen Kaufleuten, unterrichtet wurden. Noch gegenwärtig blühen sie zum großen Vortheil Indostans. In kurzer Zeit (in den Jahren 1791 und 1792) entstanden deren mehrere zu Tanjore, Ramanadapuram, Sinagenga und Kumbagonam; viele andere in nachfolgenden Jahren. Die Regierung von Madras wies späterhin jeder dieser Provinzial-Schulen eine Beihilfe von hundert Pfund Sterling an. — Mit dem Christenthum führte

Schwarz, so viel an ihm lag, zugleich den Genius christlicher Freiheit — den Geist erhabener Menschlichkeit — das Gefühl des Bruderthums aller Sterblichen in das Leben des Volks und seiner Herren ein. — Er half die schauerlichen Opfer des Budda-Glaubens ändern, so weit hinaus er wirken konnte; er bekämpfte, mit kluger Schonung jedoch, das von Jahrtausenden erstärkte Vorurtheil des menschlichen Unterschiedes nach Kasten unter den Neubekehrten; ja er trug nicht wenig selbst zur Vermenschlichung und Veredlung der Regierungsart in Ostindien bei; kein geringes Werk! — Denn kein gemeineres und verderblicheres Uebel ist zum Unglück der Völker überall, als daß die Regierenden auf oder um und neben dem Fürstenstuhl, ertrunken im Genuß eines behaglichen Seins, in dem berauschenden Gefühl oder Wahn einer gewissen Allwissenheit oder Allmacht, den Geist, das Leiden und Bedürfniß der Regierten verkennen. Sie nehmen gewöhnlich erst ihre eigene Unweisheit und Ohnmacht wahr, wenn sie das unabwehrliche Verderben hereinbrechen sehen, welchem sie selbst durch leichtsinnige Machtsprüche und Fehlgriffe Thor und Riegel öffneten.

Freilich, der Glaubensbote mischte sich so selten, als möglich, in weltliche Angelegenheiten und Staatsgeschäfte. Aber wenn die Noth vorhanden war, und soldatische Herrlichkeit nicht mehr aushalf, dann rief man ihn, als den Weisen, um Hilfe an. Und dann half er. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, auf die Staatsführung bleibenden Einfluß zu erhalten. Er verschmähte das. Er hatte wohl Größeres zu thun, was jedoch gemeinen Staatsmännern immer sehr klein scheint, aus Menschen nämlich selbstdenkende, gottverwandte, freie Wesen zu schaffen, während jene es oft für groß halten, aus Menschen Automaten zu machen, deren sie zehntausend, wie einen, durch einen Federzug lenken können.

Als der alte Rajah von Tanjore das Ende seiner Tage nahe fühlte, rief er den edeln Schwarz im Jahre 1787 zu sich, stellte

ihm seinen Thronerben, einen an Kindesstatt angenommenen, neunjährigen Knaben vor, und sagte: „Vater Schwarz, Sie sollen künftig Vater des Thronerben sein. — Ich übergebe das Kind in Ihre Hand und Pflege. Sie werden dasselbe und das Land nach meinem Tode wohl leiten!“ Ein Missionär gewöhnlichen Schlages, wie man deren aus der Schule der Jesuiten genug kennt, würde den Antrag ohne Zweifel mit tiefster Bescheidenheit angenommen haben. Schwarz aber erwiederte: „Euer Hoheit wissen, wie bereitwillig ich bin, Ihnen zu dienen; aber dieser Befehl übersteigt meine schwachen Kräfte. Ihr Hof, Sie wissen es, ist von Parteien bewegt. Ich kann nicht immer gegenwärtig sein. Heilige und ältere Verpflichtungen rufen mich oft ab. — Vielleicht würde ich monatlich kaum ein- oder zweimal den jungen Fürsten sehen können. Ich fürchte, daß auf solche Weise Ihr Land in Verwirrung, das Leben des edeln Kindes selbst in Gefahr gerathen könnte. Sie müssen auf einen andern Ausweg denken.“

„Aber welchen rathen Sie mir an?“ fragte der Rajah.

„Sie haben einen Bruder,“ entgegnete Schwarz, „vertrauen Sie ihm den Sohn. Er soll Vater sein. Er wird das Leben des Kindes und die Ruhe des Landes am sichersten bewahren.“

Der Rajah ward nachdenkend. — Am folgenden Morgen ward Schwarz in den Palast berufen. Der Bruder des Rajah und das Kind saßen im Prachtsaal unter einem Thronzelt. Unter den Anwesenden war auch ein britischer Obrist. „Ich habe den Rath des Vaters Schwarz befolgt,“ sagte der Rajah, „mein Bruder ist Vater dieses Kindes. Er soll nach mir den Staat regieren; er wird, wenn das Kind volljährig ist, als Vater gegen dasselbe handeln. — Sie, meine Herren, sind Zeugen dessen, was ich hier sage. Ich hoffe, die ostindische Kompagnie wird meinen letzten Willen bestätigen.“

Das Land Tanjore war im Jahr 1787 in der traurigsten Lage.

Die Regierung hatte für nichts gesorgt, als eine lange Dürre die Aernte vernichtet hatte. Die Abgaben des Volks dauerten fort. Die Einwohner konnten den Druck nicht mehr ertragen. Viele wanderten aus. Man sah ganze Städte und Dörfer fast menschenleer. Der Gouverneur fürchtete, die Auswanderungen möchten die allgemeinste Hungersnoth zur Folge haben. Er berief also den frommen Schwarz, und trug ihm und drei andern Männern auf, über die Führung der Landesangelegenheiten Aufsicht zu führen. Der Rajah gab ihm die Anweisung, den Einwohnern in seinem Namen zu erklären, daß künftig Alles gerecht und billig regiert werden solle. Schwarz that es. Sein Wort verbreitete sich schnell. Auf seine Zusage hatte Jeder Vertrauen. — Siebentausend Ausgewanderte kamen auf einmal zurück; familienweis folgten die Andern nach. Und obgleich schon die beste Jahrszeit zum Anbau des Landes vorüber war, griff doch Alles muthig zu den Ackerwerkzeugen und baute die Felder in Hoffnung besserer Zeiten wieder an.

Ein langes, thatenreiches Leben, ein tägliches Wiedererscheinen stiller und seltener Tugenden, eine heitere Frömmigkeit, welcher jede Lebensbequemlichkeit, jeder Rang, aller Eigennutz, aller Reichthum gleichgültig war, mußten den Missionär mit allgemeiner Ehrfurcht umringen. Christen und Heiden bewunderten ihn. Er schien ein göttlich geweihter Bote Gottes. Nur er selbst zweifelte an seinem Werthe, während er überall durch die herrlichen Wirkungen seiner Mühen hinwandelte. Der Hindu betrachtete ihn fast mit abergläubiger Hochachtung. Diesem Einzigen, der, in unbegrenzter Zuversicht auf die Gottheit, nichts fürchtete, schien nichts schaden zu können. — Man konnte sich noch lange davon erzählen, wie, da am 14. Januar 1772 der Pulverthurm der Festung von Tirutschinapalli in die Luft flog, und zahllose Menschen nahe und fern ums Leben kamen, oder verwundet wurden, er ruhig in seinem Zimmer saß, und die Kugeln, welche zerschmetternd um ihn

her flogen, ihn unverletzt ließen. — Oder wie, als im Jahr 1773 eine ansteckende Seuche Tirutschinapalli verödete, daß binnen vierzehn Tagen mehr als tausend Menschen umkamen, er ohne Grauen, tröstend, helfend, segnend zwischen Kranken, Sterbenden und Leichen umherwanderte, und die Pestilenz keine Macht an ihm hatte.

Auch sahen in späterer Zeit Heiden wie Christen den siebenzigjährigen Greis als ihren gemeinschaftlichen Vater und Schutzengel an. Und da er erkrankte, ward das Land voll Trauer. Hindus und Europäer drängten sich zu seinem Sterbebette. Auch der jetzige Rajah Serfodschi, damals noch Erbprinz des Reiches Tanjore, besuchte ihn. Schwarz wandte sich voll patriarchischer Hoheit gegen ihn und sagte: „Wenn mich Gott von hier abruft, Fürst, bitte ich Sie, ergeben Sie sich nicht der Liebe zum Prunk und nichtigem Glänzen. Darin besteht keine Fürstengröße. Sie haben meine Dienste zuweilen belohnen wollen. Ich fordere jetzt mit sterbender Stimme den Lohn: Handeln Sie gnädig gegen die Christen in Ihren Staaten. Gerechtigkeitspflege ist die wahre Seele der öffentlichen Wohlfahrt. — Führen Sie regelmäßige Gerichtsstellen ein, und sorgen Sie dafür, daß überall unparteiisch und streng Recht gepflegt werde. Und wie sehr wünsche ich, daß Sie Ihrem Götzendienste entsagen, und dem allein wahren Gott, den Sie kennen, dienen möchten! Er sei Ihnen gnädig und gebe Ihnen Lust und Kraft, es zu thun."

Frommruhig, wie sein Leben, war sein Sterben. Im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters, am 13. Hornung 1798, starb er zu Tanjore. Sein Leichnam ward in der Kapelle außerhalb des Forts beigesetzt, die er in dem von der Königin Tulja Maha ihm geschenkten Garten neben seinem Wohnhause hatte erbauen lassen. Der Rajah wollte den Leichnam des Ehrwürdigen noch einmal sehen. Der Fürst sank im tiefen Schmerz neben der Bahre nieder, benetzte mit einem Strom von Thränen die Leiche und bedeckte sie

darauf mit einem goldgestickten Kleide. — Auf dem Wege zum Grabe hatten die Christen beschlossen, ein Leichenlied zu singen; aber der Zudrang einer unübersehbaren Volksmenge, und das Wehklagen der Armen, die ihren Vater verloren hatten, war so groß, so laut, daß der Gesang unterbleiben mußte.

Einige Jahre nach dem Tode Schwarzens errichtete ihm der Rajah Serfodschi in der Kirche von Tanjore ein würdiges Denkmal von Marmor, um, wie sich der Fürst in einem Schreiben vom 28. Mai 1801 ausdrückte, „das Andenken unsers verstorbenen, ehrwürdigen Vaters Schwarz unter uns zu verewigen, und meine Achtung öffentlich zu erkennen zu geben, die ich für den Charakter dieses großen und guten Mannes in meinem Herzen trage.“ Der edelsinnige Hindufürst ließ es nicht beim kalten Marmor bewenden. — Nie vergaß er das Wort des sterbenden Gerechten. Noch mehrere Jahre nachher ließ er südöstlich von Tanjore, sechszehn Meilen von dieser Hauptstadt, ein sehr ansehnliches Gebäude zum Besten der Braminen und Reisenden aufführen, und weil er in demselben eine bedeutende Lehranstalt zur Erziehung hinduischer Kinder verschiedener Kasten angelegt hatte, begründete er auch, in zarter Anhänglichkeit an den vollendeten Schwarz, in einem nahe gelegenen Dorfe, für fünfzig arme Christenkinder eine Erziehungsanstalt. Auch befahl er, daß allen Bekennern des Christenthums in seinem Reiche, sie mögen Zivil- oder Militärstellen bekleiden, von ihren Vorgesetzten erlaubt werden solle, den Gottesdienst an Sonn- und Festtagen zu besuchen, und daß sie an solchen Tagen frei von Berufsgeschäften sein sollen.

So wirkte Schwarz von Sonnenburg. Er war ein Deutscher!

Ludwig Burkhard von Basel,

der Bereiser des innern Afrika's.

Eine der rühmlichsten Bestrebungen großherziger Privatleute unsers Zeitalters war die Wiedereroberung Afrika's für die Wissenschaft, für die Menschheit. Aber dies verlorne Afrika, welches zum Theil selbst dem Zeitalter Herodots bekannter als uns war, liegt unter seiner glühenden Sonne verborgen mit allen seinen Wundern, und verschlossen dem Entschlossensten, als wär' es von einer unsichtbaren Zaubermacht eifersüchtig gehütet. Auch Burkhard von Basel starb, da er im Begriff war, die Schwellen des afrikanischen Innern zu überschreiten, und konnte weder seine Sehnsucht, noch die Erwartungen der europäischen gebildetern Welt stillen. Es hatte dieser herrliche Schweizer das traurige Loos seiner Vorgänger; und doch war er nicht minder, denn sie alle, mit den erforderlichen Eigenschaften eines Weltentdeckers ausgerüstet.

So ging schon der muthige Friedrich Hornemann unter, der vom edeln Blumenbach in Göttingen dem Sir Joseph Banks empfohlen, von der afrikanischen Gesellschaft zu London erkoren, im Herbst 1797 Kairo erreichte. Es bleibt ein ehrenwerther Zug im Leben Napoleon Bonaparte's, daß dieser, da er Aegypten eroberte, und Hornemanns, des Deutschen, Anwesenheit und Bestimmung erfuhr, demselben sogleich nicht nur Schutz, Päffe und Empfehlungen gab, sondern auch aufs freigebigste Summen zur Unterstützung des großen Unternehmens anbot Es ist bekannt, wie Hornemann im Herbst des Jahres 1799 mit einer Karavane nach Fezzan zog; nach zehn Tagereisen das Dörflein Umme-

sogeir an Felsenwänden erreichte, zwei Tage später die von ihrem Dattelreichthum berühmte Oase Siwah in der Wüste sah mit Ummebeda's Trümmern, vielleicht Trümmern vom Tempel des Jupiter Ammon. Durch Schiaca, Augila, Harutsch das Schwarze (der Alten Mons ater) kam die Karavane durch die endlosen Ebenen des weißen Harutsch gen Temissa, an Fezzans Grenzen, und endlich nach vierundsiebenzigtägiger Reise in Murzuk, der fezzanischen Hauptstadt an. Von hier nach Tripoli machte Hornemann nur einen kurzen Abstecher. Schon im Jänner 1800 sah man ihn wieder zu Fezzan; von da reisete er mit einer Karavane im April nach Burnu, dem Hauptort der nomadischen Tibbu's, ab. Und von da hörte man nichts Sicheres mehr über den muthigen Jussuph (unter diesem Namen reisete er). Daß man ihn im Brachmond 1803 in den Gebirgen von Kaschna gesehen, diese Sage eines maurischen Kaufmanns, welche der britische Konsul zu Tripoli, Herr Donogh, nach Europa sandte, belebte nur schwach die Hoffnung, den Wanderer wieder zu erblicken. Jetzt ist sie gänzlich erloschen. Es ist nur allzuwahrscheinlich, daß es Hornemann gewesen, von welchem der Bei von Fezzan dem Schiffshauptmann Smith vor Kurzem erzählte, daß vor siebenzehn Jahren ihn ein Engländer auf einem Zuge südwärts Fezzan begleitet habe, der an den Folgen eines Fiebers gestorben und zu Ancalas begraben sei.

Den Nachforschungen Smiths über Hornemanns Leben danken wir zufällig noch einige merkwürdige Angaben vom Innern Afrika's. Der Mameluk Reis, Bei von Fezzan, erzählte dem Schiffshauptmann nämlich: Er habe unlängst an der Spitze seines Kriegsvolks südwärts von Murzuk einen Streifzug durch Burnu gethan bis in ein weites Land, von schönen Negern bewohnt, mit denen er feindselig zusammen traf. Er drang inzwischen bis zu einem großen Fluß, welchen er Nil nannte, und der nach Osten

strömt. Auf seiner Rückkehr sei er zu den Trümmern einer unbekannten großen Stadt gekommen, deren zusammengestürzte, weitläuftige Paläste so voller Bildsäulen gewesen, als wenn sie von denselben bewohnt wäre. Diese Nachricht reizte Smiths Neugier in so hohem Grade, daß er sich ohne anders entschloß, die Stadt in der Wüste selbst zu sehen. Man nannte sie Ghirza oder Raz Sim.

Am 28. Hornung 1816 verließ Smith, begleitet von Janitscharen, die ihm der Bei als Schutzwache mitgab, Tripoli; am 3. März kam er nach Benulyt. Hier schon vernahm er von der „versteinerten Stadt“, und wie er darin eine Menge von Männern, Weibern, Kindern finden würde, zwischen Pferden, Tigern, Kameelen, Straußen, Hunden, alle steinern, durch den Spruch des Schicksals über die sündige Stadt. Durch eine traurige bergige Gegend kam Smith nach Zemzem, ungefähr drei bis vier englische Meilen von Ghirza. Und als er auf der berühmten Stelle anlangte, fand er seine Erwartungen gänzlich betrogen: nur einige übelgebaute Häuser am Bruch eines Felshügels; nicht weit davon eine Anzahl Grabmäler in schlechtem Geschmack gegebaut mit unförmlichen Säulen, plumpen Knaufen und Friesen und Gebälken; überladen mit elenden Darstellungen in erhabener Arbeit von Kriegern, Frauen, Hunden, Kameelen und andern Thieren, alles Zeugen rohen Anfangs der Bildhauerei. — Das also war die todte Stadt mit den versteinerten Muselmännern! und das ist ohne Zweifel auch das Nassim, welchem unsere Erdbeschreiber den Beisatz geben: „mit versteinertem Holz und Felsen.“

Nachdem alle Hoffnung auf Hornemann erloschen war, erboten sich der afrikanischen Gesellschaft zwei junge Männer zu Entdeckungsreisen. Der eine, Namens Fitzgerald, wollte vom Vorgebirg der guten Hoffnung ausgehen. Aber sein Antrag ward verworfen. Der andere, Namens Nicholls, wurde hingegen nach Kalabari, im Meerbusen von Benjin, an der Sklavenküste, ge-

schickt, um in die Fußstapfen des verschwundenen Mungo Park zum Niger zu gelangen. Nicholls kam im Jänner 1805 in Kalabari an, wo er von den Menschen, die aus dem Innern des Landes kamen, erfuhr, daß der Fluß Kalabar nicht weit hinauf schiffbar, sondern häufig durch Fälle unterbrochen und wildreißend sei. Nicholls war im Begriff, sich in die Wildnisse hineinzubegeben, als ihn das Fieber der Gegend befiel und hinwegraffte.

Nach diesem machte sich wieder ein Deutscher auf, das gefährliche Abenteuer zu bestehen; es war Herr Röntgen von Neuwied, ein trefflicher Jüngling. Er hatte sich schon zu Göttingen ziemlich in Allem vorbereitet, was zum Gelingen seines Wagstücks führen konnte. Wie zart und schwächlich auch beim ersten Anblick seine Leibesgestalt schien, hatte er sich doch durch mannigfache Entbehrungen und Anstrengungen zu dem großen Werk abgehärtet, dem er in jugendlicher Begeisterung sein Leben weihen wollte. Er hatte sich selbst im Entbehren gewöhnlicher Lebensmittel, und seinen Hunger mit Insekten zu stillen geübt. Auf einer Fußreise durch Deutschland und in die Schweizeralpen, da er bald unter freiem Himmel, bald in Ställen übernachtete, hatte er den Versuch gemacht, sich der europäischen Bequemlichkeit zu entwöhnen. Auf derselben Reise war es, da der hoffnungsvolle Jüngling einige Tage bei dem Verfasser dieser Denkblätter verweilte, und mit demselben im Geiste die unbekannte Welt durchschwärmte. Gern hätte ich den Jüngling beredet, ein reiferes Alter (denn er hatte kaum zweiundzwanzig Jahre) zu erwarten, und bestimmtere Kenntnisse in der Geognosie, Mineralogie und Botanik — besonders in Bezug auf die Tropenwelt — zu sammeln. Er war nicht zu halten. Mit einer Empfehlung von Blumenbach an Joseph Banks kam er nach England. Durch Unterschriften waren bald für ihn dritthalbhundert Pfund Sterling gesammelt, die ihm für den ersten Ausflug hinlänglich schienen.

Im Jahr 1811 reisete er nach Afrika. Hier ward ihm Mogador der Hauptort, wo er sich an Sprache, Sitte und Himmel des Welttheils gewöhnen wollte, um dann als Muselmann und Sherif (die Beschneidung hatte er überstanden) mit einer Karavane nach Tombuktu zu gehen. Er erreichte sein Ziel nicht, für das er nur allzuheftig entzündet war. Und sein Glaube, es habe die Vorsehung eben seine Person erwählt und bestimmt, die Entdeckung Nordafrika's zu vollenden, trog ihn.

Man weiß sein Schicksal. Allzugutmüthig, allzubegeistert und allzuunvorsichtig ward er, wie in Europa, auch von Freunden in Afrika nicht vergebens gewarnt. Schon einmal hatte er sich den argwöhnischen Mauren verdächtig gemacht, als er auf der Reise beim ersten Anblick der Stadt Marokko und der hohen Bergkette des Atlas in so unmäßigen Jubel ausbrach, daß die Mauren, seine Reisegefährten, aus seinen Worten und Geberden schlossen, er sei toll geworden. Mit derselben Unvorsichtigkeit schloß er zu Mogador Bekanntschaft und Vertrauen mit einem gewissen Renegaten, der von deutschen Aeltern zu Yorkshire geboren, sich nach Afrika geabenteuert, den alten Glauben abgethan, und schon eine Wallfahrt nach Mekka gethan hatte. Diesen Landstreicher, den man selbst zu Mogador nicht genug kannte, nahm Röntgen in seinen Dienst und zum Begleiter. Mit dieser Uebereilung verband er die zweite, daß er sich auf gut Glück ins wüste Afrika hineinwagen wollte, ehe er die arabische Sprache vollkommen geläufig reden konnte, also von seinem Begleiter mehr oder weniger abhängig, und den Mauren, als Fremdling, verdächtig werden mußte. — Genug, wider Rath, selbst wider Wissen seiner britischen Freunde zu Mogador, nur mit Ausnahme eines einzigen, der ihn nicht mehr abhalten konnte, machte er sich auf, begleitet von seinem Renegaten und zwei Maulthieren mit Gepäck beladen. Dies bestand in zwei oder drei Haiks oder Wollendecken, einigen Handelswaaren, einem Arzneikästchen, einem Koran und arabischen Wörterbuch nebst wenigen mathematischen und astronomischen Werk-

zeugen. Röntgen hatte außerdem ungefähr 700 Dollars bei sich, die er theils selbst, theils sein Reisegefährte im Gürtel trug.

Einige Tage später kam Nachricht: man habe ihn ermordet gefunden. In Mogador liefen verschiedene Muthmaßungen über den Mörder ein. Der allgemeinste Verdacht fiel auf den Renegaten. Der Kerl ward nachher nicht wieder gesehen. Man verhaftete zwar einen armen Araber späterhin in Marokko, der, um Salz zu kaufen, einige Sachen feil bot, die dem unglücklichen Röntgen gehört zu haben schienen; der Araber konnte aber, auch gefoltert, zu keinem aufklärenden Geständniß gebracht werden.

Wir wollen hier nichts von Legh's Wanderung durch Aegypten und Nubien, nichts von den unwillkürlichen Reisen des Reilli und Adams durch die Wüsten von Sahara, oder des Hauptmanns Light Reise sagen; nichts von dem Unglück des wackern Schiffshauptmanns Tukey auf der Zaire — es ist bekannt genug —, sondern uns auf die Lebensanzeige des Schweizers Ludwig Burkhard von Basel beschränken, der wohl des dankbaren Gedächtnisses der Zeitgenossen und Nachkommen würdig ist, für die er sich opferte. Es sind diese Nachrichten zum Theil aus den Angaben geschöpft, welche seine britischen Freunde im Edinburger Quaterly Review 1818 bekannt machten; zum Theil aus denen, welche, zur Berichtigung oder Ergänzung, einer seiner Verwandten in Basel mitgetheilt hat.

J. Ludwig Burkhard, der jüngere Sohn aus einer der angesehensten Familien von Basel in der Schweiz, war zu Lausanne geboren, den 25. November 1784. Zu einer Zeit, da Frankreichs Gewaltherrschaft der Jugend des Festlandes fast jeden Weg zur höhern Auszeichnung, außer dem Kriegerstand, verschlossen hatte, kam er, der diese Laufbahn nicht betreten wollte, nach England, mit einem Empfehlungsschreiben an Sir Joseph Banks versehen. Nach einem kurzen Aufenthalte in London bot er seine Dienste der afrikanischen Gesellschaft an. Das Ergebniß von Parks erstem Versuch belebte seine Hoffnung eines endlichen Erfolgs viel stärker, als das unglückliche Schicksal von Houghton, Horne-

mann und Ledyard solche daniederschlug. Mit dauerhafter Gesundheit, gefälligem Aeußern, Adel der Denkart und Fähigkeit, seine Anlagen durch Anstrengung in jedem Fache, das zu seinem Unternehmen dienlich schien, zu vervollkommnen, wurde er alsobald in den Dienst der afrikanischen Gesellschaft aufgenommen, und erhielt von mehrern Seiten jede Unterstützung, welche die verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, denen er seine Aufmerksamkeit geschenkt, nur immer erforderte.

Burkhard verließ England den 2. März 1809, schiffte nach Malta, und von da nach Aleppo, wo er den 6. Juli d. J. anlangte. Hier und zu Damask brachte er einen großen Theil der drei folgenden Jahre zu, während welcher er verschiedene Ausflüge nach dem Hauran und Lesglen machte, die Ruinen von Palmyra und Baalbek besuchte; einige Zeit unter den Turkomanen in den nördlichen Provinzen Syriens verlebte, und sich in der Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der muhamedanischen Araber vervollkommnete, indem er sich öfters und lange unter den Beduinen der Wüste aufhielt. Die Frucht seiner Nachforschungen in diesen Ländern, die er lediglich als vorbereitend zu seinem großen Entwurfe betrachtete, befindet sich gegenwärtig in den Händen der afrikanischen Gesellschaft, in Form von Tagebüchern, und von politischen, geographischen und statistischen Notizen.

Am 18. Juni 1812 reisete er von Damask nach Kairo, und indem er der gewöhnlichen Straße längs der Seeküste und durch die Wüste zwischen El Arisch und den Grenzen von Aegypten auswich, und in der Verkleidung des ärmsten Beduinen vom heiligen Land östlich des Jordans bei Szalt ins steinige Arabien und durch die große Wüste El Ty seinen Lauf richtete, kam er am 4. September nach Kairo, wo er die erste Gelegenheit, ins Innere von Afrika zu dringen, ergreifen wollte, die ihm die Abreise einer Fezzanischen oder Darfourkarawane anbieten möchte.

Da er jedoch fand, daß dieses nicht so bald geschehen könnte, beschloß er in der Zwischenzeit, Aegypten und das Land oberhalb der Wasserfälle zu durchforschen, und war so im Stande, zwei

sehr schwierige und denkwürdige Reisen ins alte Aethiopien zu vollbringen; die eine längs der Ufer des Nils, von Assouan nach Dar el Mahaß an den Grenzen von Dongola, in den Monaten Februar und März 1813, während welcher er viele Ueberreste alter ägyptischer und nubischer Baukunst, mit griechischen Inschriften, entdeckte, wie solche in den Tempeln von Philä vorkommen; die andere Reise vom März bis Juli des folgenden Jahres durch Nubien nach Suakim und Djedda. Die Beschreibung dieser Reise enthält die besten Angaben, die man je in Europa über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, der Handlung, Manufakturen und Regierungsform dieser Wiege alter ägyptischer Weisheit erlangt hat.

Unsers Reisenden nächster Ausflug scheint von Kairo nach der Halbinsel von Arabien gewesen zu sein, um die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. In ersterer brachte er vier bis fünf Monate zu, indem er seine Bemerkungen unter dem Charakter eines mahomedanischen Hadje's oder Pilgrims in Sicherheit sammelte, unterstützt durch allen Vortheil einer vollkommenen Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der Einwohner, die er nunmehr erlangt hatte.

Sein Aufenthalt in diesem Theile des Ostens brachte ihn nothwendigerweise in Berührung mit den Wechabiten, und die afrikanische Gesellschaft hat von ihm, außer einer vollständigen Beschreibung von Mekka und von den frühern und spätern abergläubischen Begriffen, die in diesem Erdtheil herrschten, auch eine sehr ausführliche Darstellung von dem Ursprung und Fortgang jener außerordentlichen Sekte von mahomedanischen Puritanern erhalten, die ihre ganze politische Geschichte umfaßt, von Gründung dieser Sekte vor fünfzig bis sechszig Jahren durch Abd el Wahab und Mohammed Ibn Saoud, bis zum Frieden zwischen Abdullah Ibn Saoud und Toosen Pascha von Seite Mahommeds Ali Pascha von Aegypten im Jahr 1815.

Burkhards letzte Reise war von Kairo nach dem Berge Sinai und der östlichen Küste des rothen Meeres. Das Tagebuch dieser anziehenden Reise ist mit einer Menge geschichtlicher Bemerkungen

über den frühern Zustand des Landes durchsäet, und am Schlusse befindet sich eine Abhandlung über die Wanderungen der Israeliten nach ihrem Auszug aus dem Reiche Pharao's.

Wir vernehmen mit Vergnügen, daß außer diesen Werken die Gesellschaft noch eine Menge Bemerkungen über das Innere von Afrika und mehrere Wörterbücher afrikanischer Sprachen Hrn. Burkhard verdankt, die dieser von den Eingebornen gesammelt, welche Aegypten während seines dortigen Aufenthalts besuchten.

Auch befindet sich dabei eine Reihe von neunhundert neunundneunzig arabischen Sprichwörtern in der Ursprache mit englischer Uebersetzung und Erklärung ihrer verschiedenen Anspielungen, und eine getreue und geistreiche Uebersetzung eines burlesken epischen Gedichtes in der Volksmundart von Kairo, dessen Hauptgegenstand ein Streit zwischen Wein und Bast ausmacht. Letzteres ist nämlich eine allgemeine Bezeichnung für alle berauschenden Substanzen, die aus Hanfblumen und Opium bereitet und in Form von Pasten, Pillen oder Konfekt gebracht werden.

Das ist jedoch nur ein geringer Theil der Arbeiten dieses außerordentlichen Menschen, dessen Vortrefflichkeit und Ausdauer ihm gewiß, bei längerm Leben, einen hohen Rang unter den berühmtesten Reisenden dieses oder irgend eines Zeitalters erworben hätten. In der That hat er Sammlungen hinterlassen, denen kaum ähnliche von irgend einem seiner Vorgänger an die Seite zu stellen sind, sowohl in Rücksicht auf das Anziehende und Wichtige des Inhalts, und der Mannigfaltigkeit der Bemerkungen, als auch selbst in Rücksicht auf Adel der Schreibart, obwohl in einer ihm fremden Sprache verfaßt.

Der letzte Bericht Burkhards ist, wie wir hören, vom 25. März 1817, da der annähernde Sommer ihm die angenehme Aussicht eröffnete, mit einer Karavane nach Mursuk abzureisen, und einen Weg zu machen, den er schon lange als den zweckmäßigsten angesehen, ihn zum Ziele zu führen, das schon seit mehrern Jahren die Aufgabe seines Lebens gewesen war.

Seine Gefühle bei dieser Gelegenheit, die wir aus einem der

letzten Briefe, der ihm zu schreiben vergönnt war, ausheben, können gegenwärtig nicht ohne die Empfindung des tiefsten Bedauerns betrachtet werden.

„Ich schreibe an Sir Joseph Banks und wiederhole Ihnen, daß ich in ungeduldiger Erwartung einer Karavane nach Libien bin, und habe mich schon lange bereit gehalten, bei der ersten Nachricht aufzubrechen. Ich verlasse Aegypten nunmehr desto lieber, da meine Tagebücher nicht mehr in einem unausgearbeiteten Zustande sind; wie dies vor einem Jahre der Fall gewesen wäre, und auf meinen künftigen Reisen wird mir der Gedanke nicht wenig Trost gewähren, daß, welches auch mein Geschick sei, doch bereits einiger Nutzen aus meinen Nachforschungen entsprungen ist, und daß die Gesellschaft bereits mehrere Tagebücher von mir besitzt, die über neue und merkwürdige Länder Auskunft geben.“

So war die lebendige und wißbegierige Hoffnung, mit welcher er sich an die abreisende Karavane anzuschließen gedachte. — Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 5. Oktober 1817 wurde er plötzlich von einem Durchfall ergriffen, welcher, der Hilfe eines englischen Arztes ungeachtet, ihn am 15. des gleichen Monats allzufrüh der Welt entriß.

Keine Worte können besser die letzten Augenblicke dieses beklagenswerthen jungen Mannes schildern, als ein Brief des englischen Generalkonsuls in Aegypten an den Sekretär der afrikanischen Gesellschaft, von welchem Folgendes der Auszug ist:

„Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen sehr herzzerreißende Botschaft mitzutheilen. Unser theure Reisende und Freund, Sheik Ibrahim (so nannte sich Burkhard) ist nicht mehr. Er starb letzten Mittwoch, nach einer Krankheit von zehn Tagen, an einer Dysenterie, gegen welche die ganze Kunst des Dr. Richardson nichts vermochte. Dieser Arzt, in Begleitung des Lord Belmore reisend, befand sich glücklicherweise gerade zu Anfang des Uebels gegenwärtig und besorgte den Kranken mit großer Güte und unermüdetem Eifer während des ganzen Verlaufs des Leidens; der Doktor versicherte mir, noch keinen Fall gesehen zu haben, wo die

Natur so wenig Anstrengung zur Besserung gemacht hätte. Die Krankheit ward unaufhaltsam schlimmer und schlimmer, bis das traurige Opfer ihrer Zerstörung unterlag. Mittwoch Morgens war die Gefahr seiner Lage offenbar, und er selbst fühlte so deutlich sein herannahendes Ende, daß er nach mir schicken ließ.

„Sogleich begab ich mich zu ihm hinüber, und kann nicht beschreiben, wie schrecklich die Veränderung war, die in so kurzer Zeit mit ihm vorgegangen. Dienstags vor einer Woche war er noch in meinem Garten mit aller anscheinenden Gesundheit gelustwandelt, indem er mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Kraft sich unterredete. Gegenwärtig vermochte er kaum seine Worte auszusprechen, war von leichenblasser Farbe, mit kaltem klebrigem Schweiße bedeckt, und hatte die ganze todverkündende Unruhe eines Sterbenden; jedoch behielt er sein Bewußtsein vollkommen ungetrübt, war erstaunlich fest und gesammelt und bat mich, Feder und Papier zu nehmen, und niederzuschreiben, was er mir diktiren würde. Folgendes sind so zu sagen vollkommen seine eigenen Worte:

„„Sollte ich nunmehr sterben, so ersuche ich Sie, auf Hrn. Hamilton 250 Pf. Sterling zu ziehen, die mir die afrikanische Gesellschaft noch schuldig ist. Von diesem und demjenigen, was ich in den Händen des Hrn. Boghoz habe, nämlich 2000 Piaster, machen Sie folgende Vertheilung: Bezahlen Sie meinen Antheil an dem Memnonischen Kopf*). (Dieses wiederholte er nachher öfters, wahrscheinlich aus Furcht, ich möchte glauben, daß er schon genugsam dazu beigetragen hätte, wie ich früher geäußert.) Geben Sie 2000 Piaster dem Osman (einem Engländer, den ich auf Scheik Ibrahims besondere Fürbitte den Pascha vermocht hatte, freizulassen); 400 Piaster meinem Diener Shaharty. Mein Sklav und meine Sklavin, sammt allem, was ich noch im Hause besitze, welches nicht viel ist, sollen dem Osman zukommen.“

*) Ein kolossaler steinerner antiker Kopf, den Burkhard und der Generalkonsul auf gemeinschaftliche Unkosten nach England bringen ließen.

„„Senden Sie 1000 Piaster den Armen meiner Vaterstadt. Meine ganze Bibliothek, mit Ausnahme meiner europäischen Bücher, wünsche ich der Universität Cambridge zu schenken, unter der Aufsicht des Bibliothekars Dr. Clarke, auch mit Inbegriff derer, die sich in den Händen meines Freundes Sir Joseph Banks befinden. Meine europäischen Bücher vermache ich Ihnen, Hr. Salt. Aus meinen Schriften treffen Sie eine Wahl, die Ihnen dienlich scheint, und übersenden solche an Hrn. Hamilton für die afrikanische Gesellschaft. Es ist nichts darunter über Afrika. Ich wollte in zwei Monaten mit der Karavane aufbrechen, die von Mekka zurückkehrt, und nach Fezzan gehen, und von dort nach Tombuktu. Aber es ist anders beschlossen. — Meinen Freunden den herzlichsten Gruß." Dabei benannte er mehrere Personen, mit denen er vertrauten Umgang hatte. Dann schwieg er still und schien innerlich bewegt zu sein. Endlich sagte er mit großer Anstrengung: „Lassen Sie durch Hrn. Hamilton meine Mutter von meinem Tode benachrichtigen, und ihr sagen, daß meine letzten Gedanken immer bei Ihr gewesen sind." Seiner Mutter Namen wurde sichtbar von ihm einige Zeit zurückgehalten, als ob er sich nicht Kraft zugetraut hätte, solchen zu berühren. Auch lag in dem Ausdruck seines Gesichts, als er von seiner vorgehabten Reise sprach, ein deutlicher Kampf zwischen fehlgeschlagener Hoffnung und männlicher Ergebung.

„Vielleicht wurde wohl auf keinem Sterbebette weniger von der Schwachheit der menschlichen Natur gezeugt. Etwa ein Viertel vor zwölf Uhr in der Nacht verschied er ohne den geringsten Seufzer ungefähr sechs Stunden nach obiger Unterredung. Sein Leichenbegängniß war, wie er selbst gewünscht, nach muhamedanischer Sitte, ganz dem angesehenen Range gemäß gehalten, den er in den Augen der Eingebornen besaß. Ich kann Ihnen versichern, daß sein Verlust mir ein harter Schlag gewesen ist. Ich bewunderte seine Talente, seine hohe Rechtschaffenheit, und seinen edeln unabhängigen Charakter, und da ich täglich Zeuge der ungemeinen Klugheit war, mit welcher er sich gegen die Eingebornen betrug, so hatte ich mir die günstigsten Hoffnungen zu dem endlichen Ge-

lingen seines großen Unternehmens gemacht, welchem er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Ich liebte ihn auch wegen seines guten Herzens, welches sich gegen Alle, die er im Unglück wußte, auf die freigebigste Weise offenbarte, wozu er bei seinem beschränkten Einkommen sich oft nicht bloß überflüssige, sondern auch wesentliche Lebensbedürfnisse versagen mußte. Seine Unterhaltung war überaus angenehm; ein lebhaftes Funkeln in den Augen, und ein mannigfaltiger Ausdruck in der Haltung, wenn er sich belebte, erweckten die wärmste Theilnahme in dem Geiste der Personen, an die seine Rede gerichtet war, und die Wärme und Kraft seiner Gesinnung und seines Ausdrucks erwiesen sattsam, daß er von Herzen sprach.

„Einen Menschen, der bloß eigener Zwecke wegen gegen die Interessen der menschlichen Gesellschaft handelte, verabscheute er so sehr, daß er von einem solchen nicht mit Geduld sprechen konnte.

„Täglich pflegte er mich in meinem Garten in den Nachmittagsstunden zwischen drei und sechs Uhr zu besuchen. Aber selten ließ er sich zum Mittagsessen erbitten, da dieses seine gewohnte Lebensweise zu sehr störte. Ueber alle Maßen war er besonders gegen Reisende, die Aegypten besuchten, gefällig. Er gab ihnen alle mögliche Anweisung über den besten Weg, den sie verfolgen mußten. Kaum eine Woche vor seinem Tode war er beschäftigt, Bücher für Lord Belmore anzukaufen, und fand darunter ein Exemplar des Antars*) für Ihren Bruder, der sich gegenwärtig in meinen Händen befindet.“

*) Der Antar, ein episches Gedicht, über welches sich Burkhard in einem Briefe mit vielem Lobe äußert.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Zweiunddreißigster Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

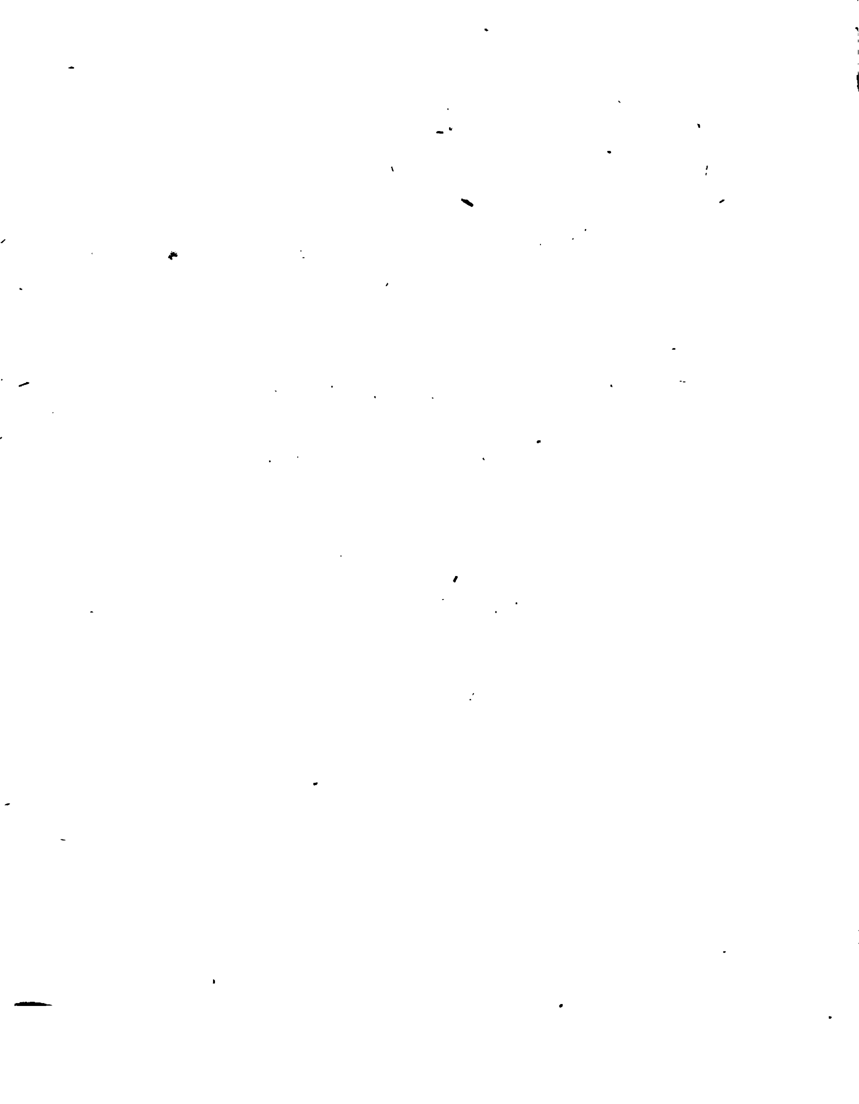


Dritte Abtheilung.

Vermischte Schriften.

In sieben Bändchen.

Dritter Theil.



Inhalt.



Biographisches.

Fortsetzung.



Charaktere der helvetischen Revolutionszeit.

Vorbemerkung.

Die nachstehenden Schilderungen politischer Berühmtheiten aus der schweizerischen Revolutionsperiode von 1798 bis 1803 sind, mit Ausnahme von „Peter Ochs", welcher im „helvetischen Genius", einer periodischen Zeitschrift vom Jahre 1799, erschien, sämmtlich Zschokke's „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung, Winterthur 1805", Band III., entnommen; nur ist die Aufeinanderfolge hier der Chronologie gemäßer. Nachdem Peter Ochs als ein Hauptstifter der Revolution vorangeschickt ist, folgt Steiger, als Repräsentant der alten, untergegangenen Eidgenossenschaft; dann treten als Häupter der neugegründeten Staatsordnung die Mitglieder des vollziehenden Direktoriums Laharpe, Bay und Glayre auf, denen Haas als Repräsentant (Mitglied des helvetischen Großen Rathes) und als Generalinspektor der helvetischen Artillerie beigegeben ist. Der Kapuziner Stiger deutet sodann auf die letzten Zuckungen der noch einmal widerstehenden, aber bald blutig hinsinkenden Urschweiz. Erlach ist einer der Hauptführer der im Jahre 1802 kühn sich erhebenden Gegenrevolution. d'Affry endlich bezeichnet die im Jahre 1803 auf des ersten Konsuls Napoleon Bonaparte Machtwort hin begründete Mediationsperiode, deren erster schweizerischer Landammann er war. — So schlingt sich durch diese neun Lebensbilder aus der politisch-bewegtesten Zeit des Schweizerlandes ein fortlaufender historischer Faden

Peter Ochs spielte in der helvetischen Revolution von 1798 eine so hervorragende Rolle, daß sein Wirken von der entscheidendsten Wichtigkeit für sein schweizerisches Vaterland wurde. Er war es, der, nachdem er schon Theil an den Friedensnegotiationen zwischen der fränkischen Republik und dem Könige von Preußen genommen (in den Jahren 1794 und 1795), und nachdem er in den verhängnißreichen Monaten Dezember 1797 und Jänner und Hornung 1798 sich zu Paris aufgehalten hatte, wo er seinen großen Einfluß auf die dortigen Staatsmänner geltend machte, zur Revolutionirung der Schweiz hauptsächlich beitrug. Von ihm rührt die Konstitution her, welche alle zerstückelten Theile der Schweiz in einen einzigen, demokratischen, repräsentativen Staat verband, und welche durch Gewalt fränkischer Bajonette eingeführt wurde. Sie heißt darum auch heute noch in der Geschichte die „Ochsische" Verfassung. Im Juni 1798 wurde er darauf mit Friedrich Cäsar Laharpe an die Stelle der austretenden Bay und Pfyffer in das helvetische Direktorium, die damalige Einheitsregierung der Schweiz, gewählt.

Die nachfolgende Skizze schildert nicht diese seine öffentliche Wirksamkeit, die aus allen Geschichtsbüchern jener Zeit hinlänglich bekannt ist, sondern mehr seine den Zeitgenossen minder bekannten frühern Lebensschicksale bis zu seinem Auftreten als Staatsmann.

Der Herausgeber.

1. Peter Ochs.

Ochs war einer von denjenigen Männern, welche, als Gründer der neuen helvetischen Staatsverfassung, das Auge der Zeitgenossen auf sich zogen, und von diesen eben deswegen meistens in Lob oder Tadel falsch behandelt oder verkannt wurden. Der größte Theil der Anekdoten, welche von jenem merkwürdig gewordenen Manne erzählen, sind daher sehr unzuverlässig. Wir geben den Lesern von seinen Lebensumständen nur so viel, als wir durch unsere Nachforschungen erfahren konnten, und unter dem Gepräge historischer Glaubwürdigkeit mittheilen dürfen.

Peter Ochs, Bürger von Basel, wurde im Jahr 1752, am 20. August zu Nantes in Frankreich geboren, wohin sich seine Aeltern zufällig in Geschäftssachen begeben hatten. Gezwungen, ihre Abreise zu beschleunigen, ließen sie ihr Kind zu Nantes in guter Pflege zurück, weil dessen schwächliche Gesundheit nicht erlaubte, die Mühseligkeiten einer langen Reise zu wagen. Der Vater, Albert Ochs, ein sehr gebildeter Mann, und Mitglied des ehemaligen Großen Raths der Stadt Basel, hatte sich schon seit zwanzig Jahren zu Hamburg niedergelassen; seine Gattin war die Tochter des Negotianten Peter Hiß, Agent des Königs von Dänemark zu Hamburg.

Als ihr Kind in Nantes schon das zweite Jahr erreicht hatte, wurde es dort erst getauft, und zwar, ohne Wissen der Aeltern, von einem katholischen Priester. Nachher wurde es zum andernmal wieder in Basel von einem protestantischen Geistlichen getauft, da es vier Jahre alt war. So zweifach mit der Weihe zur christlichen Kirche ausgestattet, kam der junge Ochs nach Hamburg, wo ihn nun seine Aeltern unter ihren Augen erziehen

ließen. Er empfing einen Hauslehrer, der mit soliden Kenntnissen zugleich Geschmack verband. Es war damals das schöne Blüthentheater der deutschen Dichtkunst. Der Lehrer, welcher selbst zwar zu Gottscheds Schule gehörte, und eine in fließenden Alexandrinern verfertigte Uebersetzung von Corneille's „Rodogune" herausgegeben, führte doch seinen Zögling in Lessings und Klopstocks Umgang, und flößte ihm früh Neigung für Wissenschaft und Literatur ein. Ochsens Aeltern hielten ein gutes Haus. Wöchentlich versammelte sich bei ihnen eine auserlesene Gesellschaft geistreicher Männer, sowohl Einheimischer, als Fremder.

Er mochte ungefähr sein vierzehntes Jahr haben, als er sich mit Leidenschaft schon der Logik, Metaphysik und Geometrie widmete. Seine Talente blieben nicht länger unbemerkt; von allen Seiten geschmeichelt, arbeitete er rastlos, der zweite Lambert seines Vaterlandes zu werden. Inzwischen ihn sein Ehrgeiz zu den sterilen Feldern des Spekulativen lockte, zog seine Phantasie und Empfindung ihn noch mächtiger zu den Altären der Musen. Voltaire, Corneille und Racine waren seine Lieblinge. Von Kindheit an der französischen Sprache gewohnt, versuchte er's schon im fünfzehnten Jahre, eine Tragödie in französischen Versen zu schreiben.

Als Jüngling von dreiundzwanzig Jahren finden wir ihn in Basel wieder. Seine damalige Empfindungsweise erkennen wir aus einem Gedicht, welches er zu der Zeit (wahrscheinlich 1775) auf einer Anhöhe in der Nachbarschaft seiner Vaterstadt schrieb, von den Schönheiten der ihn umringenden Natur begeistert. Er las dies Gedicht am 14. Mai 1782 der helvetischen Gesellschaft zu Olten vor, und in eben diesem Jahre erschien es auch im Druck.

Der junge Dichter besang darin mit lebhaftem Gefühl die Reize der Natur — der ehrwürdige Schatten des Erasmus erscheint ihm, und unter allem, was dieser zur Seite des Jünglings spricht,

glauben wir folgende Stelle, als eine der bedeutendsten, ausheben zu müssen.

Voilà des vérités dignes de ton étude.
Rappelle au vrai tous ceux, *que le siècle a séduits.*
Sache de maux naissants prévenir l'habitude.
Crois-moi, le bien qu'on fait, ne germe point sans fruits.
Réunis les amis qu'a la sagesse encore;
Préparez en secret un siècle qui l'honore.
J'écrivis dans la nuit; le tems fut mon espoir;
Erasme étoit mon nom; me suivre est ton devoir.

Ohne uns eine vorgreifende Anmerkung über diese Stelle, und die darin sichtbaren Neigungen Ochsens zur Regeneration seines Vaterlandes zu erlauben, fahren wir einfach fort, die biographische Skizze weiter zu zeichnen.

Theils auf der hohen Schule zu Basel, theils auf der zu Leiden, vollendete er seine akademischen Studien. Im Jahr 1776 bewarb er sich um die Würde eines Doktors der Rechte, und schrieb deswegen eine Dissertation über die Verletzung des guten Namens (de famae laesione). Was man, nicht ohne Vergnügen, darin bemerkt, ist der kosmopolitische Eifer, mit welchem er den Menschen zu seiner Würde und zu seinen Rechten ruft.

Personen, welche ihn in jenen Zeiten kannten, erzählen, daß er wenig Hoffnung gegeben habe, jemals in Fächern etwas zu leisten, welche Anstrengung und Beharrlichkeit erfordern. Er, im Schoos des Luxus erzogen, überließ sich leidenschaftlich den Vergnügungen; in seinen Zirkeln galt er als ein ausgemachter Elegant; der bärtige Erasmus hätte große Ursach' gehabt, an der Nachfolge dieses Jüngers zu verzweifeln.

Als er von seinen Reisen nach Basel zurückgekommen war, vermählte er sich mit einer seiner Mitbürgerinnen (1779), die ihn

zum Vater von vier Söhnen und einer Tochter machte. Hymen verwandelte plötzlich den Mann; statt der Toiletten wurden Archive und Bibliotheken seine Lieblinge. Er widmete sich der diplomatischen Geschichtskunde seines Kantons, und unternahm es zuletzt sogar, die Historie von Basel schriftlich zu bearbeiten. Wirklich erschien 1786 der erste Band derselben, und 1792 des zweiten Bandes erste Abtheilung.*) Ochs führte darin die Geschichte von Basel bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts.

In der jenaischen allgemeinen Literaturzeitung (1794, Nro. 94, S. 749 bis 752) findet man eine umständliche Recension dieses Werks. Der Recensent schließt mit folgenden Worten: „Es ist zu wünschen, daß dieses Buch vollendet werde. Die allgemeine Uebersicht nur kann eine richtige Beurtheilung und Einsicht der Ursachen und Wirkungen gründen, diese aber auf Grundsätze leiten. Ein solches Werk, so eingeschränkt sein Gegenstand sein mag, ist mehr werth, als manche Universalhistorie. Denn die Details sind das Lehrreichste; ohne ihre genaue Kenntniß ist das allgemeine Raisonnement, wie glänzend es auch sei, Geschwätz."

Merkwürdiger, in unserer Absicht, ist die philosophisch-politische Einleitung, welche Ochs jenem Werk voranschickte. Sie ist in einer edeln Sprache, reichhaltig an großen Gedanken, gegeben, und gilt als eine Art politischen Glaubensbekenntnisses des Verfassers.

Es sei uns erlaubt, einige Gedanken auszuheben, die den Charakter des Verfassers zeichnen. —

---

*) Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, von Peter Ochs, Stadtschreiber. Berlin, Leipzig und Basel. 8. — Der Beschluß des Ganzen fehlt noch; ist aber, nach einer mündlichen Versicherung des Verfassers im Mskpt. ganz vollendet. Der Beschluß dürfte vielleicht jetzt zu spät erscheinen, wenigstens Vieles von seinem vormaligen Interesse verloren haben.

Anmerk. des Herausgebers.

— Es ist Pflicht (heißt es S. 4), alle mögliche Wege einzuschlagen, damit Aufklärung sich allgemein verbreite. Gleichwie ein Harfenschläger, sagt ein Alter, manche Saiten zerbricht, ehe er den rechten Griff erlernt, also ergehet es denen, die bloß aus Erfahrung regieren. Ehe sie die rechten Wege erlernet, haben sie Vieles versehen und verderbt.

— Nur das ist gefährlich (ruft der Verf. den Feinden der Publizität zu, S. 5.), was die ewigen Gesetze der Natur und der Religion mit gottloser Hand antastet; was die Pflichten des Bürgers gegen Vaterland, Obrigkeit und Mitbürger untergräbt; was die gegenseitigen Pflichten der Obrigkeit gegen Stand, Untergebene und Nachkommenschaft zerstört. —

— S. 20. Das Naturrecht, diese edle Wissenschaft, wird einst die Menschen beglückseligen! sie hat aber gefährliche Anfechtungen von ihnen ausstehen müssen.

— S. 22. Veredlung des Menschen und aller seiner Verhältnisse ist der Grundsatz für alle Lehren des natürlichen Rechts.

Man bemerkt demungeachtet in jenen Darstellungen des philosophirenden Geschichtschreibers noch manche Rostflecken des Zeitgeistes. Doch versöhnt der Schluß der Vorrede den Leser gänzlich, wo der Schriftsteller in folgende weissagende Worte ausbricht (S. 88.):

„Sie werden kommen die Zeiten, wo das Band der brüderlichen Liebe alle Welttheile vereinigen soll*); wo eine Religion, die des Herzens, alle Sekten vereinbaren wird; wo kein Monopolist, als die Natur — keine Einschränkung, als die

*) Wo man also nicht mehr die Leibeignen für freie Schweizer halten kann, wie es Ochs' S. 32 in der Vorrede noch gelten lassen wollte!

A. d. H.

der Unthätigkeit — keine Vorrechte, als die des allgemeinen Wohls, werden geduldet sein u. s. w.; wo endlich die veredelte Seele des Menschen das Räthsel seiner Bestimmung wird aufgelöset haben: „Selbstloswindung aus dem Stande der Wildheit in den Stand der ewigen Weisheit! Wiederaufrichtung des verfallenen Menschen! Wiedereinsetzung in Edens immer blühende Gefilde!“

Wenn Ochs hernach in die revolutionäre Bahn trat, so sieht man schon aus jenem, daß ihn nicht sowohl die Umstände, als vielmehr und offenbar seine schon früh genährten, freien Grundsätze dahin leiteten, welche freilich mit den ehemaligen Zunftmeister-Regierungen der Schweiz wenig harmonirten.

Ein fortgesetztes Studium, neue Jahre voll neuer Erfahrungen, mußten endlich auch jene Rostflecken noch hinwegpoliren. Die Revolution Frankreichs vollendete das Werk.

Man sieht dies am besten aus einem Gedicht, welches er an seine Schwester richtete*), am Bundestage der Nationalgarden und Linientruppen, den 13. Juni 1790, zu Straßburg. Es ist gedruckt. Wir wollen den Lesern folgende Strophen herausziehen:

Dans ses droits la nature est enfin rétablie.
L'État est pour le peuple, et la loi pour l'État.
Et la force publique unit pour la patrie,
Le soldat citoyen au citoyen soldat.

Qu'à leur accord heureux désormais tout réponde!
J'entends de toutes parts des chaines se briser,
Le code des Français devient la loi du monde.
S'élever à leur rang c'est s'immortaliser.

---

*) Sie war an den bekannten, unglücklichen Maire Dietrich von Straßburg verheirathet.

Anmerk. des Verf.

Die drei letzten Zeilen enthüllen die geheimen Wünsche des Verfassers; man las sie damals, wahrscheinlich aber ohne sie zu begreifen. Ochs stand noch in Staatsposten seines Kantons. Er hatte seit 1780 schon die politische Laufbahn begonnen, wurde Richter, Rathsschreiber und Obristzunftmeister endlich; war als Deputirter seines Standes auf mehrern Tagsatzungen, und mehrmals nach Paris abgeordnet.

Aber das Jahr 1793 wurde für die Festigkeit seiner Grundsätze ein eigentliches Probejahr. Ochs liebte die fränkische Revolution, und eben diese beraubte ihn, nach manchem Andern, auch seines Schwagers. Das Haupt des Maire Dietrich von Straßburg fiel unter dem Eisen der Guillotine.

Dietrichs Tod ging ihm besonders nahe; aber es machte ihn der Schmerz seinen Grundsätzen nicht ungetreu. Man erinnert sich bloß, daß er eine Zeit lang nicht in der baselischen Rathsversammlung erschien. „Wo bleiben Sie denn?“ fragte ihn ein Freund: „warum kommen Sie nicht in den Rath?“ — Ochs gab zur Antwort: „Ich fürchte meine Gefühle werden meine Gesinnungen bestechen!“

Bis hieher die Handzeichnung vom Leben dieses Mannes, der selten, im Guten oder Bösen, ohne Leidenschaft beurtheilt ward; wie auch nichts natürlicher als dies, sein kann, in Tagen, wo die Revolution Europens Gemüther in zwei erbitterte Heere geschieden zu haben scheint, bei deren Kampf man nur die Weisen für parteilose Zuschauer hält, so lange sie schweigen.

---

2. Nikolaus Friedrich von Steiger,

gewesener Schultheiß der Republik Bern.

Von Allen, welche mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft, für sie fechtend, Vaterland oder Leben verloren, war keiner, dessen Verlust lauter beklagt, dessen Geist und Herz selbst von Gegnern höher geachtet wurde, als Nikolaus Friedrich von Steiger.

Er war geboren im Jahr 1729 aus altem patrizischen Geschlechte. Sein Vater, Nikolaus Sigismund von Steiger, Landvogt zu Morges (welcher schon im Jahr 1748 starb), erkannte früh des Kindes Anlagen, und versäumte nichts, sie auf das Vollendetste zu entwickeln. Der Jüngling empfing vorzügliche Erziehung, und auf Hochschulen und Reisen durch die merkwürdigsten europäischen Staaten bereicherte er sich mit jener Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, mit jener Gewandtheit im Umgange, welche ihn bald über Seinesgleichen ehrenvoll erhoben.

Früh begann er und mit Glück die bürgerliche Laufbahn in seiner Vaterstadt. Seit 1764 Mitglied des souveränen Raths von Bern, erhielt er im Jahr 1772 das Amt eines Schultheißen von Thun, und zwei Jahre nachher seine Stelle im Kleinen Rath der Republik. Von dieser Zeit an war er es immer, auf welchen alle Stimmen fielen, wenn es in wichtigern Angelegenheiten eines Mannes bedurfte, dessen Einsichten durch unermüdliche Thätigkeit fruchtbar werden sollten, dessen unerschütterliche Rechtschaffenheit von der Kunst begleitet sein mußte, Menschen zu ergründen und zu führen. So stand er in den Jahren 1775 und 1776 auf den außerordentlichen Tagsatzungen zu Aarau und zu Baden, wegen des französischen Bündnisses, als Gesandter; wie auch zu Solo-

thurn 1777 bei der Abschließung dieses Bundes. So stand er zu Genf als erster Gesandter seines Freistaats in den Jahren 1781 und 1782 zur Vermittelung der bürgerlichen Unruhen, welche jener kleinen Republik an den Ufern des Leman schon damals Untergang bereiteten.

Steiger trat von keinem der ihm anvertrauten Geschäfte zurück, ohne die Achtung zu vergrößern, mit welcher Fremde und Mitbürger seinen Vorzügen huldigten. Bald zeichnete ihn die öffentliche Meinung vor Allen aus, welche mit ihm vaterländische Angelegenheiten leiteten; und der vierte April des Jahres 1787, an welchem Tage er fast einhellig zu einem der Schultheißen der Stadt und Republik erwählt wurde, gab seinem Diensteifer ums Vaterland mit dem Lorbeer zugleich glänzendere Ziele.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, übersandte 1788 dem neuen Schultheiß den Orden des schwarzen Adlers.

Daß Steiger an der Spitze eines selbstständigen Freistaates seiner Würde nicht angemessener fand, statt Ehrenzeichen eines fremden Königs zu tragen, dieselben abzulehnen, ward ihm von denen, welche Unabhängigkeit des Bürgers von Verbindlichkeit gegen fremde Fürsten ehren, übel gedeutet. Aber er war nicht mehr der Einzige der Eidgenossenschaft, welcher Gunstbezeugungen des Auslandes ohne Bedenken nahm. In allen Kantonen sah man damals des königlichen Frankreichs Ludwigskreuze, und das Gold fremder Staatspensionen, ungeachtet diese noch mehr, denn jene, und nur zu oft, verderbenreich gewesen waren.

Als Haupt der Republik wußte Steiger die früher erworbene Achtung tadellos zu bewahren und zu erweitern. Es ist bekannt, daß Pitt selbst ihn unter die besten und vorzüglichsten Staatsmänner zählte. Vertraut mit mannigfaltigen Interessen auswärtiger Länder, erregte sein Urtheil, sein Scharfblick Bewunderung, und erwarb ihm persönliche Freundschaft oder Briefwechsel von

Staatsmännern der Fremde. Denn diesen lag von jeher daran, durch Verbindung mit angesehenen oder Einfluß genießenden Männern in der Eidgenossenschaft entweder Geist- und Geschäftsverhältniß derselben, oder Thun und Treiben von Gesandten anderer Mächte kennen zu lernen.

Ohne glänzende Beredsamkeit hatte er die ausgezeichnete Gabe, lichtvolle Klarheit über jeden Gegenstand zu verbreiten, den richtigsten Gesichtspunkt festzustellen, und Mittel und Folgen so hell zu berechnen, daß er selten die Versammlungen des Rathes verließ, ohne die entschiedensten Gegner seiner Meinungen wenigstens erschüttert zu haben. Mit jener Würde, die ihn als erste Magistratsperson einer aristokratischen Verfassung umgab, verschwisterte er die Leutseligkeit, welche dem ersten Bürger gegen Mitbürger wohlansteht, und auf den Namen ihrer Freiheit stolze Schweizer leiten konnte. Wohlstand und Ehre des ihm anvertrauten Vaterlandes waren sein Idol; nachsichtsvoll gegen den Untergebenen, gefällig gegen den Freund, zärtlich im häuslichen Kreise der Familie, stand er mit Festigkeit in angenommenen Grundsätzen.

So war Steiger, der Schultheiß Berns, wie ihn Freunde kannten, wie ihn selbst der Mund derer schilderte, welche Eifersucht, oder Verschiedenheit politischer Meinungen von ihm trennten. So blieb er, als Helvetien mit seinem schreckenvollsten Verhängniß rang, und die alte Eidgenossenschaft zusammenstürzte, unter deren Trümmern er sein Grab nahm.

Schon rührte Steiger fast an sein siebenzigstes Lebensjahr, als Frankreich die zerstörenden Plane des Ehrgeizes und der Raubsucht entfaltete. Er hatte längst geweissagt, daß, wenn die Umgestaltung Frankreichs Bestand haben sollte, auch die Eidgenossenschaft in das allgemeine Unglück Europens gezogen werden werde. Die vereinte Kraft aller Mächte eines ganzen Welttheils, gelagert gegen ein durch Sittenverderbniß und Zwietracht gelähmtes Volk, flößten

ihm, wie vielen andern in ihren Erwartungen Getäuschten unbeschränktes Vertrauen auf die Koalition der Könige ein. Er hatte entschieden die Partei dieser gewählt, und sich zu den Gegnern der Revolution Frankreichs gestellt. Früher wäre die Schweiz schon, und vielleicht nicht ohne entscheidende Wirksamkeit auf den Ausgang der großen Angelegenheit Europens, in den Kampf getreten, wenn Steigers Ansichten diejenigen aller Eidgenossen gewesen wären.

Aber in Bern selbst lehnte sich ihm eine bedeutende Partei entgegen, welche die Ruhe der Nation allem Waffenruhm vorzog, und endlich wohl selbst im letzten aller Uebel, in der Veränderung der mangelhaften, widerspruchsvollen eidgenössischen Staatsverfassung, eher Verbesserung, als Verschlimmerung des öffentlichen Zustandes erblickte. Männer, deren Geburt und Geistesgaben Ansehen in der Republik zusicherten, standen an der Spitze dieser Opposition. Sie berechneten mit leidenschaftslosem Geiste die Ohnmacht eines, von verschiedenen Absichten geleiteten und wider einander selbst eifersüchtigen Völkern veranstalteten, Kreuzzuges gegen eine mächtige, rastlose, geistvolle Nation, welche berauscht von der Liebe zur Freiheit, um diese zu erkämpfen, jedes Opfer zu klein, keine Gefahr zu groß fand.

Der Erfolg der außerordentlichen Begebenheiten, die damals den Weltkreis erschütterten, rechtfertigte das Urtheil jener Männer, und minderte selbst das ungemessene Vertrauen, welches man bisher Steigers Scharfblick zu zollen gewohnt war. Alle die, welche den Krieg fürchteten, oder welche glaubten, man könne das übermüthige Frankreich durch Widerstand nur reizen, aber durch Nachgiebigkeit gewinnen, gesellten sich zur Gegenpartei des Schultheißen, dessen Sinn sich jedoch unter der Gewalt der Umstände nicht beugte.

Bisher war Helvetien meistens nur ruhige Zuschauerin des un-

geheuern Schauspiels gewesen, worin Nationen und Fürsten um die Heiligthümer der Menschheit spielten. Der Tag aber erschien, da die Fünfmänner des Luxembourg auch dem eidgenössischen Bunde Fehde aufdrangen, und in der Zwietracht der Kantone und ihrer Bewohner Anlaß und Mittel zur Erreichung der eroberungssüchtigen Absichten fanden.

Der Kanton Bern, der volkreichste der Schweiz, und unmittelbar Frankreich begrenzend, galt als Vormauer der Eidgenossenschaft. Noch standen erfahrne Staatsmänner am Steuer dieser Republik, deren Bewohner mit religiöser Ehrfurcht den Satzungen der Väter anhingen, und eine Verfassung liebten, welche ihnen Sicherheit und Wohlstand seit undenklichen Zeiten gewährt hatte.

Mit Bern zuerst wollte Frankreich in Hader treten, und suchte daher Verbindung mit den Mißvergnügten dieses kleinen Staates. Durch die Politik der herrschenden Stadt in ihren alten Freiheiten und Rechtsamen beengt, hatten viele der ehemaligen Munizipalstädte, und besonders das fruchtbare Waadtland, schon öfters vergebliche Versuche gemacht, die zertretenen Privilegien wieder geltend zu machen. Hier fanden also die zur Staatsumwälzung willigen Männer Frankreichs die ersten und zahlreichsten Anhänger. Aufgemuntert von ihnen erhoben sich zuerst die Städte des Waadtlandes gegen Bern; bald ward die Gährung allgemeiner an den Ufern des Leman.

Der Schultheiß von Bern erkannte Frankreichs Hinterlist in diesem grausamen Spiele. Er sagte den Eidgenossen ihr Schicksal, und daß es nicht Frankreichs Zweck so sehr sei, Veränderungen in der Schweiz zu bewirken, die dem Zeitgeist angemessener wären, als vielmehr Ausplünderung des Landes und Herrschaft über die helvetischen Gebirgspässe.

Voll Vertrauens auf Tugend und Völkerrecht, ungeachtet der warnungsvollen Schicksale von Holland, Venedig und Genua,

konnten die übrigen Schweizer nicht die Möglichkeit so abscheulicher Plane glauben. Das Bedürfniß besserer Staatseinrichtungen, und der Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche, hatte zwar den Wunsch einer zweckmäßigen Landesordnung allgemein gemacht; kein Schweizer aber war damals noch von Leidenschaft so weit getrieben, daß er Neuerungen auf Gefahr allgemeinen Untergangs gewollt hätte.

Es war Rede, als der Sturm nahte, man müsse Steigern die Macht der ganzen Diktatur, wo nicht der ganzen Eidgenossenschaft, doch Berns anvertrauen. Ob man gleich dies standhaft zu Bern verweigerte, war es doch Aller Sinn, das Aeußerste zu wagen, wenn Frankreich mehr, als Beseitigung der Beschwerden der Waadt und Verbesserung der aristokratischen Regimentsform, begehren würde.

Also wählte man den Weg der Unterhandlungen mit französischen Feldherren, und rüstete sich für den Nothfall kriegerisch. Keiner aber fühlte lebhafter die Entehrung Berns durch Unterhandlungen mit dem höhnenden Trotz eines Fremdlings, als Steiger. Unaufhörlich ermahnte er zu kraftvollen, des alten Ruhms würdigen Entschlüssen.

Die Spaltung der Meinungen, die abwechselnde Oberhand der Parteien in diesen Tagen, verursachte gefährliches Schwanken in den genommenen Maßregeln, Widersprüche in den Befehlen, Verwirrung und Erschlaffung, die den Untergang beschleunigten. Steiger hielt den Kampf mit Frankreich für unvermeidlich; darum wollte er ihn, um ehrenvoll vor Europa, und beklagt von der Menschheit, unterzugehen.

In der Versammlung des Rathes, am 26. Hornung, wurde daher erkannt, bei den schon vorher erklärten Bedingungen unerschütterlich zu verbleiben, und dem General von Erlach, der die Berner Schaaren befehligte, unumschränkte Vollmacht zu ertheilen, den Feind anzugreifen, sobald der Waffenstillstand verflossen sei.

Zu dieser Sitzung waren die vielen Hauptleute des Heeres, welche zugleich Stellen im Großen Rath bekleideten, einberufen worden, und ihre Gegenwart hatte diesen Entschluß bewirkt.

Er erweckte in den meisten Gemüthern Freude. Jeder glaubte, das Ende aller schon erduldeten Schmach sei vorüber, und die Bürger jeden Standes, jeden Alters rüsteten sich fröhlich zum Streit. Bern schien wieder von dem heroischen Geist beherrscht, wie in den Tagen seines aufblühenden Ruhms, da es voll stolzen Unwillens einen seiner Schultheißen darum ehrlos erklärte, weil er das Heer von einem ungleichen Kampfe abgehalten.

Es erschien das Ultimatum des französischen Vollziehungsdirektoriums, welches gänzliche Auflösung der bisherigen Regierung und der Armee gebot.

Schon hätten in den meisten ehemals aristokratischen Kantonen die Regierungen ihre Stellen in die Hände des Volks niedergelegt, und provisorische Obrigkeiten waren an deren Platz aufgerichtet. Basel, Luzern, Zürich und Schaffhausen ermahnten Bern zur Nachgiebigkeit, um für gesammte Eidgenossenschaft Frieden zu bewahren. Steigers Gegenpartei im Rath von Bern, welche kein Opfer zu theuer fand, wenn dem Kriege und der gewaltsamen Umwälzung der Staatsverfassung vorgebeugt werden könnte, erhob sich noch einmal mit neuer Macht. Der Beschluß vom 26. Hornung wurde wieder vernichtet, und die Einsetzung einer provisorischen Regierung beschlossen.

„Das alles wird uns nicht retten!“ sagte der Schultheiß, als er im Begriff war, zum letztenmale seine amtliche Tracht anzulegen und zum letztenmale das Rathhaus zu betreten: „Noch ist es um eine Zeremonie zu thun, und dann begleiten wir einander, wohin Pflicht und Ehre uns rufen.“

Die letzte Sitzung und völlige Auflösung der alten, sechshundertjährigen Regierung war kaum vorüber, so entstand in der Stadt

aus ganz entgegengesetzten Ursachen solche Bewegung des Volks, daß während eines Augenblicks ernsthafte Auftritte zu besorgen waren.

Der Befehliger der Stadtwache eilte zum Schultheiß und bot ihm zu seiner persönlichen Sicherheit Wache an. „Wozu diese unnöthige Vorsicht?“ antwortete der vom Unglück des Vaterlandes gebeugte Greis: „Ich bedarf keiner Wachen. Zu jeder Zeit hab' ich alle Pflichten gegen den Staat erfüllt, und also nichts zu fürchten.“

Von jetzt an war sein Vorsatz, sich zur Armee zu begeben, um auf dem Schlachtfelde mit dem Vaterlande und mit dem Ruhm des alten Bernernamens zu fallen. Sein Schwiegersohn, Karl Rudolf von May von Rued, wollte ihn dahin begleiten, wurde aber durch unerwartete Befehle nach einer andern Seite abgerufen. Sie schieden mit zerrissenen Herzen. Indem der heldensinnige Greis seinen Sohn noch einmal an die Brust drückte, sprach er zu ihm: „Leben Sie wohl, mein Freund, in dieser Welt werden wir uns schwerlich wiedersehen.“

Wenige Stunden darauf verließ er Bern, die Stadt seiner Väter, welche er so lange mit Weisheit verwaltet hatte, für deren Ruhm er jetzt nichts mehr, als bluten und sterben konnte. Er begab sich zum General von Erlach.

Aber die Verwirrung, welche schon damals unter den ungeübten Truppen der Berner herrschte, war schrecklich. Die politischen Meinungen, wie in der Stadt, waren auch hier im Felde verschieden. Viele, ja die meisten Krieger verwünschten der Regierung Wanken und Zögern, wo es die Ehre galt; sie witterten in allen Maßregeln nur Verrätherei des Vaterlandes, die freiwillige Auflösung der Regierung bestärkte ihren Verdacht, und trieb den Mißmuth aufs höchste. Andere freuten sich der Verwirrung, weil damit dem Kriege schnelles Ende zu machen war; sie suchten

dieselbe zu vergrößern, Argwohn auf die bisherigen Herrscher zu erwecken, und sich selbst grösseres Ansehen zu bereiten. Indem sie ein Gefecht mit dem Feinde nur als eine ehrenhalber zu beobachtende Formalität ansahen, waren sie weder auf großen Widerstand, noch auf Minderung der Anarchie bedacht. Jeder that wie er wollte. Niemand gehorchte; Alle aber, sei es aus redlicher Empfindung, oder um ihre Sinnesart zu verschleiern, schrien zum Kampf, und forderten die Niedermetzelung der landesverrätherischen Hauptleute. Aufruhrzettel liefen durchs Lager, in welchen die Offiziere beschuldigt waren, vom Feinde bestochen zu sein.

Nachdem der französische General Brüne, nach Verlauf des zweiten Waffenstillstandes, die Solothurner bei Dornach, und Schauenburg die Berner bei Lengnau zwischen Büren und Solothurn überfallen hatte, stieg des Volkes Wuth aufs höchste. Alle Befehlshaber und Offiziere wurden Verräther gescholten, welche, einverstanden mit dem Feinde, das Volk zur Schlachtbank, und das Vaterland in die Sklaverei führen möchten. Man drohte vielen das Leben zu nehmen; andere wurden wirklich von ihren Leuten erschlagen.

Die allgemeine Gährung und Verzweiflung verbreitete sich von der Armee auf das übrige Landvolk. Jeder bewaffnete, jeder rüstete sich zum Kampf, ohne zu wissen, wohin? und gegen welchen Feind? Ueberall rauschten Verwünschungen gegen die Obrigkeit, gegen die Anführer, gegen den Feind.

Die Erscheinung des Schultheißen Steiger in diesem Getümmel war zu spät und blieb ohne Wirkung. Früher, ehe noch durch die wankelmüthigen und widerspruchvollen Maßregeln des Berner-Rathes Unordnung unter die Armee gebracht worden war, hätte sein plötzliches Vortreten an die Spitze des Heers dieses unfehlbar zum Sieg und Tod begeistern können. Er kam jetzt an, um Zeuge des schmähligen Untergangs zu sein.

Die Nacht vom 4. zum 5. März brachte er beim General von Erlach im Grauholz unter freiem Himmel zu. Und als sie beide, die Verhängnisse ihres Vaterlandes düster übersinnend, dasaßen, und dem entscheidenden Morgen mit ruhigem Muthe entgegensahen, rauschte, durch die finstere Nacht begünstigt, der Fuß eines Meuchelmörders herbei. Doch beim schwachen Schimmer des angezündeten Feuers ward der Bösewicht in eben dem Augenblick bemerkt, als er im Begriff stand, den General zu durchbohren. Man fuhr auf; der Elende entrann, ehe er die Gräuelthat vollstrecken konnte. Unbekannt ist's geblieben, wer er gewesen, und ob sein entsetzliches Vorhaben nur auf den General allein, oder auch auf den ehrwürdigen Schultheiß gerichtet war?

Im Grauholz hatten, wie bekannt, die Berner in der Gegend, wo sich die beiden Heerstraßen von Zürich und Solothurn trennen, einen Verhau angelegt, und mit einem noch ziemlich beträchtlichen Kriegshaufen besetzt.

Hier war es, wo der greise Schultheiß des sinkenden Berns, im Angesicht der Seinigen, den letzten seiner Wünsche erfüllt zu sehen, den Tod fürs Vaterland zu finden hoffte.

Nachdem die Berner schon bei Fraubrunnen geschlagen waren, zogen sie sich in unordentlicher Flucht, von der feindlichen Artillerie und Reiterei verfolgt, in die Stellungen von Wyler und im Grauholz zurück.

Da, wo der Verhau über die Landstraße hingezogen war, lag hingestreckt der Stamm einer mächtigen Eiche, welche die Stürme manches Jahrhunderts überlebt, und mit dem Laube ihrer Jugendzeit vielleicht schon die Siegerstirnen der Berner aus den Tagen Rudolfs von Erlach, des Siegers von Laupen, beschattet hatte. Auf diesen morschen Stamm, dem Sinnzeichen der Vergänglichkeit irdischer Größe, hatte sich der letzte Schultheiß des alteidgenössischen Berns hingestellt, um von seinen treuen Kämpfern gesehen zu

werden und ihren Muth zu beleben. Lange stand er da, im Angesicht des vordringenden Feindes, und einem mörderischen Kartätschenhagel und Flintenfeuer ausgesetzt. Blutend und fechtend fielen seine Mitbürger neben ihm; nur er fand den gewünschten Tod der Ehre nicht im Streite um den Ruhm des Vaterlandes.

Unweit davon flog ein Munitionswagen in die Luft und zerschmetterte die meisten umstehenden Männer. Die dadurch veranlaßte Unordnung, die Lebhaftigkeit des feindlichen Feuers, ein wüthender Angriff der französischen Reiterei, welche die Stellung der Berner umgangen hatte, und die immer wachsende Uebermacht des Feindes nöthigte die Schweizer, nach großem Verlust an Todten und Verwundeten, auch diese Stelle zu verlassen. Hinab von dem Eichenstamm gerissen und im wilden Gewühl der Flucht mit fortgedrängt, sah der greise Schultheiß Berns Schmach, ihm bitterer, als Tod. Auf die Arme zweier wackern Unteroffiziere, Dukt und Dinkel, gestützt, kam er mitten im Getümmel der fliehenden Haufen, die sein Zuruf vergebens zu neuem Widerstand aufbot, zur Heerstraße, welche unaufhörlich von den feindlichen Kanonen bestrichen ward, bis auf die Anhöhen unmittelbar vor Bern. Hier nahm der ungleiche Kampf durch Uebergabe der Stadt ein Ende.

Noch einen düstern Blick des Schmerzes senkte der siebenzigjährige Mann auf die gefallene Vaterstadt. Dann wandte er ihr den Rücken, sah die Unglückselige nicht wieder, und begab sich, von einigen Getreuen begleitet, in die Gebirge des Oberlandes.

Hieher hatte die Regierung, ungewiß des Verhängnisses, schon geraume Zeit vorher beträchtliche Vorräthe von Waffen und Geld gesandt. Unterstützt von den unerschrockenen Bergvölkern, und begünstigt von der Natur, welche hier zur Schirmung der Freiheit unersteigliche Wälle von Felsen und Gletschern neben den Engpässen und Schlünden wilder Thäler gebaut hatte, hoffte man, wenn

Alles verloren sei, noch langen Widerstand zu leisten, und wenigstens dem Feinde ehrenvolle Bedingungen abzugewinnen.

Steiger und Erlach, der General, eilten dahin. Sie wollten die Trümmer ihrer Schaaren um die Fahnen Berns noch einmal in diesen Gebirgen versammeln.

Allein die Uebergabe der Stadt, der verschiedenen Treffen unglücklicher Ausgang, hatten Mißtrauen und Wuth der Soldaten gegen alle ihre Obern bis zur Raserei gespannt. Einzeln oder in regellosen Schwärmen zogen sie, mit Geberden der Verzweifelnden, in ihre Heimath, und bezeichneten ihren Durchzug mit Verheerung und Schrecken. Kein Offizier durfte sich vor ihren Augen zeigen, geschweige Befehl ertheilen. Jeder pries sein Loos, wenn er, diesen ausgelassenen Horden entronnen, Schutz in den Armen der Sieger finden konnte.

Der Schultheiß, von seinen getreuen Unteroffizieren allein begleitet, die ihn aus dem Kampf geführt hatten, zog unter Todesgefahren mitten durch die erbitterten Schwärme. Zwischen Muri und Bern war er von herumstreifenden feindlichen Husaren umgeben. Nur mit Mühe entging er ihnen, indem er sich in eine kleine Scheuer verbarg, bis er seinen Weg wieder mit einiger Sicherheit verfolgen konnte.

So viele Leiden hatten die Kräfte des Greises erschöpft, wenn gleich seinen hohen Geist nicht gebeugt. Ermattet lag er da, und verlassen von Allen, die ihn einst mit Ehrfurcht und Liebe gesegnet hatten. Nur die beiden treuen Krieger verließen den Edeln nicht. Mit List und Muth gelang es einem derselben, in Muri einen kleinen Wagen zu erhalten; auf diesem setzten sie ihre Reise zu den oberländischen Gebirgen fort.

Sie erreichten endlich das Dorf Münsingen. Steiger sehnte sich nach einer Nachricht vom Schicksal seines Freundes, des Generals von Erlach. Das Dorf war voll Getümmels. Aus den

Augen aller Bewaffneten, die umherwütheten, blitzte Verzweiflung. Hier erfuhr er, daß die rasenden Haufen so eben den General, ihren eigenen Befehlshaber, auf das gräßlichste ermordet hätten, und die Offiziere, welche den Feldherrn begleiteten, nur mit Noth und unter manchen Wunden ihr Leben mit der Flucht gerettet hätten.

Von dem nämlichen Haufen der Mörder ward in diesem Augenblick der Wagen des Schultheißen lärmend umringt. Man erkannte an seinen Kleidern nicht seine Würde, wohl aber seine Herkunft aus der ehemaligen Herrscherstadt. Die Bajonette drängten sich sofort von allen Seiten gegen ihn, während Andere ihn mit ihren Fäusten griffen.

Gelassen wandte sich der ehrwürdige Mann zu den Mördern: „Soll ich," sprach er, „den die Kugeln des Feindes nicht trafen, nun des Todes von den Händen der Meinigen sterben — ich fürchte auch diesen Tod nicht mehr. Aber ihr müsset doch auch wissen, wen ihr tödtet." — Indem er bei diesen Worten seine Brust entblößte, erkannten sie an seinem Ordensbande den ehemals Hochverehrten. Ehrfurchtvolles Grauen lähmte die ausgestreckten Fäuste. Die Bajonette senkten sich. Entwaffnet und schweigend starrten die Haufen auf den majestätischen Greis hin. Das Gefühl der Menschlichkeit kehrte in ihre Brust zurück. Langsam fuhr der Wagen durch ihre Reihen. Keiner wagte es, ihn anzuhalten. Manche Stimme rief: „Fliehet!" manches Auge, beim Anblick des erhabenen Unglücklichen, umhüllte sich mit Thränen.

Er erreichte bei Thun die Ufer des Sees, wo ihm und seinen beiden Gefährten ein Schifflein gewährt ward. Lange hielt man ihn an. Neue Schreckens-Auftritte schienen sich vorzubereiten. Endlich gestattete man die Abfahrt. Bald aber donnerten mehrere Flintenschüsse dem entkommenden Schifflein nach.

Beim sinkenden Tage erreichte man das Dorf Brienz, welches seinem reizenden See den Namen gibt. Hier erfuhr man kaum

des Schultheißen Ankunft, als sich Männer und Weiber und Kinder hindrängten, den müden Greis zu begrüßen. Mit den schönsten Empfindungen alter Dankbarkeit und unbestochener Treue umringten sie ihn. Und als seine Gefährten sein Leben bewachen wollten während der Nacht, sprachen mit empörtem Stolze die Männer von Brienz: „Wie? sind wir Mörder und Verräther? Nein, wir selbst wollen unsern Schultheiß bewachen inner unsern Mauern!“ Und sie übernahmen die Wacht.

In den Gebirgsthälern des Oberlandes hatte inzwischen der Geist des Aufruhrs und Argwohns alle Verhältnisse so sehr verwandelt, daß besonders nach der Ermordung Erlachs an die Vertheidigung dieser Länder nicht mehr gedacht werden durfte. Vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten hatten sich hieher mehrere Berner Frauen mit ihren Kindern begeben, deren Väter, Gatten und Brüder den Fahnen des Vaterlandes ins Schlachtfeld gefolgt waren Mit herzlicher Gutmüthigkeit war ihnen die Freistätte geöffnet worden, und Jeder hatte gewetteifert, die Zitternden zu trösten. — Aber kaum war die Nachricht vom Falle Berns erschollen, kaum waren die geschlagenen Flüchtlinge des Oberländer Bataillons in ihrer Heimat angelangt, so verbreitete sich auch hier der Argwohn, den sie vom Heere brachten. Wuth und Rachbegierde verdrängte das Mitleid, welches vor wenigen Stunden noch alle Herzen bewegt hatte. Trostes und Schutzes beraubt, sahen sich nun die unglücklichen Frauen und Kinder plötzlich in der Mitte wilder Feinde. Flüche und Drohungen tönten überall. Oft auf das grausamste mißhandelt, wurden sie aus diesen Gegenden vertrieben. Ihnen blieb keine Wahl, als nach dem eroberten Bern zurückzukehren, und die Gnade der Ueberwinder zu suchen, oder über das Hochgebirg in fremde Kantone zu flüchten.

Der Schultheiß, überzeugt von der Unmöglichkeit, in einem aller Gesetzlosigkeit preisgegebenen Lande Widerstand gegen den

Feind zu bereiten, entschloß sich demnach mit unaussprechlichem Schmerz, das verlorne Vaterland zu verlassen, dessen Schande er nicht theilen wollte. Begleitet von seinem Bruder und zwei Nichten, durchreisete er die Kantone Unterwalden, Schwyz, das Land Toggenburg u. s. w., und kam ohne fernere Unfälle, wohl aber mit den rührendsten Beweisen allgemeiner Achtung beehrt, nach Lindau.

Von hier begab er sich nach Ulm. In Stokach vernahm ein durchreisender Engländer die Ankunft des geflüchteten Greises. Sogleich eilte der Fremdling zu ihm, einen so merkwürdigen Mann zu verehren, und bot ihm seine Börse mit fünfhundert Louisd'or an. Steiger dankte dem Briten, und lehnte das Geschenk zurück, konnte aber nicht wehren, daß sein Wagen mit den ausgesuchtesten Erfrischungen angefüllt wurde, welche der Engländer, ohne Vorwissen des Schultheißen, hatte besorgen lassen.

Von nun an, umgeben von mehrern einsichtsvollen Männern, welche ihm in die Fremde gefolgt waren, zielte Steigers rastlose Thätigkeit auf Wiederbefreiung der Schweiz von der Herrschaft Frankreichs, durch Hilfe kaiserlicher Waffen. In vertrauter Verbindung mit den Staatsmännern der Koalition gegen Frankreich, eingeweiht in das Geheimniß der damaligen politischen Angelegenheiten, und nicht ohne Einfluß auf dieselben, besonders geachtet vom britischen Ministerium, hoffte er noch die schöne Stunde zu erleben, unter den Wiederherstellern der alten Eidgenossenschaft, als Sieger, in die Stadt zurückkehren zu können.

Viele hundert junge Schweizer, welche ausgewandert waren, geschreckt durch bange Gerüchte, oder in der Meinung, daß es nicht fehlschlagen könne, an der Seite des kaiserlichen Heeres mit Lorbeeren bedeckt in die Heimat zurückzukommen, sammelten sich unter Steigers Leitung zu Regimentern. Er selbst schwor in ihrer Mitte am achten März zu Neu-Ravensburg den Eid, welchen

er ihnen abgenommen hatte: „die Waffen nicht eher niederzulegen, bis nach gänzlicher Erreichung der Absichten, der Wiederherstellung der von den ruhmvollen Vorfahren hinterlassenen Verfassung, Gesetze und Rechte, und dafür Gut, Blut und Leben daran zu setzen."

Das Waffenglück der österreichischen Heere in der ersten Hälfte des Jahres 1799, und das Vordringen derselben bis in das Herz der Schweiz gab den Hoffnungen des Greises neues Leben. Er selbst begab sich nach dem wiedereroberten Zürich.

Unterdessen konnt' es dem Scharfblick eines so geübten Staatsmannes nicht entgehen, daß Wiederherstellung der alten Eidgenossenschaft in ihren ehemaligen Formen, auch unter den glücklichsten Ereignissen, weder möglich noch wünschenswürdig sei. Theils hatten die Begebenheiten der jüngsten Zeiten bewiesen, wie unhaltbar das schlaffe Band, welches die Kantone zu einem Ganzen verknüpft hatte, in den Tagen des Sturms sei; theils waren die ehemaligen nun befreiten Unterthanen Helvetiens zu stolz auf das ihnen sonst verweigerte Gut der Freiheit, um es zu Gunsten der weiland herrschenden Städte und Landschaften ohne Widerstand abzutreten. Gewiß ist es, daß Steiger eine neue Konstitution für Helvetien entworfen hatte. Aber dieser Entwurf ist nicht genau bekannt worden, und vermuthlich mit einer Menge anderer wichtiger Papiere bei der plötzlichen Flucht von Zürich, nach der großen Schlacht vom 25. Herbstmonds 1799, verbrannt.

Mit eben dieser verlornen Schlacht gingen Steigers schöne Erwartungen zu Ende. Zum andern Male verließ er den vaterländischen Boden, tief gebeugt. Er hatte sich mit den Russen bis nach Augsburg zurückgezogen. Für ihn hatte das Leben keine Freude mehr. In seinem Grame still hinkränkelnd, starb er zu Augsburg am 3. Christmonds 1799 an den Folgen eines Nervenschlagflusses.

Niemand wird dem großen, festen Sinne dieses ehrwürdigen

Schweizers seine Achtung verweigern, der im häuslichen Kreise zu aller Zeit ein Muster stiller Religiosität, reiner Sitten und ungekünstelter Wohlthätigkeit war, im öffentlichen Leben aber, „von seiner Altvordern Ruhm begeistert, blutigen Untergang „leichter, als die Schmach des Berner Namens ertragen konnte."

---

3. Friedrich Cäsar Laharpe.

An den Ufern des Genfersees, in dem Flecken Rolle, lebten die Aeltern dieses in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt gewordenen Mannes. Sie waren nicht sehr begütert, genossen aber in ihrer Gegend einer allgemeinen Achtung, welche sie für das entschädigte, was das Glück ihnen verweigert hatte. Ihre Familie gehörte zu denjenigen Geschlechtern, welche man unter den Adel des Waadtlandes begriff. Im Jahre 1754 ward ihnen ihr Sohn Friedrich Cäsar geboren. Der Vater, ein alter Kriegsmann, welcher aber Kenntnisse gesammelt hatte und Geist besaß, übernahm selbst die erste Erziehung dieses Sohnes, dem er die Namen seiner Lieblingshelden beigelegt hatte. Weiches Herz, regsame Einbildungskraft, bezeichneten das Kind. Jeder liebte es, und wollte an seiner Bildung Theil nehmen. Man sprach ihm oft von der Rechtlichkeit, von der strengen Tugend seiner Vorfahren, deren Liebe für die Sache des Volks, und ermunterte es, in deren Fußstapfen zu treten. In diesem Alter der ersten Eindrücke erschienen ihm diese vom Volk gepriesenen Vorfahren wie Heilige. Als der junge Laharpe einst betrachtend vor dem Bilde seines Großvaters stand, zerfloß er in Thränen; er streckte seine Arme empor zu dem Gemälde des angebeteten Mannes, und die dunkeln Empfindungen,

die sein Herz überwältigten, glichen einem stillen Schwur, die Gerechtigkeit und das Volk zu lieben, wie jener.

Im Kollegium zu Rolle, welches damals sehr schlecht bestellt war, legte er den ersten Grund zur Erlernung der Wissenschaften. Sein Oheim, ein durch Kenntniß und Herzensgüte achtungswürdiger Geistlicher, stellte ihm den Gebrauch seiner Bibliothek frei.

Hier war es, wo er zuerst von einer Vorwelt erfuhr, deren Thaten alle Werke späterer Jahrhunderte überstrahlten. Das alte, herrliche Griechenland mit seinen zahllosen Helden und Künstlern, und das große Rom mit seinen Cincinnaten, Brutussen, Scipionen, entflammten seine Einbildungskraft; sein Geist lebte nur in jenen Tagen der alten Republiken; die Geschichten der Engländer, der Holländer und Schweizer nährten fernerhin den Hang für Veredlung der Menschheit, Vernichtung der Barbarei des Mittelalters, Erhebung des Volks zum Genuß der Freiheit. Er träumte nur von Athen, Lacedämon und Rom, und oft, wenn er zu seinem Vater kam, stimmte sich lächelnd der ernstere Mann in die Träumereien des schwärmerischen Knaben.

Unstreitig hatten die damaligen frühen Eindrücke den entschiedensten Einfluß auf seine Denkart und seine Neigungen im ganzen übrigen Leben. Er fand unter allen Gespielen keinen, dessen Empfindungen mit den seinigen in Einklang waren. Er suchte daher die Einsamkeit und ward ungesellig. Nur der Umgang mit seinem Vetter, Amadeus Laharpe, fesselte ihn mehr, und entwickelte Gefühle der Freundschaft, die noch in spätern Zeiten fortdauerten, da beide von der Regierung des Standes Bern geächtet wurden, und Amadeus als französischer General für eine Republik sein Blut vergoß, an die damals noch keiner von ihnen beiden dachte.

Als der junge Laharpe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, wurde er in das unter Planta und Nesemann blühende Seminarium von Haldenstein in Bünden geschickt. Die republikanische

Einrichtung dieser berühmten Erziehungsanstalt war mit seinen Neigungen in zu großem Einklang, um dieselben nicht noch lebendiger zu machen. Nesemanns edler Geist, seine philosophische Ansicht und Würdigung der Dinge, sein reizender Vortrag, seine Begeisterung für die großen durch Sittlichkeit und Seelenstärke ausgezeichneten Heroen Roms und Griechenlands wirkten nicht minder auf Laharpe's Gemüthsbildung. Hier blieb er dreißig Monate, und hier schon, wie er nachmals oft nicht ohne Vergnügen erzählte, ergötzte sich sein kindlicher Sinn am Bau einer freiern Verfassung der Eidgenossenschaft, an Erlösung der Unterthanschaften, und Tugenden, die Tells Enkel schmücken sollten. Bemerkenswerth übrigens ist es, daß aus diesem Seminarium mehrere Männer hervorgegangen sind, welche sich späterhin in der Staatsumwandelung Helvetiens von der einen oder andern Partei hervorthaten. Mehrere Salis, unter ihnen auch der liebenswürdige Dichter, der nachmalige Direktor Legrand von Basel, Gaudenz Planta, der französische General Laharpe, Reinhard, Stocker, Tscharner, Bawier, und andere mehr, erkannten alle in dem würdigen Nesemann ihren Lehrer, den späterhin, in einem Alter von achtzig Jahren, die Wuth politischer Faktionen in die Gefängnisse Tyrols schleppte, weil er der Bekenner liberaler Grundsätze war.

Laharpe kam von Haldenstein zurück mit dem Ruf eines Halbwilden. Er vernachlässigte Alles, um in den Wissenschaften zu leben. Mathematik schien ihm damals einzig nur die des Mannes würdige. Er setzte zu Genf seine Studien unter de Saussure und Bertrand fort, und die neuen Bekanntschaften, welche er schloß, gaben ihm für diese berühmte Stadt jene Vorliebe, welche selbst die spätern von ihren Bürgern erlittenen Verfolgungen nicht austilgen konnten.

Auf der Hochschule Tübingen weihte er sich den Rechten und im zwanzigsten Jahre nahm er den Doktorgrad. Er kehrte in sein

Vaterland zurück, um das Geschäft eines Sachwalters zu treiben. Er war lebhaft, absprechend, wie ein junger Mensch, der aus der Urbilderwelt der Schulen in die arme, beschränkte Wirklichkeit übertritt, und überall anstößt, weil er mit falschen Maßstäben mißt. Er wollte der Chikane offenen Krieg machen, Vorurtheile im Sturm angreifen. Sanft führte die milde Lebensweisheit eines schätzbaren Mannes, des Doktor Favre in Rolle, den ungestümen Jüngling in das Geleise der angenommenen Verhältnisse und der Schranken des bürgerlichen Getriebes zurück.

Der Gewinn eines Rechtshandels erwarb ihm das Patent eines Sachwalters bei der welschen Appellationskammer in Bern (chambre suprême des appellations romandes), damals das höchste Ziel des Ehrgeizes für Männer seines Standes. Wie wohl ihm auch dieser Stand gefiel, einen so unüberwindlichen Ekel empfand er doch gegen die eingeführten Prozeßformen und üblichen Chikanen. Und noch unbehaglicher mußte es für einen jungen hochstrebenden Mann von Laharpe's Erziehung sein, daß er genöthigt war, alle Winter in Bern selbst zu wohnen. Denn hier ward ihm in hundert Kleinigkeiten der mächtige Abstand fühlbar gemacht, welcher zwischen einem gemeinen Bürger Berns, Mitglied der Herrscherstadt, und einem Unterthan aus der Waadt, auch von der edelsten Familie, war.

Wirklich trat bald ein an sich geringfügiger Umstand ein, der indessen bedeutend genug für einen Feuerkopf, wie Laharpe, wurde, ihm seinen Stand und sein Schicksal unerträglich zu machen.

Er war nämlich mit einem gewissen Steiger von Tschugg, Mitglied der Appellationskammer, bekannt, den er wegen seiner Kenntnisse und hellen Gesinnungen sehr schätzte, und öfters besuchte. Gern unterhielten sie sich mit einander über Gegenstände der Literatur. Laharpe hatte einsmals zu Gunsten eines Klienten gearbeitet, dessen gewagte Forderung der Appellationskammer in

höchstem Grade anstößig war. Laharpe kam nach seiner Gewohnheit zum Herrn Steiger. Dieser, ohne sich vom Sessel im Hintergrunde seines Zimmers zu erheben, warf dem jungen Waadtländer einen verächtlichstolzen Blick zu und rief ihm entgegen: „Was soll Ihre Aufführung bedeuten? Wir wollen schlechterdings nicht diesen Neuerungsunfug, diesen Genfergeist in unserer Waadt! Wissen Sie wohl, daß Sie nur unsere Unterthanen sind?“ — „Nein,“ unterbrach ihn Laharpe mit gleicher Heftigkeit, „nein, das sind wir nicht; wir sind, so gut wie Sie, nur der Republik und den Gesetzen allein unterthan, und andere Herren haben wir nicht, erkennen wir nicht an!“ Diese Erwiederung machte Steigern besonnener; mit Großmuth schien er sich selbst wegen der Anwandlung gebieterischen Städterstolzes einen Vorwurf zu machen; er streckte Laharpen lächelnd die Hand hin, und sagte mit sanfter Stimme: „Junger Mann, erhitzen Sie sich nicht. Sie haben mich unrecht verstanden. Sie wissen ja, wie lieb Sie mir sind. Wahrhaftig, es war nur Wohlgemeintheit, daß ich Sie so rasch anfuhr.“

Doch es stand nicht mehr in der Macht des guten Steigers, die Wunde zu heilen, die er einem empfindlichen Herzen geschlagen hatte. Das: „wissen Sie wohl, daß Sie nur unsere Unterthanen sind?“ und den hohen Blick des Mannes dazu, konnte Laharpe nicht so leicht wieder verschmerzen, um so mehr, da jene erniedrigenden Worte aus dem Munde einer Person kamen, die nicht vom kleinstädtischen Pöbelhaufen Berns, sondern erhaben über Vorurtheile und Eitelkeiten war.

Genug, der Vorfall verleidete Laharpen das bisherige Loos. Das Schicksal der Waadt zu bessern, daran war damals nicht zu denken; aber unter einer so entwürdigenden Verfassung zu leben, war dem, der sich gern mit dem Namen des „freien Schweizers“ gebrüstet hätte, unerträglich. Schon hatte er seine Blicke auf die

nordamerikanischen Staaten geworfen, die zu dieser Zeit für ihre Unabhängigkeit fochten, als ihm ein russischer Herr von Einfluß vorschlug, ihn auf einer Reise durch Italien zu begleiten.

Rom, die alte herrliche Stadt zu sehen, geboren zur Weltherrschaft, sei es durch Helden oder Mönche, war zu einladend. Er willigte in den Vorschlag. Die Reise dauerte ein Jahr. Er sah Italiens Wunder, und Malta und Sizilien.

In Rom fand Laharpe die Einladung des Baron von Grimm, sich nach Petersburg zu begeben, wo ihn die Kaiserin Katharina anstellen wolle. Er ging dahin, und kam 1782 in die nordische Kaiserstadt. Der Rang, welchen er in der Waadtländer Miliz gehabt, wurde ihm bestätigt; so trat er in den russischen Dienst. Ein Jahr darauf wurde er dem Großfürsten Alexander zugegeben, und sowohl sein, als seines Bruders Lehrer.

Es war die erhabenste und schönste Rolle, welche ihm in seinem Leben das Schicksal gewähren konnte, an der Bildung junger Fürsten zu arbeiten, welche bestimmt waren, einst das Wohl und Weh von vierzig Millionen Menschen, ja eines ganzen Welttheils zu entscheiden *). Er fühlte die Größe des ihm anvertrauten Berufs. Er gehörte ihm ganz.

Die ersten Jahre in diesen neuen Verhältnissen waren freilich nicht die angenehmsten für ihn, ungeachtet der glänzenden Außenseite. Er, der bisher nur unter Büchern und Idealen gelebt hatte, stand jetzt im Gewirr der Hofwelt, und unvertraut mit den sich durchkreuzenden Interessen, tausendfältig verschiedenen Ansichten

*) Laharpe hatte im Jahre 1787 dem Pfarrer Bridel zu Basel einige Bruchstücke seiner Unterweisungen für die Prinzen mitgetheilt, die derselbe, ohne des Autors Vorwissen, der helvetischen Gesellschaft in Olten 1788 vorlas, und die mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden.

und feinern Umtrieben der Menschen, dennoch mit ihnen in täglicher Berührung. Es fehlte ihm daher auch nicht an unzähligen Verdrießlichkeiten, und nicht an Augenblicken, in denen die Versuchung groß ward, seine Entlassung zu begehren. Am meisten fürchtete man von seinem Ehrgeiz, der sich der vortheilhaften Stellung hätte mannigfaltig bedienen können. Sobald man aber einmal gewahr ward, daß dieser Ehrgeiz wenigstens nicht von der Natur sei, dem der andern in den Weg zu treten, ließ man ihn in Ruhe. Bald gewann sich Laharpe allgemeineres Wohlwollen und Freunde in dem fremden Lande, welches ihm durch die Länge zwölfjährigen Aufenthalts, durch zahlreiche Verbindungen, und durch die Vermählung mit einer schönen Bürgerin der Hauptstadt, ein zweites Vaterland wurde.

Glücklich war er manchem drohenden Schiffbruch entgangen, als die französische Revolution ausbrach. Laharpe's Grundsätze, die er mit seinem gewöhnlichen Feuer bekannte, waren kein Geheimniß. Man reihte ihn daher bald in die Klasse derer, die man zur damaligen Zeit „die Demokraten“ nannte. Man fand ihn um so gefährlicher, weil er seine Begriffe von Aufklärung des Volks, von Würde der Menschheit und deren ewigen Rechten, vom Ursprung der Staatsgesellschaften und dergleichen den jungen Prinzen einflößen konnte. Laharpe mußte mit Vorsicht gehen, um nicht als Jakobiner verschrieen zu werden. Er las mit seinen fürstlichen Zöglingen daher nur die Werke großer Männer, welche schon vor der Revolution gestorben waren, und die mit begeisternder Wahrheit die Sache des menschlichen Geschlechts verfochten hatten. Erst Mensch sein soll der Fürst, und dann Regierer der Menschen. Und dieses war an Laharpen zur Richtschnur seiner Unterweisungen nicht nur der Wille der großen Katharina II., sondern auch der ihres unglücklichen Nachfolgers Paul I. und seiner edeln Gemahlin. — Plutarch und Tacitus, die Geschichte der

Stuarte, Loke, Algernon Sidney, Mably, Rousseau, Gibbon, die nachgelassenen Memoiren von Duclos u. s. w. wurden die Quellen, aus welchen Alexander I., Pauls Nachfolger auf dem russischen Kaiserthron, jene heiligen Grundsätze zuerst schöpfte, welche ihn nachher zum Gegenstand ihrer Bewunderung und Liebe erhoben.

Laharpe inzwischen konnte weder bei den Fortschritten des französischen Volks in dessen Befreiungswesen, noch bei der Unthätigkeit der schweizerischen Unterthanen gelassen bleiben, welche es nicht wagen zu wollen schienen, die Gelegenheit zur Eroberung ihrer Mündigkeitsrechte zu benutzen. Da er in so weiter Entfernung minder über den Kraftaufwand und die Hilfsmittel der Franzosen zur Behauptung ihrer errungenen Rechte, als über die Masse der Gegenanstalten durch den ausgewanderten Adel urtheilen konnte: so hielt er das Mißlingen der französischen Staatsumwälzung für wahrscheinlicher, als deren glücklichen Erfolg. Doch diese Vermuthung, statt ihn von seinen Wünschen abzuschrecken, verdoppelte dieselben, daß die Unterthanenschaften Helvetiens schnell, eh' es zu spät wäre, den großen Schritt vollbringen möchten.

Er hatte keine Ruhe. Er wollte selbst Hand ans Werk legen. Er gab eine Denkschrift im Druck heraus, worin er mit aller Stärke der Beredsamkeit den Zustand und die Beschwerden der schweizerischen Unterthanen darstellte, und sie aufrief, ihre Ketten zu brechen. Bei dieser Denkschrift verblieb es nicht. Sie ward der Keim von fünfzig andern, die ins Deutsche, Italienische und Englische übersetzt, unter verschiedenen Formen in öffentlichen Blättern erschienen, gelesen und verbreitet wurden, ohne daß man, den Verfasser erkannte. Er beschränkte sich meistens dabei auf Angelegenheiten der Waadt gegen den Kanton Bern.

Da er endlich erfuhr, daß die Stimmung der Waadt deutlicher gegen Bern wurde, faßte er zu Handen der Bewohner des Waadt-

landes und in ihrem Namen eine Bittschrift an die Regierung von Bern ab, worin er mit Freimüthigkeit und Ehrfurcht eine Zusammenberufung der Stände begehrte, in Verbindung mit welchen Bern die Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche berathen sollte. Er sandte davon drei Abschriften an den General Laharpe, an Polier, nachmaligen Regierungsstatthalter des Leman, und an eine andere Magistratsperson. Er ermahnte, mit Festigkeit zu handeln, aber zugleich mit Ehrfurcht und Vorsicht, um unzeitigen Volksbewegungen vorzubeugen. Statt dessen ereigneten sich die lärmenden Auftritte vom 14. und 15. Juli 1791 zu Vevay, Lausanne, Rolle u. s. f., deren Folge war, daß die Regierung Berns mit Strenge gegen die Urheber der Unruhen verfuhr. Laharpe sowohl, als sein Vetter, der General, standen seitdem in der Zahl der Geächteten.

Die fast tausend Stunden weite Ferne schützte den allzueifrigen Republikaner nicht vor feindseligen Versuchen der Berner Regierung. Durch den Kanal des Hofes von Montbeillard, und des russischen Ministers, der zu Koblenz ankam, suchte sie ihre Klagen vor den Thron der Kaiserin zu bringen. Der Graf von Esterhazy, Minister der Prinzen, der Prinz von Nassau-Siegen und alle Ausgewanderten vom alten, hohen Adel versprachen Beistand gegen Laharpe.

Obwohl der Kaiserin in diesem Zeitpunkt Alles daran lag, sich mit Nachdruck gegen die immer gewaltiger aufsteigenden Grundsätze des Tages zu erklären, wußte sie doch auch den Gemüthswerth der französischen Ausgewanderten richtig zu würdigen. Und theils, daß die Regierung Berns sich besonders durch diese um Genugthuung an sie wandte, theils daß die Sprache, welche Bern in dieser Angelegenheit geführt hatte, nicht die angemessenste gewesen, — war der Kaiserin widerlich. Sie ließ Laharpen die gegen ihn eingesandten Klagpunkte zukommen, und seine Erklärung fordern. Es

befanden sich unter den ihm zur Last gelegten Aufsätzen nur zwei, deren Verfasser er war, und darunter auch der Entwurf zu der oben erwähnten Bittschrift des Waadtlandes. Die Kaiserin fand zwar den Ton derselben keck, aber der Inhalt selbst schien ihr nicht geeignet, einen Schweizer deswegen als Verschwornen und Rebellen zu behandeln.

Laharpe verantwortete sich in einem an die Selbstherrscherin gerichteten Schreiben, vom 15. Wintermonat 1791, worin er sie im Namen seiner Mitbürger zur Schiedsrichterin zwischen der Waadt und Bern machen wollte. Noch ein anderes Schreiben überreichte er ihr, zu Handen des Rathes von Bern.*) Der Erfolg war, daß die Kaiserin denen, die sich in diese Sache gegen Laharpe gemischt hatten, Unzufriedenheit bezeugen ließ, und Laharpen befahl, so lange er in ihren Diensten stehe, sich nicht in die Angelegenheiten der Schweiz einzulassen.

Inzwischen blieb er doch nun als Freund der Volksfreiheit verdächtig. Es fehlte ihm nicht an Feinden, deren Einfluß größer ward, als der Graf von Artois nach St. Petersburg kam, in dessen Gefolge ein Baron von Roll, ein Patrizier aus Solothurn, stand.

Die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders, des nachmaligen Kaisers, gaben Anlaß, ihn von seiner bisherigen Stelle zu entfernen. Von allen bei demselben angestellten Offizieren wurde nur sein Name im Verzeichniß der bei solcher Gelegenheit vorgenommenen Beförderungen vergessen, und ein Minister mußte ihm bedeuten, sein Amt niederzulegen, wogegen ihm eine Belohnung,

---

*) Es ist vom 9. November 1791 datirt. Auch in diesem schlug er, seltsam genug, die russische Monarchin zur Schiedsrichterin vor. Es ist mir unbekannt geblieben, ob dies Schreiben wirklich an die Berner Regierung gelangt sei.

wie er sie wünschen würde, bewilligt werden sollte. Es war im Juni 1793.

Laharpe, gekränkt, gab also seine Entlassung, und bat nur um Erlaubniß, zur Anordnung häuslicher Geschäfte noch einige Monate bleiben zu können.

Das Schreiben, welches er deswegen an den Gouverneur der Prinzen, seinen Obern, gerichtet hatte*), kam in die Hände der Kaiserin. Sie ließ ihn am 30. Juni zu sich rufen, und unterhielt sich zwei Stunden lang mit ihm. Die Unterredung berührte auch die französische Revolution. Katharina wollte seine Meinung

---

*) Unter anderm sagte er in diesem Schreiben vom 24. Juni 1792, als er wegen der angetragenen Belohnung sprach: „J'arrivai pauvre à la cour, grâces aux bienfaits de S. M. I.: j'y vécus sur un pied honorable.... Si je dois la quitter pauvre, ce sera sans regrets, comme sans remords, avec une âme aussi honnête, quoique avec un coeur plus froissé qu'en y arrivant. A supposer enfin, que la nécessité me forçat à recommencer ailleurs une nouvelle carrière, supposition à laquelle je me refuse, la gloire d'avoir été le précepteur des grands Ducs de Russie, et le souvenir de l'honorable confiance dont S. M. I. récompensa longtemps la rectitude de mes principes et l'irréprochabilité de ma conduite, seroient des compensations déjà suffisantes pour m'aider à supporter courageusement les plus dures privations.... Puissent mes travaux seulement fructifier pour la gloire de son règne et le bonheur de la Russie, et puissé-je jouir du plaisir inexprimable d'apprendre que LL. AA. II. ont répondu aux vues bienfaisantes de S. M. I. à son égard!.... Quelles que soient les déterminations de S. M. I., elles ne peuvent qu'être dignes de sa grande âme, et je serai toujours heureux d'avoir payé ma dette au genre humain."

wissen; die ihrige war, daß Frankreich unvermeidlich verloren sei. Laharpe, welcher den Augenblick benutzen zu müssen glaubte, um der „großen Sache“, wie er sie gerne nannte, denn sie war ihm Sache der Menschheit, zu dienen, wagte es, nicht nur das Gegentheil zu behaupten, sondern überließ sich ungehindert der ganzen Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen. Die Kaiserin schien von den Gründen, die er zur Vertheidigung seines Satzes anführte, und der Neuheit des Gesichtspunktes, aus welchem er sie den Gegenstand betrachten ließ, betroffen. Sie bezeugte ihm auf die schmeichelhafteste Weise ihre Zufriedenheit.

Als einige Tage nach dieser Unterredung ein Gegenbefehl an die in Polen stehende Armee erschien, welche schon beordert war, zu den Truppen der Koalition gegen Frankreich zu stoßen, behauptete man mit Recht oder Unrecht in der Hauptstadt allgemein, daß Laharpe's Vorstellungen Einfluß gehabt hätten. Dieser Umstand vergrößerte wenigstens den Haß seiner Feinde gegen ihn.

Er machte sich endlich zur Abreise bereit. Die Belohnung, welche er für seine zwölfjährigen Dienste empfing, war unter dem Mittelmäßigen. Ein reicher Kaufmann hätte mehr gethan.

Katharina ließ ihn zum Abschiede vor sich, und war beinahe gerührt. Paul I., der ihn immer geschätzt hatte, war seitdem gegen ihn so sehr gestimmt worden, daß man Laharpen schlechterdings verhindern wollte, vor ihm zu erscheinen. Paul ließ ihn endlich zu sich auf sein Landhaus von Gatschina kommen, und behandelte ihn nicht nur mit Achtung, sondern in der That mit vieler Herzlichkeit. Laharpe ahnete damals nicht, daß Paul einst seinen Sinn abermals verwandeln und ihm selbst die mäßige Pension entziehen würde, welche er mit zwölfjähriger Arbeit verdient hatte. Am schmerzlichsten für Laharpe's gefühlvolles Herz war der Abschied von seinen geliebten Zöglingen, von welchen besonders der älteste immer viele Anhänglichkeit für ihn gezeigt hatte.

Er verließ Rußland und begab sich nach Genf. Sein Wunsch war, von da aus, wenn die Regierung von Bern es gestatten würde, seine Aeltern, seine Freunde, und die Oerter zu sehen, welche ihm Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit heilig gemacht hatten. Bald aber erfuhr er, daß schon Befehl ausgestellt sei, ihn eben so schnell zu verhaften, als sein Fuß den Boden des Vaterlandes betreten würde.

Diese Härte, welche er nicht ganz verdient zu haben glaubte, erbitterte sein Gemüth gegen die damalige Regierung Berns bis zur Unversöhnlichkeit, und trug bei einem Manne seiner Gemüthsart nicht wenig bei, daß er eben dieser Regierung zwei Jahre nachher eine Fehde erklärte, die sich mit dem Umsturze ihrer Gewalt endete.

Der General Laharpe war unterdessen in Italien an der Spitze des Vortrabs von Bonaparte's Heeren den Tod der Helden gestorben. Man rühmt von ihm, daß er die Bernischen Patrizier, welche durch ihn Kriegsgefangene geworden, mit Edelmuth behandelt habe, ungeachtet der Rath von Bern ihn geächtet und seine Güter konfiszirt hatte. Sein Vetter Cäsar Friedrich Laharpe verwandte sich zum Besten der hinterlassenen Kinder des Generals in einer Denkschrift an den Oberbefehlhaber Bonaparte und den Gesandten Barthelemy, daß sie den Rath von Bern bewegen sollten, den Namen des Verstorbenen wieder in Ehren zu setzen, und seiner Familie das entrissene Gut zu erstatten. Als die Wirkung seiner Bemühungen ausblieb, begab er sich im Oktober 1797 selbst nach Paris und überreichte dem Vollziehungsdirektorium eine Bitte, begleitet von einer gedruckten Denkschrift, welche in beiden gesetzgebenden Räthen vertheilt wurde. — Es ist bekannt, daß die Regierung Berns, auf das Begehren der französischen, nicht nur für den General Laharpe, sondern für alle gestrafte Waadtländer Amnestie erklärte. Nur diejenigen nahm sie

von der Begnadigung aus, welche durch Schriften Theilnehmer oder Stifter der Bewegungen in der Waadt gewesen waren. Diese Ausnahme traf also auch den gewesenen Lehrer der russischen Großfürsten.

Dadurch noch mehr zur Rache gereizt, ließ Laharpe von Zeit zu Zeit Flugblätter im Drucke erscheinen, worin er dem Patrizitat und der Regierung seines Kantons den heftigsten Krieg machte. Der 18. Fructidor hatte den biedern Barthelemy, den bisherigen Schutzgeist der eidgenössischen Magistrate, entfernt. Bern ahnete Gefahr, und sandte im Anfange des Winters drei Abgeordnete an das Direktorium nach Paris, um die Verhältnisse zu Gunsten der Schweiz zu ordnen; es waren die Herren Mutach, Tillier und von Haller. Letzterer würde durch seine überwiegenden Talente, nach Laharpe's Urtheil, bei weitem das Meiste gewirkt haben, wenn er nicht eben dadurch gelähmt worden wäre, daß man ihn der Gesandtschaft nur als Sekretär beigeordnet hatte. Tillier äußerte den Wunsch, Laharpe's persönliche Bekanntschaft zu machen. Der Banquier Billi Vanberchen ward der Unterhändler, und Laharpe, der noch jetzt Aussöhnung und Vergleich mit der Regierung von Bern erwartete, sogar wünschte, um künftig in Ruhe leben zu können, bot sogleich mit Freuden die Hand. Er überließ es Tilliern, Ort und Stunde der gewünschten Zusammenkunft zu wählen.

Es ist durchaus nicht daran zu zweifeln, daß Laharpe noch jetzt hätte versöhnt, und daß dadurch unzähligen Uebeln hätte vorgebeugt werden können, welche späterhin erfolgten, weil Berns Politik zu spröde war, mit einem Unterthan zu unterhandeln. Laharpe erwartete vergebens Tilliers Winke. Man berichtete ihm statt dessen, daß die Berner Abgeordneten, durch Vermittelung der Frau von Stael und Benjamin Constants, eine Audienz beim Direktor Barras gehabt, und durch die günstige Aufnahme ver-

leitet, sogar die Auslieferung Laharpe's und der übrigen waadtländischen Patrioten verlangt hätten. — Sie verfehlten den Zweck und wurden unverrichteter Sache zurückgeschickt.

Da nun Laharpe, auch nachdem er noch in einem langen Briefe an seinen Freund Monod, zu Handen der Regierung von Bern, Klagen wegen getäuschter Erwartungen geführt, und dringend auf eine freiwillige Wiederherstellung der alten Rechte des Waadtlandes angetragen hatte, alle Hoffnung zu gütlichem Vergleiche verschwunden sah, begann er die Feindseligkeiten von Neuem.

Ende Wintermonats 1797 überreichte er dem französischen Direktorium eine Bittschrift, unterzeichnet von zweiundzwanzig ausgewanderten Patrioten der Waadt und Freiburgs, worin die Ausübung der im Jahr 1565 durch den Traktat von Lausanue festgestellten Gewährleistung von Frankreich begehrt wurde. Es verstrichen mehrere Wochen, ehe eine Antwort erfolgte. Bern sandte unterdessen zur Beruhigung des Waadtlandes eine mit Vollmachten versehene Kommission nach Lausanne, an deren Spitze der ehemalige Landvogt von Lausanne, Erlach von Spietz, stand, ein Mann von vielen natürlichen Gaben, welchem aber das Verfahren, so er sechs Jahre früher gegen die Mißvergnügten der Waadt beobachten mußte, nicht das nöthige Vertrauen aller Parteien gewährte. Laharpe blieb nicht unthätig. Der lange vergebens gesuchte alte Traktat von Lausanne hatte sich endlich in den Archiven vorgefunden, und das französische Vollziehungs-Direktorium ließ sofort den berüchtigten Beschluß vom 6. Nivose ergehen, welcher die waadtländischen, die Rechte ihres Volks reklamirenden Bürger unter den unmittelbaren Schutz Frankreichs stellte.

Diese Gewalthandlung rief die Revolution der Eidgenossenschaft hervor. Gährungen entsprangen unmittelbar darauf in allen Gegenden der Schweiz. Die Unterthanen begehrten Freiheit.

Der Oberzunftmeister von Basel, Peter Ochs, war nach Paris gekommen, um daselbst in Bezug aufs Frickthal Unterhandlungen anzuspinnen. Er war schon seit einigen Monaten mit Laharpe in Briefwechsel. Beide lernten sich jetzt persönlich kennen und wurden Freunde. Das französische Direktorium hatte schon die Umwälzung der Schweiz beschlossen, theils um durch Plünderung der Staatsschätze dieses Landes Hilfsmittel zu andern Unternehmungen zu erhalten, theils durch Verwandlung der Staatsform Meister der Gebirgspässe und einer den Interessen Frankreichs untergeordneten Regierung zu werden. Mit vieler Gleichgültigkeit hatten freilich die Fünfherren des Luxemburg den früher von Laharpe gemachten Vorschlag verworfen, den eidgenössischen Föderalismus in eine Zentral-Regierungsform zu verwandeln. Nun aber die Umstände geändert waren, nahmen sie den Gedanken wieder auf.

Niemand in Paris war mit den örtlichen Verhältnissen der Schweiz, und dem Geist und den Bedürfnissen derselben vertrauter, als Ochs. Er empfing Auftrag, für sein Vaterland eine neue Staatsverfassung zu entwerfen, und dabei die Gedanken der übrigen in Paris befindlichen Schweizer zu berathen. Ochs erfüllte den Auftrag. Er selbst verhehlte sich aber gar nicht die Unvollkommenheit seines Werks; schlug daher vor, man solle demselben nur einen einstweiligen Werth geben, und es den Deliberationen einer schweizerischen National-Versammlung unterwerfen. Allein das Direktorium wies den Vorschlag zurück, musterte den Konstitutions-Entwurf, machte einige Veränderungen darin, und ergriff sogleich die nöthigen politischen und militärischen Maßregeln, die Sache in Gang zu setzen.

General Menard war mit einer Kolonne der italienischen Armee in die Waadt eingerückt, aber zu schwach, um mit Nachdruck zu handeln, und dabei so schlecht mit allem versehen, die Bedürf-

nisse eines Heeres zu bestreiten, daß er sogleich anfangen mußte, die Länder, welche er schützen sollte, mit Requisitionen zu quälen.

Die französische Regierung ward ihrer Sorglosigkeit und deren Folgen gewahr. Sie befehligte den General Brüne, das Oberkommando zu übernehmen, und ertheilte ihm wahrscheinlich den Wink, die schweizerischen Regierungen so lange mit Unterhandlungen hinzuhalten, bis er die Verstärkungen erhalten haben würde, welche ihm Schauenburg von der Gegend des Montterrible zuführen sollte. Der Kriegsminister Scherer, welcher die Bewegungen zu leiten beauftragt war, benahm sich dabei weder mit Eile, noch Geschick. Brüne unterhandelte demnach, bis er seine Kräfte beisammen hatte, und durch die Eroberung von Freiburg, Solothurn und Bern die Auflösung der Eidgenossenschaft bewerkstelligte.

So wie das französische Direktorium schon längst durch Herstellung eines neuen Föderalismus, oder durch Zerstückelung, die Schwäche der Schweiz und die bleibende Obergewalt Frankreichs in den Alpen sicherer gründen zu können glaubte, als durch Einführung einer kraftvollen Zentralgewalt, ward von demselben auch das Projekt zu einer rhodanischen, helvetischen und tellgauischen Republik mit Gunst aufgenommen, welches Brüne einsandte, und die Ausführung ohne anders beschlossen. — Laharpe erfuhr's. Er eilte noch am Abend zum Direktor Reubel, der die helvetischen Sachen zu leiten hatte, und in einer zweistündigen nächtlichen Audienz gelang es ihm, Reubels Sinn zu ändern. Reubel bewirkte die abermalige Zurücknahme des Beschlusses, und der Entwurf zu einer einzigen helvetischen Republik ward gehandhabt. Es verdient hierbei gelegentlich angemerkt zu werden, daß Reubel nie Laharpe's großer Freund gewesen, weil er diesen, seines brausenden Republikaner-Sinnes ungeachtet, mehr oder weniger für einen Agenten Rußlands hielt.

Als die neue Staatsverfassung eingeführt ward, ließ die provisorische Versammlung des Waadtlandes vor ihrer Auflösung, zu Ehren Laharpe's, der für die Freiheit der Waadt so viel gethan, eine goldene Medaille schlagen, auf deren einer Seite die Worte standen: **A Frédéric César Laharpe le peuple vaudois reconnaissant.***)

Inzwischen waren die höchsten Gewalten des neuen Staats organisirt. Aber der Gang der Dinge war der übelste. Die französischen Armeen bedrückten das Land; die Kommissarien plünderten die Schätze. Lecarlier, welcher den Ruf eines rechtlichen Mannes trug, mußte seinen Namen zur Eintreibung der Kontributionen leihen, und nahm seine Entlassung von der entehrenden Rolle. Rapinat, voll Selbstdünkels ohne eigene Kraft, ward das Werkzeug derer, die ihn umgaben. Die gesetzgebenden Räthe der Schweiz, statt ein Neues zu schaffen, hatten nur das Talent des Zerstörens; das helvetische Direktorium, indem es bald unzeitigen Trotz, bald unzeitige Schwäche gegen Frankreichs Unthaten bewies, machte sich durch Unfähigkeit verächtlich.

In Paris benutzte Laharpe noch immer seinen Einfluß, nun aber, um die Leiden seines Vaterlandes zu vermindern, und die schändlichen Bedrückungen desselben zu enden, die er von Seiten Frankreichs nie möglich geglaubt hatte. Er ward sogar Sachwalter der ehemaligen Regierungsglieder, denen man eine schwere Steuer aufgelegt hatte, und sein Werk war es, daß sie um vier Millio-

---

*) Nach seiner Flucht aus der Schweiz, zwei Jahre später, ließ er auf dieselbe Medaille folgende Worte graben: „Appelé au Directoire le 29 Juin 1798, expulsé le 7 Janvier 1800 par les ennemis de la liberté et de l'indépendance, enlevé le 2 Juillet suivant et réduit à s'échapper pour chercher un asyle en terre étrangère."

nen gemildert wurde. Selbst seinen erklärtesten Feinden, den Herren Pillichody und Rusillon, Berns eifrigsten Anhängern, die zu Paris im Tempel gefangen saßen, verschaffte er durch seine Verwendung mit edler Großmuth die Freiheit. *)

Die schweizerischen Gesetzgeber, im Vertrauen auf seine Grundsätze, seine Talente, und seine Verhältnisse mit der französischen Regierung, glaubten ihrem Vaterlande in diesen drangsalvollen Tagen den wichtigsten Dienst zu leisten, wenn sie ihn zu einem Mitgliede des Vollziehungs-Direktoriums der neuen helvetischen

---

*) Das unbestochenste Zeugniß über Laharpe in dieser Zeit scheint mir jenes zu sein, welches der Senator Lüthard in der Sitzung vom 24. Jänner 1800 öffentlich über ihn gegeben hat: „Quelque temps après," sagt er in seiner Rede, „que le gouvernement provisoire fut établi, et que le commissaire Lecarlier eut frappé d'une imposition de six millions ma malheureuse ville natale, je fus envoyé à Paris pour implorer un soulagement à son sort et pour obtenir la retraite des troupes françaises. Mon inclination ne me portait point à rechercher *Laharpe*. La *politique le voulut*. Je savais qu'il avait de l'influence, et je crus que, pouvant être envisagé à Paris comme un ambassadeur de l'Olygarchie, je devais faire connaissance avec lui."

„Quel étonnement ne dus-je pas éprouver, citoyens Sénateurs, lorsque accueilli par le citoyen Laharpe avec toute l'amitié possible, je trouvai en lui un homme doux, un homme aimable, regrettant le cours qu'avait pris notre révolution, se réunissant à nous pour solliciter une diminuation dans la somme imposée, rédigeant lui-même le mémoire qui, dans le but de l'obtenir, fut placé sous les yeux du gouvernement français, et gagnant par toute sa conduite dans cette affaire mon estime et mon attachement." (*Bulletin helvétique*, Nro. 24. Séance du 24 Janv. 1800.)

Republik ernannten. Es geschah am 29. Juni 1798. Er nahm diese Stelle erst an, nachdem er in einem Schreiben an das französische Direktorium erklärt hatte, daß er dieselbe nur unter der Bedingung antreten werde, wenn jenes seinen Beifall dazu gegeben haben würde. „Die helvetische Republik," sagte er in dem Schreiben, „soll, nach meinen Begriffen, Frankreichs ewige Freundin bleiben. Zu ihrer Regierung berufen, werde ich mit allem Nachdruck unsere gemeinschaftlichen Interessen vertheidigen; aber ich gestehe auch mit derselben Freimüthigkeit, daß es nicht in meiner Denkungsart liegt, je die Kreatur einer auswärtigen Regierung zu sein, und herzlich schlecht würde ich Ihre Achtung verdienen, wenn ich das könnte."

Er verließ Paris. Mit großen Erwartungen empfing ihn die Schweiz.

Die Träume seiner Jugendzeit schienen nun mit der Wirklichkeit zusammen zu schmelzen. Noch immer voll des Hochgefühls, welches die Heroenwelt des republikanischen Griechenlands und Roms in seiner Brust zurückgelassen hatte, wähnte er die Nachkommenschaft der Tellen, Winkelriede und Fontana's zu hohen Bestimmungen berufen in diesen Tagen allgemeiner Gährung Europens. Durchaus fremd mit Denkart, Sitten und Bedürfnissen der verschiedenen kleinen Völkerschaften Helvetiens, ahnete er nicht, daß die Macht der Gewohnheiten, ein langer, erschlaffender Friede, mehrhundertjährige Verwahrlosung der Erziehung seinen stolzen Entwürfen unüberwindlich entgegenstehen würden.*) Er redete eine Sprache, die nicht verstanden ward. Er wollte das Volk zur Höhe seiner Ziele erheben; war aber fremd in der Kunst, sich zu

---

*) „J'ignorais," sagte er nachmals in seiner Zuschrift an die gesetzgebenden Räthe vom 14. Jänner 1800: „j'ignorais que trois siècles de servitude avaient avili les âmes."

demselben hinabzubeugen. Seine Maßregeln, indem sie dem Geist des Landes nicht entsprachen, wurden schädlich, ohne sein Wollen; man rang ihm deshalb entgegen, und er erblickte in den entschiedensten Republikanern oft nur Sklaven der Oligarchie und des Auslandes.

Es war ihm nicht unbekannt, daß, während Oesterreich zu neuen Kriegen, deren Bühne Helvetien sein sollte, Rüstungen betrieb, ausgewanderte Schweizer und englische Ausgeschickte die Fortdauer der Gährungen in den Gebirgen unterhielten. Wikham in Augsburg, Dandré in Ueberlingen, und der englische Obrist Crawfort zu Wurzach sparten weder Geld noch Verheißungen, die Thäler der Alpen in eine neue Vendee zu verwandeln. Ein Theil ihrer Bemühungen gelang in den kleinen Kantonen. Nidwalden ward durch Aufstand das Opfer fremder Umtriebe. Laharpe, um die Feinde der neuen Verfassung zu schrecken, drang mit Ungestüm darauf, durch Waffengewalt die ersten Funken einer Gegenrevolution in den Waldstätten zu erdrücken. Indem die Regierung sich allzulange schmeichelte, durch glimpfliche Mittel blutigen Auftritten vorzubeugen, schlug sie sich selbst, und veranlaßte sie ohne Absicht den Mordtag des Herbstmonds 1798.

Laharpe verlangte, das neugeformte Helvetien zu befestigen und Feinden und Freunden achtbar zu machen, Waffen und Geld. Die gesetzgebenden Räthe, voll ewigen Widerspruchs in ihrem Innern und größtentheils ohne Sachkunde, gewährten der Regierung mit gefährlicher Langsamkeit und nur mit kleinlicher Sparsamkeit die begehrten Rettungsmittel. Zu spät bereuten sie die Unvorsichtigkeit, als sie endlich den Franzosen ihre Waffenvorräthe, und freundlichen und feindlichen Heeren unermeßliche Summen überlassen mußten, ohne damit die Schmach der Schweiz abkaufen zu können. Man hatte die Zeit verloren, und mit ihr Kraft und Ruhm.

So wie, bei der rastlosen Thätigkeit der Freunde Oesterreichs

und alter Verfassung, die Schwäche der Regierung und die Unstetigkeit ihrer Maßregeln Mißmuth und Gesetzlosigkeit im Lande vermehrte, häufte auch das französische Direktorium Fehler auf Fehler, wodurch die Schweiz dem Untergang zugeführt ward. Zu diesen Staatsfehlern gehörte besonders die Stiftung eines Offensivbündnisses und die Stellung von 18,000 Mann Hilfstruppen. Umsonst bemühten sich die schweizerischen Behörden, Frankreich aufzuklären. Die Verträge mußten abgeschlossen werden. Die Unzufriedenheit des Volks stieg. Die Feinde der Staatsverfassung trieben ihr Spiel am offenen Tage. Die Regierung, des öffentlichen Zutrauens verlustig, konnte sich nur durch Furcht noch achtbar machen. Sie wählte das gefährliche Mittel, und der Spott ihrer Schwäche verwandelte sich in Haß ihrer Gewaltthaten.

Der Krieg zwischen Frankreich und den vereinten Mächten Europens brach aus. Helvetien sollte davon das Schlachtfeld werden. Laharpe sah kein Rettungsmittel, als Truppen zu werben und selbst gegen Oesterreich den Krieg zu erklären. Eine Schweizer-Armee an den Grenzen würde das Eindringen des Feindes erschwert, selbst den Bundesgenossen imponirt, und der helvetischen Republik auf dem Friedenskongreß eine Stimme erworben haben.

Man verwarf den Antrag einer Kriegserklärung, weil man sich noch mit Erhaltung einer Neutralität schmeichelte, als des Feindes Fuß den Schweizerboden schon betreten hatte. Man glaubte, daß eine Kriegserklärung ohne ein streitbares Heer lächerlich sei; und doch gestattete man nachher die Bildung eines Heeres von 20,000 Milizen, welche schnell genug, aber dann zu spät versammelt wurden, und doch mit Tapferkeit gegen Oesterreich gefochten haben. Man machte den Krieg, aber fürchtete ihn auszusprechen. Man ergriff Maßregeln, wenn ihre Anwendung nicht mehr stattfand. Das Land wurde durch Brandschatzungen der Feinde und Bundesgenossen erschöpft, durch Schlachten verwüstet.

Die mehrjährige Unterhaltung einer eigenen Armee von 70,000 Mann würde der Schweiz nicht gekostet haben, was die durch den Krieg erlittenen Verluste nachmals galten. Der Feind verspottete Helvetiens Ohnmacht; der Bundesgenoß mißhandelte es mit Verachtung.

Schwäche ist die Mutter der Feigheit. Kaum waren die kaiserlichen Waffen siegreich bis Zürich vorgedrungen, als ein Theil der Gesetzgeber an Kapitulation, ein anderer an Flucht dachte. Der französische Minister Perrochel hatte sich schon von Luzern nach Basel geflüchtet, weil ihm in einem Brief gemeldet worden, daß er, seit dem Gesandtenmord zu Rastatt, ein ähnliches Schicksal in Luzern zu fürchten habe. Man trug darauf an, die Regierung nach Bern zu verlegen. Selbst der französische Oberbefehlshaber hatte geschrieben, daß er für die Sicherheit von Luzern nicht mehr bürgen könne. Die Regierung floh nach Bern. Nur Laharpe hatte sich dieser Handlung, doch vergeblich, entgegengestemmt.

Die Lage der Dinge ward mit jedem Tage verzweiflungsvoller. Inzwischen die meisten Glieder der höchsten Staatsgewalten von Muthlosigkeit erdrückt wurden, und selbst viele der ehemals wüthenden Patrioten, von der Furcht gezähmt, ihren Feinden die Hand darboten, machten alle Unfälle auf Laharpen die entgegengesetzte Wirkung. Er wollte mit der Republik, deren Vorsteher einer auch er war, siegen oder vernichtet werden. Je hoffnungsloser die Zeiten, je verwegener wurden seine Vorschläge. So trug er im Direktorium darauf an, die ganze Schweiz in ein großes Heerlager umzuschaffen, worin jeder Einwohner Soldat sei; die Gemeinden sollten verpflichtet werden, für Familien und Güter derer zu sorgen, welche gegen den Feind gezogen sein würden; er trug darauf an, daß alle Flüchtlinge zusammengerafft, im Angesichte des Heeres gezehntet werden sollten, nach römischer Weise, und daß die, welche dem Todesloose entgingen, in der nächsten Schlacht den

Vortrab zu bilden und ihre verlorne Ehre wieder zu erkämpfen hätten. „Diese Maßregeln," sprach er, „geheiligt durch des Vaterlandes Gefahr, sind unserer Vorfahren würdig, welche einst diejenigen verbannten, die in der Schlacht bei St. Jakob den Untergang ihrer Waffenbrüder überlebt hatten!"

Die allgemeine Stimme scholl gegen ihn. Er erblickte um sich her Widersacher überall. Die Gegner seiner Meinungen erschienen ihm aber als Gegner der Republik; sein Mißtrauen vergrößerte die Zahl derselben; er kämpfte zuweilen gegen Plane, die vielleicht nicht vorhanden waren, gegen Zwecke, die seine brennende Einbildungskraft erst möglich, dann wirklich glaubte. Er vermuthete eine Zusammenverschwörung von Menschen, welche doch durch politische Meinungen auf ewig von einander geschieden waren, und schuf sich aus ihnen eine große Faktion, die nicht war, und welcher er den Namen der austroligarchischen erfand.

Bei so verschiedenen Ansichten der Dinge und bei der damit bewirkten Zwietracht im Innern der Regierung, glaubten mehrere Glieder der gesetzgebenden Räthe und Minister, zur Herstellung der Einigkeit und allgemeinen Ordnung sei kein anderes Hilfsmittel, als Abänderung in den Gliedern des Direktoriums und in der Konstitution selbst. Laharpe war nicht so bald von diesem Vorhaben unterrichtet, als er sogleich an ein Glied des französischen Direktoriums schrieb, und den bundesgenössischen Beistand zur Aufrechthaltung der Verfassung begehrte. In der That erhielten sowohl der Oberbefehlshaber Massena, als der Minister Perrochel, dahin einschlagende Weisungen ihrer Regierung, und die Konstitution blieb diesmal, es war im Winter von 1798 und 1799, gerettet.

Bald aber änderte er selbst den Sinn, und ward der erste, welcher Zusammenkünfte mit einigen Ministern, Gesetzgebern und Gliedern veranstaltete, um über das, was Erfahrung als ver-

werflich an der Verfassung gezeigt hatte, so wie über die Verbesserungsmittel, einig zu werden. Die Zusammenkünfte blieben ohne Erfolg, zeigten aber den Gegnern des Direktoriums den Vortheil, welchen sie aus dergleichen Konferenzen ziehen konnten, um ihre Angriffe gegen das Direktorium selbst zu bilden.

Die gesetzgebenden Räthe erhoben sich bald lauter gegen die vollziehende Gewalt, deren man weder hier, noch in den öffentlichen Blättern ferner schonte. Man begehrte vom Direktorium Rechenschaft über die Finanzen, und kündigte zugleich an, daß der Tag der letzte seines Daseins sein werde, an welchem die Rechenschaft erschiene. In der That waren die Finanzen der Republik in heilloser Verwirrung. Laharpe, welcher den Finanzminister Finsler, einen Patrizier von Zürich, immer in Verdacht hatte, daß derselbe seit den ersten glücklichen Fortschritten der kaiserlichen Waffen die Republik nicht mehr wollte, drang am 4. November 1799 auf dessen Absetzung, und bewirkte sie; vergrößerte aber damit nur die Zahl seiner Feinde, ohne der Sache selbst zu helfen.

Ungeachtet in den gesetzgebenden Räthen die Partei derjenigen mit jedem Tage wuchs, welche dem Direktorium offene Fehde erklärt hatten, ungeachtet selbst die Direktoren Dolder und Savary sich den gewaltsamen Maßnahmen Laharpe's, durch welche er die Republik zu erhalten gedachte, mit ungleichen Kräften widersetzten: wich dieser Mann von den einmal gefaßten Grundsätzen nicht. Indem er meistens der Zustimmung seiner Amtsgenossen Secretan und Oberlin sicher war, bildete er die Majorität in der vollziehenden Gewalt. Aller Widerstand konnte ihn nicht schrecken, nur reizen.

Während die Oesterreicher und Russen die östliche Schweiz besetzt hatten, waren von ihnen in den eroberten Kantonen provisorische Regierungen angestellt, meistens aus Männern, welche der

neuen schweizerischen Staatsverfassung feind waren, und von denen viele nach dem Rückzuge der Alliirten aus der Schweiz flohen. Die provisorische Regierung von Zürich hatte unter andern während ihrer kurzen Amtsdauer eine Proklamation ausgehen lassen, ein Truppenkorps gegen die helvetische Republik zur Unterstützung der Kaiserlichen zu errichten. Das Direktorium ließ nachher mehrere Glieder solcher Regierungen verhaften, und forderte von der gesetzgebenden Versammlung die Errichtung eines unparteiischen Gerichtshofes für diesen Fall. Die gesetzgebenden Räthe entsprachen aber den Absichten des Direktoriums so wenig, daß man sogar in ihrer Mitte Lobeserhebungen jener Angeklagten hörte.

Laharpe, voll des tiefsten Unwillens, erklärte seinen beiden Amtsgenossen, daß mit einer gesetzgebenden Versammlung, aus solchen Elementen zusammengesetzt, die Regierung nicht länger gehen könne; daß man das Gesetz vollstrecken müsse, welches den Räthen untersagt, länger als neun Monate nach einander beisammen zu sein; daß man während der Vertagung der Räthe durch einen Ausschuß ihrer einsichtsvollsten Mitglieder die nöthigen Vorarbeiten zur Verbesserung der Verfassung machen lassen müsse.

Kaum hatten die beiden gesetzgebenden Räthe Laharpe's Vorhaben entdeckt, als sie alle Mittel hervorzogen, dasselbe zu zerstören. Sie ernannten, ohne Rücksicht auf das Verfassungsmäßige zu nehmen, aus ihrer Mitte eine Kommission von zehn Männern, die, unter dem Vorwand, die Eintracht der höchsten Gewalten herzustellen, das Direktorium und die Konstitution selbst vernichten sollte. Von nun an wurde von der Leidenschaft beider Theile eine Menge kleinlicher Umtriebe in Bewegung gesetzt; man sprach von einer Verschwörung gegen den Staat, an deren Spitze Laharpe stehe; man breitete das Gerücht aus, er wolle eine Armee gegen die französischen Bedrückungen bilden; man setzte in den schwärzesten Schatten seinen Vorschlag, zur Schonung des Landmanns

den reichern Städten ein beträchtliches Darlehn, unter Verpfändung der Nationalgüter, abzufordern u. s. w.

Einverstanden mit Frankreich, welches seinen Vortheilen von nun an eine provisorische Regierung bis auf gelegenere Zeiten angemessener fand, ward von der Kommission der zehn Männer der siebente Jänner 1800 zum Sturz des Direktoriums bestimmt. Dolder, damals wirklicher Präsident des Direktoriums, und sein Amtsgenosse Savary standen in dem Geheimniß der gesetzgebenden Räthe.

In der Sitzung des Direktoriums an dem bestimmten Tage waren wenige Geschäfte bald abgethan. Dann eröffnete Dolder den Vorschlag zu einer Botschaft an die gesetzgebenden Räthe, worin er die klägliche Lage der Republik schilderte, dem Direktorium sehr erniedrigende Geständnisse in den Mund legte, und mit einem Entlassungsbegehren aller Glieder desselben schloß, weil sie das öffentliche Zutrauen verloren hätten. Der Vorschlag wurde lebhaft verworfen; nur Savary hatte demselben Beifall geben wollen. Man kam endlich überein, mit den zehn Männern eine Zusammenkunft zu halten, zur Beseitigung der Zwiste, und schied ohne Groll mit einem Händedruck von einander.

Eine Stunde nachher ward das Direktorium vor den gesetzgebenden Räthen förmlich des Hochverraths angeklagt durch den Repräsentanten Kuhn, einen der zehn Männer. — Laharpe, von diesem Schritt unterrichtet, rief Secretan und Oberlin zu sich, verlangte schriftlich von Dolder eine außerordentliche Sitzung des Direktoriums, und begab sich inzwischen mit seinen erwähnten Amtsgenossen zum Direktorialpalast. Sie waren angethan mit ihren Amtskleidern; Laharpe hatte seinen Säbel umgegürtet und war auf den äußersten Fall mit zwei Pistolen versehen. — Die Wacht des Direktorialpalastes trat bei ihrer Ankunft unter Gewehr, wie gewöhnlich. Sie fanden aber alle Bureaux leer.

Sie ließen sich das Gesetz vom 13. August 1798 und die Verfassungsurkunde bringen, ernannten Laharpen zum einstweiligen Präsidenten, und ertheilten dem Hauptmann der Truppen, Clavel, ihre Befehle. Unterdessen hatte Dolder in seiner Wohnung die Minister vereinigt, und eine dem Direktorium entgegenstehende Versammlung gebildet, zu welcher sich auch Savary gesellte.

Die Entschlossenheit Laharpe's erschütterte einen Augenblick lang die Gegner desselben. Man kannte den Ausgang des Streites nicht. Viele der im Direktorialbureau Angestellten fanden sich furchtsam wieder ein. Laharpe wollte durch einen Gewaltstreich die Fehde enden. Er schlug seinen Amtsgenossen vor, sich ohne Verzug an die Spitze der Truppen zu stellen, dieselben anzureden, und mit ihnen gegen die aufrühreriſche Minorität des Direktoriums zu marschiren, um die Glieder desselben zu verhaften. Doch Secretan so wenig, als Oberlin, fühlten sich zu dem kühnen Schritt geneigt, der vielleicht dem Ganzen eine andere, immer aber eine blutige Wendung gegeben haben würde. Unterdessen war ein Beschluß der gesetzgebenden Räthe wider das versammelte Direktorium erschienen. Dieses, nachdem es fünf Stunden gesessen, wich endlich der Gewalt, und beschloß seine Sitzung mit einer feierlichen Verwahrung gegen die geschehenen Verletzungen der Konstitution.

So richtig auch die Gründe derer sein mochten, welche solchen Schritt für das einzige Heilmittel des leidenden Staates hielten, ward dennoch eben diese Gewaltthat vom 7. Jänner der Todesstreich der helvetischen Republik. Frankreich, um willkürlicher das Loos der Schweiz zu bestimmen, sah den Sturz der Landesverfassung gern, und hatte seinen Geschäftsträger Pichon nicht ohne Weisung gelassen, allen Beistand zu leisten, um die Schweiz in den wandelbaren, einstweiligen Zustand zurückzustoßen, welcher die Quelle ewiger Unruhen und Faktionen werden mußte. Tiefer

blickende Staatsmänner der föderalistischen Partei sahen mit Zertrümmerung der auf Einheit gegründeten Verfassung die Möglichkeit wieder, das ehemalige Bundeswesen aufzurichten, und durch die aus dem provisorischen Zustand des Landes quellenden Uebel nur die Herbeiführung der alten Ordnung der Dinge beschleunigt. Sie priesen daher einmüthig die That des siebenten Jänners; und so sehr verblendete die Leidenschaft die Augen der eifrigsten Unitarier, daß sie ihren größten Staatsfehler als eine der ruhmwürdigsten Handlungen ansahen. Sogar derjenige Mann, welcher in Reden und Schriften der beredteste und berühmteste Sachwalter des Einheitssystems der Schweiz geworden, war an jenem Tage der vornehmste und thätigste, es zu zerstören.

Nach Auflösung des Direktoriums ward die vollziehende Gewalt einem „Vollziehungs-Ausschusse" von sieben Mitgliedern anvertraut. Oberlin, Secretan und Laharpe gingen in ihre heimatlichen Kantone zurück. Und ungeachtet man sie für Staatsverbrecher erklärt hatte, ungeachtet sie am Tage nach ihrer Entsetzung selbst die Mittheilung der gegen sie geführten Beschwerden zu wissen forderten, um sich verantworten zu können, ungeachtet der Volksrepräsentant Herzog von Effingen sogar am 14. Jänner ein förmliches Anklagedekret gegen sie begehrte, begnügte man sich, ohne auf fernere Verantwortung oder Anklage der Gestürzten Rücksicht zu nehmen, sie unter die besondere Aufsicht der Ortsobrigkeiten zu setzen. Aber desto mehr wurden sie verfolgt mit Schmähungen aller Art wegen Tirannei, wegen zügellosen und blutdürstigen Ehrgeizes, wegen Irreligion u. s. w. Ja der ehemalige General-Sekretär des Direktoriums, Mousson, welcher bei der neuen Regierung wiederum in gleicher Eigenschaft angestellt worden war, forderte Laharpen sogar zum Zweikampf, ohne Furcht, die Gesetze des Staats und der gesitteten Welt zu verletzen. Als aber Laharpe diese, in dem Zeitalter der Barbarei übliche Art,

Unschuld zu beweisen, ablehnte, machte Mousson den darüber gepflogenen Briefwechsel selbst, wie Rühmliches, in öffentlichen Blättern bekannt, unter den Augen einer Regierung, welche die „Wiederherstellung der Religion und frommer Sitten“ als ihrer Lieblingssorgen eine verkündet hatte.

Laharpe, bei seiner Unkenntniß des Volkes, welches er regieren sollte, bei der Lebhaftigkeit der Empfindungen, von deren Strom er sich hinreißen ließ, bei dem Grade von Ueberspannung und Bewegung, zu welchem ihn die Ereignisse der Revolution und der Widerstand trieben, der seinen gewaltsamen Maßregeln von allen Seiten geleistet ward, bewahrte, auch nach seinem Sturze, bei Feinden und Freunden doch den Ruf eines redlichen Mannes. Groß waren seine Zwecke, gut sein Wille, aber oft unglücklich die Auswahl der Mittel.

Er hatte Bern verlassen, und Lausanne zum Wohnorte erkoren, wo er sich, da ihm Paul I. seine Pension entzogen, dahin gebracht sah, Zeichnungen von malerischen Ansichten der Schweiz zu sammeln, um sie ätzen und in Paris verkaufen zu können. Seine persönlichen Feinde waren nicht großmüthig genug, dem gestürzten und tiefgebeugten Manne Ruhe zu gönnen in der Zurückgezogenheit. Sie fuhren fort, ihn mit Schmähungen aller Art zu bedecken. Er vertheidigte sich in den öffentlichen Blättern mehrmals wider sie, wo er unter anderm auch erklärte, daß er, da der Konsul Bonaparte durch Lausanne gereiset, bei demselben niemals eine Audienz begehrt hätte, noch daß sie ihm abgeschlagen worden sei, wie man verbreitet hatte.

Müde endlich der traurigen Neckereien rüstete er sich zur Abreise nach Paris. Schon hatte er einpacken lassen. Er wollte noch einmal nach Rolle, um mit seiner Mutter die letzten Tage im Vaterlande zu verleben, als sein Freund Secretan ihm vorschlug, in dem lieblichen Walde von Sauvablin einen letzten

Spaziergang zu machen. Indem sie aus dem Gehölze zurückkamen, brachte ein Verwandter ihm einen Brief, der von Neufchatel gekommen sein sollte. Die Handschrift glich der des Generalsekretärs Mousson, war auch mit diesem Namen unterzeichnet, und an den helvetischen Minister in Paris gerichtet, folgenden Inhalts: „Die Sachen stehen nicht mehr so ganz auf gutem Fuße; es ist zu fürchten, daß dem ersten Konsul über das Wesentliche die Augen geöffnet werden möchten — sollte Talleyrand kalt geworden sein? Sind ihm die fünfzigtausend Franken bezahlt worden? Seien Sie vorsichtig, mein lieber Minister! Sie können es nicht genug sein! Wenn unser großes Werk entdeckt wird, sind wir verloren. Die Vollziehungskommission zeigt eine verhaßte Schwäche. Finsler, Savary und Glayre sind die einzigen, die Schritt halten. Und dieser letzte könnte durch seine bekannten Verbindungen sehr schädlich sein. Sie kennen die Schritte, die im Februar zu Wien gemacht worden sind. — Die Unterhandlungen mit dem Agenten A. würden einen guten Erfolg haben, wenn man über das Volk und eine reelle Macht disponiren könnte. Vor drei Monaten wäre Alles besser gegangen; jetzt ist große Gefahr. Ziehen Sie mich doch aus der Verlegenheit wegen E. — — Fraternité et gloire.“ Unterzeichnet Mousson.“

Offenbar war hier von einer im Rücken der französischen Armee angesponnenen Verschwörung die Rede, welche gegen Bonaparte, der sich in Italien mit Melas im Kampfe befand, dieselbe Tendenz haben sollte, wie jene einst auf dem venezianischen Gebiete gegen den gleichen Feldherrn, da er in das Innere Oesterreichs vorgedrungen gewesen. Laharpe, eben so sehr durch die Aehnlichkeit der Handschrift mit der Moussonschen getäuscht, als durch seine Vorstellungen von der politischen Denkart der darin genannten Personen, nahm keinen Anstand, diesen dem Anscheine nach aufgefangenen und ihm zugesandten Brief feierlich zu denunziren.

Er legte das Original beim Kantonsgerichte nieder, und sandte eine beglaubigte Abschrift an den Präsidenten des Großen Raths nach Bern. Er sah voraus, daß dies Ereigniß große Bewegung unter den höchsten Gewalten, vielleicht wohl gar, denn die Aechtheit des Briefes bezweifelte er nicht, die Auflösung des Vollziehungsausschusses und Wiederherstellung des Direktoriums verursachen würde. Auf jeden Fall hin, wenn er wieder ins Direktorium gewählt werden sollte, theilte er dem Repräsentanten Suter, seinem Freunde, Verzichtung darauf mit.

Ungeachtet Alles vermuthen läßt, daß das ganze Spiel nur entweder Rank eines Feindes von Laharpe war, um ihn in neue Unannehmlichkeiten zu verwickeln, oder Bosheit eines Revolutionärs, welcher den Vollziehungsausschuß durch Verdächtigung der Theilnahme an einer Verschwörung stürzen wollte: handelten die obersten Gewalten in Bern nicht mit jener Behutsamkeit, welche nöthig gewesen wäre, auch den leisesten Argwohn zu entwaffnen. Man ließ mehrere Tage verstreichen, ehe nach lebhaften Debatten ein Entschluß darüber genommen wurde. Waren die Verdächtigen schuldig: es ward ihnen Zeit gelassen, allenfalls Gegenanstalten zu treffen. Schon am 21. Juni 1800 war der erwähnte Brief in Bern; erst am 25. kam er zur öffentlichen Sprache. Die gesetzgebenden Räthe verordneten darauf die Verhaftung Moussons und Laharpe's; sie sandten einen Eilboten in der Nacht mit dem Befehle nach Lausanne, daß zwei Kantonsrichter den Originalbrief überbringen sollten. Der General Montchoisi, welcher einem in derselben Nacht an den helvetischen Minister Jenner in Paris abgeschickten Kurier das Thor hatte öffnen lassen, verweigerte hingegen dem Kurier der gesetzgebenden Räthe den Ausgang, und er mußte bis zum folgenden Morgen warten.

Laharpe's Papiere wurden versiegelt; er selbst am 2. Juli

1800 wurde verhaftet, um nach Bern geführt zu werden, wo das Kantonsgericht in seiner und Moussons Sache sprechen sollte.

Im Gefühl seiner Unschuld, und in der Ueberzeugung, mit dem ihm zugekommenen Briefe pflichtmäßig gehandelt zu haben, hatte er diesen Ausgang der Dinge am wenigsten erwartet. Er erkannte in den gewaltthätigen Verfügungen einen Triumph seiner Widersacher; er konnte den Gedanken nicht ertragen, als Gefangener in eben derselben Stadt aufzutreten, die in ihm ihren ersten Feind sah, und nun wegen seines Falles frohlockte. Er beschloß unterwegs zu entfliehen, und — er bewerkstelligte die Flucht, so scharf er auch bewacht wurde. Vielen war die Art, wie er entkommen sei, unbegreiflich. In einem Briefe erzählt Laharpe selbst das Abenteuer folgendermaßen:

„Es war der zweite Juli 1800, Nachmittags um vier Uhr, als man mich aus Lausanne fortführte. Eine große Menge Volks drängte sich in den Straßen; die schöne Welt von Lausanne hing überall in den Fenstern, um sich eine seltene Augenweide zu geben. Nichts desto weniger herrschte in dem Augenblick tiefe Stille, als ich, ein Gefangener, mitten unter diesem Volke erschien, welches meinem Muthe, meinem Streben seine Freiheit zu danken hatte. Ich nahm Abschied von meinen Freunden; ich empfahl ihnen meine Gattin, meine Mutter, und stieg in den Wagen. Zwei Offiziere setzten sich zu mir, zwei Unteroffiziere stiegen hinten auf, vier Husaren bewachten die Thüren.

„Die Offiziere betrugen sich sehr artig. Einer derselben, der Lieutenant Weber, war mir wohlbekannt; er bezeugte mir seinen Schmerz, solchen Auftrag erfüllen zu müssen. Er erbot sich, meiner Frau alles das zu überbringen, was ich wünschen möchte. Ich dankte ihm, ohne es anzunehmen. Man hat geglaubt, ich habe diese Offiziere, oder meine Escorte für mich gewonnen gehabt.

Dies ist falsch; ich glaube nur, sie haben mich minder strenge bewacht, als vielleicht Andere gethan hätten.

„Zu Moudon war denselben Tag Markt. Die Bauern liefen vor dem Wirthshause zusammen, wo wir abgestiegen waren, und als ich wieder in den Wagen stieg, scholl das Geschrei: „Es lebe Laharpe!“ Ich wandte mich um. „Bürger,“ sagte ich, „keinen Lärmen! Es lebe die Republik! Es lebe die Gerechtigkeit!“

„Die Dunkelheit der Nacht überfiel uns Mitte Weges von Payerne. Meine beiden Reisegefährten schliefen ein; und erst da dacht' ich auf Mittel, während der Nacht zu entwischen, wenn man die Pferde wechseln würde. Payerne war eine der Stationen. Wir stiegen, um frischen Vorspann zu erwarten, im Wirthshaus zum Oelbaum ab, wo ich seit sechs Wochen dreimal Herberge gehabt hatte, und mir alle Personen bekannt waren.

„Inzwischen die Offiziere Herbeischaffung der Pferde betrieben, traten verschiedene Personen herein, unter andern ein Bürger, dem ich von ungefähr einmal Dienste geleistet hatte. In meiner Unterhaltung mit ihm forschte ich, ob es möglich wäre, nach Estavayer zu gelangen. Er zeigte sich geneigt, mir den Weg zu weisen. Es kam darauf an, aus dem Hause zu entkommen. Eine Schildwacht ging im Corridor auf und nieder vor der Thür des Zimmers. Indem nun die Wacht den Rücken gegen die Thür wandte, schlich ich hinter ihr hinweg, eine Treppe hinab, fand meinen Führer drunten, und ging mit ihm zum Thore von Estavayer hinaus. Als wir am Ende der Vorstadt angekommen waren, hörten wir Geräusch. Mein Führer gab mir in der Eil noch einige Weisungen und verschwand. Ich war seit acht Tagen unpäßlich gewesen, hatte seit zwei Tagen gefastet, war also gar nicht in der Laune, auf Abenteuer zu gehen. Bei mir hatte ich zehn Louisd'or, aber weder Pässe noch Waffen. Ich stand in der Mitte einer großen Ebene, die an ein Gehölz stieß, als mir ein Fuhrmann entgegen

kam, der nach der Stadt fuhr. Ich konnte wohl denken, daß man ihn über mich befragen, und durch ihn auf meine Spur kommen würde. In Payerne lagen dreißig Mann Kavallerie, folglich würde man mir kräftig nachgesetzt haben. Ich flog dem Gehölz zu. Wie ruhig hätte ich sein können, wenn ich damals gewußt hätte, daß man die Thore von Payerne gesperrt, sobald meine Flucht ruchbar geworden.

„Ein dumpfes Getöse von Rossen, welches ich bald nach meinem Eintritt ins Gehölz vernahm, machte, daß ich mich in ein Haberfeld versteckte; aber der empfindliche Frost, welcher mich überfiel, zwang bald den Flüchtling, weiter zu gehen. Dreimal hörte ich das nämliche Geräusch, und eben so oft suchte ich einen neuen Schlupfwinkel. Endlich erreichte ich eine Wiese, von einem starken Hag umzäunt, wo die Pferde der Nachbarschaft weideten während der Nacht. Wir hatten uns also gegenseitig einander Furcht eingejagt, worüber ich lachen mußte.

„Ich stieg auf die Viehtrift hinab, und ließ einen Schuh im Riedboden stecken; es ging viel Zeit verloren, ehe ich ihn wieder fand. Aber ein neues Unglück! beim Sprung über den Zaun wurden meine Seidenstrümpfe übel zugerichtet; zum Glück hatte ich nicht Ursach, eitel zu sein.

„Ich stand vor den Thoren von Estavayer. Sie waren offen. Hätt' ich Sicherheit gehabt, nicht unmittelbar verfolgt zu sein, so würd' ich ohne anders ein Schiff gemiethet haben, um über den See zu setzen. Die silbern schimmernde Fläche des Gewässers und die Gebirge von Neufchatel, die ich im Mondenschein entdecken konnte, erregten mir eine lebhafte aber traurige Empfindung. Ich entschied, auf unbekannten Fußwegen am See entlang zu gehen, um wo möglich noch vor Anbruch des Tages Yverdun zu erreichen und von da die Grafschaft Neuenburg. So setzte ich meinen Weg fort, bis zum Eingang eines großen Waldes, wo sich vor mir drei

gleich stark betretene Pfade zeigten. Ich versuchte sie alle drei, und war erst beim letzten glücklich. Die Morgendämmerung kündete einen herrlichen Tag an; still war die Luft; von Zeit zu Zeit ließ sich die Lerche hören und die Drossel. Ermattet blieb ich stehen, und horchte ihnen zu. Einen Augenblick lang war ich versucht, mich unter die Felsen zu flüchten, die dort eine natürliche Grotte bildeten. Aber eine düstere Ahnung jagte mich wieder davon.

„Kaum war ich in die Wildniß des Forstes eingedrungen, als drei Holzfäller vor mir standen. Ich fragte um den kürzesten Weg nach dem Dorf Y v o n e n s, und einer von ihnen mich, wer ich sei? Ich antwortete: „ein Pfarrer." Mein schwarzes Kleid kam der Nothlüge zu statten. Nach der Aussage dieser guten Leute war Yvonens noch eine starke Stunde entfernt und Yverdun noch drei Stunden. Die Kräfte aber waren erschöpft; ich zitterte schon, den ganzen Tag im Gehölz verweilen zu müssen. Indem ich ganz unwillkürlich in einem Hohlweg stehen geblieben war, rauschte es in den Gesträuchen; ein armes Stachelschwein schlüpfte hervor, und kam ohne Furcht und Mißtrauen dicht heran zu mir. „Sieh da," dacht ich, „womit du dich den Tag über erhalten kannst." In der That hätte wenig gefehlt, und ich wäre der Versuchung unterlegen, das Thier zur Beute zu machen. Es kam aber mit dem Schreck davon.

Der Tag fing an zu dämmern. Von der Höhe eines der schroffen Hügel, die den See dort begrenzen, durchirrt' ich mit den Augen den stillen Spiegel des Wassers, um ein Schiff zu entdecken. Es zeigte sich in der Ferne ein brauner Punkt. „Das ist eins!" rief ich und verließ den gebahnten Pfad, lief immer grad aus, stieg, mit Gefahr den Hals zu brechen, zwischen den Klippen nieder, kam zur großen Straße, über die ich behend hinwegflog, um das Seeufer zu erreichen, wo ich mich odemlos niedersetzte im

Schirm eines lebendigen Hags, ohngefähr zwanzig Minuten von Yvonens.

„Das Schifflein war unterdessen näher gekommen. Ich machte ein Zeichen; ich konnte ihm endlich zurufen. Anfangs schlug man's aus, mich überzusetzen; zuletzt ward eingewilligt; der Schiffer mußte zuvor aber noch nach Yvonens gehen. Jetzt Herr des Fahrzeugs, bemächtigte ich mich der Ruder, jeden Augenblick bereit, davon Gebrauch zu machen, wenn ich überfallen und entdeckt würde. Doch alles ging gut; mein Fährmann kam, und wir gelangten nach Baumarcus.

„So war ich nun wenigstens für den Augenblick geborgen. Ich athmete leichter, als ich den neutralen Boden berührte. Zwar machte ich mich darauf gefaßt, daß die Regierung von Neufchatel mich gewiß ausliefern würde; allein dazu waren doch einige Tage Zeit nöthig, und ich konnte unterdessen doch wohl wieder entrinnen.

„Nachdem ich einige Zeilen an meine Gattin geschrieben hatte, deren Bild mir nie erschien, ohne mich der tiefsten Schwermuth preis zu geben, sucht' ich Ruhe und Erholung. Ein Führer brachte mich bis jenseits des Dorfes Provence, wo ich abermals über helvetisches Gebiet gehen mußte. Wie beflügelt' ich meine Schritte, um wieder Neufchateler Boden zu gewinnen, auf der Anhöhe! — Eine einsame Wiese, die eine kleine Ebene bildete, umgrünte die Höhe. Hier erst hielt ich an, um neuen Athem zu schöpfen. Ach, und indem nun mein Blick hinüber schweifte auf mein Vaterland hin, und wie es vor mir sich erhob mit seinen Riesengebirgen in majestätischer Herrlichkeit; wie blutete mein Herz! Die schmerzlichsten Erinnerungen überwältigten mich; ich sank ohne Empfindung auf den Erdboden nieder. Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen; wohl aber, daß mein erstes Bewußtsein mit der Erinnerung an einige Stellen aus dem Briefe meines geliebten Zöglings, des Kaisers Alexander, zurückkehrte, welchen er mir 1797

noch als Großfürst geschrieben. Die edeln Empfindungen, die liberalen Grundsätze, welche der erlauchte Jüngling in jene Zeilen gelegt hatte, gaben mir verjüngten Muth. Mit nassen Augen sah ich noch einmal zurück auf mein Vaterland, mein heißgeliebtes Vaterland! — Dann stieg ich von der andern Seite hinab; seine Alpengipfel verschwanden; eine stille, friedliche Welt öffnete sich vor mir. Ich kam zu einer entlegenen Hütte; man reichte mir Milch. Ich warf mich ins Gras, und überließ mich meinen Betrachtungen. Die Heerde der ganzen Flur versammelte sich freundlich um mich.

„Meine Reise durch Val-de-Travers hatte nichts Merkwürdiges; als ich aber gegen Verrieres kam, ein großes Dorf an der französischen Grenze, erneuerten sich meine Besorgnisse. Ich war ohne alle Pässe. Glücklicherweise fiel mir bei, daß die Emigranten auf diesem Wege heimzukehren pflegten.

„Als im Jahre 1795 die Herren von Bern mir ihr Gebiet verboten hatten, mußte ich die Schweiz umgehen, und war auch zu Verrieres in ein Wirthshaus eingekehrt, dessen Besitzer mir gute Leute zu sein schienen. Ich fand es wieder, so wie seine damaligen Eigenthümer. Mein geistlicher Anzug, mein kränkliches Ansehen erwarben mir wahrscheinlich die freundliche Aufnahme, welche ich nie vergessen werde. Ein Bauer aus der Nachbarschaft der Grenze erbot sich, mich hinüber zu führen; die Abreise wurde auf den Abend des folgenden Tages verschoben. Dies gewährte mir Muße, mehrere Briefe zu schreiben, wie auch meine Rechtsverwahrung an die gesetzgebenden Räthe der Schweiz gegen die wider meine Person verübten Gewaltshandlungen.

„Diese Beschäftigungen und das Bedürfniß der Ruhe dienten mir zur Entschuldigung, den Besuch eines ausgewanderten Geistlichen abzulehnen, dem es sehr darum zu thun war, sich mit einem seiner Schicksalsgenossen zu unterhalten. Da meine Kleidung aber

Aufmerksamkeit und Mißverständnisse erregen konnte, vertauscht' ich sie mit den Sonntagskleidern eines ehrlichen, guten Zimmermanns. Und nun wähnt' ich am Ende meiner Abenteuer zu sein. Aber mit nichten!

„Ich saß am Tische und plauderte mit dem Ausgewanderten, als plötzlich der Oberst Roland von Romainmotier hereintrat, und die Ankunft einer nach den Bädern la Brevine gehenden Familie ankündigte. Ich konnte leicht denken, daß dies keine andere, als Glayre's Familie sei; und sie war es, wie ich einige Augenblicke nachher sah. Glayre, dieses Mitglied des mich verfolgenden Vollziehungsausschusses, hatte wirklich Romainmotier in gleichem Augenblick verlassen, als er Nachricht von meiner Verhaftung empfangen. Was Herrn Roland betrifft, der ein weitläufiger Anverwandter meiner Mutter, ein Freund meines verstorbenen Vaters war, dem ich anderthalb Jahre vorher die Erlaubniß ausgewirkt hatte, in seine Heimat zurückkehren zu können — ich gesteh' es, seine plötzliche Erscheinung war mir nicht die angenehmste, da ich seine blinde Anhänglichkeit an die Berner, seinen erklärten Haß gegen die Revolution, seine Ergebenheit für Glayre kannte, der sein naher Verwandter und großer Protektor war. Er hatte mich zum Glück nicht erkannt, und verließ die Stube sogleich wieder. Ich benutzte den Augenblick, mich zurückzuziehen. Der Ausgewanderte trug mir sein Zimmer an, und kaum war ich in dieses eingetreten, als Glayre das daranstoßende in Besitz nahm, und nichts weniger ahnete, als daß wir so nahe beisammen wären. Diese unverhoffte Zusammenkunft hätte mir gewiß noch weit größere Unruhe gemacht, wenn ich damals gewußt hätte, was ich erst drei Jahre nachher erfuhr, daß nämlich die Neufchateler Maréchaussée, aufgemuntert durch starke Verheißungen, nur einige Stunden von mir war.

„Der Ausgewanderte, ungemein dienstgefällig, gab mir alle

möglichen Anleitungen, meinen Gang über die Grenzen zu sichern. Indem ich ihn verließ, sagte ich ihm meinen Namen. Auch die Wirthsleute nahmen herzlichen Abschied von mir. So eilt' ich über die Grenzen. Abends um 8 Uhr hatt' ich alle Posten bis jenseits Pontarlier umgangen; ich verfolgte die ganze Nacht meinen Weg auf einem kleinen Wagen bis Salins, und ging den folgenden Tag bei der unausstehlichsten Hitze zu Fuß gen Auxonne. Bei einbrechender Nacht hatt' ich mich in dem großen Wald von Chaux beim Dole verirrt, weil ich nähere Wege hatte einschlagen wollen. Erst spät kam ich in dieser Stadt an; nirgends wollte man mich aufnehmen, mein Aufzug versprach wenig. Nur nachdem ich ein Trinkgeld im voraus bezahlt, gab man mir aus Barmherzigkeit, am äußersten Ende der Stadt, Herberge. Hier, da ich mir kein frisches Linnen verschaffen konnte, mußt' ich selbst die Wäsche machen, so gut es gehen wollte, und sie nach Potsdamer Sitte an den Fensterkreuzen trocknen.

„Als ich nach Dijon kam, wo die Reservearmee damals lag waren alle Wirthshäuser besetzt. Es hätte wenig gefehlt, und ich mußte unterm blauen Himmel liegen bleiben. Am folgenden Morgen ging ich zum General Brüne. Er empfing mich mit einer Aufmerksamkeit und Achtung, als wär' ich noch ein Glied des Direktoriums. Die in seinen Zimmern zahlreich versammelten Offiziere mußten allerdings betroffen sein, da sie sahen, wie ihr General einem so übel gekleideten Menschen, wie mir, so ausgezeichnete Höflichkeiten erwies. Ich nahm von ihm das dargebotene Darlehn von vierzig Louisd'or an, einen Postwagen, Pässe und einen Brief an den ersten Konsul Bonaparte. — So verließ ich diesen edelmüthigen Feldherrn, das Herz voller Erkenntlichkeit gegen ihn. Nach sechsunddreißig Stunden war ich in Paris, wo man die Nachricht von meiner Flucht erst den Tag vorher erfahren hatte.“ — —

Laharpe hielt sich anfangs bei seinen Freunden in Paris verborgen, bis er durch dieselben eine Empfehlung an den General Murat erhalten hatte, der ihn nach Malmaison einladen ließ, um ihn dem ersten Konsul vorzustellen.

Bonaparte empfing Laharpen mit kalter Höflichkeit, und einem Ton, der vorgefaßte Meinungen verrieth. Die Unterhaltung ward lebhaft und dauerte eine Stunde lang, bis zur Ankunft des zweiten Konsuls. Ungeachtet seiner Lage und seiner gegenwärtigen Abhängigkeit, änderte Laharpe nichts in Gesinnung und Ansicht, wiewohl der erste Konsul nicht beizustimmen geneigt war. Er bat diesen endlich, den Verfolgungen ein Ende zu machen, die man gegen seine Freunde in der Schweiz richte. Bonaparte, ohne darin einzutreten, ließ es ihn hoffen, und versprach ihm Schutz in Frankreich, aber unter Bedingung, sich ferner nicht in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen.

Laharpe zog sich von nun an auf sein Landhaus zu Plessis-Piquet, ohnweit Paris, zurück, wohin ihm seine Gemahlin folgte. Die rohe Leidenschaftlichkeit seiner Feinde in der Schweiz verirrte sich unterdessen so weit, ihn, wie den gemeinsten Verbrecher, zu signalisiren und auszuschreiben. Vermuthlich glaubten sie ihn, durch dergleichen Besudelung, in der öffentlichen Meinung auf ewig zu Grunde zu richten. Allein das moralische Todschlägergeschäft hat mit dem bürgerlichen gemein, daß es den Hinrichter selbst nur unehrlich, nicht fürchterlich, macht; während theilnehmende Achtung den tröstet, dessen Bild die Hand des Hasses oder Neides an den Galgen schlägt. Im Jahr 1801 unternahm Laharpe eine Reise nach Rußland, von welcher er erst im Juli 1802 zurückkehrte, mit den Beweisen der Achtung Alexanders, seines ehemaligen Zöglings, überhäuft.

Hingegeben seinen ländlichen Beschäftigungen, war er mit den politischen Unruhen der Schweiz fortan nicht mehr in Berührung.

Er beklagte sein Vaterland und die Vernichtung seiner Erwartungen. Inzwischen blieb er immer Gegenstand der Achtung seiner Mitbürger, und die Schmach, womit ihn einst der Vollziehungsausschuß, womit ihn alle Anhänger des Föderalismus hatten bedecken wollen, machte ihn den Andern nur ehrwürdiger. Daher geschah es, daß nach der Insurrektion vom Jahre 1802, als man Deputirte zu der von Bonaparte nach Paris berufenen Consulta wählte, mehrere Wahlversammlungen in den Kantonen Zürich, Bern und Zug ihn gleichzeitig zu ihrem Abgeordneten ernannten. Er aber, schon unterrichtet, daß das Einheitssystem der Schweiz zerstört werden sollte, mochte keine Hand bieten zur Wiederaufrichtung des Föderalismus, oder einer neuen Eidgenossenschaft, in welcher er die unabhelfliche Vernichtung wahrer schweizerischer Unabhängigkeit erblickte, und die Gefahr, daß bei jedem neuen Kriege die sich selber lähmende Schweiz Bühne desselben werden müsse.

Aus gleichen Gründen lehnte er es ab, die Stelle eines Mitgliedes im souveränen Rath des Kantons Waadt anzunehmen, zu der ihn das Volk rief.

4. Ludwig Bay,

Direktor und Senator der helvetischen Republik.

Die politische Denkart dieses Mannes, welcher in verschiedenen Epochen der Revolution einander ganz entgegengesetzte Rollen spielte, blieb lange Zeit ein Räthsel. Keine bedeutende Staatsveränderung ereignete sich, zu welcher er nicht die Hand bot. Während ihn die Patrizier Berns, als einen Beförderer der Revolution haßten, stießen ihn die Commissäre Frankreichs, als allzutreuen Sachwalter der Berner Aristokratie, aus dem Vollziehungsdirektorium; und er, welcher einer der ersten zur Einführung der Einheitsverfassung beigetragen, wirkte damals nicht wenig zur Vernichtung derselben.

Er war zu Bern im Jahre 1749 geboren. Sein Vater widmete ihn den Wissenschaften, und unter Anleitung desselben fing er schon im zwanzigsten Jahre an, vor den Gerichtshöfen als Advokat aufzutreten. Eine hinlängliche von schwerfälliger Pedanterie geläuterte Rechtskunde, gepaart mit einem hellen Blick in verwickelten Geschäften, die uneigennützigste Rechtschaffenheit in Führung der Rechtshändel, vorzüglich aber der Muth, mit welchem er sich gegen jede Ungerechtigkeit erhob und jedem Unterdrückten die Hand bot, erwarben dem neuen Anwalt in kurzer Zeit in der Stadt Bern und auf dem Lande allgemeines Zutrauen. Man kannte ihn, als eifrigen Anhänger und Verfechter der Souveränetät der Stadt; aber eben so lebhaft sprach er auch für die auf konstitutionelle Gleichheit gegründeten Rechte der gesammten Bürgerschaft, gegen die Bemühungen herrschlustiger Familien, welche den Weg zur Usurpation einer ausschließlichen Oligarchie anbahnen wollten.

Man sah ihn daher schon im Jahre 1790 an der Spitze und im Namen der Bürgerschaft seiner Vaterstadt für den Grundsatz handeln: „daß niemals weniger als achtzig bürgerliche Familien in der Regierung sitzen sollten."

Allerdings erregte er früh damit den Groll vieler patrizischen Geschlechter. Doch eben dieser Haß vermehrte sein Verdienst, und den Eifer seiner Freunde um ihn. Schon im Jahr 1785 zeigte man sich bereit, ihn in die Regierung Berns aufzunehmen; allein, weil er damals noch kein ausreichendes Vermögen gesammelt hatte, um mit Vortheil auf einträgliche Aemter warten zu können, lehnte er den Antrag ab. Ein gleiches geschah 1795, aus Liebe zu einer natürlichen Tochter, die er, so bald sie mannbar geworden sein würde, öffentlich als die seinige, durch die Ehelichung ihrer Mutter, anzuerkennen beschlossen hatte.

Bürger eines alten Freistaats, gab er ungemessen jenen erhabenen Grundsätzen seinen Beifall, welche das französische Volk bekannte, da es seine Staatsverfassung zu reformiren, und die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz zu behaupten anfing. Er kannte keinen schönern Adel, als den der Tugend und des Verdienstes. Aber bald verabscheute auch er die Revolution des Nachbarreiches, da sie in Verfolgung, Tirannei und Vandalismus entartete.

So sehr er wohl einer freien Verbesserung des eidgenössischen Staatswesens hold gewesen: so tief empörte es seinen Schweizerstolz, durch Fremder Gewalt solche Umschaffungen bewirkt zu wissen. Als daher am Ende des Jahrs 1797 Frankreich kriegerisch gegen die Schweiz drohte, ermahnte er zur plötzlichen Vereinigung aer Kantone und Stände unter dem Schilde der Freiheit und Gleichheit, zur Aufhebung aller Unterthanenschaften, zur Einführung wahrer Freiheit durch die ganze Schweiz. Indem er damit dem Vaterlande ein hohes Gut ertheilt sah, glaubte er zugleich den Machthabern

Frankreichs jeden Vorwand entrissen zu haben, feindselig zu handeln, und alle Schweizer desto leichter unter die nämliche Fahne zur kraftvollen Gegenwehr versammeln zu können.

In diesem Sinne sprach er als Mitglied in der durch Ausgeschossene vermehrten Berner Regierung, und als Deputirter derselben in Basel. Er begehrte, daß man, den nahenden Sturm zu beschwören, die Souveränetät des Volks anerkennen, die damalige Regierung provisorisch erklären, auf Erhaltung des Schweizerbundes dringen, der Waadt eine brüderliche Vereinigung, und der fränkischen Nation ewigen Bund und Schutzbündniß antragen solle. „Wenn dieses nicht hinreicht," sprach er: „die Gefahr des Vaterlandes abzuwenden: so bleibt den Repräsentanten des gesammten Volks nichts anderes übrig, als zu den Bataillonen zu eilen, ihren Muth bis zur Wuth anzuflammen und den süßen Tod fürs Vaterland zu sterben. — In der That, als der unglückliche General von Erlach späterhin zum Oberbefehlshaber des Berner-Heers ernannt ward, eilte Bay zu ihm, und bot sich ihm freiwillig zum Aide-de-Camp an.

„Wollte Gott, er hätte meinen Antrag angenommen!" sagte Bay nachher: „Entweder wäre der wahrhaft edle Mann nicht als ein Opfer der Volkswuth gefallen, oder wenn es mir nicht gelungen wäre, ihn, wie mich selbst, umringt von Rasenden mit gespanntem Geschoß und drohenden Säbeln, zu retten; so wäre ich bei meiner unbegrenzten Affektion für seine Person wahrscheinlich kein Gegenstand der Verläumdung mehr!"

Bay, dem es nicht an Gewandtheit und Ueberredungsgabe mangelte, konnte doch weder in Basel beim französischen Geschäftsträger Mengaud, noch in Bern unter seinen Mitbürgern den Zweck seiner politischen Wünsche erreichen. Es fehlte ihm unstreitig damals an allgemeiner Uebersicht und Kenntniß des Ganzen; sowohl die Stimmung des Volks und der Parteien in andern Kan-

tonen, als die Umtriebe einzelner Männer, welche durch Ehrgeiz oder Rachsucht Frankreichs Werkzeuge in Helvetien geworden, waren ihm fremd. Seine Vorschläge fanden daher bei den Einsichtsvollern kein Gehör, und bei den Verzweifelnden nur blinde Wuth gegen ihren Urheber.

Bern fiel. Bay, zurückgestoßen von den Patriziern, die ihn als einen Revolutionär behandelten, erhielt erst durch sie diesen Ruf, den er bisher in der That durch seine Schritte am wenigsten verdient hatte. Eben dieser Haß der Patrizier machte ihn dem neuerungslustigen Theil des Volkes theuer. Es hing ihm an. Durch seine Popularität ward er der Mann des großen Haufens; er ließ in den ersten Tagen der Verwirrung dies Vertrauen nicht unbenutzt, wo bei allgemeiner Anarchie allerlei Stadtgesindel und Landleute mit dem französischen Militär gemeine Sache gegen Bern zu machen Lust bezeugten. Er mengte sich in ihre Versammlungen, wohin sich sonst kein Mann von Ansehen wagte, und verhinderte manchen abscheulichen Plan des ausgelassenen Pöbels, vielleicht manchen blutigen Auftritt.

Die neue schweizerische Staatsverfassung sollte eingeführt werden. Der General Brüne hatte schon erklärt, daß die Glieder der ehemaligen Regierung ausgeschlossen sein sollten von den Wahlen der neuen. Bay eilte zu Brüne, und bei öffentlicher Audienz, in Gegenwart einer Menge Menschen, beschwor er den Feldherrn, so viele redliche, einsichtsvolle, ums Vaterland hochverdiente Männer nicht von den Wahlen auszunehmen. Der General, welcher von dem Manne des Volks eine ganz andere Sprache erwartet hatte, umarmte ihn mit scheinbarer Rührung wegen dieser edeln Freimüthigkeit, zugleich aber erwiederte er: „daß die bestimmte Instruktion seiner Regierung ihm nicht erlaube von dem 6. Artikel seiner Proklamation vom 25. Ventose abzuweichen.“

Dies Betragen Bay's, so sehr es ihn ehrte, erwarb ihm

manchen scheelen Blick von der Partei der „tobenden Patrioten.“ Viele derselben witterten in ihm einen verkappten „Aristokraten.“ Demungeachtet wurde er bei der Wahlversammlung zum ersten Repräsentanten des Volks in den gesetzgebenden Rath gewählt. Er begab sich nach Aarau, dem Hauptort der neuen Republik, und wurde dort zu einem der fünf Glieder des helvetischen Vollziehungs-Direktoriums ernannt.

So wenig dieser Mann jemals darauf gerechnet hatte, zur höchsten Magistratur der gesammten Schweiz erhoben zu werden, glaubte er dennoch, unter den damaligen Verhältnissen von solcher Stufe hinab seinem Vaterlande, besonders aber seiner Geburtsstadt Bern wesentliche Dienste leisten zu können. Unverkennbar war noch immer sein Bemühen, sich den Patriziern Berns gefällig zu machen. Aber dies machte ihn auch in kurzer Zeit zum Gegenstand des Hasses aller Männer der Revolution, welche, voll Grolles gegen die ehemals souveränen Städte, jeden, der Sachwalter derselben zu werden wagte, als Söldling der Oligarchie brandmarkten.

Unter Bay's Gegnern erhob sich am mächtigsten der Verfasser der helvetischen Staatsverfassung, Peter Ochs. Dieser war Mitglied des Senats, aber er strebte nach höherer Würde. Er konnte es nicht gelassenen Muths ertragen, daß man sein vergessen hatte in der Wahl der fünf Direktoren. Er buhlte um den höchsten Rang, und die Regierung Frankreichs kannte allzuwohl die Ergebenheit dieses Mannes, um ihn nicht in seinen Absichten gern zu unterstützen. Daher erließ das französische Direktorium sehr unerwartet jenen berüchtigten Brief, durch welchen es den Bürger Ochs als den ersten Patrioten Helvetiens erklärte, welcher sein Vertrauen unwandelbar besitze. Die Erscheinung des seltsamen Göttерspruchs fehlte ihrer Wirkung nicht.

Kühner durch diesen Schutzbrief, donnerte Ochs von nun an mehreremal gegen die Aristokratie des schweizerischen Direktoriums.

Ja, seine Leidenschaft verführte ihn so sehr, daß er in öffentlicher Sitzung des Senats sich nicht entblödete auszurufen: „ein Schurke sitze im Direktorium!"

Bay forderte seine Amtsgenossen auf, diesen Schimpf nicht zu ertragen, sondern Ochsens nähere Erklärungen, oder Genugthnung von der gesetzgebenden Versammlung zu begehren, im Weigerungsfall aber die Entlassung einzureichen. Als das Direktorium in keinen dieser Vorschläge willigte, sondern sich mit einer den Zeitschriften einzuverleibenden Rechtfertigung begnügte: verließ Bay unmuthig die Sitzung. — Er war aber entschlossen, den Bürger Ochs noch gleichen Tags persönlich zur Rede zu stellen. Wirklich begab er sich zu dessen Wohnung, als ihm unterwegs sein Amtsgenosse Glayre begegnete, und ihn von einem Schritt zurückhielt, dessen Folgen nicht berechnet werden konnten. „Wo wollen Sie hin?" fragte Glayre: „Sie sind in heftiger Bewegung!" — „Ochsen zwingen meinerseits die dem Direktorium gemachten Vorwürfe zurückzunehmen!" antwortete Bay: „oder ihn zwingen mir auf der Stelle auf gut militärisch Satisfaktion zu geben, widrigenfalls ich ihn nach Verdienst, wie einen elenden feigen Intriganten, behandeln werde." Glayre's stiller Ernst führte den Zürnenden nicht ohne Mühe zur Besonnenheit zurück. „Haben Sie ganz vergessen, daß Ochs der Schützling Frankreichs und seiner Agenten ist?" sprach Glayre: „Wird die Mißhandlung eines solchen großen Patrioten nicht das Unglück Ihrer Vaterstadt vermehren müssen, die ohnehin das Ziel der öffentlichen Verläumbung und des französischen Hasses ist?"

Unterdessen blieben Bay's Gegner nicht unthätig. Verbunden mit der Mehrheit des Direktoriums war er es vorzüglich, welcher sich dem Ausplünderungs-System der französischen Commissarien Rapinat u. a. m. mit Lebhaftigkeit widersetzte; besonders wagte er's, seine Vaterstadt in Schirm zu nehmen, und jene ehemals

regierenden Familien, welche allem Hohn und Zorn der französischen Machthaber bloßgestellt waren. Alles dies gab den Direktor Bay, welcher sich nicht zum blinden Werkzeug der Ausländer herabwürdigen wollte, großem Verdachte preis.

Rapinat forderte endlich öffentlich in seinem Schreiben vom 28. Prairial VI. an das helvetische Direktorium, daß die Bürger Bay und Pfyffer, Glieder desselben, auf der Stelle ihre Entlassung geben sollten, so wie mehrere andere Beamte, welche, wie jene, nur Diener der Oligarchie seien.*) Bay, sowohl, als der Genosse seines Schicksals, Pfyffer, sandten dem gesetzgebenden Rath ihre Entlassung. Und so groß war einerseits unter den Gesetzgebern Helvetiens die Ehrfurcht vor dem Machtspruch des Prokonsuls, so groß andererseits die Gefühllosigkeit gegen vaterländische Ehre und Schande, daß unter ihnen allen keiner war, welcher sich dem entwürdigenden Verfahren entgegenstemmte. Nur Escher von Zürich allein wagte es, die Versammlung an ihre heiligen Pflichten zu mahnen, die Unabhängigkeit der Nation nicht so feiger Weise hinzugeben, sondern sie mit festem Muthe zu schützen. „Ich fordere Euch daher auf," rief der edle Escher: „bei Allem, was Euch heilig ist, diese Direktoren einzuladen, an ihren Stellen zu verbleiben, wo sie durch das vollste Zutrauen des Volks hingestellt wurden — bis sie durch Waffengewalt verdrängt werden!" Doch nicht eine einzige Stimme gab ihm Beifall.

Bay trat nun, der Verfassung gemäß, in den Senat. Mit Festigkeit stand er auch hier allen leidenschaftlichen Vorschlägen und Gesetzesanträgen entgegen. Die Herzlichkeit seines Vortrags, die Popularität im Umgang, die Milde seiner politischen Grund-

---

*) Rapinats Brief, so wie die Entlassungsschreiben der Direktoren Bay und Pfyffer befinden sich in treuer Uebersetzung in Possetls „Neuester Weltkunde". 1798, 2ter Bd. Nro. 175 und 179.

säße, das beständige Hinstreben zur Wiedererhebung der Nation zu ehemaliger Unabhängigkeit erwarben ihm in Kurzem einen zahlreichen Anhang. Was ihm an der Mannigfaltigkeit der einem Staatsmanne nothwendigen Kenntnisse abging, ersetzte sein gesunder, durchdringender Verstand; was die Partei der stürmischen Patrioten an seinen gemäßigten Gesinnungen zu tadeln hatte, ward wieder durch des Mannes Entschlossenheit und seine unverhehlte Liebe für die Freiheit des Volks vergütet. So geschah es, daß man ihn am 29. Jänner 1799 zum zweitenmale zum Mitgliede des Vollziehungsdirektoriums wählte, als eine Stelle desselben erledigt worden war.

Laharpe, Oberlin und Ochs bildeten gegen ihn und Glayre die Mehrheit in der vollziehenden Gewalt. So lange er in ihrer Mitte saß, war jede Sitzung ein erneuter Kampf ihrer verschiedenartigen Grundsätze. Indem er geschmeidig die Launen bald des einen, bald des andern seiner Amtsgenossen benutzte, wußte er ihnen zuweilen einen geringen Vortheil abzugewinnen, ohne übrigens wesentlichen Nutzen zu stiften. Das Loos, welches verfassungsmäßig den Austritt eines Gliedes vom Direktorium entschied, fiel am 22. Juni 1799 auf ihn. Er trat abermals in den Senat zurück.

Hier war er es, welcher vorzüglich mit zur nachmaligen Auflösung des Direktoriums und der Konstitution am 7. Jänner 1800 beitrug. Er war eines der Mitglieder und selbst Präsident der dazu wirkenden Zehnerkommission, welche aus Gliedern beider Räthe zusammengesetzt war. Nicht so sehr die traurige Lage des allgemeinen Vaterlandes, als vielmehr seine Vorliebe für die Vaterstadt gesellte ihn zu den Feinden des Direktoriums. Er wußte, daß Laharpe durch das Betragen der Berner gegen ihn zur Rache gereizt war. Er fürchtete, daß Laharpe durch einen Gewaltstreich die Räthe nach seinem Sinn durch Ausschließung der

Freunde Berns und Zürichs fichten werde, und wollte ihm zuvor kommen.

Aber er selbst war überzeugt, daß die schlechte Zusammensetzung der Räthe von jeher der Republik den größten Nachtheil gestiftet hatte. Er selbst bot daher willig die Hand zur Verschwörung der vollziehenden Gewalt, die Auflösung und Abänderung der gesetzgebenden Versammlung am siebenten August des Jahres 1800 zu bewerkstelligen. Es geschah; allein die fortdauernden Revolutionen und Intriguen der obern Gewalten stürzten das Land in Anarchie.

Die Schöpfung einer neuen, festen Staatsverfassung war lautes, allgemeines Bedürfniß. Eine Tagsatzung ward im Herbstmond 1801 nach Bern zusammenberufen, um durch Aufstellung einer neuen Konstitution den provisorischen Zustand zu enden. Es ist bekannt, wie eben diese Tagsatzung, so wie ihr Werk, am 28. Weinmonds durch eine neue Verschwörung eines Theils der vollziehenden Gewalt mit einigen Gliedern des gesetzgebenden Rathes vernichtet wurde. Auch Bay, Mitglied des Rathes, war unter denen, welche diese neue Revolution geschäftig betrieben. Er fürchtete die Einführung der von der Tagsatzung entworfenen Konstitution, weil seine Vaterstadt darin zu wenig bedacht war, indem die Mehrzahl des Personals in den Kantonsbehörden aus Landleuten, vielleicht aus den rohesten und leidenschaftlichsten Dorfdemagogen bestanden haben würde.

Die durch diese Revolution neu gebildete Regierung, an deren Spitze Aloys Reding, als erster Landammann der Schweiz stand, verlor indessen bald das Vertrauen des Volks, und vermehrte der Parteien Grimm, indem jene sich selbst zum Führer der föderalistischen machte. Reding, um dieser einen entschiedenen Sieg zu schaffen, eilte nach Paris. Er hoffte durch mündliche Unterredung mit dem ersten Konsul Frankreichs dessen letzte Absichten in Betreff der Schweiz zu erfahren. Doch sehr in seinen Erwar-

tungen getäuscht, kehrte er heim, und lud den föderalistisch gesinnten Senat ein, sechs Männer von den Häuptern der Gegenpartei in ihrer Mitte aufzunehmen. Der Schritt, so schmerzlich er war, wurde gethan. Von jetzt an bekämpften sich abermals die feindseligsten Elemente im Schoose der Regierung. Die Mehrheit der gesetzgebenden Gewalt neigte sich zum Föderalismus; die Mehrheit der vollziehenden Gewalt lenkte zur Befestigung der Einheit der Schweiz.

Was man ohne Mühe vorausberechnen konnte, geschah. Die vollziehende Gewalt vertagte den föderalistischen Senat eigenmächtig und berief statt dessen eine Versammlung der Notabeln nach Bern. Dieser revolutionäre Gewaltstreich geschah am 17. April des Jahrs 1802.

Auch Bay war Mitglied des aufgelösten Senats. Ungeachtet er selbst von der Wirksamkeit dieser Behörde nichts Gutes und Dauerhaftes erwarten konnte, reizte ihn doch die Art der Auflösung zum Unwillen. Schon den Tag vorher, ehe die unitarisch gesinnte Mehrheit des Kleinen Rathes (diesen Namen trug damals die vollziehende Gewalt) ihren Plan vollstreckte, war derselbe denen verrathen, wider welche er gemünzt worden.

Die in Bern anwesenden wenigen Senatoren (denn die meisten waren in ihre Heimath gegangen, um Ostern zu feiern) versammelten sich, sobald sie von der Gefahr unterrichtet waren, in der Wohnung des Bürgers Gruber, Präsidenten der Munizipalität von Bern.

Die Frage ward aufgeworfen, was zu thun sei, um den drohenden Streich abzuwehren? — Bay unterbrach zuerst das Stillschweigen. „Was meine Person betrifft," sagte er: „so schmerzt mich der Verlust meiner Senatorstelle nicht; ich finde vielmehr darin Befreiung von meiner mich seit fünf Jahren drückenden Last. Demungeachtet bin ich bereit zum Widerstand gegen die Vernich-

tung des Senats die Hand zu bieten, insofern der Plan unserer Gegner nicht Frankreichs erklärter Wille ist. Wäre letzteres der Fall, so würde es Tollkühnheit sein, sich demselben auch nur für den Augenblick, in Gegenwart des Generals Montrichard und eines beträchtlichen Militärs, zu widersetzen. Mein Rath unter diesen Umständen ist: daß auf der Stelle mehrere Senatoren sich zu dem fränkischen Minister Verninac verfügen, und demselben im Namen der Mehrheit des Senats anzeigen: daß der Senat die sicherste Nachricht von dem Wagstück einiger seiner Mitglieder habe, man suche daher um bestimmte Erklärung an, ob die letztern zu dem vorhabenden Schritt von der fränkischen Regierung begwältigt sind und auf die Unterstützung des fränkischen Militärs zählen können? — In diesem Falle werde die Mehrheit des Senates keinen eiteln Widerstand leisten."

In der Voraussetzung, der fränkische Minister Verninac werde es nicht wagen, die abgeforderte Erklärung zu Gunsten der gegen den Senat verschwornen Unitarier auszustellen, schlug Bay folgende Maßregeln zur schleunigsten Ausführung vor:

„Sobald man das Haus des fränkischen Ministers verlassen habe, sollte man sogleich die in dem Hause des Senator Kuhn versammelten unitarischgesinnten Senatoren mit den Waffen in der Faust überfallen, und, es koste was es wolle, dieselben auf dem Zimmer bis auf weitern Bescheid bewachen und verhaften lassen. Zugleich müsse ein Vorsteher des Kriegsdepartements sich in die Kaserne des helvetischen Militärs begeben, durch eine kurze Anrede und Versprechung reichlicher Belohnung, sich ihrer Treue, selbst gegen ihre Hauptleute, versichern, und durch den Ausruf: „Es lebe Reding!" die Soldaten ihren Sinn äußern lassen. Sollte der General Andermatt die geringste Miene machen, dem Befehl des Kriegsministers zu widerstreben, so müsse man das Aeußerste wagen, und Blut und Leben nicht schonen."

So sehr war Bay von der Zweckmäßigkeit seiner vorgeschlagenen Maßregeln überzeugt, daß er sich selbst erbot, die gefahrvollste Rolle bei der ganzen Unternehmung zur seinigen zu machen.

Alle stimmten ihm bei. Nur der Senator Hirzel von Zürich, ein ihnen allen ehrwürdiger Greis, widerstrebte der Ausführung des Vorschlags, aus Furcht vor den bedenklichen Folgen desselben. Er wiederholte mehrmals die Versicherung, daß die unitarischen Senatoren, ungeachtet aller scheinbaren Anzeigen, den kühnen Schritt zur Vernichtung der gegenwärtigen Regierungsbehörden nicht wagen würden. —

Daß ein Mann, wie der von ihnen hochgeachtete Hirzel, sich weigerte, lähmte den Enthusiasmus der übrigen. Man schied auseinander, und am folgenden Morgen erfolgte die Auflösung des Senats durch den Machtspruch der unitarischen Partei.

Von jetzt an trat Bay wieder in den Privatstand zurück, nachdem er während der sturmvollsten Tage des Vaterlandes die angesehensten Ehrenstellen bekleidet hatte. Seine Grundsätze geboten ihm, den aufgeklärten Männern die Hand zu reichen, welche Freiheit des Volks mit Stärke der Regierung paaren, und durch Kultur der Nation den alten Glanz und Werth derselben wiederherstellen wollten; aber sein Herz zog ihn überall zur vorzüglichen Begünstigung seiner Geburtsstadt Bern und deren Bürger hin. So stand er schwankend zwischen beiden Parteien, ohne Gewalt, sie zu vereinigen, und von beiden beargwohnt wegen der Aufrichtigkeit und Reinheit seiner politischen Gesinnungen.

„Ich bin am Ende durch Erfahrung belehrt worden" — so spricht er von sich selbst: „daß Menschen vom gewöhnlichen Schlag, die jedes individuelle Unrecht, jedes gewaltthätige Mittel revoltirt, die untauglichsten sind, irgend eine neue Verfassung in einem Lande gegen das Sträuben einer mächtigen Partei einzuführen; und daß dies nur Führern gelingen kann, die ohne Rücksicht auf die Ge-

Gerechtigkeit der Maßregeln, Selbstverläugnung genug besitzen, stets die schnellsten und wirksamsten zu dem Hauptzweck zu ergreifen."

Indem dieses Urtheil den Stab bricht über die Staatsklugheit der meisten schweizerischen Staatsmänner, setzt es doch ihrer Menschlichkeit und ihrem sittlichen Zartgefühle die Krone auf.

5. Moriz Glayre,

Direktor der helvetischen Republik.

Dieser in den neuern Geschichten der Schweiz berühmt gewordene Mann ward im Jahre 1743 zu Lausanne geboren. Sein Vater und Großvater waren Geistliche. In zarter Jugend verlor er seine Aeltern, die Mutter im sechsten Jahre, den Vater im sechsten Mond seines Lebens. Das kleine Vermögen, welches sie ihm hinterließen, reichte kaum hin, seine Erziehung zu vollenden. In der Vaterstadt selbst empfing er die erste wissenschaftliche Bildung an dasiger hohen Schule.

Freunde, kleine Arbeiten, welche das Glück krönte, und jenes Zusammentreffen holder Verhältnisse, welche schon von fernem das Schicksal des Menschen bereiten, machte seinen Namen dem König von Polen, Stanislaus August, bekannt. Dieser berief ihn, als er im Jahre 1764 den Thron bestiegen, zu sich in der Eigenschaft eines geheimen Kabinets-Sekretärs. Glayre, jung und erfahrungslos, ungewandt in der Taktik des Hoflebens empfing freudig und schüchtern den ehrenvollen Ruf. „Sire," sagte er zum Könige, als er demselben vorgestellt wurde: „ich bin zu unwissend in dem, was ich hier wissen sollte. Werden Sie geruhen, mein Lehrer zu sein?" — Ich übernehm' es mit Ihnen!" erwiederte der Monarch mit gütigem Lächeln.

Glayre gewann den Beifall und das Vertrauen desselben. Im Jahr 1768 wurde er von ihm, als Gesandtschafts-Sekretär, nach Petersburg geschickt. Durch die damaligen Verhältnisse Rußlands und Polens wurde diese Stelle ein eben so hoher Beweis der Gewogenheit, als des Zutrauens vom Könige. Wenige Monate später kehrte der polnische Gesandte abgerufen zurück; Glayre hingegen blieb, als akkreditirter Minister, bei der Kaiserin. Es war ein merkwürdiger Zeitpunkt; er sah in diesem die allmäligen Annäherungen zwischen den Höfen von Wien, Berlin und Petersburg entstehen, welche späterhin mit dem Verbrechen gegen das Heiligthum des Völkerrechts, mit der Vernichtung des polnischen Reiches endeten — eine That, welche sich den unversöhnlichen Abscheu der Zeitgenossen und der Nachwelt erwarb, und Barbareien ähnlicher Art in der abendländischen Hälfte Europens späterhin wo nicht zur Rechtfertigung, doch zum Vorwand dienen konnte.

Glayre hatte sein Noviziat in der Diplomatik da begonnen, wo Andere wie am Ziel zu stehen pflegen. Er wurde nach Warschau zurückgerufen, und die russische Kaiserin, nicht zufrieden, den jungen Geschäftsmann mit besondern Beweisen ihrer Güte zu beehren, empfahl ihn in einem Schreiben, dessen Träger er selbst war, dem Könige zu höherer Beförderung, als Belohnung seines Benehmens an ihrem Hofe. Unmittelbar darauf erhielt Glayre die Bestallung als wirklicher geheimer Kabinetsrath. In diesem Posten diente er während zwanzig Jahren theils in verschiedenen, vorübergehenden Sendungen nach Paris, Berlin u. s. w., theils bei der Person des Königs. Seine Tugend und seine Verdienste machten ihn erhabener, als sein Amt. Der Reichstag von 1771 beschenkte ihn aus eigener Bewegung mit dem Diplom des polnischen Indigenats, und bezeugte durch diesen Akt der Nationalerkenntlichkeit dem Vertrauen Beifall, welches der König in diesen Mann gesetzt hatte.

Das Land, in welchem er die schönsten seiner Lebensjahre ge-

lebt hatte, mußte seinem Herzen noch theurer dadurch werden, daß es ihm Vaterland und Heimath wurde. Aber ungleich schmerzlicher war ihm nun das Schicksal desselben bei der ersten Zerstückelung des ehemals furchtbaren Polens im Jahr 1772. Die theilenden Höfe verbreiteten ihre Manifeste; sie ergrübelten Vorwände, um ihrer Gewaltsthat empörende Gestalt zu verhüllen, Rechtsgründe, die, söllten sie eingeführt werden, keinem Staate Europens einen rechtmäßigen Beherrscher lassen würden. Glayre ward beauftragt, ihnen zu antworten. Polen rief die Dazwischenkunft der garantirenden Mächte, Frankreich, England, Dänemark und Schweden an. Alle aber, uneingedenk heiliger Verpflichtungen, schwiegen vor der mächtigen Koalition. Mit Waffengewalt besetzte sie diejenigen Provinzen, welche sie anzusprechen beschlossen hatte.

Glayre, Zeuge von der Verzweiflung eines tugendhaften Königs, welcher eines bessern Verhängnisses werth gewesen, wagte es ihm zu rathen, eine Krone niederzulegen, welche er ohne Schmach nicht ferner vor Europa tragen könne. Stanislaus August hätte es gewollt; aber die Drohungen seiner Unterjocher zwangen ihn auf einem Throne zu bleiben, der von da an, ohne Glanz, ihm nur ein gehässiger Bannsitz geworden.

Seit diesen Ereignissen sehnte sich Glayre nach den stillen Ufern des Lemaner Sees zurück, voll Abscheues gegen das grausame Spiel der Großen mit den Heiligthümern der Menschheit. Aber es scheint, daß sein Herz sich nicht losreißen konnte von einem Gebieter, der ihn von Tag zu Tag mit neuen Beweisen der Huld und Liebe band. Er blieb. Doch die siebenzehn Jahre, welche er seit der ersten Theilung Polens noch in diesem Lande verlebte, waren ohne Zweifel nur ein eben so langer Kampf zwischen seinem Widerwillen vor der treulosen Staatskunst der Höfe, und seiner innigen Neigung zu den beklagenswerthen Schlachtopfern derselben.

Katharina II. machte ihre Reise nach Cherson. Joseph II.

sollte mit der Kaiserin Rußlands eine Zusammenkunft in Mohilow haben. Der König, in der Ueberzeugung, seinem halbzertrümmerten Reiche nützlich zu werden, wünschte Zutritt in den Unterredungen der beiden Mächtigen. Glayre, entgegengesetzter Meinung, ließ nichts unversucht, ihn von diesem Vorsatz zurückzulenken. Stanislaus aber, seinen Empfindungen folgend, beharrte auf dem Entschluß. Eben dieser Widerstand gab Glayren jenen Grad von Stärke, auch seinen Lieblingswünschen, den so lange bekämpften, zu fröhnen. Er bat seinen König um Erlaubniß, während der Reise desselben nach Mohilow, wohin er ihn Anfangs begleiten sollte, die heimatliche Schweiz zu besuchen, wohin ihn ohnehin Geschäfte riefen. Er empfing die Einwilligung des Königs.

Im Maimond 1787 kam Glayre nach Lausanne, mit einem Herzen voller Wehmuth und des Gedankens voll, daß die letzte Stunde des polnischen Reiches unaufhaltsam herannahe. Einmal dem Hofleben entronnen, sehnte er sich, im Schatten seiner vaterländischen Haine, nicht wieder zum Kampfplatz aller Leidenschaften hin. Er vermählte sich im Anfang des Jahres 1788.

Der König lud ihn ein, die Stelle seines Ministers in Paris anzunehmen; „denn,“ schrieb er: „so lange Sie sich mit meinen Angelegenheiten beschäftigen, werd' ich glauben dürfen, daß Sie von mir nicht ganz getrennt sind.“ Glayre, ob er gleich des Königs Verlangen nicht ganz ablehnen wollte, machte sich dennoch nicht auf längere Zeit verbindlich, als nothwendig war, eine Negotiation für den Augenblick zu beenden, wiewohl ihm der König eine bleibende Stelle zugedacht hatte. Nach dem Aufenthalt von einem Jahre in Paris kehrte er in die Arme seiner Familie zurück. Von da an, bis zu seinen letzten Stunden, beehrte ihn der unglückselige Monarch mit seinem Briefwechsel und seiner Gewogenheit. Stanislaus August starb in den Fesseln seiner herrschsüchtigen Freundin. Glayre, mit unverbrüchlicher Treue, hörte nie auf, das

herbe Loos dieses edeln Fürsten zu betrauern, und die Verbrechen zu verabscheuen, deren Schlachtopfer derselbe geworden.

Ein glücklicher Gatte und Vater, im Genuß häuslichen Wohlstandes, entfernt von der Bühne großer Leidenschaften und glänzenden Elends, lebte Glayre in schöner Einsamkeit unter selbstgewählten Freunden. Ihm ward jene Ruhe des Gemüths zu Theil, die das heitere Gewissen gewährt, und ein Maß von Glück, wie es der Mann empfinden kann, welchen, umringt von manchen traurigen Erinnerungen, längst all' die süßen Täuschungen des Lebens flohen.

So war seine Lage, als sich in Helvetien die Staatsumwälzung ankündigte.

Weit entfernt, sie, die unaufhaltsam vorschritt, in ihrem Laufe zu befördern, wagte er, als Privatmann, eben so wenig, sich ihrer Gewalt entgegenzustemmen. Er glaubte damals dieselbe nicht eigentlich unausbleiblich nothwendig für die Gesammtheit Helvetiens, wohl aber für einzelne Kantone. Aber auch für diese hätte es nur leichter Reformen bedurft, besonders die Aufhebung aller Unterthanenschaften, sowohl in den demokratischen Ständen, als in den merkantilischen oder Zunftaristokratien (aristocraties marchandes, wie er sie zu nennen pflegte). Das Waadtland, in welchem er wohnte, zählte er, zu jener Zeit, am wenigsten zu denjenigen Landschaften der Schweiz, die ein wesentliches Recht hatten, eine Revolution zu begehren.

„Die bernische Aristokratie," so äußerte er sich einst in einem vertraulichen Briefe: „besaß in ihren Grundlagen auffallende Verschiedenheiten von den kaufmännischen Aristokratien. Bei den letztern war es eines der köstlichsten Privilegien, mit dem Gewerbsfleiß der Unterthanen Spekulation zu treiben; zu Bern hingegen waren höhere Genüsse mit der Herrschaft unmittelbar verknüpft. Dort glich der Ehrgeiz mehr einer niedrigen Gewinnsucht; hier aber hatte er etwas edleres In Bern war der Ehrgeiz

der Individuen mit dem der Regierung von gleicher Natur; er gab den Würden und Aemtern einen Werth durch sich selbst, nicht immer durch den Geldgewinn. Daher entsprang die Eifersucht unter den Gliedern des Staats und der Parteien, die gegenseitig über einander thätige Aufsicht und strenge Censur übten. Dort also war's, wo man wahrnehmen konnte, wie die Aristokratie geeignet sei, sich selbst zu zähmen."

„Diese innern Verhältnisse, diese verschiedenseitigen Gegengewichte bewirkten ein festes und zugleich mildes Regieren. Die Abweichungen vom Recht in den Gerichten, Verletzungen höherer Art zu Gunsten der privilegirten Klasse waren ungemein selten. Und wenn die patrizische Jugend Berns vom gleichen Geist der Mäßigung beherrscht worden wäre, wie die Regierung selbst, so würden der Beschwerden minder gehört worden sein. Aber der Stolz dieser Jugend gab ihr einen unerträglichen Trotz; während man sich nur allzuoft von ihr erniedrigt fühlte, glaubte man sich von den Beherrschern unterdrückt."

„Unter der im Ganzen sehr weisen Verwaltung Berns hatte das Waadtland bisher geblüht. Dies ist eine Thatsache, die man nicht wegläugnen kann. Ich weiß wohl, man sagt: dieser Wohlstand der Waadt sei nicht die Frucht edelmüthiger Anstrengungen, tiefgedachter Entwürfe, oder großmüthig dargebrachter Aufopferungen von Seiten Berns gewesen; sondern das einzige Verdienst, welches in dieser Hinsicht der Herrscherstadt in Rechnung gebracht werden könne, habe nur darin bestanden: daß Bern nichts gethan habe, um den Gang der Natur zu fesseln, oder die Verhältnisse zu stören, welche das Waadtland begünstigten. Allein wenn ich dies auch zugebe, so glaub' ich doch, daß dies nicht den Ruhm der Berner-Regierung verdunkle; ich bin sogar überzeugt, man habe ihr damit eine Lobrede gehalten, ohne es vielleicht zu wollen. Mir scheinet die Kunst guter Regenten und guter Aerzte darin

einander sehr verwandt, daß beide sich nur begnügen sollen, die nächsten Hinderungen des Wohlseins hinwegzuräumen, und das Uebrige alles getrost der Natur zu überlassen."

So dachte Glayre vor dem Ausbruch der Revolution. Er hielt sie, ohne förmliche Einmischung Frankreichs, für unmöglich. Aber die Erscheinung der Armee Menards an den Grenzen der Waadt, und des Beschlusses vom fränkischen Vollziehungsdirektorium, welcher die Insurgenten unter den besondern Schutz Frankreichs stellte, zogen ihm den Schleier von den Augen.

Ungeachtet er die Staatsumwälzung nicht durch ihre Unausweichlichkeit geheiligt glaubte, ward doch, sobald jene einmal vor sich gegangen war, sein unwandelbarer Grundsatz dieser: sie aufrecht zu erhalten; und da sein heimatlicher Kanton ihr seine Befreiung von der Unterthanenschaft dankte, hielt er's für Pflicht, ihr Vertheidiger zu werden. Dasselbe republikanische Hochgefühl, welches ehemals nur die regierenden Schweizer beseelte, bewegte nun auch seine Brust. Und wahrlich, wenn gleich das hohe Recht des Staatsbürgers zur politischen Freiheit nicht immer in allen Fällen gleich vortheilhaft ist, wenn die Versuche zur Eroberung desselben immer einen zweifelhaften Ausgang, unvermeidliche Gefahren darbieten, daß nur allein die Abscheulichkeit der Unterdrückung und Knechtschaft dergleichen Wagstücke rechtfertigen kann: so ist doch eben dieses Recht des Volks zur Selbstherrschaft allzuköstlich, als daß man es wieder fahren lassen sollte, wenn man es einmal gewonnen hat. —

So lange Glayre noch Hoffnung hatte, daß dem Umsturz der alten Verfassung vorzubeugen sei, wandte er seine Wünsche auf dieses Ziel hin. Als er daher mit dem Berner Patrizier, Erlach von Spietz, Landvogt von Lausanne, zusammentraf, rieth er diesem die Zusammenberufung der Stände in der Waadt an, als das einzige Mittel, den drohenden Sturm zu beschwören. Ein

neues, freiwilliges Konkordat Berns mit der Waadt mußte den fränkischen Machthabern jeden Vorwand rauben, feindselig in die Schweiz zu bringen. Herr von Erlach-Spietz forderte Glayren einen Entwurf zur Zusammenberufung der Stände ab, und erhielt solchen. Er legte ihn der souveränen Standeskommission vor; aber man verlor die Zeit; die Ereignisse drängten sich; Menards Truppen eilten heran; die Landvögte flüchteten, und die Waadt begann den Aufstand.

Sehr achtungswürdige Männer hatten sich in der Waadt schon früh zu Gunsten der großen Staatsverwandlung erklärt; aber die eifrigsten Betreiber derselben waren meistens Zöglinge der französischen Klubbs, Volksführer, oft Leute, die beim Wechsel der Dinge, auch unter den gefährlichsten Ereignissen, wenig einzubüßen hatten. Sie standen unter Leitung Mangourits, des Mengaud der südlichen Schweiz.

Diese, durch gleiches Interesse zusammengesellt, warfen sich zu Fürsprechern des Volks auf. Unter dem Titel Vereinigungsklubb (Club de la réunion) fingen sie an, obrigkeitliches Ansehen zu üben. Von den Rednerstühlen schollen verwegene Anklagen, blutdürstige Maximen. Man rührte an eine revolutionäre Schreckenszeit.

Um jeden Preis mußte man jetzt suchen, die Leitung der revolutionären Ereignisse aus den Händen dieser Gefährlichen zu winden, und sie weisern Männern zu übergeben, die durch Anarchie minder gewinnen konnten. Als daher der Vereinigungsklubb dem Rath der Zweihundert von Lausanne eine Adresse überreichte, welche die Beschwerden des waadtländischen Volkes gegen die Regierung von Bern enthielt, und der Rath wankte, ob er die Adresse dem Souverän überreichen solle, oder nicht, war es Glayre, welcher im Namen einer deswegen niedergesetzten Kommission am 7. Jänner 1798 dazu anrieth, daß die Obrigkeit von Lausanne die Bittschrift von sich aus der Regierung von Bern eingebe. „So,“

sagte er, „werdet Ihr, und nicht die stürmische Menge, das Ruder führen im Drange der Umstände. Und wenn nicht eine geübte Hand unsere Verhältnisse ordnet, so wird das, was heut noch in der Volksmenge Eifer für das Vaterland ist, morgen schon Parteiwuth sein; heute wollte man noch der öffentlichen Sache dienen, morgen wird man sie rächen wollen, und so werden die immer mehr schwellenden Leidenschaften damit schließen, daß sie Alles verheeren!" —

„Wahrlich!" rief er mit einem Rückblick auf die ehemalige Regierung von Bern aus: „es war uns wohl unter ihr! — Wer mehr, als ich, hatt' es bewiesen, daß er das fühlte. Bin ich nicht, um des Lebens froh zu sein, nach einer Entfernung von fünfundzwanzig Jahren in mein Vaterland zurückgekommen? Hab' ich nicht in der Ferne Dinge verlassen, von denen man gewöhnlich glaubt, daß sie des Menschen Glück ausmachen? — Aber hier ist es jetzt die große Frage, was wir thun müssen, um der Herrschaft der Umstände mit den wenigsten Verlusten zu gehorchen!"

Man befolgte Glayre's Meinung. Der Magistrat von Lausanne stellte sich dadurch selbst an die Spitze der Revolution, indem er Sachwalter des Volks ward. Die Demagogen verloren damit ihren Einfluß, ihr Geschrei in den Volksversammlungen blieb folgenlos. Die Staatsveränderung nahm einen regelmäßigern Gang.

Die Obrigkeiten in den andern Gegenden der Waadt wurden eingeladen das Gleiche zu thun, und zwei Abgeordnete zu senden, um mit denen von Lausanne einen Centralausschuß zu bilden. Nach einigen Tagen verordnete dieser, daß die Gemeinden der Waadt Deputirte ernennen sollten, um eine stellvertretende Versammlung auszumachen. Es geschah. Sobald sie sich konstituirt hatte, proklamirte sie die Unabhängigkeit des Waadtlandes und erklärte sich souverän. Alle Gewalt wurde ihren Händen übergeben; und sie gebrauchte dieselbe mit vieler Ordnung und Mäßigung. Ihr wurde

die neuhelvetische Staatsverfassung vorgelegt; sie nahm solche einstweilen an, organisirte ihr zufolge den neuen schweizerischen Kanton Leman, übergab sodann der Verwaltungskammer ihre Vollmachten und lösete sich wieder auf.

Glayre war Mitglied aller dieser abwechselnden Autoritäten. Es sind nicht immer die kühlen Berechnungen der Vernunft, die uns in den großen Ereignissen unsers Lebens bestimmen; meistens ist es unser Charakter überhaupt, der, nun einmal durch mannigfaltige Erfahrungen und Wünsche gebildet, uns dahinreißt. Wäre Glayre mit schüchterner Klugheit seiner bisherigen Eingezogenheit treu geblieben, so würde er nur, wie alle andern, das allgemeine Ungemach empfunden, und späterhin weder Ursach gehabt haben, über die Undankbarkeit derer zu klagen, denen er diente, noch über den Haß derer, gegen die er rang. Aber seine Gemüthsart erlaubte ihm nicht neutral zu bleiben in den Gefahren des Vaterlandes, und andere Interessen zu haben als die des Vaterlandes.

Im April 1798 hatte sich endlich die gesetzgebende Versammlung der helvetischen Republik zu Aarau konstituirt. Sie wählte das Vollziehungsdirektorium, und ernannte zu einem Mitgliede desselben auch Glayren, dessen Rechtschaffenheit, Kenntnisse und Gewandtheit in Staatssachen ihm einen verdienten Ruhm im Vaterlande gegründet hatten.

Fest entschlossen, um die Revolution nicht durch Parteikampf und Gesetzlosigkeit zu verlängern, ihre Sache mit Kraft zu führen, betrat er noch einmal die politische Bühne, der er längst schon entsagt hatte. Er sollte noch in seinem eigenen Vaterland Zeuge von ungeheuern Verirrungen der Leidenschaften werden, wie er dergleichen selbst in dem durch hundertjährige Faktionen zerrütteten Polen nie gesehen. Voll edler Sehnsucht, seinem Vaterlande die in fremden Landen erworbenen Erfahrungen zu weihen, und der-

einst nicht ohne Verdienst um dasselbe in seinem Schoose ruhen zu können, nahm er den Ruf ins Vollziehungsdirektorium an.

Aber in dem G●mmel erbitterter Parteien, die alle Künste der Demagogie und Intrigue erschöpften, — unter der treulosen Politik des damaligen Frankreichs, welche Helvetiens Kraft aussaugen, und in dem Hader der Schweizer Alleinherrschaft gründen wollte für sich, stand Glayre's stille Tugend einsam und wirkungslos. Um die neue Staatsform zu befestigen, forderte er von der Regierung, deren Mitglied er war, mehr Weisheit, jedem Widerstande zuvorzukommen, als Kraft, ihn zu besiegen. „Immer befehlen heißt schlecht regieren!“ war sein Wahlspruch. — Doch seine Wünsche waren eitel. Die Sieger und Besiegten haderten unversöhnlich fort; Anarchie und Entzweiung waren überall herrschend; die fränkischen Gewaltshaber plünderten das Land — bald trat Zwietracht selbst zwischen die gesetzgebenden Räthe und das Direktorium. —

Wenn diesem Manne ein Vorwurf gemacht werden darf mit einigem Rechte, so ist es dieser, daß er die Staatsumwälzung als beendigt ansah, da sie erst begonnen war; daß er, unverwandt mit der wüthenden Leidenschaft, streitenden Heeren mit Friedensworten begegnete, und mit arglosem Lächeln den Fanatismus entwaffnen zu können hoffte. — Er vergaß, daß die Revolution, welche er selbst zu handhaben fest entschlossen war, von Frankreich gemacht und nur von Frankreich aufrecht gehalten werden konnte; daß England und Oesterreich Feinde dieser Staatsveränderung waren. Er wollte die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, ehe sie fest gegründet stand, geltend machen. Daher drang er im Direktorium immer darauf, daß die äußern Verhältnisse Helvetiens nicht ausschließlich zu Gunsten Frankreichs sein dürften, indem er in dem einzigen Schützer-Staat einen Gebieter zu erblicken fürchtete. Er wollte zwar der mächtigen Nachbar-Republik vor

allen andern Staaten Vorzüge gewähren, nie aber, daß sie durch ein grenzenloses Hingeben das Recht gewänne, für Helvetien Freunde und Feinde nach Willkür wählen zu können.

Als späterhin die helvetische Regierung sich in die großen Maßregeln warf, war er der standhafteste Gegner derselben. Große Maßregeln sind zuweilen heilsam in den Krisen des Staats, aber immer nur dann, wann ein reicher Vorrath eigener Kräfte im Innern, die Dauer ihrer Wirksamkeit verbürgt, und den siegenden Erfolg sichert. Sobald eine Regierung, kraftlos in sich selbst, auf fremde Macht gelehnt, verzweifelte Mittel zu ergreifen wagt, um ihre Entwürfe zu vollführen, unterschreibt sie ihre eigene Abhängigkeit von der Gewalt des Auslands. Ihr Schicksal ist fortan ein Spiel der Launen oder Interessen des Letztern. Sie vergrößert durch die Anwendung der großen Maßregeln, deren Wirksamkeit erlischt, sobald die erborgte Macht treulos wird, die Zahl ihrer häuslichen Feinde und der gegen sie gerichteten Anklagspunkte. Und ruhet endlich selbst die fremde Macht nicht ganz auf festen Säulen, so zieht jeder Wechsel in dieser den Umsturz jener nach sich. Dies war der Fall bei dem helvetischen Vollziehungsdirektorium, welches gern oder ungern dem französischen nachzuahmen genöthigt war.

Der Widerstand, welchen Glayre in der Regierung jenen großen Maßregeln leistete, machte ihn bei einigen seiner Amtsgenossen verdächtig, als sei er der Sache der Revolution abgeneigt, oder wenigstens ein geheimer Gegner Frankreichs. Dies erhellt aus dem Schreiben eines damaligen Mitgliedes des helvetischen Direktoriums an ein Mitglied des französischen, welches Glayren folgendermaßen zeichnet: „Glayre liebt im Grunde die französische Regierung nicht; eben so wenig ist er für schwierige Zeitumstände gemacht. Er ist von Lausanne, wo seit mehrern Jahren die französischen Ausgewanderten, Wikham und die

Schriften Mallet Dupans und Nekkers den Ton angeben. Er hat ein sehr gefühlvolles Herz. Aus dem allen entspringt eine gewisse Eigenh[illegible] in seinen Unterhaltungen, die den Patrioten nicht entschlüpfen kann, welche alle Opfer als ein nothwendiges Uebel ansehen, und ihren Blick nur immer auf die Vorstellung dessen richten, was wir ohne Frankreich sein würden."

Als man im Direktorium im Herbstmond 1798 beschloß, die Insurrektion von Unterwalden durch Waffengewalt zu dämpfen, erklärte sich Glayre laut dagegen. Er wollte statt des Krieges nur eine Sperre gegen den empörten Bezirk verhängen, ihm allen Verkehr, Handel und Wandel mit der übrigen Schweiz rauben, und erwarten, daß die eigenen Bedürfnisse der Empörer sie zu ihren Pflichten zurückführen würden. „Wenn ein Wald, sagte er, in Flammen steht, so ist's umsonst, die Brunst löschen zu wollen, es ist genug, sie auf ihren ersten Kreis einzuschränken, und alle Verbindung mit unversehrten Gegenden abzuschneiden!" — So sehr diese Meinung sein menschenfreundliches Herz ehrte, so wenig war sie doch den damaligen Bedürfnissen entsprechend. Man erinnert sich, wie fruchtlos die gegen die kleinen Kantone im Anfang der Revolution durch Schauenburg und Lecarlier verhängte Sperre gewesen, wie aus Furcht, Hungers zu sterben, das Volk jener Gegenden nur um so verzweifelter die Waffen ergriff, und die Feindseligkeiten selbst begann. Ein längerer Verzug hätte der ganzen Republik und selbst der französischen Armee gefährlich werden können.

Eben so widerstrebte er, als Mitglied der damaligen Centralregierung, lebhaft der Aushebung der Geiseln in verschiedenen Gegenden der Republik, welche man, als Unterpfänder der öffentlichen Ruhe, hinwegführte. Seine Kränklichkeit verursachte, daß er sich von den Staatsgeschäften zurückzog. Erst nachdem er Luzern verlassen hatte, ward das Gesetz wegen der Geiseln gegeben.

Glayre's Maxime war, die schweizerische Staatsveränderung dadurch aufrecht zu halten, daß er sie für die einen beliebt, für die andern, so darin verloren hatten, erträglich machen wollte. Aber eben diese Maxime bewirkte, daß er vom leidenschaftlichen Geist aller Faktionen und Parteien zugleich verkannt wurde. Die Patrioten klagten ihn eben so gut, wie die Aristokraten der Verrätherei an; jene, weil er nicht in ihren Kampf auf Tod und Leben gegen die andern Parteien stimmen, diese, weil er keine Gegenrevolution befördern wollte.

Nachdem er das Vollziehungsdirektorium verlassen hatte, wurde er noch zweimal in die vollziehende Gewalt der Republik gerufen. Er ward nämlich Mitglied des Vollziehungsausschusses und Mitglied des Vollziehungsrathes. Im Oktober 1800 sandte ihn die Regierung nach Paris, um dort die Neutralität der Schweiz zu bewirken. Gern übernahm er die schöne Sendung, wenn er gleich an der Güte des Erfolgs zweifelte. Auch bewirkte er wenig für seinen Zweck. Man ernannte ihn auch zum Bevollmächtigten auf dem Kongreß zu Lüneville; dieser fand nicht statt, und seine Mission beschränkte sich mithin allein auf Paris.

Es war zu dieser Zeit (im Jahr 1801) die große Frage lauter als jemals an der Tagesordnung: „ob Föderalismus, ob Einheit für Helvetien?“ — Glayre entschied sich für Beibehaltung des Einheitssystems, welches allein geeignet sei, früher oder später unter günstigern Umständen die Unabhängigkeit und Neutralität Helvetiens von Außen, und Wohlstand, Aufklärung und Sittlichkeit im Innern zu bewirken. Um die französische Regierung für diese Meinung zu stimmen, schrieb er in Paris seine **Lettres sur l'Helvétie**, die den Druckort Zürich 1801 führen, und zum Motto den Art. III des französisch-schweizerischen Allianztraktats vom 19. August 1798 tragen: **La république française garantit à la république helvétique son** *indépendance et*

l'unité de son gouvernement. Diese Briefe, welche angeblich ein Schweizer an einen russischen Offizier schreibt, indem sie die Vortheile und Nachtheile des Bundes- und des Einheitssystems für die Schweiz abwägen, erklären sich für die Nothwendigkeit der Beibehaltung des letztern. Das französische Kabinet sah die künftigen, großen Vortheile einer konzentrirten Regierung für Helvetien so deutlich, als jeder einsichtsvolle Schweizer; aber die Vortheile der Schweiz würden vielleicht nicht immer die Vortheile Frankreichs gewesen sein.

Da Glayre überall seine Wünsche fürs Vaterland theils durch die Interessen Frankreichs, theils durch die unversöhnliche Zwietracht im Innern der schweizerischen Regierung vereitelt sah, zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück in die schöne Einsamkeit seines Landgutes zu Romainmotier, wo er, nur von traurigen Erinnerungen umgeben, in der Erziehung seiner hoffnungsvollen Kinder und im vertrauten Umgang mit den Musen, die trübe Gegenwart zu verschönern suchte. — Nach Wiedereinführung des Föderalismus durch Bonaparte's Vermittelungsurkunde, nahm er von allen Aemtern, zu welchen er einiges Recht haben konnte, keines an, als die Repräsentation des Kreises, wo seine Besitzungen liegen, in dem souveränen Rath des Kantons Waadt.

6. Wilhelm Haas.

Repräsentant und General-Inspektor der Artillerie.

Wilhelm Haas, ein geschickter Schriftschneider von Nürnberg, kam 1718 gen Basel, wo er sich häuslich niederließ und durch seine Kunst großen Ruhm erwarb. Er starb 1764 im sechsundsechszigsten Jahre seines Alters. Ihm gleich an Kunstgenie war der Sohn, welchen er hinterließ, und der mit ihm gleichen Namen führte.

Dieser, zu Basel im Jahr 1741 geboren, erlernte seines Vaters Kunst, weihte aber die Nebenstunden den Wissenschaften, und, angeleitet von seinem berühmten Lehrer, Dan. Bernouilli, umfaßte er mit besonderer Vorliebe verschiedene Zweige der Mathematik. Die Kenntnisse, welche er hier erworben, verbunden mit reicher Fülle der Einbildungskraft und unermüdlichem Streben zum Bessern und Vollendetern, erhoben ihn schnell in den Rang der Ersten seiner Kunstgenossen, als er des Vaters Gewerbe nach dessen Tode fortsetzte.

In Deutschland und der Schweiz schnitt er zuerst mit glücklichem Erfolg die französischen Typen in Baskerville's Geschmack, und die Thurneysensche Oktavausgabe der Schriften Voltaire's, mit diesen Typen gesetzt, gab seinem Namen in Deutschland eine verdiente Celebrität. — Zu diesem fügte er bald eine neue Erfindung im Jahre 1772, durch welche die seit dreihundert Jahren in ihrer alten Unbehülflichkeit gebliebene Buchdruckerpresse ungemein vervollkommnet wurde.*) Als er diese neue

*) Er beschrieb die Erfindung selbst in einer Schrift, deutsch und französisch abgefaßt. Sie führt den Titel: Beschreibung und Ab-

Presse in seinem Hause zu eigenem Behuf errichtet hatte, erhoben gegen ihn die Buchdrucker von Basel Klage vor der Obrigkeit deswegen, weil er nicht nach alten Handwerksgebräuchen Mitglied ihrer Kunstsame sei. Leicht würde Haas, wenn er sich den Formalitäten handwerkischen Schlendrians unterworfen hätte, alle Einwendungen besiegt haben; aber es war seine Handlungsweise, Vorurtheilen niemals nachzugeben, und mit der seinem Charakter eigenthümlichen Unbiegsamkeit, glaubte er sein Recht, als Erfinder, geltend machen zu können. Während von jeher die Regierungen polizirter Staaten wetteiferten, nützliche Entdeckungen zu belohnen, um den Kunstfleiß zu ermuntern, verboten Bürgermeister und Rath von Basel „mit Beiseitesetzung aller Rechtsgründe", wie sie sich selbst ausdrückten, dem Erfinder die Benutzung seiner Erfindung. Haas, als ein guter Bürger, gehorchte zwar; aber dieser Vorfall ließ einen unauslöschlichen Eindruck in seiner Seele zurück.

Eine andere nützliche, wenn gleich minder glänzende Erfindung zur Veredlung der Buchdruckerkunst, war die systematische Zusammensetzung der Stücklinien und Zwischenspäne beim Setzen;*) wichtiger für die Folge wird noch seine Erfindung der Kunst sein, geographische Karten mit beweglichen Typen zu setzen. Die erste Idee zur letztern gab ihm Herr Preuschen in Karlsruhe. Haas ergriff schnell den Gedanken, und führte ihn

---

risse einer neuen Buchdruckerpresse, erfunden in Basel 1772 und zum Nutzen der Buchdruckerkunst herausgegeben von Wilhelm Haas, dem Vater. Basel. 1790.

*) „Erklärung einer neuerfundenen und gemeinnützlichen Einrichtung der Stücklinien und Zwischenspäne, mit den dazu gehörigen Tabellen. Nebst einer Anmerkung über die gegossenen Stege. Zum Nutzen der Buchdruckerkunst herausgegeben von Wilhelm Haas." Basel 1772.

mit Ueberwindung aller Hindernisse, welche Preuschen nie geahnet hatte, glücklich aus.

Wenn der sinnreiche Genius unsere Achtung verdient, welcher die Künstlerwerkstatt Haasens mit ungewöhnlichem Leben füllte: so muß uns noch mehr jene edle Entsagung alles Eigennutzes rühren, mit welcher der talentvolle Mann seine Entdeckungen unverhohlen der ganzen Welt offenbarte. Er gehörte zu der schönen Zahl der Seltenen, welche nicht für sich, sondern für die gesammte Menschheit leben und ringen, und den Erwerb eigenen Reichthums verschmähen, wenn sie das Gebiet der Kunst und Wissenschaft überhaupt erweitern, oder veredeln können.

Doch nicht allein auf den engern Berufskreis blieb sein viel umfassender Geist gebannt. Als Bürger gehörte ein Theil seiner Kräfte dem Staate, und er weihte sie demselben oft mit so ungebundener Hingebung, daß sie nicht selten seiner eigenen Gesundheit und seinen häuslichen Angelegenheiten Nachtheil brachte. Der Staat erkannte des Mannes Werth, und zog von den vielseitigen Kenntnissen desselben mannigfachen Gewinn. Basel dankt ihm die neue Abtheilung der laufenden Brunnen, welche alle Gegenden der Stadt mit dem nöthigen Wasser versorgen — und den schönsten ihrer öffentlichen Plätze, die Anlegung des St. Petersplatzes. Hier hatten vorzeiten die Juden ihre Todten begraben. Haas hatte daher auch bei dieser Gelegenheit wieder mit Aberglauben und Vorurtheilen des großen Haufens zu kämpfen. Da ihn aber diese nie in seinem Gange irre machen konnten, vollendete er auch dieses Werk mit Glück. Eine damals unter dem Pöbel wandelnde Sage verhieß ihm, daß er nicht begraben werden würde an der Seite seiner Mitbürger, und der Zufall setzte sie in Erfüllung, wie manche andere der Art.

Die schlechte Verfassung des schweizerischen Kriegswesens konnte dem geübten Blick eines Mannes nicht entgehen, welcher keinen

Gegenstand bemerkte, ohne dessen Tugend und Gebrechen eben so schnell zu würdigen. Für ihn hatte die Gewohnheit ihre magische Gewalt verloren, mit der sie Menschen, gemeinen Schlages, mit Mängeln aller Art versöhnt. Er selbst war schon seit 1761 als Offizier bei der Landmiliz von Basel angestellt. Mit Hülfe einiger Freunde bewirkte er eine neue Organisation derselben, und besonders gab er dem Artilleriekorps eine ganz umgeänderte Gestalt, entsprechender den Fortschritten anderer Staaten in diesem Zweige der Kriegskunst. Im Jahre 1780 wurde ihm das Kommando der Artillerie übertragen. In diesem Posten wandte er seine mathematischen und praktischen Kenntnisse zur Verbesserung des schweren Geschützes an, welches unter seiner Anleitung fast ganz umgegossen wurde.*) Auch darf hier nicht vergessen werden, daß er einer von den Stiftern der eidgenössischen Militärgesellschaft war.

Doch nichts von allem, was den Wohlstand seines heimatlichen Kantons näher oder entfernter berührte, lag ihm so nah am Herzen, als eine Verbesserung des Forstwesens, in welchem wichtigen Zweige der Staatsverwaltung die Regierung von Basel bisher alles versäumt hatte. Haas berechnete die jährlichen Bedürfnisse an Brennholz allein, ohne Rücksicht auf die Konsumation dieses unentbehrlichen Materials in den Fabriken zu nehmen, an 30,000 Klafter, und schmeichelte sich, durch eine verbesserte Forstwirthschaft den größten Theil dieses Holzaufwandes mit der Zeit aus den eigenen Wäldern des Landes bestreiten zu kön-

---

*) Sein Sohn, Wilhelm Haas in Basel, Erbe der großen Künstlertalente seines Vaters, erbte auch den Enthusiasmus desselben für das Artilleriewesen. Unter der helvetischen Centralregierung war er Inspektor des Arsenals zu Basel. Selbst die Chefs der französischen Artillerie sprachen nie ohne Hochachtung von den Einsichten dieses Mannes in ihrem Fach.

nen.*) Allein alle seine Bemühungen, ein Heer von alten Vorurtheilen und Privatinteressen zu besiegen, waren hier vergebens. Wahrscheinlich trug der Verdruß über diese mißlungenen Versuche dazu bei, daß er im Jahre 1796 seine Zivilstelle niederlegte.

„Der damalige Magistrat," so erzählt sein Nekrolog: „bezeugte ihm seine Dankbarkeit für die geleisteten Dienste durch eine auffallende Ehrenbezeugung. Da sein Vater das Basler Bürgerrecht erhalten hatte, als unser Haas schon geboren war, so konnte dieser nach der damaligen Verfassung des Staats zu keinem eigentlichen Staatsamte gelangen, und nur sein als Bürger geborner Sohn war derselben fähig. Durch einen Schluß, wovon, so viel wir wissen, in der Geschichte dieses kleinen Staats kein Beispiel vorhanden ist, wurde Haas, gegen die Verordnung eines Grundgesetzes, zu allen Aemtern ohne Ausnahme fähig erklärt."

Aber nicht sein Vaterland allein; auch das Ausland ehrte seine Verdienste, und im Jahre 1790 ernannte ihn die Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften in Berlin zu ihrem Mitgliede.

Kurz vor dem Ausbruche der Revolution in der Schweiz machte er eine Reise ins nördliche Deutschland, deren Zweck zum Theil war, seine Kenntnisse im Forstwesen zu erweitern. Denn immer noch nährte er die Hoffnung, daß man der Richtigkeit seiner Grundsätze und der Güte seiner Vorschläge zur Reform dieses wichtigen Verwaltungszweiges Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Aber die Revolution trat ein und mit ihr höhere Interessen.

---

*) „Ueber Brennholzmangel, und über die Mittel, solchem durch bessere Holzkultur in unserm Kanton vorzubeugen. Vom Herrn Artilleriemajor Haas." Diese vortreffliche Abhandlung befindet sich in den Abhandlungen der ökonomischen Gesellschaft von Basel. I. Bandes 2tes Stück. 1797.

Haas, von den Gebrechen der eidgenössischen Verfassung überzeugt, und vertraut mit den Mängeln, welche theils der Föderalismus für sich, theils Herkommen und Unwissenheit und Verfassung in einzelnen Kantonen zum Nachtheil des Allgemeinen erzeugt hatten, nahm mit verjüngten Hoffnungen Theil an der großen Umwandelung. Voll lebhaften Abscheues gegen die Verbrechen, welche Frankreichs neuere Geschichte besudelten, hielt er's für Pflicht, aus dem Schicksal, so Helvetien ohne eigenes Zuthun betroffen hatte, den besten Gewinn für die Nachwelt zu ziehen, und männlich allen Verirrungen der aufbrausenden Menge entgegen zu streben.

Der Kanton Basel erwählte ihn zum Mitgliede des gesetzgebenden Raths der Republik. Mit jugendlichem Enthusiasmus hing er der Sache der Freiheit an, in welcher seine menschenfreundlichen Wünsche für das Vaterland allein Wurzel fassen konnten; aber mit edler Mäßigung erhob er sich gegen das unselige Zerstörungssystem derer, die in allzuweit getriebenem Eifer nichts mehr gelten lassen wollten, was das Gepräge des Alterthums trug.

„Der Charakter unserer Gesetzgebung soll einfach und gerecht sein!" rief er, als im Großen Rathe die Diskussion über Abschaffung der Zehnten eröffnet war: „darum laßt uns nicht eilen, und nichts thun, was wir bald wieder ändern müssen. Eben dadurch stürzten sich die Franzosen oft in Unglück. Wir sollen allmälig handeln: und darin dem Fleiß der Ameisen nachahmen."

Das Direktorium ernannte ihn am 17. Jänner 1799 zum Kommissär zur Aufsicht über das Büreau der Artillerie und über die Wiedereinrichtung der Zeughäuser im ganzen Umfange der Republik, und nachmals zum Generalinspektor der schweizerischen Artillerie.

In dieser Würde machte er den Feldzug von 1799 in der östlichen Schweiz unter Massena mit; doch konnte er zur Vertheidi-

gung seines Vaterlandes nichts Großes leisten. Es fehlte ihm weder an Geschütz noch Munition, wohl aber an zweckmäßiger Organisation seines Parks und des Artilleriekorps. Geschütz hatten die ehemaligen eidgenössischen Staaten in ihren Arsenalen in Fülle gesammelt, aber planlos, mehr um damit zu glänzen, als einst im Fall der Noth durch Vorherberechnung aller Bedürfnisse, durch Uebereinstimmung aller Arsenale zu einem Ganzen, einen Krieg mit Nachdruck führen zu können. Man hatte Metall, aber keine Sachkundigen im wichtigsten Theil der Kriegswissenschaft, kein Geniewesen. Vergebens hatten dies längst die erfahrensten Schweizeroffiziere den Kantonsregierungen gepredigt. Ihr Patriotismus athmete in frommen Wünschen aus; Unwissenheit, Herkommen und thörichte Eifersucht hörten nicht auf dieselben.

Seit dem Einbruch der Franzosen in die Schweiz waren von ihnen auch die aufgeschichteten Schätze der Zeughäuser geplündert. Haas sammelte aus den Trümmern Materialien zu einem Ganzen, und entwarf zur Bildung eines guten Artilleriekorps den Plan zu einer Artillerieschule. Die Regierung genehmigte denselben und das Kloster St. Urban im Kanton Luzern wurde der neuen Anstalt angewiesen.

Mit jugendlicher Thätigkeit widmete er sich der Bildung künftiger Vertheidiger des Vaterlandes; aber mitten unter seinen Arbeiten und Hoffnungen überraschte den emsigen Mann der Tod. Er starb in St. Urban an einer Brustwassersucht, den 8. Junius 1800, im neunundfünfzigsten seiner Lebensjahre. Sein Leichnam wurde in dem protestantischen Dorfe Roggwyl, mit allen Ehrenbezeugungen, die ihm als Stellvertreter des Volks und als Krieger gebührten, beerdigt.

Auch ihn, wie viele der edelsten Schweizer, hat der Parteigeist oft verkannt und verläumdet; doch so lang er lebte, wußte er die hämischen Beschuldigungen seiner Gegner mit unwiderleglichen

Gründen zu vernichten, und der Güte seines Zwecks versichert, ließ er sich durch keine Kränkung irre machen, die einmal erkorne Bahn zu wandeln.

Ein Gemüth voll kindlicher Güte, ohne Trug, erwarb ihm die Liebe derer, die ihn kannten, auch dann, wenn minder edle Menschen seinen Glauben übernahmen, und ihn zum Werkzeug ihrer Absichten zu machen wußten. Sein heller Geist, oft allzuspröde und unversöhnlich im Kampf gegen das Vorurtheil, machte ihn auch dann achtungswerth, wenn ihn der Enthusiasmus für die gute Sache zu weit führte.

Einer der ehrwürdigsten unter den Dichtern Deutschlands, der Greis Pfeffel, setzte ihm folgende Worte auf den Grabstein, welchen der Sohn voll kindlicher Zärtlichkeit dem Andenken seines Vaters errichtet hatte:

Steh, Wand'rer, still bei diesem Stein,
Ein edler Mensch ruht hier.
Sein Geist war hell, sein Wandel rein.
Ihr Edeln weint mit mir.

---

7. Pater Paul Stiger,

Kapuziner.

Unter denen, welche in Helvetien für die Wiederherstellung der zerstörten Eidgenossenschaft in den Kampf getreten sind, war dieser Mönch einer der ausgezeichnetsten durch Entschlossenheit und Kraft. Indem er Verschlagenheit mit persönlichem Muth, einen tiefen Blick in des Volkes Denkart mit der Kunst der Ueberredung paarte, ward ihm jedes Wagstück ein Spiel.

Martin Stiger von Rothenthurn und Maria Ulrich von Steinen, Landleute des Kantons Schwyz, waren seine Aeltern. Er wurde im Jahr 1764 auf dem Bauernhof seines Vaters, ohnweit Biberegg geboren.

Früh schon in seiner Jugend, so erzählen die Alters-Genossen von ihm, welche ihn kannten, verrieth er in unzähligen kleinen Händeln bald mit dem Geschwister, bald mit andern Gespielen kühnen Trotz, unüberwindlichen Eigensinn und einen muntern Geist, welcher nach Beschäftigung jagte. Immer wußte er durch List oder Gewalt seine kleinen Ziele zu erreichen, und seine Spielgefährten zu beherrschen. Als Liebling der Mutter entging er oft den Züchtigungen, welche die Folge manches schadenfrohen Streichs zu werden drohten.

Der Vater hatte ihn anfangs dem Bauernstande gewidmet; die Mutter aber ahnete mit schmeichelnder Vorliebe aus der Geistesgewandtheit des kleinen Günstlings seinen höhern Beruf. Sie wollte ihn der Kirche weihen, und in den Orden der Kapuziner treten lassen. Lange sträubte sich der alte Martin gegen ihre Bitten, deren Erfüllung ihm ein Paar nöthige Arme in der Wirthschaft und einen Theil des ersparten Geldes zum Aufwand für die Studien des künftigen Ordensgeistlichen rauben mußte. Aber die Beredsamkeit der Gattin, verbunden mit den Vorstellungen einiger von ihr gewonnenen Väter des Kapuzinerordens, besiegten endlich Martins Widerwillen.

Der junge Paul wurde nun nach Schwyz gesandt, um in dem dortigen Klösterli den erforderlichen Schulunterricht zu empfangen. Wißbegierde und Thätigkeit erwarben dem lebhaften Knaben der Lehrer Huld. Nach einigen Jahren wurde er, mit Empfehlungsschreiben von den ehrwürdigen Vätern des Ordens, dem er gehören sollte, in das Kloster Wettingen gebracht, um daselbst seine wissenschaftliche Laufbahn zu vollenden.

Im zwanzigsten Jahre seines Lebens ward er reif befunden, in den heiligen Stand zu treten. Das Kapuzinerkloster zu Altorf in Uri empfing ihn, um in demselben sein Noviziat zu bestehen; und im Jahre 1785 wurde er endlich mit aller Feierlichkeit in den Orden eingeweiht.

Von jetzt an glich sein Leben dem gewöhnlichen aller Kapuziner. Er betete und bettelte. Er wurde von seinen Obern nach Wallis, von da nach Freiburg und endlich ins Kloster von Sursee versandt. An jedem dieser Oerter hielt er sich drei Jahre auf. Der tägliche, vertraute Umgang mit den Landleuten, die Kenntniß ihrer Geheimnisse und Schwächen gaben ihm bald eine hohe Gewalt über die Herzen derselben. Das Vertrauen des gemeinen Mannes begleitete ihn allenthalben; reicher mit Almosen beladen, denn seine Ordensbrüder, kam er jedesmal von den Wanderungen durch die Dörfer in sein Kloster zurück. Doch im Gefühl seiner Kraft, welches ihm Zuversicht und Stolz einflößte, stieß er oft gegen die engen Schranken des klösterlichen Lebens, und mehr, als einmal, belegten ihn die beleidigten Obern mit empfindlichen Strafen. Aber beugen konnten sie den hochstrebenden Geist nicht, welcher mit Unmuth auf den härenen Gürtel und das Gewand frommer Demuth und auf die strengen Gelübde sah, die ihn fesselten. Freudiger hätte er sich in das Gewühl der Welthändel geworfen, wo seinem rastlosen Sinn ein ungemessener Tummelplatz lag.

Es war zu Ende des Jahres 1797, als er in seinen heimatlichen Kanton von einer Reise durchs südliche Deutschland zurückkam. Mancherlei Unruhen bewegten in diesen Tagen schon das Volk von Schwyz, wegen der Rüstungen Frankreichs gegen den schwachen Bund der Eidgenossen. Pater Paul, voll unversöhnlichen Grolls gegen die Feinde der Kirche und des Vaterlandes, hatte längst zur Sache der Könige gegen Frankreich geschworen. Er stimmte mit leidenschaftlicher Wildheit in den Zorn seiner Lands-

leute, und übernahm mit Vergnügen die Stelle eines Feldpaters beim zweiten Piquet der Hilfstruppen, welches Schwyz im Jahre 1798 dem von den Franken bedrohten Bern zu Hilfe senden wollte.

Das Piquet war noch in Luzern, als schon die Nachricht von der Eroberung Solothurns durch Schauenburg eintraf. Stiger, obwohl nur berufen, geistlichen Trost zu geben, wollte mehr leisten. Weniger sein heiliges Amt, als seine Beredsamkeit, hatte ihm die blinde Zuversicht der Krieger erworben. Er befahl ihnen vorzurücken in Eilmärschen, während er selbst nach Bern fliegen würde, das erste Piquet der Schwyzer aufzusuchen. Er eilte dahin. Aber schon in Signau begegnete ihm der Vortrab des Piquets, welches, da Bern verloren war, den Heimgang angetreten hatte. Nun durchzog er die Thäler des Entlibuchs, versammelte um sich die Landleute, und munterte sie auf, dem vordringenden Feind entgegenzuziehen, und Religion und Vaterland bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Unterdessen waren die schwyzerischen Hilfstruppen in ihren Kanton zurückgekehrt. Auch Pater Paul erschien wieder bei ihnen, und betrieb es, daß man die bewaffnete Mannschaft beibehielt. — Ohne Ruhe eilte er umher durch alle Thäler der Wald- und Bergkantone, die Hirten zum Kampf anzumahnen. Welche Hoffnungen, welche Schrecken die Religion den armen Sterblichen geben kann, lieh sie seiner Beredsamkeit. Wohin er trat, verschwand die stille Ueberlegung vor dem alles betäubenden Wahnsinn des Glaubenseifers.

Die Vorsteher des Volks in den von Frankreich bedrohten Kantonen sahen mit Vergnügen den erwachenden Grimm der Landleute, welcher ihren eigenen Wünschen entsprach. Gleichgültig gegen die Mittel, den Enthusiasmus des großen Haufens zu wecken, schien ihnen jedes das bessere, welches am schnellsten zum Ziele führte. Aber dies ist der Fehler der meisten Großen, daß sie, nur das Be-

dürfniß des Augenblicks berechnend, den ungeheuren Schwarm der Folgen nicht ahnen, welchen ihre Kurzsichtigkeit in Behandlung der Umstände herbeilockt. Bald sind sie nicht mehr der Umstände Meister, sondern sie werden von diesen beherrscht, und hinweggetrieben.

Paul Stiger und einige andere Geistliche, unter welchen der Pfarrer der Waldstatt Einsiedeln, Marianus Herzog am meisten hervorging, waren die Seele des allgemeinen Aufstandes gegen Frankreich, und bald auch die Beherrscher der Menge. Ein Kriegsrath des Landes war ernannt; aber die Priester gaben ihm den Befehl. Pfarrer Marianus stand an der Spitze des Haufens, welcher den Gebirgspaß am Ezel besetzt hielt; ihm gehorchten Kriegsvolk und Hauptleute; Paul Stiger zog mit der Schaar, welche Aloys Reding, der Landeshauptmann, nach Luzern führte. Reding schloß die Kapitulation mit dieser Stadt; Pater Paul aber verwarf die Kapitulation. Um den Kapuzinerkittel das Schwert gegürtet, die Tonsur mit dem Hut bedeckt, halb Soldat, halb Mönch, befahl er die Plünderung des Arsenals, und das Volk gehorchte, machtlos war der Landeshauptmann.

Da sich die Schwyzer, beim Anzug der fränkischen Brigaden, auf die Grenzen ihres eigenen Kantons zurückzogen, und dieselben mit unglaublichem Heldenmuth vertheidigten, war Pater Paul überall nur da, wo die Gefahr am größten war. Er stand im Kampf bei Wollrau, im glücklichen Gefecht an der Schindeleggi, und im Treffen bei Rothenthurm und Morgarten. Er munterte die Fechtenden auf, und eilte, als bei Rothenthurm der Waffenstillstand geschlossen wurde, nach Arth, wo noch am 3. Mai mit Erbitterung gestritten ward. — Als aber sein heimatlicher Kanton nach einem ruhmvollen Kampfe, nur erschöpft, nicht überwunden, sich unter Frankreichs Willen beugte, verließ er Helvetien und floh auf St. Gerold im Tyrol.

Sein Vaterland hatte er verloren, aber nicht seinen unvertilg-

baren Haß gegen Frankreich. In vertrauter Verbindung mit den Mißvergnügten der kleinen Kantone, welche die neue Staatsverfassung angenommen hatten, erfuhr er jede Bewegung des Volks. Noch aus der Ferne ermunterte er seine Anhänger durch Briefe zum Widerstand und zur Rebellion; und als in Schwyz und Unterwalden die Gährung weit genug gediehen war, wagte er sich selbst dahin in Bauerkleidern. Bald breitete er Weissagungen aus, welche den Namen des seligen Nikolaus von der Flüe trugen; bald erzählte er von Unterredungen, welche er mit dem Kaiser gehabt, und wie dieser ihm Hilfe aller Art versprochen habe für die Schweizer; bald zeigte er Briefe mit kaiserlichem Insiegel den Leichtgläubigen vor, worin Beistand an Volk und Geld und Kriegsbedürfnissen verheißen ward.

Jedermann weiß, wie er einer der vorzüglichsten Urheber des Aufruhrs von Unterwalden im Herbstmond 1798 ward, und dessen fürchterlichen Ausgang. Als die Dörfer des unglückseligen Thales von Stans in Flammen standen, floh er ins Tyrol zurück.

Das Kantonsgericht in Zug verurtheilte ihn nebst andern der geflüchteten Anstifter des Aufruhrs zum Tode. — Durch den deutschen Kaiser, also geht die Sage, ward er wegen seiner gegen Frankreich auch späterhin den kaiserlichen Truppen in der Schweiz geleisteten Dienste, mit einem Ehrenzeichen belohnt. —

---

8. Rudolf Ludwig von Erlach,

Haupt-Anführer der Conföderirten in der helvetischen Insurrektion vom Jahr 1802.

Wen die Natur mit kühlem Gleichmuth und jenem zarten Sinn beschenkte, der Menschen Leidenschaft im ersten Blick zu fassen und zu meistern, wer, selbstständig, immer nur die eigene Straße wandelnd, dennoch in den Mittelpunkt von fremden Plänen sich einzuweben weiß, und, wie die Sonne allen Nachbarsternen gehörend, fortschreitend, jeden mit sich zieht, — der hat die Weihe zu großen Dingen, und den Beruf empfahn zum Herrschen über Menschen.

Beharrlichkeit des Willens, etwas Erhabenes zu leisten, einzig, auch unterstützt von mancher Tugend, erhebt den Mann nur selten über seines Gleichen.

Rudolf Ludwig von Erlach, von patrizischem Geschlecht entsprossen, im Scherz und Spott von seinen Mitbürgern der Hudibras benannt*), ward 1749 in Bern geboren. Ein reger

*) Beinamen dieser Art sind in den Städten und Dörfern der Schweiz keine Seltenheit; oft dienen sie nur, Personen von gleichen Familien und Namen mehr von einander zu unterscheiden. Ein Freund, der in Erlachs Bibliothek einst Buttlers Heldengedicht Hudibras fand, belegte ihn mit diesem Namen, den ihm seine Altersgenossen im Scherz gern wiederholten. „Wenn ich denn nun der bernerische Hudibras sein muß: so will ich mir auch nach dem Beispiel jenes Helden eine Armee bilden!“ sagte Erlach bei einer Gelegenheit, in der Mitte seiner neckenden Freunde, ergriff einen Muff oder Schlupf, und schlug jeden derselben auf den schön frisirten Kopf mit den Worten: „Von nun an sollst du auch ein Hudibras sein!“ Die Zeremonie dieses komischen Ritterschlags endigte mit einem fröhlichen

Sinn für das Gute und Schöne, lebhafte Einbildungskraft, und Begierde nach Ruhm bezeichnen seine Schriften und Thaten. Aber bei allzulebhaftem Temperament nicht immer stark genug, seine Leidenschaft zu zügeln, verfehlte er oft sein besseres Ziel, und die Achtung der Mitbürger.

Das Lesen des alten Testamentes und besonders der Kriegsthaten der Maccabäer gab seinen Ideen schon frühzeitig in der Jugend einen gewissen romantischen Schwung. Der Zuspruch des Helden Mathathias an seine Söhne: „Erinnert euch der Thaten der Väter, die sie in ihren Geschlechtern wirkten, und ihr werdet großen Ruhm und einen ewigen Namen erhalten!“ schien unmittelbar an ihn, den Nachkömmling des in den Geschichten der Schweiz unsterblichen Rudolf von Erlach gerichtet. Sein gesammtes Streben ging dahin, etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Die Geschichten des Vaterlandes und das Leben der großen Männer von Plutarch wurden seine Lieblingsschriften. Mit jedem Jahre umfaßte er einen neuen Zweig der Wissenschaften; und selbst, als ihn sein Vater im sechszehnten Jahre beim französischen Schweizer-Regiment von Erlach anstellte, blieb er den Musen getreu, ungeachtet er sich mit

Abendmahl, bei welchem beschlossen ward, dieser neuritterlichen Gesellschaft ein mysteriöses Ansehen zu geben, und jeden Novizen zu verpflichten, beim Eintritt die schon angenommenen Glieder zu gastiren. Fremde und einheimische junge Männer vermehrten bald die Zahl der lustigen Gesellschaft, die derjenigen sehr ähnlich war, welche in Frankreich lange vorher unter dem Namen Chevaliers de la calotte errichtet worden. — Als einst bei einer nächtlichen Serenade mehrere Glieder der Gesellschaft mit den Patrouillen der Wacht Händel bekamen, verwundete Erlach bei dieser Gelegenheit drei Soldaten. Er ward dafür vom Kleinen Rath zur Geldbuße von 300 Pfund und zu einer sechsmonatlichen Gefangenschaft auf der Festung Aarburg verurtheilt.

jugendlichem Ungestüm in den Strom aller jener ausschweifenden Vergnügungen stürzte, welche Alter und Gelegenheit den jungen Kriegern darbieten. Während seines Aufenthalts in Frankreich waren es besonders die Werke des Helvetius, Rousseau und Voltaire, welche bei ihm den Rang vor allen andern nahmen, und seinem Geschmack eine bestimmtere Richtung ertheilten.

Auch als er in seinem einundzwanzigsten Jahre nach Bern zurückgekehrt war, und sich vermählt hatte, blieb er seinem Ziele getreu. Natürlicher Frohsinn, beständige gute Laune und die Menge der Schwänke und Anekdoten, womit sein Kopf angefüllt war, machten ihn zum angenehmen Gesellschafter. Er studirte dabei unabläßig, und bildete sich eine Bibliothek aus den besten Schriftstellern. Das Ausgezeichnetste derselben war, was zugleich eine seiner Eigenheiten bezeichnete, eine Sammlung aller bekannten religiösen Hauptbücher der verschiedenen Nationen, die Bibel, der Y-Kim und U-Kim der Sinesen, Zoroasters Zendavesta, der Vedam der Braminen, die Edda der Isländer, der Koran Muhameds, der Talmud der Rabbinen u. s. w. Auch machte er noch, um seine Kenntnisse zu vervollkommnen, eine Reise durch Frankreich, England, Holland und Flandern.

Inzwischen empfand er bald, daß der ruhige Gang der Mitbürger den Wünschen seines regen Geistes nicht entsprechen wollte. Er entwarf eine militärische Ordonnanz für die bernerische Landmiliz, die selbst der bekannte General Lentulus zweckmäßig gefunden haben soll, von den bernerischen Kriegsräthen aber weder gelesen noch angenommen wurde. Mißvergnügt hoffte er für seine Thatenlust in fremden Landen glänzendere Bahnen zu entdecken. Sein erster Blick fiel auf Rußland. Da aber ein gewisser Erskine im letzten Jahr des amerikanischen Freiheitskriegs ein Schweizer-Regiment in Diensten der englisch-ostindischen Kompagnie errichten wollte, nahm er bei diesem Regiment, meistens aus Land-

läufern zusammengesetzt, die der Herzog von Würtemberg hatte auffangen lassen, die Stelle eines Majors an. Schon war er im Begriff, zu dieser neuen Bestimmung abzureisen, als er angeklagt ward, gegen das Verbot der Berner Regierung, für englischen Sold haben werben zu wollen. Er betheuerte vergebens seine völlige Unschuld, und ward auf sechs Monate nach Murten verbannt.

Die Zeit seines Exils war noch nicht verflossen, als mit der Nachricht vom Frieden sein Regiment abgedankt wurde. Er blieb demnach wieder ohne Aussichten auf einen größern Wirkungskreis, bis er 1785 durch ein einmüthiges Stimmenmehr zum Mitglied des souveränen Raths von Bern, uud im folgenden Jahre zum Generalkapitän nach Lugano erwählt wurde.

Einer seiner lebhaftesten Wünsche war nun erfüllt. Er bewies sich in seinem Amte als ein rechtschaffener Mann, der überall das Gute will und wirkt, wo er es kennt und kann.

Inzwischen hatte er auch sein Werk, Code du bonheur betitelt, ausgearbeitet. In Erzählungen, Dialogen, Träumen u. s. w. stellt es die Lehren der Moral und Lebensweisheit unterhaltend dar und verräth, mit ausgebreiteter Belesenheit, Reichthum von Erfahrungen und rege Phantasie des Verfassers. Er eignete das Buch der russischen Kaiserin, Katharina II. zu*). Erlach, dem der Feldmarschall Romanzow die gnädige Aufnahme des Werks von Seiten der Kaiserin gemeldet hatte, machte sich auf einen glänzenden Beweis der kaiserlichen Huld Hoffnung. Aber Romanzow starb. Erlach war vergessen!

Durchs Loos kam er 1789 in den Rath der Sechszehner; und im gleichen Jahr wurd' er als Gesandter in die italienischen Vogteien ernannt. Immer rastlos machte er wiederholt seiner Regie-

*) In der Dedikation nennt er sich citoyen d'une nation libre, qui ignore l'art de mentir et de flatter les rois.

rung gemeinnützige Vorschläge; aber die Freimüthigkeit seines Urtheils, welche nicht immer schonend die Schwäche der andern umging, erweckte ihm manchen Widerwillen, manchen Feind, und das Gute seiner Verbesserungsvorschläge ward mit dem Schlechten verworfen. Dies ließ ihn glauben, daß viele Glieder der bernerischen Regierung fremd seien in den ächten Grundsätzen der Staatswirthschaft. Sie eines Bessern zu belehren, gab er 1791 sein Werk **Précis des devoirs du Souverain** heraus, welches in der That eine Sammlung vortrefflicher Lehren für junge Staatsmänner umfaßt; aber wenige der Mitbürger bemühten sich, sein Buch zu lesen.

Das Alles machte ihn nicht muthlos. Sein Eifer, den das Vaterland verkannte, dehnte sich nun auf das Heil entfernter Nationen aus. Er verfertigte eine Denkschrift zu Gunsten der Negersklaven in beiden Indien *), und übersandte sie dem Staatsminister Pitt. Allein man weiß, wie wenig in den Waagschaalen der eigennützigen Politik Würde und Wohl der Menschheit wiegen neben einer ergiebigen Finanzspekulation. Niemand hörte darauf.

So verfolgte überall und immerdar ein unholdes Schicksal seine Pläne; **) und so erschien die Zeit der französischen Revolution.

---

*) Sie steht im 5. Theil seines Code du bonheur.

**) Viele derselben zeugen in der That von großem und edlem Sinn. Dahin zähle ich besonders den Vorschlag, welchen er im Jahr 1790 eingab, als man darauf dachte, die Zahl der bürgerlichen Familien von Bern, von denen in kurzer Zeit fünf Geschlechter erloschen waren, wieder zu ergänzen. „Niemand sei zum Berner Bürgerrecht wahlfähig," schlug er vor, „als der Verdienste ums Vaterland hat; dahin könnten z. B. Personen gehören, welche einen Strich bis dahin ungebauten Erdreichs von einigen hundert Jucharten in fruchtbare Aecker und Wiesen verwandelt haben würden; oder welche wenigstens hundert spanische Widder ins Land gebracht hätten, um die Schafzucht nach Art der Engländer zum Behuf inländischer Manufakturen zu verbes-

Erlach, ein eifriger Christ, voll unaussprechlichen Hasses gegen die Zerstörer der Altäre, fühlte noch manchen besondern Grund, der Staatsumwälzung in Frankreich zu fluchen. Er hatte, wie viele andere Schweizer, Geldsummen entliehen und in Frankreich à fonds perdus zu 10 für 100 auf Zins angelegt. Die Herabsetzung aller Fonds im Jahr 1795 auf ein Drittel und die Verzinsung dieses mit Papiergeld, gereichte ihm zu großem Schaden. — Am 10. August 1792 wurde sein jüngster Bruder, Karl von Erlach, welcher, als Hauptmann der Schweizergarde, denselben Tag die Wacht beim König hatte, in Paris vom Volk ermordet. — Bei Menain in Flandern wurde sein zweiter Sohn, Ludwig von Erlach, der den Tag zuvor erst beim Regiment von Gonmoens angekommen war, und den sein Vater zärtlich liebte, von den Franzosen im Herbst 1793 getödtet.

Früh predigte er daher schon allen seinen Freunden in Bern den Krieg gegen Frankreich mit aller der rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit, welche ihm eigen war — man hörte ihn nicht.

Er drang darauf, die Schweiz wenigstens zeitig in Vertheidigungsstand zu setzen. Und da er erfahren, daß selbst Pichegrü den Feldzeugmeister Clairfait den vortrefflichsten General der Deutschen genannt habe, so erkundigte sich Erlach durch einen bei Clairfait beliebten Emigranten, ob dieser General, dem die kaiserlichen Minister das Hauptkommando abgenommen hatten, geneigt sein würde, im Fall eines Anerbietens, den Oberbefehl schweizerischer Truppen anzunehmen? Die Antwort war nicht ungünstig. Erlach suchte sofort die Schultheißen Steiger und Müllinen zu bereden, den Feldzeugmeister Clairfait als Generalissimus in

---

sern; oder welche durch Kultur des Seidenbaus, durch Anlegung von Glashütten, von Baumwollen- und Musselinfabriken Wohlthäter des Landes geworden wären.

die Dienste der Republik zu ziehen, weil schon dessen Name mehr, als die größten Zurüstungen, das Vaterland gegen Frankreichs Angriffe sichern würde. Aber aus begreiflichen Gründen ward diese unerwartete Empfehlung zurückgewiesen.

Als Frankreich endlich die Schweiz kriegerisch überfiel, war Erlach seit 1796 durchs Loos Schultheiß zu Burgdorf. — Sonntags den 4. März 1798 meldeten ihm ausgesandte Boten, daß der Vortrab des Schauenburgischen Heers wirklich in Bätterkinden eingerückt sei.*) Ohne Säumen schrieb er der provisorischen Regierung in Bern, ihm Munition für vierzehn im Schlosse Burgdorf befindliche Kanonen, und einige Kanoniers zu senden. — Zwei Stunden vor Mitternacht langte folgende Antwort an: „Obwohlen Wir die sichere Nachricht erhalten haben, daß die Franzosen Unser Territorium nicht betreten werden: so wollen Wir dennoch Eure Anzeige nicht gänzlich außer Acht setzen und senden Euch die anbegehrte Munition." — Aber ohne einen einzigen Kanonier. Eine Stunde nachher erschien bei Erlach ein anderer Eilbote von Bern, mit Befehl: „alle mögliche Mannschaft an sich zu ziehen und die Franken anzugreifen."

Nur die ungeheuere Verwirrung, welche damals in den Geschäften der bernischen Regierung herrschte, macht diese Nachläßigkeiten und Widersprüche begreiflich. Der Schultheiß von Burgdorf eilte in der Frühe des folgenden Morgens gen Oberburg, wohin, als Sammelplatz, die Mannschaften strömten aus den Gebirgen des Emmenthals. Kaum trat er zu dem bewaffneten Haufen der Landleute, als derselben einer rief: „Auch der da ist einer von den Vaterlands-Verräthern!" Lärmend und drohend um-

*) Solothurn und Freiburg waren schon am 2. März in die Gewalt des Feindes gefallen. Bätterkinden ist ein Berner Dorf an den Grenzen von Solothurn.

gab ihn das verwilderte Volk. Vergebens nannte er ihnen seinen Namen, vergebens, daß er gesandt sei, sie gegen den Feind anzuführen. Man wollte sein Leben. Bald bittend, bald mit den Pistolen drohend, fristete er es, bis mehrere Hundert Flüchtlinge vom Fraubrunner Schlachtfeld ankamen. Ihrer einige erkannten ihn, und wurden seine Vertheidiger gegen den rasenden Pöbel.

Jetzt gelang es ihm, Ordnung und Vertrauen herzustellen. Er selbst nahm die Trommel, wirbelte den Rappel, reihte die verworrenen Massen der Bewaffneten in Glieder, theilte sie in Kompagnien und war im Begriff, mit seinem Heerhaufen von 4000 Mann gen Bern zu ziehen. Allein Bern war schon in Schauenburgs Gewalt; man hatte in der Hauptstadt mit dem Sieger für das ganze Land kapitulirt. So entließ er die Schaaren wieder in in ihre Heimat.

Mit der Staatsveränderung verlor er sein Amt und folglich das Einkommen aller folgenden Jahre, gegen eine sehr unbedeutende Entschädigung.

In dem ganzen Zeitraum der Revolution lebte er unthätig und unbemerkt; immer aber blieb er seinen Grundsätzen und den Hoffnungen getreu, daß früher oder später die Einheit Helvetiens aufgelöst und die alt-eidgenössische Staatsordnung mit verjüngtem Glanze wieder aufgerichtet werden müsse. Dies ward nun des thatendurstigen Mannes Lieblingsthema.

Zu keiner Zeit waren diese Hoffnungen lebendiger, als im Herbstmond des Jahres 1801, da in Bern die allgemeine helvetische Tagsatzung eröffnet ward, und in derselben die Anhänger des Föderalismus förmlich gegen Beibehaltung der schweizerischen Staatseinheit protestirten. Die Partei der Föderalisten, an deren Spitze Aloys Reding von Schwyz stand, drängte sich immer enger zusammen, und Erlach war einer der Ersten, welcher einen geheimen Bund derselben in allen Kantonen, unter dem Namen

der Verbrüderung, anrieth. Die erste Versammlung dieser Verbrüderten wurde den 18. Oktober 1801 in dem Landhause des Artillerie-Obrist Rudolf Karl Steiger, Alt-Kastellan von Wimmis, nahe bei Thun, gehalten. Bald zählte dies Comite fast in allen Kantonen und Hauptstädten der Schweiz ähnliche Ausschüsse mit ihm verbündeter Meinungsgenossen. Als die französischen Truppen im Anfang der zweiten Hälfte des Jahrs 1802 die Schweiz räumten, stand die Regierung des helvetischen Staats sich selbst überlassen, kraftlos, vom dunkeln Arm einer weitläuftigen Verschwörung umfangen. Aber durch eigene Fehler beschleunigte sie selbst die Stunde ihres Untergangs.

Während der Bürgerkrieg schon in den kleinen Kantonen ausgebrochen war, und Zürich, die Stadt, dem Aufruhr beitrat, zauderten schüchtern noch die Verschwornen in Bern. Das Centralcomite derselben hatte zwar den Aufstand des Kantons Bern schon einmal auf den 2. Herbstmonds 1802 festgesetzt, aber den Befehl wieder zurückgezogen, als die kleinen Kantone mit der helvetischen Regierung in Unterhandlungen traten.

Erlach, immer geschäftig, im Aargau und in Baden den großen Aufstand vorzubereiten, eilte unmuthig nach Bern zurück. Hier trieb er rastlos die Glieder des Centralcomite's an, den großen, entscheidenden Schritt zu wagen. Es erfüllte endlich seinen Wunsch, und ernannte ihn in der Versammlung vom 11. Herbstmonds zum Oberbefehlshaber der Insurrektionsarmee, die er sich erst selbst bilden sollte. Er übernahm die gefahrvolle Rolle, und schon am 13. befand er sich zu Baden.

Es war in einigen Gemeinden des Aargau's zum Aufstand Alles gerüstet. Das Volk, gereizt vom Beispiel der kleinen Kantone und Zürichs, spottete der Schwäche seiner ohnehin charakterlosen Regierung. Die Haufen rotteten sich schnell zusammen, und Erlach konnte schon am Tage nach seiner Ankunft einen gewissen Joseph

Kirchmeyer mit 900 Bauern auf Zürich schicken, um dieser Stadt Hilfe zu leisten gegen die Angriffe des schweizerischen Generals Andermatt. Dieser Kirchmeyer war damals Erlachs einziger Offizier, und der Verlust desselben für den neuen Heerführer um so empfindlicher, da es ihm außerdem an allem Nöthigen zu einem Feldzuge dieser Art fehlte. Ohne Geld, ohne Kreditbriefe, ohne Lebensmittel, ohne Gewehre, ohne Munition und schweres Geschütz stand er im Gewühl lärmender, disziplinloser Landleute, in der Nähe der Andermattschen Linientruppen. Aus Mangel an Schreibern mußte er, bis auf die unbedeutendsten Sachen, alles eigenhändig ausfertigen. So war er Oberbefehlshaber, Kompagnieschreiber, Proviantmeister — alles in gleicher Stunde.

Inzwischen rückte er mit seinem Landsturm gegen Brugg und Lenzburg vor. Von Dorf zu Dorf vermehrte sich seine Schaar. Zu ihm stieß bei dem Dorfe Suhr, ohnweit Aarau, Ludwig May von Schöftland, ein bernischer Patrizier, ausgerüstet mit hohen Vollmachten von Seiten des Insurrektionscomite's in Bern.

Es hatte dies Comite, während Erlachs Abwesenheit, eine große Veränderung in seinem Innern erlitten. Einem von allen Bernern geliebten jungen Mann, Namens Emanuel von Wattenwyl, übertrug es seine ganze Gewalt in einer allgemeinen Versammlung der Verbrüderten. Noch war es unvergessen, daß er es gewesen, welcher seine Mitbürger im Jahre 1798 vor der Plünderungssucht der Schauenburgischen Armee gesichert hatte. Dankbar wollte man ihm nun unter den Wiederherstellern des alten Berns die erste Rolle weihen; und von seiner Gewandtheit und Bekanntschaft mit Dolder, dem Landammann der Schweiz, hoffte man durch Unterhandlungen leichter das Ziel zu erreichen, wenn es durch Waffengewalt vielleicht nicht gewonnen werden konnte.

Wattenwyl errichtete alsbald einen Kriegsrath, und von ihm waren die Männer bevollmächtigt, welche sich mit Erlach ver-

einigen sollten. Dieser aber, nachdem May von Schöftland die Stadt Aarau besetzt hatte, welche in ihm ihren Schutzengel gegen des Landsturms Ausgelassenheit ehrte, rückte mit seinen Schaaren unaufhaltsam vor. Das ganze Aargau und Solothurn fielen ihm zu.

Inzwischen erfuhr er, daß Andermatts Heer durchs Aargau gen Bern eile. Mit einer allzuängstlichen Vorsicht, die er weder den Talenten, noch den Kräften des Feldherrn der Regierung schuldig war, wollte er, schon im Anzuge gegen seine Vaterstadt, wieder nach Solothurn zurückkehren, um sich zu verstärken. Allein die Versicherung, daß sich die Thore Berns bei seiner Erscheinung vor denselben öffnen würden, bewog ihn, den Marsch dahin fortzusetzen.

Als er vor Berns Mauern kam, fand er aber nicht nur die Thore geschlossen, sondern von den Belagerten das Kanonenfeuer lebhaft erwiedert, welches der Vortrab von Erlachs Volk gegen Bern gerichtet hatte. Emanuel von Wattenwyl, welcher sich zu diesem Vortrab gesellt hatte, befahl dem von Erlach, seine Leute in eine Kolonne zu bilden und in den hohlen Weg des Staldens einzurücken, welcher zur Stadt hinabführt. Erlach hingegen, vielleicht gekränkt, in dem bedeutendsten Zeitpunkt eine untergeordnete Rolle spielen zu sollen, mehr aber noch aus Furcht vor einem Ausfall der Garnison, oder einem nächtlichen Ueberfall von Seiten Andermatts, welcher schon in Kirchberg lag, befolgte Wattenwyls Willen nicht, sondern zog gegen Abend seine Leute fast eine Stunde Wegs zurück, um eine bessere Stellung bei der Papiermühle einzunehmen.

Wattenwyl blieb mit dem Vortrab entschlossen vor Bern, und zwang durch fortgesetzte Kanonaden die erschrockene Regierung, noch am gleichen Tage die weiße Fahne auszustecken und eine Kapitulation zu schließen. Die mit ihm dort Gebliebenen waren voller Erbitterung gegen Erlach wegen seines Rückzuges. Niemand

benachrichtigte diesen daher von dem, was vorging. Als Erlach selbst erschien, um sich über die Lage der Dinge zu erkundigen und seiner Vorhut die nöthigen Befehle zu geben, kam er eben dazu, als man zwei Kanonen gegen die Thore der Stadt aufführte. Er verbot es, und sagte: „Diese unzeitige Kanonade, indem sie den geringen Vorrath unserer Stückpatronen erschöpft, kann nur dazu dienen, den in der Nähe stehenden General Andermatt desto schneller herbeizuziehen.“ Aber wüthendes Geschrei erhob sich gegen ihn. Einer von den Hauptleuten dieses Volks schalt ihn einen Landesverräther, und gab seinen Leuten Befehl, den Erlach niederzuschießen. Wildholz, ein Bürger von Bern, entriß einem Bauern die schon auf Erlach angelegte Flinte, und andere seiner Freunde, welche sich hinzugedrängt hatten, zogen ihn aus dem Getümmel, und bewogen ihn, nach der Papiermühle zurückzukehren, um sein Leben zu fristen.

Ungeachtet die Regierung schon kapitulirt hatte, und sich zum Abzuge nach Lausanne rüstete, machte Erlach, der weder der Kapitulation traute, noch glauben konnte, daß Andermatt seine Regierung unvertheidigt ihrem schimpflichen Schicksal überlassen würde, mehrere Bewegungen, sich gegen dessen Angriffe sicher zu stellen.

Am 20. September war Bern von der helvetischen Regierung geräumt, und die Sieger hielten ihren Einzug. Da Erlachs Volk erfuhr, daß man damit umgehe, seinem bisherigen Anführer den Vorrang und die Ehre des festlichen Einzugs in die eroberte Stadt zu entziehen, erklärte es laut den tiefsten Unwillen, und daß es sogleich aus einander gehen und in die Heimath zurückkehren werde, wenn statt Erlachs ein anderer an der Spitze der Bauern in Bern einrücken würde. — Dieser Lärm erweckte Besorgnisse. Man eilte zu Erlach und versicherte ihn von allen Seiten, daß Niemand daran gedacht habe, ihn einer Ehre zu berauben, die er so vielfältig verdient hätte, und bat ihn, den Aufstand zu stillen. Er that's.

Dieser Tag war vielleicht einer der schönsten für Erlach. Mit den schmeichelnden Gefühlen eines Triumphators zog er an der Spitze seiner Schaaren in die eroberte Vaterstadt ein, und empfing er den Dank seiner Mitbürger.

Aber bald ward ihm die kurze Freude verbittert. Der ehemalige souveräne Rath der Stadt wurde am folgenden Tage versammelt, Erlach aber nicht dazu berufen. Man ernannte eine Standeskommission von zehn Gliedern, welcher vorläufig die höchste Gewalt übertragen werden sollte, und einen Oberbefehlshaber der bernischen Truppen in der Person Emanuels von Wattenwyl. Erlach mußte diesem also die Heerhaufen, welche er zum Theil selbst gesammelt, organisirt und befehligt hatte, abtreten, unter dem Vorwande, daß Erlachs Gesundheitsumstände ihm nicht zuließen, das Kommando über die aargauischen Truppen fernerhin beizubehalten.

Die Standeskommission übersandte ihm, durch zwei ihrer Glieder, das Entlassungsschreiben, welches in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt war, und ließ ihn befragen, auf was Art und Weise man ihn für die dem Vaterlande geleisteten Dienste belohnen könne? Edel genug lehnte er jede Belohnung ab, doch barg er nicht seinen Wunsch, daß man den Mann bestrafen solle, der vor wenigen Tagen den Landleuten Befehl zu seiner Ermordung gegeben. Edler wär' es gewesen, wenn er auch diesen Wunsch in sich unterdrückt hätte, welcher ohnehin niemals erfüllt wurde.

Bonaparte's Machtspruch endete plötzlich die weitgediehene Insurrektion. Die Regierung der Schweiz kehrte wieder nach Bern zurück. Unter den Anführern des großen Aufstandes, welche verhaftet werden sollten nach dem plötzlichen Wechsel der Dinge, war auch Erlach. Aber verborgen sieben Wochen lang in der Hütte eines Landmanns auf einem Berge, ohnweit Bern, entging er den Nachforschungen seiner Verfolger.

Die Mediationsakte Bonaparte's erschien und bestimmte das fernere Schicksal Helvetiens. Auch im Kanton Bern wurden die Wahlen zur Besetzung des neuen Regiments angeordnet. Erlach, welcher durch das, was er mit mancher Lebensgefahr für seine Partei gethan, auf die Dankbarkeit derselben zählte, ward zurückgesetzt. Seine Vaterstadt nannte ihn nicht. Leute, welche dem Landvolke Wahllisten einschmeichelten, versicherten überall, daß der General von Erlach Krankheits wegen keine Stelle in der Regierung annehmen wolle, aber seinen ältesten Sohn dazu empfohlen habe. An andern Orten streute man aus: man solle auf Erlach nicht sehen, denn er werde ohnehin von mehreren Gemeinden ernannt werden. So wäre es fast gelungen, ihn von den Gemeindswahlen des ganzen Landes zu verdrängen, wenn er nicht durch die Aufmerksamkeit seines Freundes Emanuel Hartmann von Thunstetten von einer Gemeinde des Emmenthals erwählt worden wäre. So trat er wieder, als Mitglied, in den Großen Rath seines Kantons, der, da er den Kleinen aus seiner Mitte erwählte, mit Stillschweigen Erlachs Namen überging.

Das ganze Leben dieses Mannes war eine Kette von vereitelten Plänen und verfehlten Wünschen. Ueberall leuchtet seine Begierde hervor nach ruhmvoller Auszeichnung, und immer begleitete ihn dasselbe Unglück. So rang er bis in die spätesten Tage seines Lebens, ohne das Ziel zu erreichen, aber auch ohne zu ermüden. Mit mannigfaltigen Kenntnissen und unläugbaren vortrefflichen Anlagen des Geistes verband er einen Hang zum Sonderbaren und Ungewöhnlichen, welcher ihn oft dem Spotte seiner zahlreichen Gegner blosstellte. Ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater, ein gefühlvoller treuer Freund, war er zugleich leidenschaftlich gegen Jeden, den er für seinen, oder seiner Sache Feind hielt. Geleitet von der Gewalt seiner Gefühle, vergaß er oft die Würdigung der ihn umgebenden Verhältnisse, und bereitete auf die Art seinen

Gegnern den Sieg über ihn. Die meisten von den ehemaligen Patriziern Berns wollten ihm daher fast eben so übel, als die Regierung, welche zu stürzen er die Fahne des Aufruhrs aufhob.

Inzwischen bleibt er unter denen, welche für Wiederherstellung des eidgenössischen Föderalismus arbeiteten, einer der Ersten und durch Thätigkeit Ausgezeichnetsten, und die Geschichte kann ihm dies Geständniß nicht verweigern, wenn gleich viele seiner Meinungsgenossen den Mann unter sich als der Bedeutendsten einen zu zählen sich weigern.

Außer den schon erwähnten Schriften ist er noch Verfasser von verschiedenen kleinern Arbeiten. Dahin gehören seine Broschüren: Lettre sur les fabriques et le commerce à M. de N.*** und Coup d'oeil impartial sur la guerre actuelle et sur l'issue qu'elle peut avoir.

Letzteres erschien im März 1795. Die in beiden behandelten Gegenstände verloren mit dem Wechsel der Zeiten ihr Interesse. Eine andere Flugschrift, welche den Titel führt: „Betragen der verschiedenen helvetischen Regierungen und Rechtfertigung von dem gegen sie gemachten Aufstand des schweizerischen Volks," ging ebenfalls aus seiner Feder, und ward in Mitte des Jahrs 1803 gedruckt, aber eben so schnell von der Regierung des Kantons Bern unterdrückt, da diese Darstellung durch ihre leidenschaftlichen Ausfälle und Beschuldigungen gegen einige der angesehensten Glieder der aufgelösten Centralregierung, nur geeignet war, den Groll der Parteien zu neuem Kampf zu beleben.

---

9. Ludwig d'Affry,

erster Landammann der Schweiz.

Schon früh thaten sich einzelne Männer aus dem Geschlecht der Herrn von Affry in Kriegsdiensten der französischen Monarchie hervor. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts machte sich Franz von Affry in den Schlachten bei Colorno und Parma einen Namen durch Tapferkeit, deswillen sein König ihn zum Generallieutenant erhob. Im Treffen bei Guastalla 1734 starb er den Tod der Helden.

Doch keiner von allen dieses Namens ward berufen, seinem Vaterlande einen höhern Dienst zu leihen, als Ludwig von Affry, welchen Napoleon Bonaparte, erster Konsul von Frankreich, zum Vollstrecker der Vermittelungsurkunde im Jahr 1803 erkor.

Er ward geboren im Jahr 1743 zu Freiburg in Helvetien. Schon im zehnten Jahre führte man ihn nach Paris, um dort seine Erziehung zu vollenden. Dem Kriegsstande geweiht, welchem seine Vorfahren Ruhm und Wohlstand dankten, trat er im fünfzehnten Jahre in die Schweizergarden des Königs von Frankreich. Er durchging von 1758 bis 1792 alle militärische Grade, und war, als das Regiment aufgelöst wurde, erster Hauptmann desselben, Marschall (maréchal de camp), und Kommandeur vom Orden des heiligen Ludwig.

Er kam im Jahr 1792 in sein Vaterland zurück. Er beklagte in stiller Zurückgezogenheit die Schicksale eines Reiches, in welchem er den größten und schönsten Theil seiner Tage verlebt hatte, und welches, von allen Stürmen der Revolution verwüstet, mehr als einmal am Abgrunde der Vernichtung wankte. Bald aber hatte er

Ursache, näheres Unglück zu beseufzen. Helvetien, seine eigene Heimath, ward die Beute fremder Gewalt, des Bürgerkriegs und aller Verirrungen, zu welchen menschliche Leidenschaften führen. Immer blieb er während der Unruhen, die sein Vaterland zerrütteten, zurückgezogen; nie erschien sein Name öffentlich, bis zu der Zeit, da Bonaparte, der allgemeinen Anarchie der Schweiz zu wehren, eine Consulta von Helvetiern jeder Partei im Wintermond 1802 nach Paris berief. Er ward als Mitglied der Consulta von seinem Kanton ernannt, und nahm den Ruf an.

Bonaparte, welcher wohl seinen Ruhm durch Waffenglück, seine Größe aber durch tiefe Menschenkenntniß und durch das schnelle und richtige Gefühl erwarb, den Angemessensten für jede Rolle immer aus dem Gewühl der Handelnden herauszufinden, wählte Ludwig d'Affry zum Landammann der Schweiz und überreichte ihm am 13. Hornung 1803 die Vermittelungsurkunde, deren Vollzieher er, umgeben mit außerordentlichen Vollmachten, werden sollte.

D'Affry empfing das schöne Loos, Beruhiger seines Vaterlandes zu sein, mit der Ueberzeugung, daß die von der Mediationsakte vorgezeichnete Verfassung allein die wahren Grundlagen für die künftige Politik der Schweiz in ihrem Verhältniß zu Frankreich und andern Mächten enthalte. Erhaben über der Parteien leidenschaftliches Getriebe, nur das Heil des Vaterlandes im Auge, handelte er seinen Grundsätzen getreu, männlich, entschlossen und mit Würde, so lange er die höchste Ehrenstelle der neuen Staatsordnung bekleidete. Kein Schweizer war, der diesem Manne seine Achtung versagte: aber der höchste Lohn für ihn würd' es sein, wenn die Geschichte dereinst mit seinem Namen die Zeitrechnung neuer glückseliger Jahrhunderte der Schweiz begänne.

Alois Reding

(geb. den 6. Mai 1765 zu Schwyz; gest. den 5. Februar 1818 daselbst).

Zusammentreffen in Bern.

Es war Ausgangs des Winters 1796, als ich mit Oelsner*) mich aufmachte, die Weltstadt Paris zu sehen. Es gab für mich keinen angenehmern und lehrreichern Reisegesellschafter, als diesen gewandten, kenntnißvollen und witzigen jungen Mann. Obgleich wir in Denk- und Gemüthweise sehr verschieden waren, liebten wir uns darum doch nichts desto weniger zärtlich, und vielleicht eben darum. Ich anerkannte seine Ueberlegenheit gern, besonders in seiner Weltkenntniß; und er spielte bei mir gewissermaßen die Rolle eines Mentors, der seinen erfahrungslosen, etwas brausenden, oder schwärmerischen Telemach in das große Leben einführen wollte.

Wir kamen mit Sturm und Schnee nach Bern. Wie überall, hatte Oelsner auch hier seine hundert „guten Freunde", von

---

*) Ernst Oelsner aus Schlesien lebte während der Revolutionszeit als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt zu Paris, und blieb an der Seite des weisen Grafen von Schlabernndorf Jahre lang ein aufmerksamer und unbefangener Beobachter der dortigen gewaltigen Ereignisse. Er stand in Verwandtschaft und Verkehr mit vielen Hauptpersonen der Bewegungen. Seine „Briefe aus Paris" sind voll feiner und geistreicher Bemerkungen über die damaligen Zustände.

Anmerk. des Herausgebers.

denen er nicht so bald losgelassen wurde. Schon unterwegs hatte er mich darauf vorbereitet, daß wir vielleicht vier oder sechs Wochen in der Hauptstadt des größten Schweizerkantons verweilen würden. Ich ergab mich ohne Murren in mein Schicksal; denn ohne ihn wollte ich nicht reisen, und seine persönliche Bekanntschaft mit vielen der ausgezeichnetsten Männern in Paris war für mich von zu bedeutendem Werth.

Er setzte mich im Gasthof zum Falken ab, bis er mir in einem Privathause Wohnung verschafft haben würde. Die ersten Tage quälte mich, wenn ich nicht las oder schrieb, lange Weile. Die Stadt, in der ich niemanden kannte, war mir mit ihren einförmigen, kalten, grauen Häusermassen etwas unheimatlich oder „unheimelich“, wie man in der Schweiz sagt. Die Menschen schienen mir wie ihre Häuser zu sein, kalt, zierlich, steif. Ich vermißte das trauliche, bürgerliche Leben von Zürich. Alles mahnte mich an ur-reichstädtisches Patriziat, an aristokratische Magnifizenz. Ich sah in Bern ein Venedig des Gebirgs. An der Wirthstafel ging es mir nicht besser: zwar Tischgenossen genug von allerlei Gestalt und Schnitt; aber niemand bekümmerte sich um mich und ich redete niemanden an.

Eines Tages endlich erhielt ich einen Nachbar, der Gespräch mit mir anspann und mich bald mit besonderer Aufmerksamkeit behandelte. Es war ein ältlicher Herr, etwas verschrumpft und süßlich, der mir bald deutsch, bald französisch allerlei Dinge erzählte, die wider seinen Willen drolligt herauskamen und mich zum Lachen reizten. Ich bewunderte indessen mit gebührender Artigkeit seine Einfälle und Urtheile, die nichts weniger als gesunde Urtheilsgabe verriethen. Je mehr ich lachte und bewunderte, je mittheilender und freundschaftlicher wurde er.

Uns gegenüber saß ein schöner, schlanker Mann im blauen Frack; er schien kaum dreißig alt zu sein; ein Blondkopf, selbst

die blauen Augen von blonden Wimpern beschattet; in den angenehmen Gesichtszügen Ausdruck von Edelsinn und gutmüthiger Biederkeit, der das Herz gewann. Mein Lachen hatte diesen bisher stummen Zuhörer angesteckt. Er lachte, und bewunderte den Nachbar mit mir um die Wette. Nun, wie es so geht, ließ ich meinen ganzen Muthwillen los, und eroberte damit, wider Vermuthen, die volle Gewogenheit, fast Zärtlichkeit, unsers Bewunderten. Er ließ nach Tische fremde Weine bringen, und beim lustigen Klang der Gläser, unter dem geistigen Wetterleuchten des Witzes und der Laune, schlossen drei Leute, die einander durchaus nicht kannten, das vertraulichste Verhältniß unter sich ab.

Folgendes Tags ward ähnliches Leben fortgesetzt und so mehrere Tage. Der Blondin und ich faßten wirklich eine Art Zuneigung zu dem ältern Tischfreund, dessen Günstling ich jedoch war und blieb. Wir beiden jüngern aber meinten es herzlicher mit einander, wir schienen den dritten Mann nur zu schätzen, weil er der Gelegenheitsmacher zwischen uns geworden war. Wenn er uns nach Tische verließ, schlenderten wir zwei, Arm in Arm, durch die schmalen steinernen Lauben oder Arkaden, welche sich für die Fußgänger längs den Reihen der Häuser von Bern hinziehen. Im gegenseitigen Auswechsel munterer Einfälle und Bemerkungen über Alles, was sich darbot, oder was wir auf Reisen gesehen und erlebt hatten, gaben wir einander unsere Sinnesweise mit aller Unbefangenheit preis, und gewannen damit einander desto lieber.

So war ungefähr eine Woche verflossen, als mein junger Gesellschafter Bern verließ. Erst beim Abschiede fiel uns ein, um unsere Namen zu fragen. Ich nannte ihm den meinigen, der ihm so fremd, wie mir der seinige war. Er nannte sich Aloys Reding von Schwyz; war Offizier in spanischen Diensten gewesen, und seit 1788 in sein Vaterland zurückgekommen. Wir zeichneten die Namen jeder in seinem Taschenbuch auf, weil wir unserm Ge-

dächtniß weniger, als unserm Herzen vertrauten. Ich mußte Wort und Hand darauf geben, ihn bei meiner Rückkehr von Paris zu besuchen. Noch eine Umarmung und wir schieden.

So entstand aus heiterm, jugendlich leichtem Sinne eine freundschaftliche Verbindung, die der Zufall tändelnd herbeigeführt hatte und die er eben so tändelnd wieder lösen konnte. Aber sie blieb dauerhaft fürs Leben.

Besuch in Schwyz.

Im Spätsommer desselben Jahrs, bei schöner Morgenfrühe, schwamm ich auf einem Schifflein von Luzern über den Wasserspiegel des Vierwaldstättersees hin, zwischen den riesigen Pyramiden des Pilatus und Rigi, die sich, wie Duft auf Luft gemalt, in den blauen Himmel emporstreckten, und sich unter mir, in den zitternden Wellen wiedergespiegelt, einem andern Himmel aus der Tiefe entgegensenkten. Vom Hintergrunde, über der Dunkelheit der gedrängten Gebirgsmassen, leuchtete mich der ewige Schnee einzelner Gletscher an. Mein Weg war nach Uri, über die Alpen am Gotthard, gen Chur im Bündnerlande. Ich fühlte mich in jener Frische und Freudigkeit des Gemüths wieder, die nur der Jüngling kennt, wenn er, nach den ersten Enttäuschungen des Lebens, auf die Wirklichkeit seiner heiligen Urbilder und den Werth des Zeitalters Verzicht geleistet hat, und nun, gleichsam Fremdling in dieser Welt, aber getröstet durch den Gott in seiner Brust, stolz den Abenteuern der Zukunft entgegen schreitet. Es ist der Zustand von heiterer Seelenruhe, welcher sich einstellt, wenn sich das Auge müde geweint hat.

Von Paris zurückgekommen, hatte ich dort nur das selbstsüchtige, irre, wankelsinnige Treiben der Menge, nicht die erhabene Einfalt der Aristiden und Phocione des republikanischen Griechen-

lands erblickt; nirgends ruhige Begeisterung für Tugend, Vaterland, Freiheit, nur frevelnden Witz und ruchlose Wuth; alten, verblichenen Pomp der zerstörten Monarchie mit demokratischem Firniß überzogen. Ich hatte Frankreich mit Ekel verlassen und mich in die Schweiz zurückgeflüchtet, wenn auch ohne Hoffnung, hier bei Unterthanen, denen man die edelsten Rechte der Menschheit verkümmerte, und bei Rathsherrn-Regierungen in reichsstädtischen Formen, den Abgott meiner Sehnsucht, ein wahrhaft freies, hochmenschliches Staatsleben zu finden. Aber die Einfalt des Hirtenlebens unter den Umgebungen einer majestätischen Natur, aber die einsame Wunderwelt der Alpen, wo ich meine Verwandtschaft mit dem Göttlichen reiner und tiefer fühlte, erquickte und stärkte mich.

Es ist ein gefährliches Ding in Schulen, zumal in monarchischen Ländern, den Geist des Jünglings unter den Helden Plutarchs erwachsen zu lassen, und ihm das hehre Griechenland und Rom zur ersten Heimat zu machen. Er findet jenseits der Schule, im Alltagsleben, das verlorene Paradies nicht wieder, welches freilich mehr in seiner Einbildungskraft blühte, als im wirklichen Alterthum. Die Geschichte ist immerdar schöner, als das Geschehene, nur das Bild der Landschaft im Malerspiegel mit reinern Umrissen und Färbungen erscheint als unmittelbar vor den Augen. Das Heimweh bleibt dem Jüngling.

Wie sich der See, nach sechs Stunden Fahrt, rechts zu den schroffen Uferfelsmassen der weiten Schlucht von Uri bog, schwoll vor mir allmälich das Brunner Gestade des Landes Schwyz, mit seinen in Fruchtbäumen halbverborgenen Dörfern, zerstreuten Hütten und Wiesen, empor bis zu den zerklüfteten Bergfelsen des Mythen und Haken. Wir landeten dort. Ich wanderte wohlgemuth den schmalen, steinigen Fahrweg von Brunnen und Ingebohl, über den Wildstrom der Muotta, gen Schwyz, meinen Freund

Reding zu suchen. Man zeigte mir links der Straße, am Eingang des Fleckens Schwyz, ein geräumiges Haus, von städtischer Bauart, Schmidtgasse geheißen, als seine Wohnung. Ich fand ihn in der Mitte seiner Familie und für mich den freundlichsten Empfang von Allen. Es schien, als wäre ich ihnen durch ihn schon bekannt gewesen, ein alt befreundeter Gast.

Menschen und Dinge, die mich hier umgaben, machten auf mich einen ganz eigenthümlichen, fremdartigen, doch nicht unangenehmen Eindruck. Das Haus, etwas alterthümlich oder veraltet, im halbvermischten Styl eines andern Jahrhunderts, sprach in seinem Innern durch ein bequemliches, heimeliges Wesen an. Die Zimmer, einige noch in altfranzösischem Putz, andere schlicht nach Landessitte, andere nach späterer, städtischer Weise versehen, zeigten in ihren Geräthen und Verzierungen die Zeitfolgen des wandelbaren Geschmacks; aber geräumig, hell und sauber, umfingen sie jeden Eintretenden mit zusagender Behaglichkeit, in der er sich sogleich, wie zu Hause, fühlte. Aehnliche Gegensätze in Sitte, Ton, Titel und Tracht der liebenswürdigen Bewohner des Hauses. Die Frauenzimmer erschienen in den feinsten Stoffen, zuweilen reich, doch nur halbstädtisch gekleidet; gleich andern Bäuerinnen des Thals trugen sie aber die kleinen Goldhauben, mit hohem, helmartig am Hinterkopf niedergehendem Spitzenwerk, dazwischen auch Kunstblumen zitterten. In der Familie, von welcher späterhin einige Glieder europäischen Namen gewannen, herrschte höchst einfaches, patriarchalisches Wesen, wie irgend in der Hütte eines Schweizers; aber mit einer milden Anmuth und Bildung gepaart, wie man nur in den sogenannten feinern Kreisen der Gesellschaft zu finden gewohnt ist. Das Schönste aber, und worin Alles in diesem Hause eine gewisse Verklärung bekam, war die Herzlichkeit und fromme Liebe, mit der Eins am Andern hing.

Es war mir rührend, die aufmerksame, zärtliche Ehrfurcht zu

sehen, mit welcher Alle den Vater des ganzen Geschlechts umringten und begegneten, einen hohen, starkgebauten, schon etwas schwerbeweglichen Greis, dessen äußere Haltung noch den alten Kriegsmann verrieth. Einen guten Theil seiner Tage hatte er in spanischen Diensten verlebt, die er nachher mit dem Rang eines Oberstlieutenants verlassen hatte. Er war Vater von vier Söhnen und vier Töchtern; mein Freund Aloys von ihnen Allen der Jüngste. Aber nur dieser allein von den Söhnen, und die älteste seiner Töchter, Magdalene, Wittwe eines französischen Gardehauptmanns, wohnten im Hause des greisen Vaters, nebst der Marschallin Reding, Gemahin seines ältesten Sohnes, Theodor.

Dieser Theodor befand sich damals noch in spanischem Kriegsdienst, in welchen er schon als sechszehnjähriger Knabe eingetreten und nun, als Marechal de Camp, Inhaber eines Regimentes geworden war. Es ist derselbe, welcher nachmals, im Kampfe Spaniens gegen Frankreich, bei dem Napoleons Lorbeern zuerst zu welken begannen, sich durch Talent, Erfahrung und Tapferkeit in der Schlacht von Baylen einen glänzenden Namen erwarb. Sein kühner, oft glücklicher Widerstand gegen die französischen Heere blieb nicht verkannt. Spanien erhob ihn zum Herzog und Granden des Reichs.*)

Unter ihm, in seinem Regiment, diente, als Oberst desselben, sein Bruder Nazare von Reding, der nachher General-Gouverneur der Insel Majorca ward, und, späterhin (1814), in sein Vaterland zurückgekehrt, hier noch (bis 1817) der Krone, für die

*) Verwundet im Treffen bei Valls, als er, zurückgedrängt durch den französischen Feldherrn Gouvion St. Cyr, nach Valencia gegen diesen flüchten wollte, ward er nach Tarragona gebracht, wo er nach einer dreizehntägigen Krankheit, am 13. April 1809, starb.

er so lange und rühmlich gefochten hatte, als spanischer Geschäftsträger diente.*)

Kürzer und glückloser war die Laufbahn eines dritten der Brüder gewesen, Rudolfs, welcher, als Hauptmann der königlichen Leibwacht, zu Paris gelebt hatte, bis der 10. August 1792 den schweizerischen Lohntruppen einen furchtbaren Untergang brachte. Zwar war er dem blutigen Gemetzel dieses Tages entkommen; aber sein Zufluchtsort, in welchem er sich verbergen wollte, ward, wie

*) Geboren 1759 zu Schwyz, starb er daselbst, allgemein geehrt, am 30. September 1825. Ein schöner Zug heldenmüthiger Menschlichkeit verdient von diesem Manne aufbewahrt zu werden.

Während er Gouverneur in Majorca war, im Jahr 1810, entstand eines Tages plötzlich gegen die gefangenen Franzosen Aufruhr des Pöbels zu Palma. Nazare begab sich auf den Platz. Der Lärm war durch ein bloßes Mißverständniß entsprungen. Aber vergebens blieb sein Befehl, sein Drohen, sein Bitten gegen die Volkshaufen, deren Zahl und Wuth von einem Augenblick zum andern stieg. Die Majorcaner bemächtigten sich schweren Geschützes, schleppten es herbei, richteten es gegen die zitternden Kriegsgefangenen und waren im Begriff, es abzufeuern. Da warf sich Nazare vor die Mündung der Kanone. Seine Entschlossenheit dämpfte einen Augenblick den Sturm. Er benutzte das stille Erstaunen der Menge, die Franzosen zum Hafen zu führen, um sie nach der Insel Cabrera einschiffen zu lassen. Er selbst, mit einigen Offizieren, deckte den Zug wider den Blutdurst der Horden. Ja, sogar der Bischof, unter dem Geläute aller Glocken, die Monstranz vor sich hertragend, schloß sich an. Aber vergebens. Mehrere Franzosen wurden noch verwundet und ermordet. Nazare selber wurde verwundet; hinter ihm einer seiner Offiziere mit Dolchstichen durchbohrt, den er, um ihn vom Tode zu retten, auf seinen Schultern in ein Boot trug, während er sich mit dem Säbel in der Faust gegen die heulenden Mörderbanden schlug.

man sagt, durch einen Brief, den ihm zur bösesten Stunde sein Vater sandte, entdeckt, und er verlor durch den rasenden Pöbel das Leben.

Der kleine Hirtenstaat.

Wie kurz auch mein Aufenthalt in dieser merkwürdigen Familie war, deren Ahnen schon im dreizehnten Jahrhundert geglänzt hatten, gehörte er doch zu den genußvollsten Augenblicken des Lebens. Mir war da Alles neu, Alles ungewöhnlich, und doch anziehend und lieb. Mit Aloys erneuerte ich, unter fröhlichen Erinnerungen, den alten Bund von Bern. Einen neuen schloß ich mit einem jungen, angenehmen Geistlichen, der im Hause Gast war, wie ich, und „Herr Abbé“ genannt wurde. Es war Joseph Buesinger, von Unterwalden, welcher späterhin der Geschichtschreiber seines kleinen Heimatlandes, und, als Pfarrer zu Stans, in den furchtbaren Nothtagen desselben, dessen größter Wohlthäter geworden ist.

Ich will aber nicht von unsern geselligen Unterhaltungen, sondern von der sonderbaren Gestaltung der kleinen Republik reden, in der ich mich befand, sie, die einst Europa mit dem Ruhm ihrer Tapferkeit erfüllt und ihren alten Namen auf die ganze Schweiz übertrug. Sie gefiel mir an und für sich ganz wohl; und, ich zweifle kaum, man lebte in ihr sehr glücklich; aber ich gefiel mir nicht in ihr und hätte schwerlich inner ihren Grenzen glücklich werden können. Napoleon wollte sie, wie die andern Demokratien am See der vier Waldstätte, als „alterthümliche Merkwürdigkeit“, der bloßen Seltenheit wegen, aufbewahrt wissen. Das konnte ein Weltherr, unter dessen Scepter Staaten von allerlei Formen lagen, in einer Anwandlung guter Laune sprechen; aber wahrlich, Seltenheit allein ist keine Vortrefflichkeit.

Man denke sich die Bevölkerung einer mittelmäßigen Stadt, kaum 30,000 Seelen, in mehrern an einander grenzenden Thalschaften zerstreut. Die aus rohbehauenen Baumstämmen zusammengefugten Häuser und Ställe liegen einzeln in den Wiesen und Matten des Thalgrundes, oder an Berghängen, Waldströmen und zwischen Felsen, oder hin und wieder gedrängter zu einem Dorfe, beisammen. Jede Familie lebt auf ihrem kleinen Eigenthum, abgeschlossen in sich, unabhängig, meistens von Viehzucht und dem Ertrag der Wiesen und Alpen. Von Handwerkern findet man hin und wieder kaum die unentbehrlichsten, und, ausgenommen in einigen größern Flecken, keinen wissenschaftlich gebildeten Arzt, keine Apotheke, keine Rechtsanwälte. Man weiß nichts von Polizeibeamten, Wachten, Strafanstalten; nichts von Armen- und Waisenhäusern, Besserungs- und Zuchthäusern. Nur im Winter erblickt man die dürftige Einrichtung einer Schule des Dorfes.

Alles geht nach herkömmlichen Uebungen, wie vor Jahrhunderten; es gibt keine Gesetzbücher; der geschriebenen Gesetze nur wenige, und den wenigsten Leuten bekannt. Die Gemeinden haben ihre Vorsteher, die sie sich selber wählen, und die das Gut der Ortschaft und ihrer Kirche verwalten. Mehrere Gemeinden bilden einen Bezirk, dessen Bürger sich die obersten Vorsteher desselben ernennen, einen Landammann an der Spitze. Solch ein Landammann ist nicht nur das Haupt des Bezirks, sondern der allgemeine Rathgeber. Jeder wendet sich an ihn; sogar in Familienhändeln. Die Vorsteher des Bezirks Schwyz im Hauptflecken versammelt, ebenfalls mit einem Landammann an der Spitze, besorgen die allgemeinen Angelegenheiten des Staats. In wichtigern Fällen, um der Verantwortlichkeit zu entgehen, berufen sie Vorsteher und Abgeordnete der andern Thalschaften und Bezirke zu sich ein. Eine eigentliche urkundliche, geschriebene oder gedruckte Staatsverfassung ist ganz unbekannt. Man lebt wie vor Alters und seit Jahrhun-

derten. Alle Bürger haben in Landessachen gleiches Recht. Sind allgemeine Verordnungen und Gesetze, Beschlüsse über Staatsverträge, über Krieg und Frieden nöthig, so werden sie in der Landsgemeinde verhandelt, zu welcher Knaben, wenn sie sechszehn Jahr alt sind, eben sowohl als Greise mit gesetzgeberischer Gewalt erscheinen und stimmfähig sind.

So ohngefähr war es damals; so ist es noch heut, so war es vor Jahrhunderten. Die einfachen Verhältnisse und Bedürfnisse der Hirtenfamilien haben fast keine Veränderungen erlitten. Sie sind mit ihren Zuständen zufrieden, also in ihrer Art glücklich: unbekümmert um die übrige Welt, von der sie auch in der That wenig wissen. Sie verlangen von andern Staaten nichts; aber wollen auch in ihrer freien, hergebrachten Art und Weise sich nicht von Andern stören lassen. Man könnte einen solchen Zustand staatsbürgerlicher Gesellschaft beneidenswürdig heißen; er gleicht einer patriarchalischen Unschuldswelt. Man wird begreifen, daß hier von Steuern und Abgaben selten die Rede sein kann; denn Niemand von den paar tausend Gesetzgebern ist geneigt, sich Auflagen für das Gemeinbeste vorzuschreiben. Die Beamten dienen unentgeldlich, und finden ihren Lohn in der Süßigkeit des Herrschens, in der Ehre, obenan zu stehen; in andern Vortheilen, die ihren Familien durch eine höhere Stellung, und durch Verhältnisse mit andern Regierungen zufließen.

Aber diese Unschuldswelt hat ihre Schattenseite. Fehlt es gleich an jenen öffentlichen Einrichtungen, die man in andern Ländern unentbehrlich nennt, fehlt es doch nicht an den Uebeln, die dergleichen nöthig machen. Allein man behilft sich hier, wie man kann. Man sieht keine Armenhäuser, aber Bettler; keine Zuchtanstalten, aber Verbrecher; man schickt sie im schlimmsten Fall, als Verbannte, andern Ländern zu. Fehlen Aerzte und Apotheken, so stirbt man ohne sie, oder fragt alte Weiber. Fehlen Gesetz-

bücher, so entscheidet Uebung oder richterliche Willkür, an Rechtshändeln ist darum kein Mangel. Die freie Unabhängigkeit jeder Haushaltung tröstet für Alles: der Mensch begnügt sich mit Stillung der niedrigern Bedürfnisse; von höhern hat er, beim Mangel höherer Geistesbildung, keine Ahnung.

Man überläßt den wenigen reichern Familien sorglos das Regieren, und diese werden sowohl durch gegenseitige Eifersucht, als durch die jährliche Erscheinung des souveränen Volks auf dem Landsgemeindenplatz, verhindert, Gewaltsherrlichkeit zu üben. Sind die „Herren“ einig, so geht das Volk, wohin man es führt, und noch besser, wenn mit jenen auch die Geistlichen einverstanden sind. Denn diese, unbeschränkte Herren des Gewissens in der unwissenden Menge, vermögen durch das einzige Zauberwort „Religion“ mehr, als die weltlichen Obern mit dem Worte „Vaterland“. Ja, diese Obern selbst, auferzogen von Geistlichen, oder wenigstens von Kindheit auf an tiefe Ehrfurcht für das Kirchliche gewöhnt, sind mehr oder minder dem Einfluß desselben und den Ansichten der Priesterschaft untergeben. Man erblickt diese überall, denn sie ist überall zahlreich. Man rechnet, daß bei diesem Völkchen unter sechszig männlichen Einwohnern immer Einer geistlichen Standes ist.

So war also der kleine Freistaat allerdings von jeher, seinem Wesen nach, eine Demokratie, auf staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit beruhend; aber in seiner Regierungsform eine Oligarchie, in der Hand weniger reicher Familien, unter geistlicher Mitwaltung. Und so ist's noch heut. Ehemals, das heißt, vor dem Jahre 1798, als das altgefreite Land (der heutige kleine Bezirk Schwyz, mit etwa 14,000 Einwohnern) noch die andere Hälfte des Kantons, als Unterthanenland, beherrschte, und Landvögte zu den unterthänigen Gebieten vom Thurgau, Rheinthal, Sargans, Uznach, Gaster, den freien Aemtern und den sogenannten ennetbirgischen

Vogteien jenseits des Gotthardberges (dem heutigen Kanton Tessin) senden konnte, fanden die vornehmern Geschlechter dort in den Beamtenstellen reichliche Einnahmen; ebenso sammelten sie, als Offiziere im ausländischen Kriegsdienst von Frankreich, Spanien, Neapel u. s. w., für welchen sie in ihrem Lande Kompagnien warben, oft beträchtliches Vermögen ein. Damit wurde ihr Wohlstand erweitert, ihre Weltkenntniß und Bildung weit über den Begriffskreis des Volks erhöht. So wurden sie durch Ueberlegenheit von Reichthum und Kenntniß die natürlichen Obern des Landes.

Das ist nun freilich gegenwärtig, seit dem Jahre 1798, etwas anders gestaltet. Jene Geldquellen sind versiegt. Es gibt keine Unterthanenlande mehr. Die ganze Schweiz, worin sonst eine Bevölkerung von beinahe zwei Millionen die Unterthanen von etwa 100,000 Bürgern waren, ist Freiland geworden. Die auswärtigen Fürsten, nur Neapel und den Papst ausgenommen, verlangen keine schweizerischen Söldner mehr zum Schutz ihrer Throne. Man kann den ererbten Reichthum nicht mehr, wie sonst, vergrößern; sondern muß sich begnügen, ihn haushälterisch zu bewahren.

Man mag sich daraus erklären, was den übrigen Europäern sonst räthselhaft schien, warum die sogenannten freien Schweizer (die wenigen freien Thäler und Städte) die heftigsten, ja unversöhnlichsten Feinde der Freiheit wurden, inner und außer den Grenzen der Eidgenossenschaft. Es war ihnen um einträgliche Vorrechte, um ökonomische Vortheile zu thun. Dafür sollten einige Millionen Menschen in Dienstbarkeit und Unwissenheit behalten bleiben.

Man wird aus dem Gesagten auch begreifen, wie in den eigentlichen Hirtenkantonen der Schweiz der wissenschaftlich gebildete, helldenkende, freisinnige Mann sich schüchtern in sich selbst verschließen und zum Unfreiesten werden mußte. Was er zum Gemeinbesten vorbereiten, oder leisten wollte, ward von der unwissenden, souveränen Menge nicht verstanden; von den Vornehmern, sobald es

ihr Interesse auch nur von fern bedrohte, verhindert. Wollte man ihn ächten, so war es genug, ihn beim Volk als gefährlichen Neuerer, oder als einen Mann ohne Religion zu bezeichnen; und er war alles Vertrauens und Einflusses beraubt. Ja, auch nur in einer armseligen Dorfschule den Unterricht der Kinder zu erleichtern, oder gar zu erweitern, konnte dem menschenfreundlichen Urheber bösen Ruf und Feindschaft bringen. Denn das bildungslose Volk erschrickt mißtrauisch vor dem, was außer den engen Grenzen seiner Vorstellungen und Erfahrungen erscheint, und wird in diesem Mißtrauen durch das Ansehen und Warnen seiner weltlichen und geistlichen Führer bestärkt, die entweder selbst sehr beschränkte Kenntnisse zu besitzen pflegen, oder, ihres Interesses wegen, die Erweiterung der Kenntniß und Aufklärung im Volke verhüten zu müssen glauben. Ich spreche aber hier nur von der katholischen Geistlichkeit und der Gewalt, die sie über Denkart und Gewissen der Hirtenfamilien, auch in irdischen Angelegenheiten, übt. Denn ungleich freier bewegt sich das protestantische Volk in den kleinen Demokratien der Alpenthäler; da herrscht mehr Gedanke, mehr selbstständige Ansicht, mehr Gewerbfleiß und Lust an Belehrung. So z. B. in Glarus, so in den äußern Rhoden Appenzells. Tritt man in die katholischen innern Rhoden, so tritt man gleichsam in eine andere Zone. Die Menschen sind weniger thätig und arbeitsam; die Dörfer minder schön; die Wohnungen im Innern minder sauber und zierlich; selbst die Kleidungsstücke minder sorgsam gehalten und reinlich.

Aloys Reding pries mir in voller Ueberzeugung das Glück seines Freistaates. Jeder Landmann, sagte er, ist Freiherr auf seinem Gut, ernährt von seinen Alpen, selbst wählend die Obern, denen er gehorchen, zum Gesetz die Stimme gebend, dem er unterwürfig sein will. Er ist der freieste Sohn der Erde; und wenn man auch zugeben mag, daß er in höhern Angelegenheiten durch

Einsicht der kenntnißvollern geistlichen und weltlichen Obrigkeit geleitet wird, so wird er doch eigentlich nur geleitet; er fühlt seine Beherrschung nicht.

Ich hütete mich bescheiden vor kränkendem Widerspruch. Ich konnte sogar, und kann auch heute, nach mehr denn dreißig Jahren noch, die Richtigkeit seiner Schilderung anerkennen. Und doch standen Schwyz und die übrigen katholischen Republiken der Alpenländer, damals, wie heute, tief unter meinem Urbilde eines wahrhaft freien Gemeinwesens. Sie vereinigten damals, wie heute noch, die meisten Nachtheile der Demokrotie und Aristokratie in sich, ohne all das Gute von diesen beiden Staatsgestaltungen genießen zu können. Mit der leichten Verführbarkeit und anarchischen Aufregbarkeit einer souveränen Volksmasse durch weltliche oder geistliche Demagogie und Parteimacherei, war der verderbenvolle Trieb aller oligarchischen und hierarchischen Aristokratie gepaart, das geistige Unvermögen, die volle Unmündigkeit des Volks auf jede Weise unverletzt zu bewahren und zu befördern, um die Abhängigkeit der unbehülflichen Menge für den Ehrgeiz der regierungsfähigen Geschlechter zu sichern.

Alle Staatsgebilde, ohne Ausnahme, wenn sie, zu Gunsten Einzelner, die Mehrheit des Volks in Entfaltung seiner höhern Anlagen und Kräfte hemmen, und eine geistige Verzwergung der Nation begünstigen oder erkünsteln, sind nicht bloß mangelhaft, nein, sie sind gottlos, und Verbrechen gegen die Majestät der Menschheit. Am meisten werden diese Majestätsverbrechen durch die Hierarchien und Aristokratien verübt. Jede Monarchie ist solchen Republiken vorzuziehen; denn sie läßt, wenigstens im heutigen Europa, den Geistern das Recht, sich frei in ihren Sphären zu bewegen. Doch auch Monarchien, sobald sie mit hierarchischen und aristokratischen Triebfedern gemengt sind, werden eben so bald National-Verkrüppelungsanstalten, als jene Republiken.

Aber wie oft ist dies schon gesagt, und wie wenig verstehen dies Gesagte unsere europäischen höhern Staatsbeamten, die zwar in ihrem engen Gedanken-Horizont einen Friedrich den Großen, Napoleon, Washington, Canning u. s. w. erblickten, aber eben so wenig die einfachen Hebel begriffen, wodurch diese Meister das Nationalleben erhöhten, als ein Kind die Wunder einer Spieluhr.

Ich finde die ehemals gepriesene Freiheit der schweizerischen Alpenkantone nicht größer, als die Freiheit mehrerer amerikanischen und afrikanischen kleinen Völkerschaften, die sich über die ersten Stufen barbarischer Rohheit emporgeschwungen haben; schreiben, lesen, rechnen können; keine Abgaben zahlen, ihre Häuptlinge wählen, und eben genug haben, ihre häuslichen oder dringendsten gesellschaftlichen Bedürfnisse, und zwar die geringsten, zu befriedigen. Weil ihnen aber Bedürfnisse edlerer Art, die nur unter Völkern von höherer Gesittung und Geistesentfaltung erkannt werden, durchaus fremd sind, und in ihnen noch keine Ahnung des Hochmenschlichen erwacht ist: wollen sie dies auch Andern nicht gestatten, die unter ihnen wohnen. Sie entsetzen sich vor jeder Neuerung, wie vor einer Beleidigung des Himmels, oder wie vor einem beginnenden Hochverrath, und bemitleiden in ihren Hütten und Ställen, in denen sie sich wie ein Lieblingsvolk Gottes betrachten, die zivilisirten Nationen als verlorne Leute.

Der Gegenbesuch.

Im folgenden Jahre empfing ich in Bünden unerwartet Rebings freundlichen Gegenbesuch. Er war vermählt *) und gekom-

*) Mit einem Fräulein Louise Bachmann, von Glarus, einem liebenswürdigen Frauenzimmer, das bald in der Blüthe des Lebens starb. Erst in spätern Jahren vermählte er sich wieder.

men, die gräfliche Familie Travers auf Ortenstein im Domleschgerthale zu sehen. Ich wohnte zu Reichenau, dem Schlosse am Zusammenfluß des jungen Vorder- und Hinterrheins, in der wilden Pracht des rhätischen Hauptthals, wo es sich spaltet, rechts zum fernen Crispalt und Gotthard aufstufend, links von Thälern zu Thälern nach den Rheinwald-Gletschern.

Wir lebten wenige, aber genußschwere Zeit beisammen. Keinem von uns wehte damals noch eine Ahnung von den ungeheuern Schicksalen an, welche bald die Schweiz und uns selbst treffen sollten. Wechselnd zwischen Ernst und Scherz, entwarfen wir fröhliche Pläne. Der Mensch ist zu allen Zeiten ein Kind, welches unter Blumen am Bord des Abgrundes tändelt, den ein glänzender Nebel umschleiert.

Meinen Gast entzückte die Majestät und daneben die idyllische Anmuth des Bündnerlandes. Er fand hier eine Schweiz in höherm Styl. Voll seiner Begeisterung wollte er den ganzen Irrgarten der rhätischen Thäler durchwandern. Ich schlug ihm vor, nur einsweilen das Hochthal des obern Engadins zu besuchen, wenn ihm darum zu thun sei, sich plötzlich in eine schöne und fremde Welt versetzt zu sehen, wo dem Wanderer Alles neu und wunderbar entgegentritt. Ich weiß nicht, ob er nachher seinen Vorsatz erfüllte?

In der That gehört jenes erhabene Thal an den Quellen des Inn-Stroms, mit seinen freundlichen Dörfern, worin viele Gebäude in italienischem Geschmack gebaut sind, mit seinen Seen, Inseln und grünen Fluren, rings vom ewigen Schnee, wie von einem ungeheuern, gezackten Silberreifen umschlossen, zu den reizendsten und großartigsten Gebilden der landschaftlichen Natur. Nur wenige von den zahllosen Reisenden, welche die Schweiz jährlich durchwandern, verirren sich dahin; und doch übertrifft es,

6000 Schuh hoch über dem Mittelmeer gelegen,*) an Pracht und Größe die vielbesuchten Thalgelände von Grindelwald und Chamouny.

Ich will hier kein Gemälde davon entwerfen. Aber man denke sich die schönste Ebene, vom stillfließenden klaren Strom durchschlängelt, vom Spiegel einiger Seen unterbrochen; von wilden Hochgebirgen und Gletschern ummauert, die nur niedrigern Bergen gleichen, und durch deren Schluchten abwärts das ewige Eismeer der Höhen seine starren Silberzungen streckt; ringsumher kleine Dörfer, angeschmiegt an ihre Berge; über das Thal hinweg die aus Sagen berühmten Ruinen der Burg Guardoval ragend; und überall eine fast unbekannte Welt der Pflanzen, mit Blüthen von brennendern Farben. Hier gleicht der blaßrothe Wiesenklee halbaufgebrochenen Rosenknospen; und die blauen Soldanellen, neben Gentianen und Rhododendern begleiten den Fuß des Wanderers bis zum nachbarlichen, prachtvollen Rosaggia-Eis, das vom Berninagletscher, dem größten Graubündens, silbern und blaugrün, wie ein im Sturz erstarrter, ungeheurer Strom, zwischen Bergen hervorquillt. Man glaubt auf den Halbinseln der Seen italienische Pappeln malerisch hingepflanzt, es sind aber schlanke, hohe Lärchen im heitern Grün. Man wähnt im Schatten alter Kiefernwälder zu ruhen, und es sind hohe Arvenwälder, ihre Tannzapfen mit wohlschmeckenden Nüssen gefüllt. Alles trägt den Stempel des Ungewöhnlichen und die ganze, große Gebirgswelt in ihrem Ernste noch ein Lächeln der Hoheit.

Auch die mannigfaltigen Sprachen der Bündner erregten Redings Interesse in hohem Maße, und um so mehr, da er das Romanische des Oberlandes zum erstenmale gehört und zu seinem

*) Chamouny hat nur 3199 Fuß, Grindelwald 3510 Fuß absoluter Höhe.

Erstaunen mit der Sprache der alten Cantabrer, der heutigen Basken im spanischen Gebirg, verwandt gefunden, daher auch theilweis sogleich verstanden hatte. Nicht die Trümmer von Rom und Athen, Tadmor, Persepolis, Theben oder dem mexikanischen Palenque sind so merkwürdig, als die noch vorhandenen Trümmer uralter Völker, mit ihren Sprachen, Sitten, Satzungen; letzte lebendige Bruchstücke einer verschwundenen Menschheit, die sich in Gebirgswinkeln Graubündens, Biskaya's, Hochschottlands, Irlands, der Kjölen, der Atlaskette u. s. w., bewahrt haben und immer mehr in ihren alterthümlichen Eigenheiten verbleichen. Wann wird sich für sie ein Bund sprachkundiger Alterthumsforscher bilden, die letzten Menschen früherer Jahrtausende in unserm Jahrhundert mit dem Scharfblick eines Alexander Humboldt und der Ausdauer und Kühnheit eines Mungo-Park zu beobachten und zu vergleichen.

Eine Staaten-Mosaik.

Mein Freund stellte sich damals das wunderbare Bündnerland politisch ohngefähr so geformt vor, wie seinen ebenfalls demokratischen Kanton Schwyz; nur mit dem Unterschiede, daß Bünden keinen Bestandtheil, sondern bloß einen „zugewandten Ort" der Schweiz ausmachte. Das heißt: dies Land in den höchsten Alpen bildete einen durchaus für sich bestehenden Freistaat, zusammengesetzt aus drei besondern Bünden, die nicht einmal insgesammt, sondern vereinzelt, nicht mit der ganzen Eidgenossenschaft, sondern nur mit einigen Kantonen derselben in Verträgen standen. Ich hatte Mühe, ihm das scheinbar verworrene Geflecht der hiesigen Staatsform anschaulich zu machen; und manchen, oder vielen, Lesern dieser Blätter dürfte es nicht besser ergehen, als ihm, wenn ich für sie Aehnliches versuche. Ich will aber den Versuch, als

das Wesentliche jener Unterhaltungen mit Reding, gern wiederholen, weil von allen Theilen des schönen Schweizerlandes das hohe Rhätien am wenigsten bekannt ist, und doch, wegen seiner Naturwunder, und als das seltsamste Kunstwunder der politischen Gestaltung, wohl bekannter zu sein verdient.

Man denke sich also einen Flächenraum von nur 140 Geviertmeilen, nnd diesen nach allen Richtungen von wilden, ungeheuern Gebirgsketten durchzogen, daß sie ein wahres Netz von Thälern zwischen sich bilden; ewiges Eis und Schnee bedeckt die höchsten Berge, deren Gipfel über die Wolken des Himmels hinragen. Droben in den bewohnten höhern Gegenden verschwindet die letzte Spur des Ackerbaues; nicht einmal die Tanne mehr wächst; nur Lärchen und Zirbelnußkiefern (Pinus cembra) gedeihen noch; in den tiefern Gegenden, am Fuße dieser Riesenberge aber, reifen die süßesten Trauben und feinsten Obstgattungen. Man kann, wenn man will, den Himmelsstrich Italiens mit dem entgegengesetzten von Grönland binnen vierundzwanzig Stunden vertauschen.

In diesem Thälerlabyrinth, und auf den Höhen, denke man sich eine geringe Völkerschaft von etwa 80,000 oder 90,000 Menschen zerstreut, die daselbst in ganz verschiedenen Zeitaltern und von ganz verschiedenen Nationen ansiedelte; Urbewohner aus der galischen Vorwelt, Hetrusker aus den Tagen des alten Römerkönigs Tarquin, oder italienische Flüchtlinge eines spätern Jahrhunderts; Nachkömmlinge der Allemannen und später hieher verpflanzter Deutschen. Alle diese haben nun in ihren abgeschlossenen Thälern und Dörfern zum Theil noch Sitten ihrer Vorfahren behalten, und die verschiedenen Sprachen ihrer alterthümlichen Stämme. Da hört man die ladinische und italienische Zunge in einer Gegend; in der andern die deutsche; in der dritten die romanische: und dieselben alle wieder in von einander abweichenden Mundarten. Die Mannigfaltigkeit zu vergrößern, gehören die

Bewohner Rhätiens zwar insgesammt dem Christenthum, aber nicht den gleichen Glaubensbekenntnissen desselben an.

Aus diesen Gegensätzen, welche Natur und Schicksal hier, wie selten oder nirgends auf dem Erdball, in einem engen Raum verband, und aus der Freiheit, die man den Anbauern dieser meistens unwirthlichen Gelände lassen mußte, wenn sie das Leben darin fristen oder erträglich finden sollten, erklärt sich's, wie gleich von Anfang her die Thalschaften und Dorfschaften, durch Sprachen, Sitten, Hochgebirge und Waldströme getrennt, sich, wie eben so viele kleine Staaten, vereinzelten und gleichsam verinselten. Fast jeder von den Alpenhirten gehört schon ohnehin durch seine Lebensart in den hohen Einsamkeiten des Gebirgs, eine gute Zeit des Jahrs hindurch fast niemandem, als sich selber, an. Fern von der übrigen Welt genießt er die Ungebundenheit eines Robinson. Eben so der durch die Wildnisse und Gletscher schwärmende Gemsjäger, oder der mit seiner Familie in abgelegener Hütte am Berghang wohnende Hausvater. Die größte persönliche Freiheit fällt da jedem von selbst zu; und sie wird jedem zum natürlichen Bedürfniß.

Und in der That, auf Bewahrung *dieser* Freiheit und zwar in der *möglichsten* Ausdehnung, beruht auch das ganze wundersame Gebäu des rhätischen Staatsgebildes. Jeder in seinem Dorfe steht dem Andern, er dünke sich adlich oder nicht, reich oder arm, als Bürger vollkommen gleich. Die obrigkeitliche Person hat, außer ihrem Amt, kein anderes Recht, als der geringste Mann. Jede einzelne Gemeinde in ihrem Thale hat ihre eigenthümliche Ortsverfassung, ihre eigenen Freiheiten und Rechtsame, in denen sie nicht etwa nur den Nachbargemeinden, sondern dem ganzen Staate Trotz bietet. Man hat schon erlebt, daß einzelne Dörfer, sobald es ihren Grund und Boden betraf, durch ihr Veto gemeinnützige Unternehmungen vereiteln konnten, die das ganze Land

forderte. Weil jeder für sein Recht unbedingte Ehrfurcht verlangt, ehrt er auch die Rechte der Andern. In der Gemeinde selber ist die Gesammtbürgerschaft der Souverän; die Obrigkeiten vollziehen nur dessen Beschlüsse. Die Bürgerschaft wählt nach Gutdünken ihre Vorsteher, ihren Pfarrer, ihre Schullehrer wie ihre Gemeindshirten, oder entläßt sie des Dienstes, wenn sie mißfallen. Denn diese alle sind nur Diener, nicht Befehlshaber der Gesammtheit; nur dürftig, meistens gar nicht besoldet, und müssen sich mit dem Vertrauen begnügen, durch welches sie geehrt werden sollen.

Jedes Dorf könnte sich in seiner Selbstherrlichkeit vollkommen genügen, wenn ihm nicht für öffentliche Sicherheit der Beistand anderer, oder in Rechtsstreitigkeiten der Einwohner unter sich, Unparteilichkeit eines Richterspruchs vonnöthen wäre. Mehrere Ortschaften eines Thals bilden daher einen Verein, der den Namen Gericht oder Hochgericht trägt. Aber solch Hochgericht ist wirklich mehr, als sein bescheidener Name sagt. Es ist eine selbstständige Republik, mit unabhängiger Verwaltung. Der Souverän ist das Volk in der Landsgemeinde, welches über Annahme oder Verwerfung von Staatsverträgen, Bündnissen oder allgemeinen Landesgesetzen entscheidet; seine Oberhäupter, Amtleute und Richter, so wie seine Gesandten zum Bundestage oder Großen Rath des rhätischen Bundesstaats, wählt, und auch Abänderungen der eigenen Verfassung beschließen kann. Das Bündnerland besteht gegenwärtig aus nicht weniger, als aus sechsundzwanzig solcher kleinen Freistaaten. Die vom Bundestag, oder Großen Rath, des Kantons (welcher in dieser kleinen Eidgenossenschaft gewissermaßen die Stelle einer Tagsatzung vertritt) entworfenen Beschlüsse, Gesetze u. s. w. müssen, bevor sie Gültigkeit empfangen, erst die Genehmigung jener Hochgerichte erhalten. Die Mehrheit von den zusammengezählten Stimmen derselben gibt darüber den Ausschlag.

Nicht alle aber haben gleichviel Stimmen zur Entscheidung, sondern je nach altem Herkommen, oder nach Verschiedenheit ihrer Größe eine, zwei, höchstens vier Stimmen.

Seit Jahrhunderten bildeten die sechsundzwanzig Republiken unter sich drei verschiedene Bundesstaaten, nämlich den grauen, den Gotteshaus- und den Zehngerichten-Bund. Jeder von ihnen hatte seine besondern Grundgesetze, Rechte, Finanzen, Verwaltungen, Verträge und Bündnisse mit andern Staaten; eigene Regierung, eigenen Bundestag.

Endlich waren diese drei, zu ungleichen Zeiten entstandenen, Conföderationen wieder, durch einen besondern Grundvertrag, zu einem Gesammtstaat der drei ewigen Bünde im hohen Rhätien verknüpft. Dieser Gesammtstaat hatte vormals an Veltlin, Cläven und Worms, längs den italienischen Grenzen, zinsbare Unterthanenländer, die er von seinen Beamten verwalten ließ. Jetzt aber sind sie zum lombardisch-venetianischen Königreich geschlagen. Die drei Bundeshäupter leiteten vereint, als Regierung, die allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten. In erheblichen Fällen gab man ihnen auch wohl Beigeordnete, in einem „großen Kongreß." Außerdem aber traten zur Berathung der Staatsgeschäfte die Boten aus allen Hochgerichten zu „Bundesversammlungen", oder bei außerordentlichen Anläßen zu „Standesversammlungen" zusammen. Stand bezeichnet in der diplomatischen Sprache (état) den Staat, das Verhältniß eines selbstherrlichen Kantons zu den übrigen.

Schwerlich hat die Welt wohl irgendwo anders eine so bunte Staaten-Mosaike gesehen. Es gehörte ein ungewöhnlicher Geist, oder der Fleiß eines Menschenalters dazu, um sich in dem verstrickten Netz der innern Einrichtungen und gegenseitigen Rechte aller jener sechsundzwanzig kleinen Republiken, und der Bünde und Bundesstaaten zurecht zu finden, worin eins ums andere, die kleinern in größere eingeschachtelt waren, und es im Grunde noch

heute sind. Und doch hatte sich Alles sehr einfach, im Lauf der Zeiten und nach deren Bedürfniß zusammengestaltet, so daß im Spätern nur jederzeit das Frühere vorbehalten ward, das Recht der Person und Familie in den Befugnissen einer Gemeinde; das Gemeindsrecht hinwieder im Staatsverband des Hochgerichts; das Recht der einzelnen kleinen Republiken aber in ihrem Bundesvertrag; und das Recht der drei besondern Bünde wiederum in dem rhätischen Gesammtbund, in welchem sie ehemals dem Auslande als ein fester Staatskörper erschienen, jetzt in der Eidgenossenschaft als Kanton stehen.

Also war eigentlich die möglich größte Freiheit der Personen und Ortschaften das wahre Wesen dieses Republiken-Gemenges. Die Wirkung daran war weder für den Bündner, noch für sein Vaterland vortheilhaft. Im strengern Sinn des Worts konnte er nur seine Heimat, oder sein Hochgericht, das Vaterland nennen; in den übrigen Gegenden galt er nur als Bundesgenoß derselben. Freiherr auf seiner Erdscholle, oder in seiner Ortschaft, ward er im nächsten Thal oder Dorf schon als Fremdling angesehen. Er genoß nur mit den wenigen Bewohnern seines Hochgerichts, nicht mit allen Bündnern gleiche Rechte, wenn er schon, als Bundesgenoß in Sachen eines der drei Bünde, oder als Staatsbürger in Sachen des Gesammtstaats mit zu stimmen, zu wählen oder gewählt zu werden, befugt war. Indessen fühlte sich der Landmann, der Aelpler, der Jäger damit wohl zufrieden; er sehnte sich außer seiner Heimat nach keinem größern Vaterlande; kümmerte sich wenig um die übrige Welt, die jenseits seiner heimatlichen Grenzen lag; und waren diese auch eng, so hatte und war er doch auch, innerhalb derselben, Alles.

Dem Staate erwuchs aus dieser ungemessenen Freiheit der Personen und Ortschaften eben so wenig Ersprießliches. Er ward durch sie bis zur Ohnmacht beschränkt. Die weisesten Gesetzes-

vorschläge, die dringendsten Staatsbedürfnisse, die gemeinnützigsten Einrichtungen wurden von Eigennutz, oft nur von unverständigem Eigensinn der Gemeinden, oder ihrer Führer, zurückgewiesen. Das Recht, nichts geben, nichts steuern zu müssen, galt für die Krone demokratischer Freiheit. Daher war und blieb der Bundesstaat arm und ohne Mittel, selbst die in einem wohlgeordneten Lande unentbehrlichsten Anstalten zu schaffen. Erst in den neuesten Zeiten gelang es, die nothwendigsten Hochstraßen zu Gunsten des Waarenverkehrs anzulegen, und eine höhere Schulanstalt in der Stadt Chur zu errichten. Bei der dürftigen Besoldung und Unsicherheit der Pfarrstellen fehlte es sogar an wohlunterrichteten Geistlichen. Die ziemlich allgemeine Bildungslosigkeit der freien Landleute fühlte nicht das Bedürfniß einer bessern Jugenderziehung; daher war es gar nichts Unerhörtes, wenn zur Herbstzeit die versammelte Gemeinde in Frage setzte, ob man für den bevorstehenden Winter einen Schullehrer besolden wolle?

Aus der fortgepflanzten Unwissenheit und Unkunde des Volks entsprang neben der starren Befangenheit desselben in Herkommen und Gewohnheit, neben dem leicht erregbaren Mißtrauen gegen jeden Beförderer des Bessern, der mit dem bloßen Namen eines Neuerers geächtet werden konnte, auch die größte Unbeholfenheit in Verbesserung des häuslichen Wohlstandes. Selbst Landbau, Viehzucht und Alpenwirthschaft blieben unveredelt, oder von alten hemmenden Rechtsamen und Beschwerden niedergehalten. Zufrieden mit mäßigem Gewinn von der Ausfuhr roher Stoffe, blieb Jeder dem Auslande für dessen gemeinste Fabrikate zinsbar. Für Gewerbe aller Art fehlte Sinn und Sachkenntniß; sogar an den meisten nöthigen Handwerkern war und blieb Mangel. Ich sah in den Thälern des Zehngerichtenbundes noch Karren, Mühlen und andere Werkzeuge in der ungeschlachten Rohheit ihres ersten Erfindungsjahrs. Meistens sind es Fremde, die mit ihrem Unternehmungs-

geist und ihren Kapitalien die Schätze des Landes ausbeuten, welche die Einwohner nicht mit ihrer Kraft und Kunst zu heben verstehen; oder ausländische Hausirer versorgen, mit gutem Gewinn für sich, die Familien in Thälern und Bergen mit den Unentbehrlichkeiten jeder Haushaltung. So erblickt man im Allgemeinen nur sehr mäßigen und geringen Wohlstand, der anderswo sogar Aermlichkeit heißen würde.

Man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß der Mangel an Schulbildung, welcher die Ursache so vieler Unbehülflichkeit und so vieler Vorurtheile ist, eine gewisse Geistesstumpfheit im Volke erzeugen müsse, oder sittliche Verwilderung der Menschen zur Folge habe. Die Bündner haben die Tugenden und Fehler der meisten Bergvölker; sie sind gutmüthig, häuslich, gastfreundlich, gefällig, ohne Menschenfurcht; man erfährt hier seltener, denn in gesittungsreichern Ländern, von groben Verbrechen und Ausschweifungen. Das Gefühl des Rechts und Unrechts ist bei ihnen, die ihre Rechte mit so großer Eifersucht bewachen, und darum an Andern achten, zarter, denn anderswo, geschärft. Es waltet in ihrem häuslichen Leben ein gewisser patriarchalischer Geist mit Herzlichkeit, Einfalt und Würde, wie immer nur gefunden wird, wo man noch der Natur näher steht.

Dabei offenbart sich, zumal in Allem, was gesellschaftliche und bürgerliche Verhältnisse berührt, ein lebendiger, behender Geist, treffendes Urtheil, rascher Witz. Dazu führt und übt die Freiheit aller Einzelnen und die Theilnahme an den öffentlichen Geschäften ein. Auch dies ist Wirkung der sonderbaren Verfassung dieses Landes. Jeder ist gezwungen, sich in dem Netzwerk der mannigfaltigen Rechtsame von Familien, Gütern, Ortschaften, Gemeinden, Hochgerichten u. s. w., einheimisch zu machen. Widerspruch und Hader sind unvermeidlich, wo eine Verirrung so leicht ist, oder wo bald dieser, bald jener die engen Grenzen seiner Befugnisse ausdehnen

möchte. Offenbare Ungerechtigkeit scheut Jeder; aber nicht so genau nimmt man's, seine Zwecke durch Schlauheit allmälig auf Umwegen zu erreichen. Man wendet da gern, für seine kleinen Angelegenheiten, seine kleine Staatsklugheit an, mit einer Beharrlichkeit, Feinheit und List, und einer Kunst der Verstellung, als man wohl schwerlich in dem Maße bei andern Gebirgsvölkern antrifft.

Wie der Landmann in seinem kleinern Geschäftskreise, so der Reichere und Angesehenere, oder der „Herr" im größern. Man überläßt diesem willig die höhern Stellen und die Verwaltung der Landesangelegenheiten, nicht nur, weil er auf auswärtigen Schulen, oder in fremden Kriegsdiensten und auf Reisen mehr Kenntnisse gesammelt, sondern auch Ehrgeiz und Vermögen genug hat, dem Staate so gut als unentgeldlich zu dienen und deswegen Wochen und Monate lang von seinem Heimwesen entfernt zu leben. Die Söhne der reichern Familien, immer durch den Beweis eines öffentlichen Vertrauens geschmeichelt, und um die Gunst eines Volks werbend, das sie heben und stürzen kann, treten gern in die uneinträglichen Staatsämter, wenn auch nicht jederzeit aus Vaterlandsliebe, doch aus Gefallen an der Ehre, oder weil ihnen höhere Stellungen Gelegenheiten bieten, sich oder ihren Familien mehr oder minder bedeutende Vortheile zuzuwenden.

Vorzeiten, als Bünden noch ein selbstständiger Bundesstaat, gleich der schweizerischen Eidgenossenschaft war; als es noch eigene Unterthanenlande, und dazu in den Dienst europäischer Könige gestellte Truppen besaß, zeigten sich jene Gelegenheiten des Gewinns zahlreicher und glänzender, denn jetzt. Damals schickten noch Oesterreich und Spanien, Venedig und Frankreich ihre Gesandten in das unabhängige Hochland, um sich nebenbuhlerisch zu den ewigen italienischen Kriegen Beistand und die Oeffnung der Gebirgspässe zu versichern. Da wurden den einflußreichsten Machthabern des

Staats noch Jahrgelder, Orden, Titel und Ehrenbänder in Fülle gespendet; ihren Söhnen die vornehmsten Stellen in den Bündner-Regimentern des Auslandes verliehen; ungerechnet noch die Summen, welche sich die Beamten, in den unterthänigen Landschaften von Veltlin, Cläven und Worms, auf ehrliche Weise, oder durch Bestechlichkeit und Erpressung zu verschaffen wußten.

Das Alles ist jetzt, mit Bündens politischer Wichtigkeit für die italienischen Kriege, seit Einverleibung des Landes in die schweizerische Eidgenossenschaft verschwunden; noch mehr aber dadurch, daß Oesterreich im Besitz der wichtigen Bergpässe von Worms und Veltlin steht, und der auswärtige Kriegsdienst von den Schweizern weder so sehr gesucht, noch von fremden Höfen verlangt wird, wie in frühern Zeiten.

Diesen Wandel der Dinge, wie nachtheilig er auch für die Vermögensumstände mehrerer Familien gewesen sein mag, halte ich für kein großes Unglück, weder in Bezug auf die innere Ruhe des Ländchens, noch in höherer, reinmenschlicher Hinsicht. Denn der durch ausländische Diplomaten gehegte und gepflegte Geist der Parteien, der alle Ränke und Leidenschaften in beständiger Bewegung hielt, zerriß Jahrhunderte lang den innern Landes- und Familien-Frieden; verbreitete von Haus zu Haus Feindschaft, Neid und Rachsucht; stiftete mehrmals bürgerliche Unruhen, die selten ohne Blutvergießen und Güterkonfiskationen, nie ganz ohne Ungerechtigkeiten endeten; vergiftete die Sittlichkeit des Volks durch Umtriebe, Bestechungen, Lästerungen der Unschuld, Beschönigungen der Laster, und erstickte die ursprüngliche Freiheit der Republik unter den Polstern, auf welche sich Familienherrschaft über Alle hin bettete. Man darf nur die Geschichte des kleinen Hirtenstaates lesen, und man wird vor den Verbrechen schaudern, welche in einer langen Reihe von Aufständen, Verschwörungen, Justiz- und Meuchelmorden, Bürgerkriegen und gegenseitigen Verräthereien,

bald durch die spanische, die österreichische und venetianische Faktion, angerichtet worden sind.

Vor der Staatsumwälzung Frankreichs war noch die französische Partei in Bünden die allein mächtige; oder vielmehr ein bedeutender Theil der in diesen Gebirgen weit verzweigten und begüterten Familie Salis; oder eigentlich, um genauer zu reden, der zu jener Zeit ausgezeichnetste Mann derselben, Ulysses von Salis, französischer Minister, d. i. Geschäftsträger in Bünden.

Es gibt mehrere kleine Biographien von diesem merkwürdigen Staatsmann, die, wie ich mich überzeugt habe, weder mit Genauigkeit abgefaßt, noch mit aller Unbefangenheit geschrieben sind. Sein Name wird noch lange in jenen Thälern fortleben. Eine treue Schilderung dieses seltenen Geistes, der auch in Deutschland durch verschiedene seiner politischen Schriften, und durch seine Schicksale nichts weniger, als unbekannt ist, wird ein kleines Verdienst um die Geschichte der Zeitgenossen.

Ich befinde mich im Besitz einer solchen Schilderung. Sie rührt von einem Verstorbenen her, welcher im Ruf hoher Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit bei seinen Mitbürgern und zwar jeder Partei stand, und mit Ulysses von Salis, den er genau kannte, langen Umgang gepflogen hatte. Es sei mir erlaubt, sie als ein Nebenbei hier einzuschalten. Sie wird Vielen um so anziehender werden, da sie in das ehemalige Leben und Treiben des kleinen Freistaats, von dem ich bisher gesprochen habe, tiefe Blicke werfen läßt, und zeigt, wie derselbe seiner Natur nach beständig zwischen Anarchie und Oligarchie schwankte und schwanken mußte.

Ulysses von Salis-Marschlins.

In der Geschichte der Menschen groß und gut, oder wenigstens durch glänzende Handlungen ruhmreich dazustehen, wie ein Was-

hington, Franklin oder Napoleon, kann die göttliche Lust großer Geister sein, wenn sie nicht selbst zu bescheiden oder zu groß für solche Lust sind. Aber das Wohlgefallen an einem alten Stammbaum, und wäre er tausendjährig, ist wahrlich eine trockene Freude, in der sich nur der blöde Verstand der Eitelkeit behagen mag. In der Schweiz sind mehrere Geschlechter von Landleuten und Edelleuten, die ihre Namen und Stammväter schon im zehnten und elften Jahrhundert nachweisen können, wo sie bedeutender erschienen, als die Enkel in heutigen Tagen. Vielleicht gehört auch die Familie Salis dazu, die sich fast bis zu Karls des Großen und Rolands Zeit hinaufrechnen will. Wenigstens deutet man mit einem gewissen Wohlgefallen auf eine Urkunde vom Jahr 913, laut welcher in Brescia Leute des Namens, übrigens sehr unbekannt, gelebt haben sollen; obwohl die heutigen Brescianer hinwieder versichern, daß sie aus Bünden stammen. Das kann uns sehr gleichgültig sein. Im ganzen Register des Stammbaums finden sich Namen genug mit Titeln von geistlichen oder weltlichen Aemtern, die so wenig berühmt machen, als der Pflug unberühmt macht; aber nirgends darunter ein europäischer Name, geschweige ein weltgeschichtlicher. Der liebenswürdige Sänger der Natur, Hans Gaudenz von Salis-Seewis, ist berühmter, als sein ganzes Geschlecht; und vielleicht, hätte das Schicksal den republikanischen Staatsmann, von dem ich erzählen will, au die Spitze eines großen Reiches gestellt, würde er durch die Regsamkeit und Vortrefflichkeit seines Geistes erschütternde Wirkungen hervorgebracht haben. Mehr als Einer, den die Natur zur Rolle eines Julius Cäsar oder eines Aristoteles ausstattete, ist vom Schicksal verdammt, vor seinem Regiment her die Trommel zu schlagen, oder kleinen Buben und Mädchen in der Dorfschule das A B C zu verkünden. Ich lasse nun meinen Gewährsmann selber reden:

„Ulysses von Salis, geboren 1728 im Schlosse Marsch-

lins in Bünden, zeigte, als Knabe, frühe Reife des Geistes und große Wißbegier. Sechszehn Jahr alt, besuchte er die Hochschule von Basel; im siebenzehnten machte er einige Reisen; im achtzehnten ward er, durch Einfluß seiner Verwandten, zu einem der Syndicatoren der rhätischen Unterthanenlande ernannt. Die Aufgabe eines solchen, für zwei Jahre erwählten, Staatsbeamten bestand darin, die Beschwerden des unterthänigen Volkes zu prüfen, die Verwaltung der von Bünden dahingesandten Obrigkeiten zu untersuchen, fehlbare Amtleute zur Rechenschaft zu ziehen, und in Rechtshändeln, wenn an das hohe Syndicat appellirt wurde, zu entscheiden. Man muß sich nicht wundern, wenn ein unmündiger Knabe, wie der junge Ulysses, seine Laufbahn mit einer Stelle von dieser Wichtigkeit eröffnete. Das Recht, die Aemter in den Unterthanenlanden zu vergeben, kam wechselnd an die verschiedenen souveränen Gerichte und Gemeinden in Bünden, und die ertheilten sie nicht, ohne dafür einen Vortheil für sich zu verlangen. Häufig wurden diese Aemter von den versammelten Landleuten um baares Geld verkauft, das sie unter sich vertheilten. Die Stelle eines Syndicators ward auch mit mehrern hundert Gulden, zuweilen mit tausend bezahlt. Die Besoldung des Beamten war zu gering, um ihn lüstern zu machen, jene Geschäfte zu übernehmen, und dabei erheblichen Aufwand zu treiben. Dennoch aber bereicherten sich dabei die Meisten durch allerlei, oft nicht rühmliche Mittel, durch Geldstrafen, empfangene Geschenke der Parteien, die im Zwist lebten, durch Ertheilung von Dispensationen u. s. w. Das Veltlin, eines der reizendsten und fruchtbarsten Gelände unsers Welttheils, war unter der Hoheit der republikanischen Bündner, durch deren Amtleute, durch die Habsucht der Priester und des eingebornen Adels, in Armuth, Unwissenheit und sittlicher Verwilderung tiefer versunken, als irgend ein anderes Land, mehrere hundert Stunden in der Runde."

„Der jugendliche Syndicator benutzte indessen seine Amtszeit edler, als die meisten seiner Vor- und Nachfahren darin. Er studirte Verfassung, Gesetze und Sitten des vielbedrängten Landes, und fing zum Theil jetzt schon an, den Stoff zu jenem Werke zu sammeln, das er erst in spätern Jahren bekannt machte*) und welches unstreitig das vorzüglichste und von bleibendem Werthe ist, das über diese Gegenden je geschrieben worden."

„Er gehörte, von dem an, ausschließlich den Wissenschaften. Das höchste Ziel seines Ehrgeizes schien, der erste und einflußreichste Staatsmann seines kleinen Vaterlandes zu werden. Ihm gebrach's nicht an Gaben, ein großes Reich mit Glück zu verwalten. In allzuengen Raum gesperrt und beschränkt, ward, was die Natur zur mächtigen Eiche bestimmte, ein Zwergbaum. Wie jede der kleinen Thalrepubliken, jede der Gemeinden, jede Familie in diesem Erzföderativstaate zunächst und besonders für das unmittelbar eigene Interesse besorgt war, dann erst für die Gesammtheit; so nahm auch Salis die Richtung an, bei Allem auf sich und seine Familie bedacht zu sein."

Als im Jahr 1763 das sogenannte mailändische Kapitulat**) von den Bündnern mit der lombardischen Regierung erneuert werden sollte, befand sich Salis unter den nach Mailand abgeordneten

---

*) Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin und der Grafschaft Cläven und Worms, aus Urkunden, 4 Bde. 1792.

**) Es war dies ein Vertrag, welchen Bünden, nachdem es sich, in den bürgerlichen Unruhen des siebenzehnten Jahrhunderts, von der französischen Besatzung frei gemacht hatte, mit dem damals in Italien gewaltigen Spanien 1639 zu Mailand wegen Veltlin, Cläven und Worms abgeschlossen hatte, wodurch Spanien die Herrschaft der Bündner über diese Grafschaften anerkannte, und deren Rechte über dies Land, so wie die bürgerlichen und kirchlichen Rechtsame der Unterthanen bestimmt wurden.

Gesandten. Alles ging glücklich von statten. Aber durch seine Gewandtheit wußte er zugleich einen beigefügten „geheimen Artikel" genehm zu machen, dem zufolge einzig und allein der reformirten Familie Salis gestattet wurde, im Veltlin und Cläven Niederlassungsrecht auszuüben, was, laut alten Verträgen, überhaupt keinen Reformirten erlaubt war. Sowohl der strenge Rechtssinn seiner Mitbürger, als eifersüchtiger Neid Anderer, deuteten ihm dies Kunststück sehr übel. An einer Landsgemeinde im darauf folgenden Jahre kam es darüber zu herbem Wortwechsel, selbst, auf gut demokratisch, zu Rippenstößen. Der feine Unterhändler von Mailand trug ein Paar grobe Beulen im Gesicht aus dem Kampf davon."

„Vier Jahre später (1768) übernahm er die Stelle eines französischen Geschäftsträgers bei der vaterländischen Republik. Niemand war dazu fähiger, als dieser geistvolle Mann; aber schroffere Doppelseitigkeit konnte es auch nicht leicht geben, als die eines Republikaners, der dabei vaterländisch gesinnt bleiben wollte, im Dienste eines ausländischen Monarchen, dessen Interesse oft dem der Republik widerstreben konnte. Salis, der von nun an den Titel eines Ministers trug, fand sich mit unglaublicher Leichtigkeit in die neue Rolle hinein. Er wußte die Widersprüche glücklich zu lösen; er verband den Vortheil des Königs seines Herrn mit dem des heimatlichen Freistaates, und baute dabei seinen und seiner Familie Vortheil gelegentlich an. Er hatte sich jetzt auf Bünden den mächtigsten Einfluß gesichert. Diesen benutzte er auch, sich (im Jahr 1771) im schönen und üppigen Veltlin, dem Vorhof Italiens, anzusiedeln, und dort, neben Verbesserung seiner Güter, eine unfühlbare Herrschaft über Alle geltend zu machen, weil selbst die dorthin gesandten Beamten und Syndicaturen von der Ueberlegenheit seines Geistes abhängig wurden. Folge davon war, daß er in Allem, was er wünschte, Recht behielt, und das unterthänige Volk Un-

recht. Schon im Jahr 1786 erschienen daher die bedrängten Veltliner mit schweren Klagen über die bündnerische Verwaltung vor dem Landesfürsten (dem souveränen Volk in Rhätien). In ihren öffentlichen Beschwerdeschriften, die zahlreich erschienen, wurde der „Sagace Ulysse" mancher Usurpation in ihren Verfassungen und Gesetzen bezüchtigt. Indessen blieb es beim Alten; nirgends ward wesentlich abgeholfen. Die republikanischen Beamten betrachteten die Unterthanenlande als unerschöpfliche Goldgruben für sich und ihre Familien, bis sich die Veltliner im Jahr 1797 an den General Bonaparte wandten, den sie zum Schiedsrichter über sich und die Geldgier und Ungerechtigkeit der Bündner Beamten ernannten. Bonaparte wollte vermitteln. Die rhätischen Magnaten zögerten. So geschah es, daß der Eroberer Italiens, nach dreimaliger vergeblicher Einladung, Gesandte zu ihm zu schicken, Veltlin, Cläven und Worms von Bünden trennte. Die darauf erfolgte Konfiskation alles bündnischen Vermögens in den losgerissenen Landschaften, stürzte viele Familien in tiefe Armuth."

„Hätte der Minister von Salis, bei der Fülle seines Kraftgefühls und dem daraus entspringenden Bedürfniß von Vielthätigkeit, weniger Ehrgeiz besessen, oder diesen auf den ihm gewordenen engen Spielraum zu beschränken gewußt, er wäre seinem Vaterlande einer der ersten Wohlthäter geworden. Aber

> Der große Mann braucht überall viel Boden;
> Und mehrere zu nah gepflanzt, zerschlagen
> Sich nur die Aeste."

„Niemand zeigte sich gefälliger, als er, im Umgang; Niemand witziger, geistvoller und, in vertrauten Kreisen, offenherziger. Man erinnert sich noch der naiven Antwort, die er einst in Gesellschaft eines schweizerischen Standeshauptes auf die Frage gab: warum es bei den Graubündnern so verworren in Landesangelegenheiten gehe? „Weil jeder Beamte," sagte er, „es mit Keinem so gut

meint, als immer mit sich selber. Ich kenne nur einen untadelhaften Mann in der Republik, das ist der alte Bürgermeister Joh. Baptiste von Tscharner (1783) von Chur. Der ist unser Aristides."

„Er selbst hatte, bei aller Uebermacht des Geistes, nicht die moralische Kraft, zu den Untadelhaften gehören zu wollen. Wehe dem, der ihm im Wege stand; wehe dem, den sein Haß verfolgte. Er war ihm überall in den Fersen. Ich möchte nicht Alles in dieser Erzählung auffrischen, was man von ihm, von seiner schlauen Ehrsucht, von den oft unrechten Mitteln weiß, die er wählte, um seine Ziele zu erreichen. Vieles mag auch von seinen Feinden, deren er sich viele machte, entstellt und übertrieben worden sein. Die Beschwerden Dr. Bahrdts, den er zur Direktion seines Philanthropins nach Marschlins berufen hatte, sind seiner Zeit bekannt genug geworden."

„Eigentlich war diese Schule durch Joh. Peter Nesemann, aus Magdeburg gebürtig, in Verbindung mit einem gelehrten Bündner, Namens Planta, in der Nähe der Stadt Chur, zu Haldenstein, im Jahr 1762 gestiftet worden. Nesemann war ein Weiser von ächtsokratischem Gemüth und Geist. Viele der nachmals ausgezeichnetsten Männer Bündens und der Schweiz empfingen hier ihre wissenschaftliche Bildung. Anhaltende Zerwürfnisse des Eigenthümers vom Schlosse Haldenstein mit den Professoren, benutzte der Minister Salis, die Erziehungsanstalt von dort, im Jahr 1771, nach seinem Schlosse Marschlins zu ziehen. Es war bei ihm bloß ökonomische Spekulation gewesen. Marschlins aber, in einer niedrigen, sumpfigten Gegend, am Fuß der Berge gelegen, gegen Ost- und Nordwinde gedeckt, genoß nicht der gesundesten Lage. Immer waren zur Sommerzeit die Krankenzimmer mit Schülern angefüllt. Dies, und daß der Minister, ohne Nesemanns Vorwissen, den Dr. Bahrdt berief; daß Nesemann, durch

den Minister in seinen Eigenthumsansprüchen gekränkt, die Anstalt ganz verließ, verursachte, daß die Finanzspekulation bald vereitelt und das Philanthropin von Marschlins schon im Jahre 1776 aufgelöst wurde.“

„Erst eigentlich von da an, weil der Minister bei dieser Unternehmung bedeutenden Vermögensverlust erlitten hatte, wandte er seine Wirkungskraft dem Veltlin und dessen vortheilhafter Aemterverwaltung besonders zu. Vorzüglich durch seine Dazwischenkunft entstanden die sogenannten „Aemtersocietäten“, wahre Handlungsgesellschaften zur Ausbeute der Unterthanenlande, vermöge welcher die Verwaltung von Landvogteien für Rechnung und Interesse der Societät auf acht und mehrere Jahre käuflich erworben und besorgt, das heißt exploitirt wurde. Die Klagen der Unterthanen über die zügellose Willkür und Blutsaugerei der Beamten waren nur allzuwahr, und, wie empörend sie auch sein mochten, man hörte nicht auf sie, bis sie sich, wie schon gesagt, unter der Aegide des Eroberers von Italien, verzweiflungsvoll vom alten Herrscherlande losgerissen und zur damaligen cisalpinischen Republik schlugen, mit der sie an Oesterreichs gerechtern und mildern Scepter fielen.

„Der Ausbruch der französischen Revolution brachte dem Minister neue Verlegenheiten. Er legte im Jahre 1792 seine Geschäftsträgerstelle nieder und wandte sich nun dem Interesse Oesterreichs zu. Welchen Antheil er an der Gefangennahme der französischen Gesandten Huguet von Semonville, der nach Konstantinopel, und Huguet Bernard Marat, der nach Neapel bestimmt war, mittelbar durch seine Unteragenten genommen haben möge, ist unbekannt. Man weiß, daß diese Abgeordneten Frankreichs, die auf ihrer ganzen Reise durch die Schweiz von österreichischen Behörden, Schritt um Schritt, und eben so durch Bünden, vom österreichischen Gesandten zu Chur, Freiherrn von Cronthal beobachtet wurden, endlich am 25. Juli 1794 zu Novate, am See von

Cläven, auf graubündischem Gebiet, verrätherisch verhaftet und durch österreichische Soldaten gefangen nach dem Kufstein geführt, zuletzt aber wieder gegen die Tochter des unglücklichen Königs Ludwigs XVI. zu Basel (den 25. Dezember 1795) ausgewechselt wurden. Gewiß ist, daß mehrere Bündner, unter Leitung des österreichischen Gesandten in Chur, zur Schande ihres Vaterlandes, für die empörende Verletzung des Völkerrechts werkthätig gewesen sind." *)

---

*) Man wollte dies lange Zeit abläugnen. Späterhin ward es aus darauf Bezug habenden Originalbriefen der dabei Handelnden kund. Die Briefe sind noch vorhanden. Hier zwei derselben an einen gewissen Präsidenten Trepp in Splügen, einem Dorfe am Splügnerberge, über welchen die Gesandten mußten.

Folgender ist vom Baron von Cronthal an Trepp (der zugleich Gastwirth war):

„Monsieur, S. M. war heut selbst bei mir und gab mir die weitern Nachrichten über den ihnen bewußten Gegenstand. — Es sollen nebst den zwey ihnen bewußten Herren, noch drey andere mitkommen und zwölf Diener bei sich haben. Wenn sie bey dem Wallenstädter See nicht aufgehalten werden, (wie ich wegen Mangel der Pferde hoffe) so sollen sie heut auf Chur kommen. Thun auch sie ihr mögliches durch einen oder den andern Kunstgriff diese HH. etwas aufzuhalten. Die Pferde sind ohnehin auf den Alpen — —. Leben Sie wohl, und versichert, daß ich recht aufrichtig bin."

Den 4. „Ihr W. Dr. Crhl."

Wer unter den obigen Buchstaben S. M. verstanden sei, ist ungewiß. Man hat sie Salis-Marschlins gedeutet. Der andere Brief an Trepp ist von einem Hrn. Vieli, der zu der Zeit in Chur war. Er lautet also:

«Mon ami, die Franzosen sind hier. Verreisen morgen über Albula, Bernina und Grica. folgsam werden sie nicht das Vergnügen haben sie zu sehen. 20 Malixer wägen führen die Bagage.

„Was man heutiges Tages Politik zu nennen pflegt, schrumpft in kleinen Staaten und engern Kreisen zu bloßen Intriguen ein. Und was ist zuletzt oft die Politik der größern Höfe Besseres, als Kunst diplomatischer Ränke? Dabei geht alles edlere Gefühl unaufhaltsam in Gewissenlosigkeit zu Grunde; am Ende auch der Meister, sein feiles Werkzeug und sein Werk.“

„Die letzten Lebensjahre des Ministers Salis waren trauervoll. Er hatte das Vertrauen des Volks verloren; unter den Führern desselben, ja in seiner eigenen Familie, heftige Gegner. Im ganzen Lande war man der Unfugen und Plagereien müde, welche man bald der einen, bald der andern politischen Faktion, bald der österreichisch-gesinnten, bald der französisch-gesinnten, Schuld gab. Das Veltliner Geschäft, welches kein Ende nahm, und Alles aufregte; die Kornsperre, welche man von Schwaben her gegen Bünden veranstaltete; die durch Bestechung bewirkte allzuniedrige Verpachtung der Landeszölle; das Ruchbarwerden der Vertheilung heimlicher Jahrgelder durch Oesterreich an einflußreiche Bündner — dies, und mehr noch, verursachte endlich im Jahr 1794 Aufwallung in beinah allen Thälern und allgemeinen Aufstand. Einige behaupten, er sei von einem der Familie Salis gegen den Minister Ulysses von Salis angestiftet worden; dafür zeuge ein in Cläven vorgenommenes Verhör-Protokoll. Andere behaupten, es

---

ein l'dor täglich wird für jedes wägele bezahlt. es sind 20 Persohnen der Franzosen, mit Geschütz und waffen wohl versehen. Bansi macht den Franzosen gesellschaft. Zwey andere franzosen, aber nicht Jacobiner, kommen mit dem Mayländer botten.“

»Coire 10. Juillet.« „Votre tr. S. Vielj.“

Albula und Bernina gehören zu den höchsten Bergpässen Bündens, im Engadin; Malix aber ist ein Bergdorf, ohngefähr eine Stunde von Chur.

sei das Werk der österreichischen Partei und des Ministers Salis selbst gewesen, um die französische, oder „patriotische" zu Grunde zu richten."

„Es ward eine außerordentliche Standesversammlung niedergesetzt, um unparteiische Untersuchung anzustellen. Von der Unparteilichkeit der Menschen in bürgerlichen Unruhen einer Republik, muß man nicht mehr erwarten, als von Unparteilichkeit der Theologen in ihren kirchlichen Händeln. Auch Ulysses von Salis ward vor diese Versammlung berufen. Aber sein Gewissen fühlte er wohl nicht ganz rein. Schon dem ersten Verhör entfloh er. Diese Flucht gereichte zu seinem Verderben. Man versicherte sich seiner Papiere; sein sehr zusammengeschmolzenes Vermögen fiel dem Fiskus anheim; er selbst ward nachher, als Staatsverbrecher, vogelfrei erklärt. Nie sah er sein Vaterland wieder, auch nachdem, in Folge einer Reaktion, seine eigene Partei die Oesterreicher nach Bünden berufen hatte, unter dem Vorwand, das Land gegen den Einfall der französischen Armee zu decken."*)

„Er lebte von da an, als Verbannter, im Kanton Zürich; auch nach Korsakows Niederlage furchtlos in der Nähe des Hauptquartiers der französischen Armee, bis man ihn dem General Lecourbe verdächtigte. Als dieser ihn durch einen Stabsoffizier vor

---

*) Daß die österreichischen Truppen am 19. Oktober 1798 unter Anführung des Generals von Auffenberg, von den damaligen Machthabern Bündens eigenmächtig, ohne Auftrag und Vorwissen der Gemeinden, ins Land gerufen wurden, ist bekannte Thatsache. Der Verfasser obigen Berichts über den Minister Ulysses v. Salis-Marschlins fügt hinzu: „Nach Gefangennehmung des Herrn v. Auffenberg, wurde aus dessen Korrespondenz, die ein Lieutenant Bacher vom 7. französischen Husarenregiment vorfand, und der provisorischen Regierung einhändigte, der Hochverrath urkundlich erwiesen."

sich bescheiden ließ, floh er aus der Gegend; wohnte erst in einer Appenzeller-Hütte auf dem Gebirg über Gais; dann in St. Gallen; wechselte zwischen Zürich und St. Gallen ein paarmal den Aufenthalt und begab sich endlich nach Wien, wo er am 6. Oktober 1800 starb."

So endete ein Mann, durch seltene Gaben des Geistes zu großen Leistungen berufen, freudenlos, ruhmlos, ohne Recht auf Dankbarkeit der Zeitgenossen, oder des Vaterlandes. Er war ein liebenswürdiger Privatmann gewesen; aber in kleinlichen Verhältnissen vom kleinlichen Ehrgeiz der Herrschlust bestochen, hatte er nicht der Menschheit, nicht dem Vaterlande, nur seiner Eitelkeit Opfer gebracht.

Redings Ruhm.

Seit der Erscheinung Redings in Reichenau verfloß, bis wir einander wieder fanden, kaum die Zeit eines Jahres. Aber welche ungeheure Ereignisse füllten diese Frist aus; und in wie verwandelten Verhältnissen sahen wir uns wieder!

Noch schwebte uns damals vom Unglück des Vaterlandes keine Ahnung an. Ihm brachte indessen häusliches Leiden langen Schmerz. Denn er verlor seine junge Gemahlin, die er unaussprechlich liebte. Die Geburt einer Tochter hatte ihr das Leben gekostet.

Bald darauf bereitete ihm der völkerrechts-mörderische Einbruch der französischen Heere in die Schweiz furchtbare Zerstreuung. Anfangs schienen nur die an den Grenzen Frankreichs vorliegenden Aristokratien, Bern, Freiburg und Solothurn, von den Machthabern zu Paris bedroht zu sein, und die unvorsichtige Theilnahme büßen zu sollen, welche sie den Feinden der französischen Republik bewiesen hatten. Bern rief die übrigen Eidge-

nossen zum Beistand. Diese rückten erst spät in ungeordneten und unbeholfenen Massen langsam heran, mehr um sich selbst, als um Bern, besorgt. Aloys Reding, als Landeshauptmann der Schwyzer, führte die Seinigen bis vor die Thore Berns; bald aber, beim Anblick der allgemeinen Verwirrung, wieder zurück, weil er von seiner Regierung Befehl hatte, „unter solchen Verhältnissen nicht umsonst Volk aufzuopfern.“ Bern, Freiburg, Solothurn fielen in feindliche Gewalt, dieser zum Raube gelassen durch die übrigen Kantone, deren jeder, unbekümmert um alle andern, einzeln für sich wachen wollte.

In der thörichten Vereinzelung der Schweizer kam dann das Schicksal Berns über alle; auch über die drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Der Landeshauptmann Aloys Reding stand an der Spitze seiner Schwyzer. Neben ihm befehligten aber eigenmächtig durch einander, bewaffnet mit Säbel und Pistolen, Crucifix und Rosenkranz, einige Priester das durch sie glaubensbegeisterte Volk. Reding sah unvermeidlichen Untergang vor. Er weihte sich entschlossen dem Tode für seinen kleinen heimatlichen Freistaat, dessen gesammte Bevölkerung, mit Weibern und Kindern, kaum einem der kleinen Heertheile Frankreichs von 30,000—40,000 Mann gleich kam. Rührend war vor den Schlachttagen der Abschied von seiner Familie. Auf den Knieen vor seinem Vater liegend, empfing er den Segen des ehrwürdigen Greises.

Bekannt ist der darauf erfolgte Heldenkampf der Schwyzer gegen die französischen Brigaden bei Schindeleggi und Rothenthurm (2. März 1798). Die tapfern Hirten verbluteten an ihren eigenen Siegen. Redings Name ward unsterblich.

Während dieser Zeit schwebte ich in unaussprechlicher Angst und Unruhe. Die tiefe Empörung meines Gemüths gegen den mörderischen Uebermuth der französischen Regierung glich nur meinem Unwillen über die Zerfallenheit und Erbärmlichkeit der

Schweizer-Regierungen. Ich hoffte, der Widerstand der Hochgebirgsvölker werde die ganze Nation endlich noch einmal entflammen zum allgemeinen Aufstand. Ich hatte Reding geschrieben, mir zu erlauben, an seiner Seite zu fechten. Er ließ mich ohne Antwort. Bald darauf vernahm ich, ein einziger Tag habe schon Alles entschieden. Mir blieb nichts übrig, als ihm unter Thränen ein Wort des Trostes zu schreiben.

Noch bewahre ich seine Antwort, die eins der schönsten Denkmale einer heldenmüthigen Seele bleibt, welche durch das furchtbarste Schicksal überwältigt, nicht überwunden werden kann, und sich sogar der Wehklage schämt. Hier sein Brief.

Schwyz, den 25. Juni 1798.

Theuerster Freund, nichts könnte die Freude übertreffen, welche ich beim Empfang Ihres letzten Schreibens empfand, als das Dankgefühl, welche Ihre so warme, freundschaftliche Theilnahme in mir erweckte.

Es ist bekannt, daß jeder Staat seine Höhe und sein Alter erreicht, und dann der Tod dem politischen Körper so unvermeidlich ist, als dem menschlichen.

Ach, bester Freund, dies war auch unser Loos. Bei Sterbenden ist die letzte Krisis immer heftig; aber über alle Erwartung hartnäckig und tobend war der Todeskampf unsers kleinen Staats. Der Vater verlor seinen Sohn, der Sohn den Vater, der Freund seine Freunde, und alle brachten großmüthig, ohne sich zu beklagen, der edeln Freiheit diese so theuern Opfer dar; aber nur vergebens waren sie dargebracht! — Doch nein, — waren wir auch zu schwach gegen diese große und siegreiche Nation, die von unsern Vätern so theuer erfochtene Freiheit zu behaupten: so waren wir doch nicht schwach genug, selbige so leicht mit der Ehre unsers Namens zu verlieren. Und es war nicht Fanatismus,

wie Viele behaupten, sondern wahre, reine Freiheitsliebe und das Bewußtsein der gerechten Sache, welche ein so kleines Volk in einem so äußerst ungleichen Kampf mit Standhaftigkeit zu beseelen vermochten.

Hoffentlich werde ich noch das Vergnügen haben, Sie diesen Sommer zu sprechen, und dann Ihnen meine Gesinnungen besser mündlich mittheilen zu können. Ich erwarte nächstens die Frau Baronin de Travers. Mit ihr werde ich die Reise nach Bünden machen und dann wiederum einmal meinen theuern, biedern Freund Zschokke recht eng umarmen.

Ihr Freund Reding.

Unser Beider Hoffnung und Wunsch blieb einstweilen unerfüllt. Bürgerlicher Parteikampf und in seinem Gefolge der Krieg,

„Das finstere Haupt in Wettern, den Fuß in Blut getaucht,"

trat auch in die rhätischen Thäler. Ich floh, als Geächteter, und ward von den schweizerisch-gesinnten Gegenden des Landes mit Joh. Bapt. v. Tscharner, gewesenem Bürgermeister der Stadt Chur, zu den helvetischen und französischen Behörden nach Aarau abgeordnet, Fürsprecher ihrer Angelegenheiten zu werden. Als aber der Sitz dieser höchsten Behörden im Spätjahr, von Aarau nach Luzern, verlegt worden war, wohin ich ihnen folgte, sah ich auch meinen Freund von Schwyz wieder. Aber welch ein frohes, welch ein schmerzliches Wiedersehen war dies erste!

Von da an wechselten wir gegenseitige Besuche zwischen Schwyz und Luzern. Auf mein Ansuchen sammelten er und unser gemeinschaftlicher Freund, der Pfarrer Schneller von Lowerz, alle Aktenstücke, mündliche und schriftliche Nachrichten, welche über die Geschichte des Innern vom Kanton Schwyz und der beiden andern Urkantone in neuerer Zeit, so wie über die rühmlichen Treffen gegen das französische Heer unter des Generals Schauenburg

Befehl, Licht gewähren konnten. Ich versprach dann, im Frühling die ehrenvollen Schlachtfelder zu besuchen und die gesammelten Materialien zu einem Ganzen zu bearbeiten.*)

Während unserer angenehmen Winterunterhaltungen wurde ein neuer Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich wieder wahrscheinlicher. Unvermeidlich mußte die Schweiz, die von französischen Truppen überdeckt war, darin verwickelt, vielleicht das Schlachtopfer werden. Die helvetische Regierung rüstete zum Kampf, um, vereint mit den Franzosen, wenigstens die Verheerung von den Grenzen der Schweiz abzuhalten. Man wünschte auch meinen Freund an die Spitze eines Heerhaufens stellen zu können, in der Hoffnung, sein Name allein schon werde mächtig auf die tapfern Völkerschaften des Gebirgs einwirken und sie unter seinen Fahnen versammeln, Aber mit Widerwillen ertrugen diese Völkerschaften eine Staatsverfassung, welche ihnen von Ausländern aufgezwungen worden war. Sie haßten eine Regierung, in der sie Frankreichs dienstwillige Handlanger oder verächtliche Werkzeuge zu erblicken glaubten. Reding, hätte er damals wider Oesterreich gefochten, würde ihnen nur wie ein unzuverlässiger Ueberläufer erschienen sein und wäre ihnen ein Gegenstand größern Abscheu's geworden, als er bisher Gegenstand der Hochachtung gewesen war.

Obgleich Reding höhere Ansichten von den letzten Begebenheiten hatte, als sein Volk; obgleich er überzeugt war, daß es zu jeder Zeit ehrenvolle Pflicht sei, dem Vaterlande zumal inmitten allgemeinen Unglücks, in seiner Verlassenheit von allen europäischen Mächten, und bei der Unterdrückung von übermüthigen Siegern,

---

*) So entstand die später in Basel geschriebene „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone“, welche (bei Geßner in Zürich) aber erst im Jahr 1801 vollendet im Druck erschien.

mit Vergessung alles Partei-Strebens, zu dienen (wie er denn auch kein Bedenken trug, in seiner Heimat ein untergeordnetes Amt zu bekleiden) — wagte es dennoch nicht, jedem Urtheil, oder Vorurtheil, seiner Landsleute Trotz zu bieten. Er war aber auch in Wahrheit viel zu sehr Schwyzer, um, im großen Sinne des Wortes, Schweizer zu werden; das heißt, noch zu sehr von jener Denkart befangen, die aus einem mehrhundertjährigen Föderalismus heraufgewuchert war, und in welcher erst noch vor zwölf Monaten die Gebirgskantone dem schwer bedrängten Bern, als es um Hilfe rief, zur Antwort gaben: „Der Bundesfall sei noch nicht eingetreten," in welchem sie zu einem Beistand verpflichtet wären. Selbst den allfälligen Versuchungen der Ruhmliebe, an der Spitze eines schweizerischen Heeres zu stehen, widerstand eine noch größere Liebe zu seiner Familie, deren Wünsche ihm höher galten, als die eigenen.

In Folge des mir von Mitgliedern des Vollziehungs-Direktoriums der Republik geäußerten Verlangens, fragte ich in einem meiner Briefe Reding an, ob er einen Heerbefehl übernehmen würde? — Hier seine Antwort, die sich theils auf diese Frage, theils auf unsern damaligen Verkehr wegen der Geschichte von Schwyz bezog.

Schwyz, den 25. Februar 1799.

„Ihre Aufforderung, mein theuerster Freund, ist so dringend und freundschaftlich, daß ich keinen Augenblick anstehen würde, mich sogleich zu Ihnen auf Luzern zu begeben, wenn mir nicht meine Amtspflicht das Widrige geböte. Statt meiner kömmt aber Bürger Schueller, welcher Ihnen noch morgen Abends unser historisches Manuskript vorlegen, und sich mündlich mit Ihnen darüber berathen wird.

Ueber die Frage, ob ich das Oberkommando über ein Truppenkorps annehmen würde, wenn mir solches zur Vertheidigung

des Vaterlandes übertragen werden sollte, muß ich Ihnen freundschaftlich die Ursachen entdecken, welche mich bewegen würden, ein solches abzuschlagen.

Ich habe einen ehrwürdigen vierundsiebenzigjährigen Vater, der schon dreiunddreißig Jahr so väterlich für mich gesorgt hat, daß ich, als seine wirklich einzige Stütze, mit der allerbeflissensten Pflege, die ich während seinem Leben für ihn haben werde, nur zum Theil wiedererstatten kann, was ich ihm schuldig bin. Diese Pflicht, als Sohn, und die, als Vater, welche mir nicht nur gegen mein eigenes, zartes Kind, sondern auch gegen zwei noch unerzogene, vaterlose Neffen, obliegt, scheinen mir so wichtig, daß ich mich selbst anklagen müßte, wenn ich alle, bei den dermaligen Umständen, verlassen sollte.

Zwar ist es wahr, daß die Pflicht gegen das Vaterland, wenn solches in Gefahr ist, bei jedem wahren Republikaner die erste Sorge sein soll. Auch fühlte ich diese Pflicht voriges Jahr, und übernahm das Kommando unserer damaligen Landestruppen, ungeachtet der bedenklichen Lage meiner Familie. Das Verhältniß aber war damals ganz anders. Es befand sich, so zu sagen, kein Offizier im Lande, der sich getraute, meine Stelle zu vertreten. Jetzt aber, da wir Schweizer nur eine Familie ausmachen, zählen wir so viele erfahrene und geschickte Kriegsmänner, daß dergleichen Stellen ohne Anstand mit Leuten, die alles Zutrauen verdienen, zur Genüge besetzt werden können."

Man sieht ohne Mühe, hinter dem Schein aller dieser Gründe, Redings Abneigung gegen ein Verhältniß, das seiner Denkart, seinem ganzen Gemüth, widernatürlich war, und sein mußte.*)

*) Späterhin, im Jahr 1800, ward ich abermals von Paul Usteri (damals in der helvetischen Regierung) angefragt, ob Reding die Stelle eines Kriegsministers übernehmen würde? Reding besaß dazu

Man kann sich vom damaligen Zustand der Schweiz und der in ihr herrschenden Verwirrung der Völkerschaften, der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Gesetze, Sitten, Neigungen und Begriffe keine Vorstellung machen. Alles war aus den uralten Geleisen herausgeworfen. Jeder schien sich in seinen nächsten Umgebungen Fremdling geworden; keiner vertraute ganz dem Andern; keiner verstand recht des Andern Sprache und Sinn. Europa selbst war irre geworden an dieser altberühmten Eidgenossenschaft, daß sie, gepriesen wegen ihrer Freiheitsliebe und Tapferkeit, in einem Kampfe um ihr ganzes Dasein, ohne bedeutenden Widerstand, in wenigen Wochen oder Tagen, von einem geringen Heerhaufen bezwungen werden, und nachher, auch bei den günstigsten Gelegenheiten, sich nicht durch eigene Kraft von ihrem Fall wieder erheben konnte. — Aber Europa hatte das vorangegangene innere Staatsleben dieser Eidgenossenschaft nie in seiner nackten Wirklichkeit erkannt, sondern nur im schönen Nachglanz, welchen die Heroenwelt des Alterthums darüber verbreitete, und die dichterische Einbildungskraft der Reisebeschreiber bisher bewahrt hatte.

Rückblick auf den Eidgenossen-Staat im achtzehnten Jahrhundert.

Es möge erlaubt sein, mich in diesen „Erinnerungen“, die weder Biographie noch Staatsgeschichte sein sollen, nach freiem Gefallen zu bewegen, und hier episodisch in großen Umrissen ein Bild von der seltsamen Gestaltung der damals eben untergegangenen alten Eidgenossenschaft der Schweizer einzuschalten. Es kann dies wohl um so füglicher geschehen, da die Erinnerung an den

---

nicht die erforderlichen Fähigkeiten. Ich antwortete dies, und Reding billigte die Antwort.

edeln Aloys Reding zugleich Erinnerung an den uralten Bundesstaat ist, dessen letzter Vertheidiger er im Gebirg der Waldstätte, wie der treue und heldenmüthige Schultheiß Steiger in Bern, gewesen war. Vielleicht auch dürfte Manches von dem, was ich noch zu erzählen habe, Redings spätere Handlungsweise selber, und Vieles, was noch in gegenwärtiger Zeit den Schein des Räthselhaften an sich trägt, durch ein klares Anschauen der im Jahre 1798 gebrochenen halbtausendjährigen Verhältnisse, für den Welt- und Menschenbeobachter verständlicher werden.

Seit Zertrümmerung des römischen Weltreichs gehörte das Bergland zwischen Alpen und Jura, bald vereint, bald getrennt, abwechselnd den Barbaren, die seit dem fünften Jahrhundert Europa überschwemmten, und immer von nachflutenden Eroberervölkern verschlungen wurden. Darauf verschwand es, ein geringer Punkt, im weiten Reiche Karls des Großen; und trat, nach dessen Untergang, wieder hervor, unter der Herrschaft von eigenherrlichen Klöstern und Grafen zerstückelt, oder mit Städten und Thalschaften unter Savoyens oder des Reiches Schutz. Ohne gemeinsames Oberhaupt und Gesetz lebten die Bewohner dieses Gebirgsstriches von Viehzucht und Ackerbau; nur in wenigen Städten vom Zwischenhandel und Gewerbsfleiß. Sie führten bald ruhiges Leben, bald kleine Fehden, von denen die Welt keine Kunde nahm.

Als Oesterreichs beginnende Macht, ohnehin schon auf helvetischem Boden begütert, auch noch die Thäler von Uri, Schwyz und Unterwalden im vierzehnten Jahrhundert an sich gewinnen und ihre herkömmlichen Freiheiten auflösen wollte, verbanden sich die Leute daselbst zur Selbstvertheidigung. Außer ihren Heerden und Alpen kannten und wollten sie keinen andern Reichthum. Die Armuth ihres Felsenlandes gab ihnen ein Glück, beneidenswürdiger, als Pracht und Ueppigkeit der furchtbarsten Königreiche. Dies Glück war ihre Freiheit und Vergessenheit von der Welt.

Für dies Gut ward mit Verzweiflung gestritten. Die Schlacht von Morgarten krönte den Bund der Hirten mit Ruhm. Ehe fünfzig Jahr vergingen, hatten andere helvetische Städte und Landschaften, die Schwäche der Fürsten, den Vortheil der Zeiten benutzend, Schutzbündnisse mit den Hirtenthälern geschlossen, um durch sie gestärkt, ihre eigenen Rechtsame vertheidigen, oder erweitern zu können.

So entstand nach und nach im althelvetischen Hochlande eine Verknüpfung der einzelnen, von einander übrigens unabhängigen Städte nnd Länder, welche bald, durch manchen blutigen Sieg für ihre Freiheiten, weit umher unter dem Namen der schweizerischen Eidgenossenschaft berühmt, aber erst im westphälischen Friedensschluß als selbstständiger Gesammtstaat anerkannt wurden.

Die Schöpfung dieses neuen Bundesstaates im Herzen des Welttheils war jedoch nicht das Werk einer umfassenden, staatsklugen Berechnung, sondern Sache des Zufalls und des langsamen Spiels der Umstände von Jahrhunderten gewesen. Auch war dieser Bund, weder durch seinen Zweck, noch minder durch seine Zusammenfügung, eine außerordentliche Erscheinung des Mittelalters. Gleichartig hatten sich durch den Norden und Süden Deutschlands, in Italien und andern Ländern die schwächern Städte und Herrschaften zum Widerstand gegen das eherne Faustrecht der Gewaltigern zusammengezogen.

Die Eidgenossen betrachteten sich, ungeachtet ihrer Bundesschaft, keineswegs als ein einziges Volk; so wenig, wie etwa die deutschen Hansestädte, oder italienischen Freistaaten des Mittelalters. In der Gestalt, worin sie aus dem dunkeln Gewühl allgemeiner Gesetzlosigkeit im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert hervorgetreten waren, verharrten sie. Furcht vor Ehrgeiz einiger Mächtigen hatte sie zusammengedrängt; aber auch sie selbst wollten einander nicht zu fürchten haben. Eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, verschmähten

sie jede engere Verknüpfung unter sich. Außer der Religion hatten sie nichts mit einander gemein; kaum die Sprache. Ueberall waren Verfassung, Sitte, Gesetz, Verkehr, Interesse, Maß, Gewicht und Münze anders. Der Schweizer, sobald er über die Grenze seines Kantons in den benachbarten trat, war in der Schweiz so vollkommen Fremdling, als es der Preuße am Thor vor Wien sein mag.

Nur im Fall eines feindlichen Angriffs von außen waren die Glieder des Bundes zum bewaffneten Beistand, alle zum gegenseitigen Schutz ihrer Rechtsame und Freiheiten verpflichtet; desgleichen bei Zerwürfnissen unter sich selbst, nicht Gewalt, sondern Schiedsrichter entscheiden zu lassen, und Verträge mit Auswärtigen nicht ohne Genehmigung der übrigen Stände zu schließen. In diesen wenigen Worten lag das Wesen des Bundes begriffen. Ihre gemeinsamen Angelegenheiten verhandelten die kleinen Staaten auf einer Tagsatzung, bei welcher jeder Gesandte seine bindende Instruktion aus der Heimat mitbrachte. Den Vorsitz bei derselben, den Verkehr mit fremden Gesandten, und vermittelnden Briefwechsel mit den Regierungen des Staatenbundes, führte die Regierung des Kantons Zürich, unter dem Namen eines „Vorortes", aber ohne mit irgend einer andern Gewalt bekleidet zu sein.

Aber weder sämmtliche dreizehn Hauptstaaten, oder „Orte" hatten gleiche Rechte und Vortheile, oder gleiche Verträge mit allen andern, noch die übrigen dreizehn eigenherrlichen kleinen Staaten, die sich zur Eidgenossenschaft, als sogenannte „zugewandte Orte" zählten, und mit ihnen den „helvetischen Staatskörper" bildeten, hatten einerlei Ansprüche. Wohl regte in spätern Jahrhunderten zuweilen ein heller Geist den Gedanken an Knüpfung eines engern, kräftigern Staatsverbandes aller dieser 20 bis 30 Souveränetäten an. Aber sie stießen den Einfall, als eine politische Narrheit, von sich ab. Keiner von ihnen würde, selbst in

Zeiten der glänzendsten Siege, oder der größten Gefahren, das Geringste von seinen Selbstherrlichkeitsrechten für die Eroberung der halben Welt aufgeopfert haben.

Als sich die Eidgenossenschaft auf einem naturfesten Flächenraum von ungefähr 900 Geviertmeilen mit einer kriegerischen Bevölkerung von beinahe zwei Millionen Seelen ausgestaltet hatte, konnte sie zwischen den benachbarten Reichen anfangs als eine bedeutsame Macht gelten. Denn Frankreich war in jenem Zeitalter noch schwach, innerer Kriege Raub, bald von England, bald von Burgund bedrängt. Burgund gehörte damals durch Ländermassen und innern Reichthum zu den bedeutendsten, durch Karls des Kühnen Eroberergeist zu den furchtbarern Staaten. Burgund verschwand aber unter den Siegen der Schweizer aus der Weltgeschichte. Als der kühne Karl gegen sie bei Granson seine Schätze, bei Murten den Kern des Heers, bei Nancy das Leben verloren, behielten die Eidgenossen den Ruhm; Frankreich und Oesterreich theilten Burgund.

Oesterreich war damals noch ein neues Reich im Werden, allseitig in Händeln verwickelt, und anwachsend mehr durch Erbschaft und Heirathsverträge seiner Fürsten, als durch Eroberungen seiner Heere. Die meisten Besitzungen desselben zwischen dem Rhein und den Alpen wurden eine ruhmvolle Beute der Eidgenossen und die sechs Schlachten des Jahrs 1498 vernichteten Oesterreichs letzte Anstrengung, den helvetischen Völkerschaften das Gesetz zu schreiben.

Italien konnte den Alpenstaaten nicht furchtbar werden. Mailand, meistens von elenden Herzogen beherrscht, lag durch Venedigs Macht und innere Zerrissenheit ohne Kraft. Savoyen, bei all seiner Vergrößerungssucht, ward durch das einzige Bern allein gedemüthigt.

Es gab ein Zeitalter, da die Eidgenossenschaft, wäre sie fester geeint, unter Leitung eines einzigen republikanischen Hauptes gestanden gewesen, die Grenzen ihres Gebietes weit über Rhein und

Rhone, Jura und Alpen hinaus gerückt und im Mittelpunkt Europens eine machtvolle Stellung eingenommen haben würde.

Noch im Lauf späterer Tage bot sich dazu Gelegenheit. Nach Karls des Kühnen Tode war es den Landständen von Hochburgund um Vereinigung mit den Eidgenossen zu thun. Bern neigte sich ihren Wünschen hin; aber die Eifersucht der übrigen Kantone wehrte es ab.

Die Erhebung der Schweiz zu einer starken Mittelmacht zwischen nebenbuhlerischen Monarchien, welche Jahrhunderte lang den Welttheil mit ihren Kriegen erfüllten, war Heinrichs IV., Königs von Frankreichs, großer Gedanke. Ravaillac's Messer vernichtete mit dem Leben dieses edeln Fürsten alle seine erhabenen Entwürfe.

Auch Elisabeth, Königin von England, hegte ähnliche Wünsche; einerseits die vereinigten Niederlande unabhängig von spanischer Gewalt, durch einige deutsche Provinzen, anderseits die eidgenössischen Hochlande durch Elsaß und die Freigrafschaft Burgund mächtiger zu machen.

Aber die ersten Gegner solcher Entwürfe würden ohne Zweifel die Schweizer selber geworden sein; nicht aus Staatsklugheit, nicht aus bescheidenem Widerwillen gegen Größe, oder aus Ehrfurcht für Völkerrecht. Ihre einzeln oder gemeinschaftlich geführten Kriege hatten häufig von diesen Tugenden das Gegentheil bezeugt. Aber Furcht der kleinern Kantone vor überlegener Anzahl der größern, oder der demokratischen Orte vor gebieterischem Einfluß der Aristokratien, oder der katholischen Stände vor wachsender Stärke der protestantischen, und eben so umgekehrt, sträubte sich gegen alle Erweiterung des Staatenbundes. Vergrößerung Aller, durch unterthänige Gebiete und reiche Landvogteien, hatten sie nicht verschmäht; aber die Vermehrung von ihres Gleichen scheuten sie. So wollte Graubünden noch im Jahr 1797 die Grafschaften Cläven, Veltlin

und Worms nicht als freien, vierten Bund in sich aufnehmen, sondern entweder als Unterthanen, oder gar nicht besitzen.

Während Frankreich, Oesterreich, alle Staaten des Welttheils ihre Formen veredelt und durch Zusammenleitung der vom alten Lehenwesen getheilten Volkskräfte verstärkt hatten, blieb nur die eidgenössische Verfassung planlos, wie sie entstanden war. Die ehemaligen Herzoge von Oesterreich, dann Inhaber mehrerer Königskronen, zitterten vor keinem Tage von Morgarten und Sempach mehr. Richelieu's blutdürstige Staatsklugheit hatte den Bourbonenthron mit unbeschränkter Gewalt bewaffnet. Die Grenzen beider Reiche umklammerten darauf in weiten Halbbögen das Land der Schweizer. Diese aber verharrten, wie sie waren; das Gefühl ihrer Schwäche und gemeinsamen Gefahr konnte sie nicht ermannen, sich, zu Schutz und Trutz, fester an einander zu gliedern, sondern konnte ihre Politik nur zu jener feigen Geschmeidigkeit niederdrücken, mit welcher man zweien Herren zu dienen pflegt. Bloß durch die Nebenbuhlerschaft beider vorhanden, ohne Stimme in der europäischen Staatenfamilie, beschränkte sich die Thatkraft dieser kleinen zersplitterten Regierungen auf vereinzelte Verbesserungen im Innern der engen Gebiete, und die kleinlichen Zwiste von Kanton zu Kanton.

Die Eidgenossenschaft stand zuletzt in der Mitte des verwandelten Welttheils einsam da; doch merkwürdig, oder ehrwürdig, wie eine Ruine fremder Zeit. Die Anmuth oder majestätische Wildheit ihrer Thäler und Eisberge, im Einklang mit der Sitteneinfalt und furchtlosen Biederkeit der Einwohner, entzückte und begeisterte die Reisenden für sie; der Zauber der Dichtkunst vereinte sich mit den romantischen Sagen der Vorwelt, die alte Heimat der Tellen, Hallwyle und von der Flüe, oder die neue der Haller, Johannes Müller und Pestalozzi zu verherrlichen. Wie ward die Freiheit des Heldenlandes gepriesen, während anderthalb

Millionen Schweizer nur Unterthanen einiger Städte und Thalgelände sogar die bürgerliche Freiheit monarchischer Unterthanen zu beneiden hatten! Wie ward die hohe Eintracht dieses Volks gepriesen, während kein Jahrhundert, seit dem ersten der Bundesstiftung, ohne blutige Bürgerkriege, ohne blutige Aufstände der unterdrückten Völkerschaften verlief!

Es vereinigen sich die Familien der Menschen zu Staatsgesellschaften, um durch den Verband ihrer Kräfte, Talente und Mittel aller Art, Sicherung gegen fremde Gewalt, erhöhten Genuß des Lebens und Stiftungen zur Veredelung ihres Daseins zu gründen. Dafür opfern die Einzelnen von ihrer ungebundenen, natürlichen Freiheit willig auf. — In der Schweiz sah man das Streben zum Gegentheil. Die Glieder des Staatenbundes, um einzeln freier zu stehen, scheuten nicht nur jede Festergestaltung desselben, sondern fanden oft sogar schon seine schlaffen Bande zu lästig. Die Kantone zogen, so viel als möglich, auseinander. In den Kantonen wieder strebten die Bestandtheile derselben, mit ihren kleinen Rechten und Vorrechten, die Stände, die Städte, die Dorfschaften und Thalschaften auseinander. Jedes wollte, wenn auch nur im schmalsten Raum, frei für sich sein und stieß daher nach allen Seiten an, wo andere Freiheiten in gleichem Maß vorhanden waren. Das Ganze ging in Zersplitterung seiner Theile unter; das Leben der Nation zerfiel in tausend isolirte Leben von Ortschaften und Familien; die selbstsüchtige Freiheitsliebe aller Einzelnen erwürgte die Freiheit des Volks.

Daher entsprang allgemeine Ohnmacht. Nirgends Nationalgeist; nirgends ein großes Nationalunternehmen. Auch was die weisesten von den Regierungen, die mächtigsten von den Alpenstaaten Löbliches verrichten konnten, blieb Stückwerk. Das Beste ward immer nur von Privatpersonen vollbracht, oder kleinen Gesellschaften erleuchteter Bürger. Die Regierungen begnügten sich

mit dem Ruhm treuer, wenn auch nicht immer staatsweiser, Verwaltung des öffentlichen Vermögens, und unbestechlicher Liebe der Gerechtigkeit, in so weit diese, bei Unkunde oder Willkür der Richter, stattfinden konnte. Dieselben Männer, oft aus denselben Familien, waren fast überall Regenten, Gesetzgeber und Richter zugleich; Strafgesetzbücher fast nirgends vorhanden; Straf- und Zuchtanstalten nur an wenigen Orten; der Gebrauch der Tortur, milder oder härter, noch bei vielen Gerichten.

Selbst für die Sicherheit eines zwischen übermächtigen Nachbarn leichtgefährdeten Daseins sah man nur unvollkommene oder keine Maßregeln getroffen. Zürich, Bern, Luzern und einige der andern Aristokratien zeigten zwar gefüllte Zeughäuser vor; aber ließen die kriegerische Jugend des Landes ungeübt in der Waffenkunst, und wagten kaum, ihr Waffen anzuvertrauen. Seit den sechs Schlachten des Schwabenkrieges und der ruhmvollen Niederlage bei Marignan, hatte man, im Schatten erfochtener Lorbeern, die Verwandlungen der europäischen Kriegskunst wenig beachtet.

Als der Sturz der französischen Bourbonen, und die lange Folge von Kriegen, die Gestalt des Welttheils am Ende des achtzehnten Jahrhunderts veränderte, ließ sich die Eidgenossenschaft, ihrer Schwäche sich bewußt, lieber Mißhandlung und Ungerechtigkeit von den Machthabern zu Paris gefallen, als daß sie sich zur Stärke ihres Bundes ermannt hätte, durch Freisprechung ihrer murrenden Unterthanen, und durch theilweise Aufopferung ihrer Ortssouveränetäten, zur Begründung einer mächtigern Bundesregierung. Rom ward nicht durch seine Comitien bedeutsam und bewahrt, sondern durch seine Konsuln; und nicht durch seine Senatsbeschlüsse, sondern durch Diktaturen oft vom Untergang errettet.

Man wagte es in jenen verhängnißvollen Tagen nicht, sich im rechten Augenblick dem wider Frankreich ankämpfenden Europa offen anzuschließen, sondern nur dessen Sache heimlich zu beför-

dern, dabei den Frieden von einem Jahre zum andern durch Unterhandlungen fortzuspinnen, und durch kleine Heerhaufen an den Grenzen des Landes mehr das Dasein derselben zu bezeichnen, als zu schützen.

Frankreichs Legionen siegten über Oesterreich. Manches alte Erbe Habsburgs, oder früherer Siege Frucht, ward Beute der Ueberwinder. Der siebenzehnte Oktober 1797, als mitten unter Bonaparte's Eroberer-Fahnen der Friede von Campo-Formio geschlossen wurde, entriß der Schweiz plötzlich die ehemalige Haltung und Bedeutsamkeit. Mit ihren Alpen gleichsam aus der Stelle gehoben, in der sie sonst lange Zeit Scheidemauer der zwei gewaltigen Nebenbuhlerstaaten gewesen, lag sie nunmehr im Schooße eines dieser Reiche selbst; ihre Gunst und ihr Haß hatte für das eine allen Reiz, für das andere alle Gefährlichkeit verloren. Ihr Fall ward vorausgesehen. Sie fiel. Wie ein schon aufgelöstes Heer, fochten ihre übungslosen Truppen nur einzeln, nicht für die Eidgenossenschaft, sondern für den Ort, dem sie gehörten.

So unfähig die tapfern Völkerschaften erhalten worden waren, fremdes Joch von sich abzuwehren, so unfähig waren sie aber auch durch ihre Natur, es mit Gelassenheit zu ertragen. Wenige Monate nach ihrer Unterwerfung vernahm man schon von vereinzelten, blutigen und fruchtlosen Aufständen. Erst jetzt offenbarte sich das Unglück der Besiegten und die Unsicherheit der Sieger in der Schweiz.

Der Aufstand in Schwyz.

Auch Reding sah sich im Frühjahr 1799 in einen dieser Aufruhre verwickelt, ohne seine Schuld; und doch ward er ein Opfer derselben, obwohl er das wahnsinnige und blutige Unternehmen zu

verhüten bemüht gewesen war. Er verabscheute die gewaltthätige Regierung Frankreichs; aber ehrte deren tapfere Krieger, und behandelte sie, mit denen er sich auf dem Schlachtfelde gemessen, fortan wirthlich und gefällig. Er hoffte im Stillen auf den Tag, da gemeinsame Noth alle Schweizer zu einem Sinn und einer Kraft verbinden könnte, um das fremde Joch im gelegensten Augenblick abzuwerfen; er begünstigte für diesen Zweck sogar das Dasein einer Zentralregierung, unter welcher sich Alles zu Einem verschmelzen sollte, was vormals in den unheilvollen Ortssouveränetäten zerstückelt gelegen war: aber er blieb zu besonnen, um Empörungen einzelner Ortschaften gegen französisches Militär Hand zu bieten. Er erkannte die Unhaltbarkeit der vom Auslande aufgezwungenen Staatsverfassung; aber er betrachtete sie wie ein schmerzhaftes Heilmittel, zur Rettung des Vaterlandes, durch Erregung und Verknüpfung von dessen Kräften und Gliedern. Es war seiner Gemüthsart und seinen Verhältnissen entgegen, irgend eine der Hauptstützen der helvetischen Regierung zu werden; aber er beklagte deren Mißgriffe, wodurch jene Verschmelzung der Massen mehr gehindert, als befördert wurde.

So kannte ich ihn; so sprach er in Stunden der Vertraulichkeit mit mir; so schrieb er mir. Davon zeugen noch einige seiner aufbewahrten Briefe, die er kurz vor dem Aufruhr von Schwyz sandte, der damals schon, ohne sein Wissen, von den umliegenden Dörfern in verborgener Thätigkeit bereitet ward. In Luzern, dem Sitz der Regierung, hatte man schon über diese heimlichen Bewegungen unbestimmte Anzeigen erhalten. Ich hielt es für Pflicht, ihn darauf und über seine Stellung aufmerksam zu machen. Er antwortete:

Schwyz, den 1. April 99.

— „Ueber Ihr Letztes vom 26. März, theuerster Freund, wäre so viel zu schreiben, daß mehrere Briefe nicht hinreichen würden,

Ihnen alles dasjenige auszudrücken, was ich Ihnen darüber sagen möchte. Ich verspare die Antwort also bis auf jene Zeit, da ich Sie mündlich spreche, was hoffentlich nicht mehr lange anstehen wird. Nur ersuche ich Sie, trachten Sie die Rechtfertigung zu lesen, welche wir jüngsthin dem Vollziehungs-Direktorium zugeschickt haben, und dann werden Sie hoffentlich eben so wenig an unserer Unschuld, als an den Absichten, die man gehabt hat, uns zu verläumden, zweifeln können."

„Mich freut es, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich will, das Stehende soll bestehen! Aber, lieber Freund, man sieht leider die Art, die jetzige Landesverfassung zu befestinen, von so einem verschiedenen Gesichtspunkt an, daß es mir scheint, es seien Viele, die unter dem Namen ihrer „Vertheidiger" an ihrem Untergang arbeiten. Z. B. Leute, die, nebst ihrem Eigennutz, nie ein anderes System, als das der schwärzesten Verläumdung und persönlichen Rache gekannnt haben: nie werden sie für das Wohl unserer Republik arbeiten, und wenn sie noch einmal mehr Patriotismus in ihren Worten und Schriften führten. Um ihre Leidenschaft zu befriedigen, opfern sie manchmal das Wohl ganzer Völkerschaften auf. Hätte unsere Regierung, aus der Zahl der Oligarchen, die ehemaligen Landvögte als Flügelmänner aufgestellt, so wäre wohl manches in unserer lieben Republik nicht besser gegangen. Es scheint, das Verhängniß habe unserm Volk zur Strafe, wegen der so vielen Landvögte, mit welchen es ehemals seine Unterthanen plagte, nun auch einen alten ennetbirgischen Landvogt geben wollen."*)

---

*) Es bezieht sich diese Stelle auf den damaligen Regierungsstatthalter von Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, der ehemals Landvogt in den italienischen Vogteien, jenseits des Alpengebirgs (ennetbirgisch) gewesen war.

„Was über Gährung und Unruhe in unserm Distrikt dort in Luzern geredet wird, ist grundlos. Ich behaupte, daß seit dem unseligen Aufstand in Unterwalden kein Distrikt in der ganzen Republik ruhiger gewesen, als der unserige. Einige wahre Vaterlands- und Volksfreunde, die gewiß am meisten zu dieser Ruhe beigetragen haben, leiten den Grund dazu daher, daß keiner von den bei uns sogenannten „Herren“ dem Volke nur einen Finger bieten würde, etwas wider die neue Ordnung der Dinge vorzunehmen. Und ich glaube, diese täuschen die Republik weniger, als jene, welche immer von Gährung und Aufruhr sprechen, um sich durch diesen verabscheuungswürdigen Vorwand bei der Regierung nicht nur das Verdienst eines unerschrockenen Patriotismus zu erwerben, sondern sich dadurch ein Feld zu öffnen, andere Leute mit den gefährlichsten Nachstellungen zu verfolgen, die sie fürchten, weil sie von selben im Grund gekannt sind.“

„Es lebe die Republik und jeder Staat, wo der rechtschaffene Mann zu allen Zeiten die Wahrheit reden darf!“

So urtheilte Reding; so noch einige Wochen nachher; aber am 28. April, dem letzten Sonntag dieses Monats, welcher sonst Tag der Landsgemeinde zu sein pflegte, brach der Aufruhr aus. Mehrere tausend Landleute von den benachbarten Thälern und Bergen, alle in Hirtenhemden, drangen bunt bewaffnet in erster Morgenfrühe von allen Seiten und in tiefer Stille gegen den Hauptflecken Schwyz, wo eine französische Besatzung von einigen hundert Mann lag. Diese ward aufgefordert, sogleich das Land zu räumen. Die Einwohner des Fleckens lagen noch im Schlafe; sie wurden vom Gewehrfeuer in den Straßen aufgeweckt. Die Franzosen, überrascht und übermannt, mußten sich zurückziehen und über den See schiffen. Ihrer viele wurden gefangen, und die Gefangenen mißhandelt, verwundet, ermordet. Dann erwählten die wilden Haufen der Sieger einen Ausschuß achtbarer Männer, das Werk zu

vollenden, was so blutig begonnen war. Wer sich weigerte, den Volkswillen zu thun, gerieth in Lebensgefahr. Wenige Tage nach diesem schrieb mir Reding folgende Zeilen:

„Wenn Sie den hundertsten Theil von allen dem, was diese Zeit hindurch über mich geredet worden, hätten glauben können, so würden Sie dies Schreiben mit Widerwillen eröffnen; ja ich würde Ihrer Freundschaft wahrlich nicht werth sein. Aber ich weiß, Sie beurtheilen Ihre Freunde und Feinde erst, wenn sie der Fehler überwiesen sind und verabscheuen Verläumdung eben so sehr, als Vorurtheile. Der Ueberbringer, oder meine Niece Weber, werden Ihnen Alles umständlich erzählen, wie die entsetzliche Conspiration von unsern Emigrirten und andern unruhigen Bauern auf eine über alle Erwartung verschwiegene Art hat können angezettelt und ausgeführt werden."

„Kaum war die fränkische Besatzung vertrieben, so ging die Wuth der Bauern gegen die Einwohner des Fleckens Schwyz. Mich hatten sie bei der Gurgel und begehrten von mir Rath und That. Ungeachtet dies nicht die bequemste Lage war, um offen seine Meinung zu äußern, blieb ich doch im Zorn meinen Grundsätzen und der Wahrheit treu und sagte den Leuten: wie unglücklich und ungeschickt sie gehandelt hätten, und daß sie sich nun Rath bei denen holen sollten, von denen sie zu diesem unverantwortlichen Schritt verleitet worden wären. Meine Vorstellungen vermochten nichts über die tobenden Bauern und man zwang mich, wie andere ehrliche Männer vom Flecken Schwyz, ihre Rathgeber zu sein. Man gab uns Vollmacht, Alles zu thun, was dem Volk gefiel; nichts, was uns gefiel. Gott, welche stürmische und gefahrvolle Tage waren diese für alle rechtschaffene Bürger! Wir retteten mit Noth das Leben der gefangenen und verwundeten Franken; und durch unsere Entschlossenheit, eher das unsrige aufzuopfern,

als zuzugeben, daß diesen Leides geschehe, auch Kriegskasse und Geräthschaften der Offiziere und Soldaten."

„Wenn ich noch einmal solchen 28. April erleben müßte, so würde ich nichts anders wünschen können, als daß mir Gott wiederum die gleiche Standhaftigkeit verleihen möchte, so zu handeln, wie ich diese Zeit hindurch gehandelt habe. Ich wünsche, daß Sie und alle meine Freunde nie in solche traurige Lage kommen. Denn es braucht nicht nur Charakter und Standhaftigkeit, sondern ein blindes Glück, um zwischen solchen rohen Steinen nicht zerrieben zu werden. Ich weiß, Sie werden mit meiner Aufführung zufrieden und mir immer Freund sein. Ich grüße Sie recht herzlich.

Ihr Freund Aloys Reding."

Die Auswanderung der Schwyzer.

Unser Umgang und Briefwechsel ward hier jählings durch eine Reihe außerordentlicher Ereignisse unterbrochen. General Soult rückte, an der Spitze einiger Brigaden, wenige Tage nach jenen Vorfällen, in den Bezirk Schwyz ein, wo der Aufstand eben so rasch und unblutig gedämpft ward, als er entstanden war. Mich sandte die Regierung fast in denselben Tagen als ihren Kommissär, mit den ausgedehntesten Vollmachten, in das Unterwaldnerland, wo nach wieder erneuerten Unruhen, die Gefängnisse mit politischen Verbrechern angefüllt, Elend, Verzweiflung und Gährung herrschend waren. Bald darauf drangen die österreichischen Heermassen siegreich in der Schweiz vor. Die Regierung verlegte ihren Sitz von Luzern nach Bern. Erzherzog Karl besetzte Zürich; auch Schwyz und Uri bis zu den Höhen des St. Gotthard. Ueber ein Drittheil der Schweiz war von österreichischen Waffen bedeckt. Jede Verbindung zwischen jenen Gegenden und denen, welche von Franzosen vertheidigt wurden, hörte auf. Reding wohnte kaum fünf Weg-

stunden von mir. Nur ein schmaler Landstrich und der See der vier Waldstätte trennte uns. Aber keiner empfing vom andern ein Lebenszeichen, da wir eben um einander am bängsten besorgt stunden.

Ohne Zweifel war jener mörderische Aufruhr im Bezirk Schwyz, wie Reding in seinem Briefe äußerte, das geheimnißvoll betriebene Werk der Ausgewanderten gewesen, welche unter sich und mit dem österreichischen Heer einverstanden, diesem den Einzug in die Schweiz und die Verdrängung der französischen Heermacht erleichtern sollten. Man rechnete darauf, daß nach dem Siege des Erzherzogs Karl bei Stokach, und nach Jourdans Niederlage, sich allgemein und plötzlich die gesammte Schweizernation zur Rache gegen Frankreich erheben würde. Es geschah nicht. Denn obgleich die ganze Nation einerlei Haß gegen die völkerrechts-schänderischen Gewalthaber hegte, theilte sie doch nicht einerlei Gesinnung über das künftige Loos ihres politischen Zustandes. Man verachtete die schwache und von Fremdlingen abhängige Centralregierung allgemein; aber nicht so allgemein war die Achtung gegen die ehemaligen, oligarchischen Kantonsregierungen, deren Unbeholfenheit oder vielmehr Unklugheit und Zwietracht den Untergang der alten Eidgenossenschaft beschleunigt hatte. Wenn sich schon die Völkerschaften der ehemaligen Demokratien nach ihrer verlornen Freiheit heimsehnten, trugen doch die freigesprochenen Unterthanen der altreichsstädtischen Schweizer-Aristokratien kein Verlangen nach der Wiederkehr der vorigen Staatsordnung und ihrer aufgehobenen Dienstbarkeit.

Man zählte, in den ersten sechs Wochen nach der Schlacht bei Stokach, gegen zwanzig verschiedene, zum Theil blutige Aufstände in der Schweiz; aber sie brachen einzeln, ohne Zusammenhang, in ungleichen Zeiten, in von einander entlegenen Gegenden aus, und wurden in ihrer Vereinzelung, einer um den andern, theils durch französische, theils durch schweizerische Truppen, zu schnell

gedämpft, um gefährlich werden zu können. Als das Volk aber wahrnahm, wie Massena, in fester Stellung zwischen Flüssen, Seen und Bergen, mit einem kleinen Heer die russische und österreichische Kriegsmacht mondenlang festbannte, gab es fast überall die Versuche zur Selbstbefreiung oder Rache auf.

Zu dieser Entmuthigung des Landvolks mochte auch nicht wenig das beitragen, was man über die Lage der Gegenden erfuhr, wo russisches oder österreichisches Militär stand. Dieses, ungleich bildungsärmer, als das französische, behandelte die Schweizerbauern nicht selten mit jener Brutalität oder frechen Zutäppigkeit, deren die Bauern oder Leibeigenen in den Ländern, von wannen es gekommen war, gewohnt sein konnten. Der französische Soldat hingegen, im Allgemeinen weit mäßiger in seiner Ernährung, gesitteter und gefälliger, schien dem Landmann die unvermeidliche Last der Einlagerung gleichsam durch Milde seines Betragens vergüten oder erleichtern zu wollen. Er ward bald in Familien einheimisch; half freiwillig bei allerlei Hausgeschäften; spielte mit den Kindern und sorgte für seine Hausleute, als gehöre er zu ihnen. Mit gleicher Urbanität betrugen sich die Offiziere, ohne Steifheit und Rangstolz.

Während Schwyz und die dortigen Seeufer von den Oesterreichern, Unterwalden und dessen Ufer durch die Franzosen, unter Befehl des Generals Loison, besetzt waren, fehlte es hier nicht an einzelnen Gefechten, die aber gewöhnlich ohne wichtigen Zweck und ohne Erfolg waren. Zu einem derselben gab ich einst selbst Anlaß; und lernte bei der Gelegenheit, welcher Nichtswürdigkeiten wegen im Kriege Tausende in Bewegung und Menschenleben aufs Spiel gesetzt werden.

An einem schönen Sommermorgen machte ich von Stans in Unterwalden mit dem General einen Lustritt zu den Batterien an der sogenannten Treib. Es ist dies ein Vorsprung des Landes

in den Luzerner See, an der Unterwaldner und Urner Grenze, in der Nähe des klassischen Rüttli, dem Schwyzer-Ufer von Brunnen gegenüber. Hinter einem einsamen Wirthshause, mit seinem Gärtchen, erhebt sich sogleich schroff der bewaldete Seelisberg. Ich erstieg eine mäßige Höhe über den Bergschutt, um mit dem Fernrohr die österreichischen Truppen zu sehen, die sich beim Dorfe Brunnen, gegen allfällige Landungen des Feindes verschanzt hatten. Weil ich Niemanden erblicken konnte, theilte ich meine Unzufriedenheit dem General mit, der sich unten in der Batterie mit einigen Offizieren unterhielt.

„Soll ich den Oesterreichern befehlen', sich Ihnen zu zeigen?“ fragte er mich lachend.

„Thun sie es!“ gab ich zur Antwort.

Plötzlich donnerte die Batterie. Er selber richtete die Stücke. Bald gerieth jenseits des Sees Alles in Bewegung. Das Geschütz von drüben erwiederte. Ich sah die Oesterreicher in langen weißgrauen Linien vorrücken. Aehnliche Linien zogen sich seitwärts dem Flecken Schwyz hin. Die Kanonade ward lebhafter. Die uns zugesandten Kugeln schlugen ziemlich nah von der Batterie ein; doch fuhren sie zu hoch. Ich mußte die Höhe verlassen. Loison ließ die Haubitzgranaten über das Dorf Brunnen hinweg in die Schanzen fliegen. Die Kanoniers trieben ihre Scherze. Man erblickte links, jenseits dem See, am Fuß des Rigi, auf dem sandigen Ufer, eine österreichische Entsendung gen Kindlismord. Auch nach dieser ward eins der Stücke gerichtet. Das plötzliche Auseinanderfahren des Soldatenhaufens drüben; dann das Herbeischleichen Einzelner, die etwas vom Boden zu erheben schienen, verrieth nur zu gut, daß wohl gezielt worden war. Die Oesterreicher verdoppelten das Feuer. Loison ward wilder und hatte gute Lust, das Dorf Brunnen, mit seinen Haubitzen, anzuzünden, um die dahinter stehenden Oesterreicher zu entblößen. Ich hatte Mühe, den

auffahrenden, sonst gutmüthigen, Mann abzuhalten und zu besänftigen. Er stellte endlich das Feuer ein. Allmälig folgte man auch drüben dann seinem Beispiel!

Der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Massena, hatte inzwischen Verstärkungen genug an sich gezogen, um wieder angriffsweise verfahren zu können. Er begann damit, seinen bisher über den Vierwalstättersee und Unterwalden zurückgebogenen rechten Heerflügel gegen Glarus und Bünden auszustrecken, um ihm dieselbe Linie und gleiche Richtung mit den übrigen Heertheilen zu geben. Lecourbe verdrängte (am 14. August 1899) den Feind aus den Thälern von Schwyz und Uri; Loison bemächtigte sich der Gotthardshöhen und Güdin des Grimselgebirgs.

Wenige Tage nach diesen Treffen sandte ich einen vertrauten Mann über den See, mir Nachrichten von Schwyz und meinem Freunde daselbst zu bringen. Er brachte die traurigsten zurück. Reding mit seiner Familie, der größte Theil von den Bewohnern des Hauptfleckens Schwyz, ja eine Menge Volks aus den Dorfschaften war, aus Furcht vor der französischen Rache, in andere Kantone geflüchtet, oder hatte sich in die Wälder und Alpen des Gebirgs verborgen. Viele Häuser und Hütten standen leer, nur von Soldaten bewohnt. Ich zweifelte nicht, die Regierung werde auf die erste Botschaft von der Wiedereroberung jener Gegenden, sogleich einen Bevollmächtigten absenden, das Land sowohl gegen die Zügellosigkeiten des Militärs zu schützen, als auch die ganz aufgelöste bürgerliche Ordnung wieder herzustellen. Ich irrte mich. Man schien das unglückliche Land vergessen zu haben. Meine Ungeduld fand keine Grenzen mehr. Begleitet von einem Sekretär, begab ich mich (am 27. August 1799) selbst dahin, entschlossen, aus eigener Machtvollkommenheit die öffentliche Sicherheit zurückzuführen.

Mit welchen herzzerreißenden Gefühlen sah ich das schöne, nun

verödete Schwyz wieder! Als ich vor dem Hause meines Freundes vorüber ging, erblickte ich in allen Fenstern und Zimmern müßige Dragoner, die sich dort eingelagert hatten. In den Strassen schlenderten nur Soldaten umher. Selbst auf dem Hauptplatz vor der Kirche konnte ich keinen Einwohner des Fleckens entdecken, um mich bei ihm über das zu erkundigen, was mir am unentbehrlichsten zu wissen war. Ich stand einen Augenblick in peinlicher Verlegenheit da, mit dem Willen zu helfen, aber ohne Auftrag und Vollmacht, ohne Mittel und ohne zu wissen, was zu beginnen sei? Da ging eine betagte Magd an mir vorüber, blieb stehen, stürzte dann mit dem Ausruf meines und aller Heiligen Namen gegen mich, und wollte mir zu Füßen fallen. Es war eine Person, die zum Hause Redings gehört hatte. Ich kannte sie wohl. Von ihr vernahm ich die frühe Flucht ihrer ehemaligen Herrschaft; die Wuth des Militärs gegen Reding, welchen man nur den „général des paysans“ hieß; den Beschluß, dessen Familien-Haus, beim Abzug der Truppen, niederzubrennen oder einzureißen; die Balken seien schon eingesägt. Ich vernahm die allgemeine Jammergeschichte des Landes; die Flucht aller derer, die ich gekannt hatte; selbst ein Wirthshaus sei für mich nicht vorhanden, wo ich Obdach und Nahrung finden könne. Sie versprach mir für Beides in der Wohnung des bischöflichen Commissarius Sorge zu tragen.

Als sie getröstet mich verlassen hatte, redete ich einen französischen Offizier an, der mir auf dem Platz begegnete. Ich erfuhr von ihm die Anwesenheit des Generals Molitor. Er führte mich zum Hauptquartier.

Der General, ein schöner Mann, von einnehmender Gesichtsbildung, dem ich mich als bevollmächtigten Abgeordneten des helvetischen Vollziehungs-Direktoriums zur Reorganisation des von den Feinden befreiten Landes ankündigte, glaubte mir auf mein

Wort. Vermuthlich vertrat meine halbmilitärische Tracht, der Säbel und die dreifarbige Seidenschärpe, die Stelle eines offenen Creditivs. Er empfing mich mit der größten Zuvorkommenheit und äußerte das sichtbarste Vergnügen über meine Ankunft, die ihm, wegen Verlassenheit des Landes, schon seiner Truppen willen wichtig war. Wir nahmen sogleich vorläufige Abrede über die ersten Maßregeln, um die Bevölkerung des Landes zurückzurufen, und allgemeine Sicherheit herzustellen. Ich verlangte nebenbei sogleich die gänzliche Räumung der Schmidtgasse (des Hauses Reding), weil ich im Namen der Regierung den Sequester auf sämmtliches Hab und Gut des entflohenen Aloys Reding legen, und meine Wohnung in dessen Hause nehmen würde. Molitor zeigte sich in seinen Gesprächen als ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und menschenfreundlicher Denkart.

Wenige Tage nachher war das Haus meines Freundes von den Dragonern geräumt, vom Unflath gesäubert. Ich bezog die bewohnbar gemachten Zimmer des öden Gebäudes, worin nun die alte, dienstfertige Magd freudig wirthschaftete, während mir der General eine Ehrenwacht vor das Haus stellte. Wenigstens dies war gerettet. Mein erstes Geschäft am folgenden Tage war, eine Proklamation zu erlassen, in welcher ich die Bevölkerung des Landes, unter Verheißung der vollkommensten Sicherheit, in ihre Wohnung zurückrief. Sie ward durch das französische Militär überallhin verbreitet und versandt. Dann legte ich der Regierung über meine eigenmächtigen Schritte Rechnung ab, mit Angabe dessen, was von Seiten des Vollziehungs-Direktoriums der Republik dringlich sei, zu verfügen. Es sei mir die Einschaltung einiger Stellen dieses amtlichen Schreibens hier, zur Bezeichnung jener traurigen Zeit, erlaubt:

„Schon 14 Tage lang war, seit dem Eintritt der Franken in Schwyz, dieses unglückliche Gebiet sich selber überlassen. Ich eilte

endlich hieher, ohne dazu einen Befehl von Ihnen abzuwarten, um dem leidenden Lande mit Trost, Rath und That beizustehen. In wenigen Tagen eile ich auch nach Uri mit gleichem Zweck. Ich glaube nicht darin gefehlt zu haben, sondern Ihnen und dem Vaterlande meine Pflicht zu erfüllen."

„Fast das ganze Land ist von seinen Bewohnern verlassen. Weiber, Männer, Kinder, Greise — Alles floh über die Berge gen Glarus. Man will wissen, daß ein Theil der Geflüchteten schon über den Rhein sei. Im Flecken Schwyz stehen heut noch mehr denn 30 Häuser ganz leer. Es gibt Dörfer ohne Einwohner. In allen aber fehlen Municipalitäten. Hier ist eine provisorische organisirt. Der ganze Bezirk ist nur von Soldaten bevölkert, ausgeplündert und, militärische Ordnung ausgenommen, der Anarchie preisgegeben. Ein Distriktsgericht ist gar nicht vorhanden."

„Ist die gegenwärtige Lage traurig, so wird sie es künftig noch mehr sein. Die Zeit der Aernte ist da; es fehlen die Arbeiter, und das schon Eingeärntete wird von den Soldaten geraubt. Felder und Gärten werden zertreten; das Vieh wird entwendet, und der Winter ist vor der Thür."

Der anfangs hier kommandirende General Boivin muß die elendeste Mannszucht gehalten haben. An seiner Stelle findet sich jetzt General Molitor, ein Mann von Kenntnissen, von republikanischem Geist und Gefühl, so viel ich aus meinen ersten Unterredungen mit ihm folgern darf. Ich war noch diesen Morgen bei ihm. Er gelobte mir die strengste Kriegszucht, und alle Humanität gegen die Einwohner. Freilich herrscht auch noch große Erbitterung unter den Soldaten gegen die Schwyzer im Angedenken jenes mörderischen Ueberfalls vom 28. April."

Zum Schlusse trug ich darauf an, daß die Regierung der Republik unverzüglich durch eine Proklamation die entflohenen Schwyzerfamilien, unter Verkündung allgemeiner Vergessenheit des Ge-

schehenen, zu ihren Heimathen zurückrufe; durch den Oberbefehlshaber der Armee, im Einverständniß mit dem österreichischen, die Posten bezeichnen lasse, auf welchen die Geflüchteten durch beide Heere gefahrlos zurückkehren könnten; und einen Regierungs-Kommissär mit ausgedehnten Vollmachten sende, das Land verfassungsmäßig zu reorganisiren. Die Anträge wurden erfüllt; die Vollmachten empfing ich selber.

Die Heimgekehrten.

Inmitten zahlloser Arbeiten in diesen unglücklichen Gegenden, war mein Gedanke oft bei Reding. Die meisten Flüchtigen und Ausgewanderten kamen vertrauensvoll und bald zu ihren Wohnungen zurück; nur von ihm vernahm ich nichts, und nicht, wo sich seine Familie befände.

Nach sechs Wochen endlich erhielt ich von ihm folgenden Brief:

Rorschach, den 7. Oktober 1799.

„Gestern vernahm ich zufälligerweise durch ein Schreiben von Lichtensteig, welches zwar nicht an mich gerichtet war, daß Sie in Schwyz als Kommissär der Regierung wären, in der Schmidtgasse wohnten, um durch Ihre Gegenwart zu verhindern, daß unser Haus nicht geschliffen würde. Wenn Sie durch den Schutz, den Sie unserm Eigenthum gewähren, schon den größten Anspruch auf unsere Erkenntlichkeit haben: so gebührt sie Ihnen besonders für die entschlossen handelnde Freundschaft, mit der Sie sich gegen uns auszeichnen. Freunde sind zu allen Zeiten rar; doch nie so sehr, wie im Unglück. Dann aber ist auch der Trost, den man von ihnen erhält, doppelt süß.“

„Glauben Sie mir, mein Freund, unser Unglück kränkt mich

nicht so lebhaft, als die erlittene Unbill von Menschen. Ich würde viel gelassener bei einer zufälligen Feuersbrunst unsere Häuser und Scheuren in Asche verwandelt gesehen haben, als jetzt vernehmen zu müssen, daß Leute, die wir neun Monate mit ungeheuern Kosten auf das freundschaftlichste bewirthet und beherbergt haben, diejenigen sind, welche unsere Wohnungen den Räubereien der Soldaten preisgaben, und aus keiner andern Ursach, als weil die Häuser unbewohnt standen. Gebot denn den unglücklichen Bewohnern von Schwyz nicht Vernunft und Klugheit, sich aus einem Lande zu entfernen, wo der Schuldige und Unschuldige, beim ersten Einfall der Franken, alle Gräuel des Kriegs zu erwarten hatte? Sind unsere Familien, die weder Antheil an diesem Krieg nahmen, noch das Benehmen unserer Landleute (am 28. April) billigen wollten oder konnten, nicht aus doppelten Gründen wegen ihrer Flucht zu entschuldigen? — Für anderer Leute Fehler zu büßen, scheint unser Loos zu sein."

„Was mich anbelangt, entfernte ich mich schon den 20. Juni, gleich nach der Ankunft der Deutschen in Schwyz, weil ich schon damals aus der Stimmung des Volks seine Absichten errathen konnte. Und da sich diese eben so wenig mit meiner Denkungsart, als mit dem Entschluß vertrug, mich weder im Civil noch Militär gebrauchen zu lassen, suchte ich in Glarus, was ich in Schwyz unmöglich hätte finden können, nämlich Ruhe und ein stilles Privatleben."

„Nun ist meine Bitte an Sie, mir durch einen Expressen, sobald als möglich, Passeport und Salvumconduct für die Familie Abiberg im Grund, Jütz und Castelli auf dem Platz, Linggi von Brunnen, wie auch Freuler von Glarus zu senden, welche sich alle, nebst den Meinigen, schon seit sieben Wochen hier aufhalten, und wünschten mit uns nach Hause zurückzukehren. Der Ueberbringer dieses, Duser, den ich Ihnen als einen ehrlichen,

rechtschaffenen Mann empfehle, kann Ihnen mündlich die Zahl der Individuen jeder Familie angeben."

„Ich grüße Sie recht herzlich. Ihr

Aloys Reding."

Mit welchem Vergnügen und Schmerz ich den Brief des biedern Mannes las, der, inmitten eigenen Unglücks, nur das größere Leiden seiner andern, schuldlosen Mitbürger beklagte, läßt sich nicht sagen. Ich sandte ihm sogleich die verlangten Pässe. — Nach einer mehrwöchentlichen Abwesenheit in Unterwalden und Uri fand ich, bei meiner Rückkunft in Schwyz, ihn und seine ganze Familie wieder im väterlichen Hause beisammen. Welch ein Wiedersehen, nach solcher Trennung, und in welchen Verhältnissen! Wer von uns hätte einst bei den fröhlichen Gelagen zu Bern ahnen dürfen, daß unser Schicksal jemals auf diese Weise zusammengeflochten werden würde?

Ich verlebte von nun an die schönsten Tage meiner damaligen unruhvollen Zeit im Schoose dieser liebenswürdigen Familie, welche mich wie ihr Mitglied betrachtete und behandelte. Reding unterstützte mich in meinen Arbeiten durch seine Kenntniß des Landes und der Menschen; durch seine Stellung, als Mitglied des Erziehungsrathes, in Vermehrung oder Verbesserung der höchst elenden Schulen; eben so durch Uebernahme der Vertheilung von Geldern, Kleidern und Lebensmitteln unter die Nothleidenden seiner Gegend. Es waren menschenfreundliche Beisteuern, welche mir, in Folge eines öffentlichen Aufrufs, aus der Schweiz, aus Deutschland, Italien und andern Ländern zugesandt worden waren.

In Mußestunden erquickten uns fröhliche Gespräche und Scherze; oder er begleitete mich am Klavier mit der Flöte; oder wir sammelten und ordneten die Materialien zur Geschichte vom Kampf und Untergang der Waldstätte; oder wir besuchten die einzelnen Männer, welche an der Schindellegi, am Roßberg und bei

Rothenthurn so tapfer gegen die französischen Brigaden gefochten hatten, und sich dieser Tage gern noch mit stolzem Vergnügen erinnerten.

So verfloß ein angenehmer Winter. Die ersten schönen Wochen des Frühlings brachten wir Beide in der Einsamkeit eines kleinen, hölzernen Sennenhauses, im sogenannten Ebnet, zu. Es ist dies eine schmale Wiesenfläche, hoch auf einem der Absätze an den Halden des Rigiberges, in der Nachbarschaft des Fleckens Schwyz. Unter uns breitete sich der blühende Teppich des Thalgeländes aus, seitwärts der im Winde wallende Silberschleier des Waldstättersees zwischen Waldhügeln ausgespannt. Links schwangen Myten und Haken ihre schroffen Gipfel gegen den Himmel, während der schmelzende Hauch des Fönwindes vor uns, von Zeit zu Zeit, Lauinen von den beschneiten Kämmen des Urner Roßberges niederwälzte. Hier, wo wir in einem kleinen Zimmer, einen Tag um den andern, die Sorgen einer lustigen „Junggesellenwirthschaft“ trugen, und gar verständig Nahrung und Kleider, Alles durch einander, in den Schränken nach den drei Reichen der Natur ordneten, überließen wir uns ganz wieder jenem harmlosen Muthwillen, unter dessen Zauber wir an der Berner Wirthstafel die erste Bekanntschaft und Freundschaft angeknüpft hatten.

In ernstern Augenblicken war die Lage des Vaterlandes unser Gespräch. Oft in unsern Ansichten aus einander weichend, vereinigten wir uns darin, daß für künftige Selbstständigkeit und Neutralität der Schweiz in europäischen Kriegen, so wie für Entwickelung des nationalen Lebens, weder die damalige Verschmelzung aller Kantone in eine einzige Republik taugen könne, noch die ehemalige verworren zusammengestellte Eidgenossenschaft, mit ihren ungebundenen Ortssouveränetäten, ohne eine kraftvolle Bundesregierung. Redings Grundgedanke, zu jener Zeit, über eine der Schweiz angemessene Verfassung, wodurch sie, in sich bleibend befestigt und

beruhigt, den nebenbuhlerischen Nachbarmächten Handhabung einer strengen Neutralität gewährleisten könnte, näherte sich sehr derjenigen Staatseinrichtung, in welcher die nordamerikanischen Vereinstaaten stark und blühend stehen. Er wollte einen Bundesstaat, mit aller Freiheit der Kantone für ihre selbstständige, innere Verwaltung; eine gesetzgebende Tagsatzung für allgemeine Angelegenheiten der Schweiz, zu welcher die Abgeordneten der Kantone ohne bindende Instruktion erscheinen, mit Ausnahme von Entscheidungen über Krieg und Frieden, und eine allgemeine Bundesregierung, zur Vollziehung der Gesetze, stark genug dafür, aber nicht mächtig genug, die Schicksale der Nation entscheiden, oder die Freiheiten und Rechte der Kantone beeinträchtigen zu können. Als geborner Bürger einer landsgemeindlichen Demokratie, war er kein Freund der ehemaligen Aristokratien und oligarchischen Patriziate. Er wünschte dies demokratische Element überall in der Schweiz herrschend werden zu sehen;*) und glaubte, nur durch Freiheit Aller könne die Schweiz erst blühender und stärker werden.

Eine Zwischenzeit.

Während wir in unserer Einsiedelei auf dem Ebnet die seligsten Tage lebten, ging Napoleon Bonaparte, als erster Konsul, mit einem Heer über den St. Bernhardsberg zur Wiedereroberung des verlornen Italiens; mit einem andern Heer, zu seiner Unterstützung, der Generallieutenant Moncey, nachmaliger Marschall und Herzog von Conegliano, über den St. Gotthardsberg. Vergebens hatte ich es schon bei der helvetischen Regierung abgelehnt, den ersten Konsul, als ihr vollmächtiger Kommissär, zu begleiten; sie ernannte mich nun zur Begleitung Moncey's

*) Wie er sich auch späterhin amtlich dafür öffentlich aussprach.

und zur Reorganisation der jenseits der Alpen gelegenen italienischen Schweiz. Ich entschloß mich nur ungern, ich darf sagen, halbgezwungen durch die Dringlichkeit der Umstände, durch Moncey's Bitten und selbst durch Redings Vorstellungen dazu. Im Grunde hatte ich meine Aufgabe in den kleinen Kantonen vollendet; mein Freund und seine Familie waren ebenfalls vollkommen gesichert; nichts, als die Lust des Stilllebens im Schoos der Natur, der Freundschaft und der Wissenschaft, hielt mich eigentlich zurück.

So verließ ich Schwyz. Zwei Jahre verflossen von da an, bevor ich Reding wieder sah; aber dann — unter rein wunderbar verwandelter Gestalt aller Verhältnisse! — Indessen blieben wir, während unserer Trennung, ununterbrochen in freundlichem Briefwechsel.

Nebst meinem Sekretär Denz von Chur, einem meiner geliebtesten Zöglinge aus Reichenau, begleitete mich ein junger, geistvoller Schweizer-Offizier, Aufdermaur, zur Armee, der nachmals General in niederländischen Diensten ward. Er war Redings und mein Freund; und blieb mit mir in den reizenden Landschaften des Tessin, bis ich auch dort gegen Ende des Jahrs 1800 das aufgegebene Werk vollbracht hatte. Es war ein schweres Werk, und für mich freudenloser, als alles Frühere. Wahre Festtage gaben mir die heitern Briefe aus Schwyz. Nur einen derselben hat mir der Zufall bewahrt. Ich führe ihn gern auf. Auch er dient zur Charakterbezeichnung des Freundes.

Schwyz, den 20. Juli 1800.

„Gestern erhielt ich, mein lieber Freund, Ihr Schreiben vom 15. Ich entnahm aus ihm mit Vergnügen die Genesung unsers Freundes Aufdermaur. Sagen Sie ihm, es sei nichts als billig, daß Amor zuweilen auch als Arzt auftrete, und nicht immer nur den traurigen Krankenwärter spiele. Daß Sie, mein Lieber, Ihre gute

Gesundheit, und, über Alles, Ihre Philosophie nicht in Mitte der mühsamsten und verdrießlichsten Arbeiten verlieren können, dürfen Sie lediglich dem Gebet der hiesigen Armen, und nicht etwa den schönen Briefen des Bischofs von Como zurechnen, die er Ihnen mit seinem Segen schickt. Erst neulich kam eine Frau aus dem Muttathal, welche in der Meinung, Sie wären noch hier, eine volle halbe Stunde an Ihre Zimmerthür klopfte, und mit Gewalt Sie sprechen wollte, bis man ihr endlich ernsthaft bedeutete, Sie wären im Welschland. „Jä!" rief sie, „das wird doch ä Gottswill nit wahr sy. Der Herr mämme wiederha." Und da man ihr betheuerte, es sei nun einmal nicht anders, sagte sie: „Wenn Ihr ä schribäd, so grüß a mär ä; i will für'n ä bätä." Kann es wohl für ein gefühlvolles Herz Süßeres geben, als die frommen Wünsche von hundert Armen, die es erkennen, was Sie für die Einwohner dieser unglücklichen Länder gethan haben?"

„Sowohl denen in Einsiedeln, als Uri und Ursern werde ich von der Beisteuer aus Spanien gewiß schöne Summen zukommen lassen. B. Schindler in Luzern hat mir die 2025 Fr. 7 S. übermacht. Sie werden nach Ihren Anweisungen vertheilt. Wollen Sie den Wohlthätern in Neuenburg anzeigen, wie und an wen die 12,000 Fr. von daher in jedem Distrikt vertheilt sind? oder soll ich es thun?"

„Unsere Sepa*) dankt Ihnen für das Lied und erwartet die Musik dazu mit Ungeduld. Ihr Klavier ist noch immer bei uns, da Thaddäus**) mir gar kein Wörtchen darüber geschrieben hat. Es ist jetzt Alles stumm."

*) Josephine von Reding, Tochter seines ältesten Bruders, des Marschalls von Theodor Reding.

**) Thaddäus Müller, damals Stadtpfarrer von Luzern, einer der aufgeklärtesten und gemeinnützigsten Geistlichen der katholischen Schweiz; auch als Schriftsteller geschätzt.

„Daß Sie in Lugano und Bellenz die Entrichtung der Zehnten wieder hergestellt haben, ist bei mir von der allerbesten Vorbedeutung. Möge er doch, damit die „Gleichheit" hergestellt werde, zum Trost der Eigenthümer, bald in der ganzen Schweiz wieder eingeführt, oder nach dem Werth des Kapitals, als eine rechtmäßige Schuld losgekauft werden!"

„Meine ganze Familie grüßt Sie recht herzlich."

„Ihr Freund Reding."

Was in diesem Briefe zuletzt im Betreff der Zehnten gesagt ist, bezog sich auf eine meiner eigenmächtigen Verfügungen, die zur damaligen Zeit sehr ungleiche Beurtheilung geärntet hatte. Der größere Theil von der oft kärglichen Besoldung der italienischen Geistlichkeit bestand von jeher im Genuß des Zehntens, welchen der Landmann immer willig von seinen dazu pflichtigen Gütern gestellt hatte. Die ungerechte und darum unkluge Maßregel, durch welche diese altübliche Abgabe in der Schweiz aufgehoben worden war, ohne daß man dafür die Priesterschaft überall auf andere Art zu entschädigen wußte, hatte diesen einflußreichen Stand in Armuth und Verzweiflung gestürzt, und zum unversöhnlichen Haß gegen die helvetische Regierung empört. Ohne Zweifel war den Gesetzgebern daran gelegen gewesen, durch Befreiung der Volksmasse von jener Last, den Landmann aller Gegenden für die neue Staatsordnung zu gewinnen. Allein sie hatten vergessen, daß der Seelenhirt jeder Gemeinde Meister und Führer seiner bildungsarmen, frommgläubigen Heerde war, und vermittelst des unsichtbaren Zaubers kirchlicher Gewalt die Stärke weltlicher Macht lähmen oder begünstigen konnte. Ich hatte also in diesem Theil der Schweiz, so lange nach Abzug der Oesterreicher Gesetz und Ordnung der helvetischen Republik nicht hergestellt waren, die Entrichtung des Zehntens geboten, der auch willig gegeben wurde. Noch in demselben Jahre aber kamen die gesetzgebenden Behörden

von ihrer frühern Verirrung zurück; um so mehr, da ein neues Abzugsgesetz in der ganzen Schweiz den lebhaftesten Widerstand gefunden hatte.

Ueberhaupt ging das allgemeine Streben fast aller Parteien bald immer mehr dahin, die von Frankreich aufgezwungene Staatsverfassung wieder abzustreifen. Nur darüber spalteten sich die Meinungen, was Besseres an ihre Stelle zu setzen sei? Die Einen forderten den unbedingten Föderalismus der alten Zeit zurück, durch dessen Gebrechen die Eidgenossenschaft untergegangen war; die Andern verlangten den Bestand einer ungetheilten Einheit der Schweiz; wieder Andere wünschten das Werthvolle beider politischen Systeme verbunden; die Freiheit des Föderalismus mit der Kraft einer Centralregierung; die Selbstherrlichkeit der Kantone gemäßigt durch eine oberste Bundesbehörde über Alle, und die der Freiheit gefährliche Gewalt von dieser hinwieder gemäßigt durch den Kantonen gelassene Souveränetätsrechte. Ich darf nicht erst sagen, daß auch ich zur letztern Meinung gehörte, in der ich schon mit Reding längst überein gekommen war.

Nach dem Schluß meiner Sendung in die italienische Schweiz ward ich vom Vollziehungsrath der Republik zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel (im Spätjahr 1800) ernannt. Der Streit um die Staatsform, welche der Schweiz gegeben werden sollte, ward lebhafter geführt. Bald drohte die Partei des unbedingten Föderalismus das Uebergewicht zu gewinnen. Es ward zur Entwerfung einer neuen Staatsverfassung im Herbstmond des Jahrs 1801 eine helvetische Tagsatzung in Bern versammelt. Auch Aloys Reding, der sich bisher von allen politischen Geschäften fern gehalten, trat als Abgeordneter seines Kantons in derselben auf. Hier ward nun der Kampf um Föderalismus oder Einheit der Schweiz mit verdoppelter Heftigkeit erneuert. Es gab keine Mitte, keine Annäherung. Reding, als er die Ueberlegenheit derer

wahrnahm, welche sich für Einheit aussprachen, entzog den Beschlüssen der Tagsatzung seine Stimme, und verließ, nebst den übrigen Abgeordneten der kleinen Kantone, die Versammlung gänzlich.

Sein Schritt erschreckte mich. Gerade von ihm hatte ich, unsern ehemaligen Gesprächen zufolge, erwartet, er werde zwischen beide schroff geschiedene Parteien vermittelnd einschreiten. Ich theilte ihm meine Unruhe mit. Er antwortete Folgendes:

Den 19. Oktober 1801.

„Seien Sie unbesorgt um unsern Austritt, lieber Zschokke. Er kann und wird nichts, als gute Folgen haben, weil nicht nur das gesammte Volk, sondern auch seine Vorsteher, demselben den vollesten Beifall schenken.*) Letztere haben durch eine freie und aufrichtige Aeußerung an unser Volk, daß sie nämlich niemals zur Annahme einer Konstitution ihre Einwilligung geben würden, welche nicht dem Volke selbst angenehm und erträglich sein würde, und durch die Aufforderung des Volks, ohne vernünftigen Rath nichts zu unternehmen, die beste Harmonie und gegenseitiges Zutrauen in unserm Kanton hergestellt."

„Schlimmer kann es diesen drei unglücklichen Kantonen nicht gehen, als daß sie durch einen Machtspruch von Frankreich, wider den laut geäußerten Willen, gezwungen werden, die Sklavenkette, welche allbereits für Helvetien geschmiedet worden, gleich den übrigen Kantonen, tragen zu müssen. Aber kein Schwyzer wird Hand dazu bieten, solche seinen Mitbrüdern um den Hals zu werfen. Die Heuchler müssen sich entlarven, da sie es unmittel-

*) Es ist hier nämlich nur vom Volk im Kanton Schwyz die Rede, und von dessen Vorstehern, die durchaus nach ihrer ehemaligen Kantonal-Souveränetät zurückstrebten.

bar mit dem Volk selbst, und nicht durch unsere Vermittelung mit demselben zu thun haben werden. Ruhe und gegenseitiges Zutrauen und vollkommene Vereinigung von Allen ist zuletzt noch Allem vorzuziehen. Und diese herrschen nun in unserm Kanton auf eine ganz eigene Art."

„Leben Sie wohl. Immer Ihr Freund."

„Reding."

Er, an der Spitze der Föderalisten.

Ohne Frankreichs Billigung, ohne Zustimmung des ersten Konsuls Bonaparte, dessen Wort über Europa mächtig waltete, dessen Besatzungen noch in der Schweiz lagen, konnte diese allerdings keine Hoffnung hegen, nach eigener Wahl und auf Dauer eine Staatsverfassung bei sich einzurichten. Daher hatte die helvetische Regierung schon im Frühling desselben Jahres (1801) die Herren Rengger und Glayre mit einem Verfassungsentwurf nach Paris gesandt, um ihm die Genehmigung des französischen Oberhauptes zu bewirken. Sie erreichten ihren Zweck nicht. Bonaparte hatte schon damals geäußert, daß eine unbedingte Einheit ihres Staates den Schweizern nicht angemessen sein könne.

Jetzt, nach dem Austritt der Abgeordneten von Schwyz, Unterwalden, Uri und andern Kantonen, aus der Tagsatzung, ward der Gedanke Bonaparte's zu einer Regierungsrevolution, und zu Gunsten des Föderalismus benutzt. Es geschah im Einverständniß mit der französischen Gesandtschaft. Die unvollständige Tagsatzung ward aufgelöst, selbst die bisherige Regierung; dagegen, in Folge einer vorgeblich vom ersten Konsul empfohlenen Verfassung, ein neuer, gesetzgebender Senat einberufen und der Mehrheit nach aus Männern zusammengesetzt, welche im Rufe standen, entschiedene Verfechter des ehemaligen Bundeswesens zu sein. Der Senat

erwählte alsbald einen Kleinen Rath, als Vollziehungsbehörde, und zum Landammann der gesammten Schweiz wurde (21. Nov. 1801) Aloys Reding ernannt.

Es ließ sich nicht länger verkennen, mein Freund war von seinen frühern Ideen über die Gestaltung des schweizerischen Staatslebens wieder abgefallen, und hatte sich ganz dem Sinne derer zugeneigt, welche Schritt um Schritt das ehemalige, in sich selbst zusammengestürzte, föderative Unwesen zurückzuführen gedachten. Als erster Beamter eines Kantons, konnte ich dazu, im Widerspruch mit meinen Ueberzeugungen, unmöglich wirksame Hand bieten. Ich nahm meine Entlassung, gleich wie mehrere Regierungsstatthalter und andere Beamte thaten.

Ehe noch mein deswegen an Reding gerichtetes Schreiben in seine Hände kam, war er schon nach Paris abgereist, um persönlich mit dem ersten Konsul das endliche Schicksal der Schweiz zu besprechen und zugleich die Rückgabe des von ihr getrennten Wallis zu bewirken. Die Fruchtlosigkeit seiner Verrichtungen konnten für mich nicht zweifelhaft bleiben. Denn Reding, wohl bieder, offen und wohlmeinend, aber ohne glänzendere Geisteseigenschaften, ohne höhere wissenschaftliche Ausbildung, etwas schwerfällig und langsam in Entwickelung seiner Gedanken, daher lange Zeit festhaltend an einmal aufgefaßten Vorstellungen, war weder gewandter Redner, noch feiner Unterhändler und Staatsmann. Er, dem gewaltigen Geist Napoleons gegenüber, ward von diesem schnell durchschaut. Er empfing ausweichende Antworten; keinen Beifall, kein Mißfallen wegen des Geschehenen; nur den Rath, zur Beförderung der Eintracht, auch achtbare Glieder der gestürzten Partei in Senat und Regierung aufzunehmen. Die stolze meisternde Antwort aber, welche Reding schriftlich (6. Jänner 1802) vom ersten Konsul, auf die von ihm eingegebene Note empfangen hatte, mußte — so erwartete ich — seinen Nationalstolz, sein

persönliches Ehrgefühl empören und ihn zur Niederlegung seiner Stelle bewegen. Es geschah aber nicht. Er behielt die Stelle des Landammanns, und mehrere von den Gliedern der entgegengesetzten Einheitspartei wurden in den Senat und in die Regierung aufgenommen.

Indessen war ich nach Bern gegangen, um den Winter daselbst zuzubringen. Wie anders standen wir Beide nun da beisammen, als jenes erstemal in der nämlichen Stadt; oder in Schwyz, da ich ihn, von seiner Flucht zum Bodensee zurückgekehrt, zum erstenmal wieder umarmte. Mit alter Liebe zwar waren sich unsere Herzen treu geblieben; aber unsere Ansichten, unsere Ueberzeugungen von Bedürfnissen und Forderungen des Vaterlandes, fließen jetzt entzweit von einander.

Ich besuchte ihn öfters. In vertraulicher Unterredung erinnerte ich ihn an die politischen Luftschlösser, die wir einst im Ebnet für die Schweiz gebaut hatten; an seinen ehemaligen Wunsch, dem Vaterlande eine Verfassung gewähren zu können, die jener in den nordamerikanischen Vereinstaaten ähnlich wäre. Ich mahnte ihn, er, nun an der Spitze der gesammten Schweiz, solle seine Stellung nicht verkennen; nicht bloß Haupt einer Partei, sondern aller Parteien sein; nicht nur den Rath der bernischen Patrizier, oder anderer Föderalisten, sondern auch die Stimmen der achtbarsten und gemäßigten Männer von der sogenannten republikanischen Seite hören.

„Meinen Sie," antwortete er: „ich werde mich zum Büttel der Herren von Bern hergeben?"

— Aber doch sagt man mir, Herr Diesbach von Carouge sei Ihr vertrautester Rath.

„Nun ja doch, ich will ihn als Gesandten an den Wienerhof schicken. Und eben den können selbst die Patrizier nicht leiden. Ihre Einheitsmänner geben jedoch in keinem Stück nach. Sie

wiegeln die Leute auf und wollen nur revoluzen. Damit hat es nun aber ein Ende. Und will es nicht bessern, wird man in der ganzen Schweiz es Faust gegen Faust mit ihnen aufs Reine bringen. Dann wollen wir sehen, wer Meister wird? Die französische Regierung hat nichts für, nichts wider uns, wie wir jetzt stehen."

— Trauen Sie doch Frankreich nicht! So gewiß es, wie Sie sagen, Faust gegen Faust kömmt, sind die Föderalisten und ihre gegenwärtige Herrlichkeit wieder verloren.

„Nein, glauben Sie das nicht. Bonaparte selber mag das helvetische Einheitswesen bei uns nicht. So viel weiß ich zuverläßig."

— Es kann sein. Der Föderalismus der Kantone erspart ihm in der Schweiz eine Armee, weil wir einander selber lähmen. Darum liebt er zwar den Föderalismus, aber nicht die jetzigen Föderalisten; denn es sind die, welche immer mit Oesterreich gegen ihn gehalten haben.

„Sprechen Sie offen, welchen Rath haben Sie mir eigentlich zu geben?

— Keinen, als den ich jedem Fürsten geben würde, den allgemeinsten und einfachsten; den, welchen die gemeinste Klugheit und die höchste Weisheit gibt: Umringen Sie sich mit den kenntnißreichsten und tugendhaftesten Männern aller Parteien. Die größte Tugend in dieser Zeit aber ist Mäßigung; und die größte Staatskunst ist, den allmäligen Uebergang vom zerstörten Alten zum verbesserten Neuen anzubahnen.

„Sie kennen meine jetzigen Freunde nicht. Sie sind alle mit einander alte Magistrate, erfahrene Staatsmänner, rechtschaffene Leute, die das Vaterland lieb haben und das Volk besser kennen, als die Advokaten, Notarien, Doktoren und Schulmeister."

Dies ungefähr war der beständige, feste Punkt, die Achse, um welche sich unsere meisten und mannigfaltigsten Unterhaltungen

drehten. In Redings angeführten Worten habe ich nicht nur die ihm damals eigenen Meinungen zusammengedrängt, sondern auch die Ausdrücke beibehalten, mit denen er sie zu bezeichnen pflegte.

Ungeachtet ich der persönliche Freund des Landammanns der Schweiz war, oder vielleicht, weil ich es war, wurde ich in Bern von der Polizei aufs strengste in meinem Umgang beobachtet. Man fürchtete vermuthlich meinen Einfluß auf Reding, oder daß ich Verschwörungen anzettle, und nahm sich sogar nicht einmal die Mühe, diese beleidigende Sorgfalt zu verheimlichen. Als ich eines Tages Freunde bei mir zum Abendessen hatte, die nichts weniger, als in Politik hineingeben wollten,*) stellte man mir geradezu eine Polizeiwacht vor die Hausthür, die aber zu nichts diente, als den fröhlichen Muthwillen meiner Gäste zu erhöhen, und die nicht eher vom Posten wich, bis wir um Mitternacht auseinander gingen. — Ich erzählte es dem Landammann. Er lachte und sagte: „Die Berner sind halt Narren.“

Inzwischen war mir diese Art Narrheit doch lästig, und mit Beginn des Frühlings verließ ich Bern, um mich in der Einsamkeit des Schlosses Biberstein, unweit Aarau, in Vergessenheit zu begraben. Beim Abschiede von Reding waren wir Beide tief bewegt. Er machte mir Vorwürfe, daß ich ihm meinen Beistand entzöge; ich ihm, daß er seinen frühern und bessern Grundsätzen

*) Der Berner Oberst v. Grafenried, der bei Neuenegg Sieger gegen die Franzosen gewesen war, Heinrich Geßner, der Sohn des Idyllendichters, Ludwig Wieland, sein Schwager, Sohn vom Sänger des Oberon, Pestalozzi, Professor Tralles, nachmals Akademiker zu Berlin. Heinrich von Kleist, den Deutschland noch heute ehrt, Balthaser von Luzern, der Bibliothekar, u. s. w. — Ueberall keine gefährliche Gesellschaft.

untreu geworden sei. Wir schieden, bei der letzten Umarmung, mit nassen Augen auseinander.

Heinrich v. Kleist und Ludwig Wieland begleiteten mich bis Aarau. Wir wanderten zu Fuß, und abenteuerten einige Tage lang, in ziemlich poetischer Lust, durch Thäler und Wälder umher, wohin uns das Ohngefähr trieb. Bald nach meiner Ankunft in Aarau schrieb ich an Reding noch einmal Alles, was mir Sorge für seine Stellung und für das Vaterland eingab. Ich sah ihn in gefährlichen Täuschungen befangen. Ich weissagte ihm mit Bestimmtheit seinen und seiner jetzigen Freunde Sturz. Er antwortete mir nicht. Die Weissagung erfüllte sich unerwartet schnell.

Redings Sturz und Erhebung.

Durch Ueberlegenheit an Zahl und Talenten der Mitglieder neigte sich die Regierung, an deren Spitze freilich Reding stand, wider seinen Willen, mehr dem Einheitssystem der schweizerischen Staatsform, hinwieder der gesetzgebende Senat mehr dem Föderalismus zu. Dieser Gegensatz mußte nothwendig Zerwürfniß herbeiführen. Der Senat entwarf eine neue Staatsverfassung, worin zwar eine Centralgewalt, aber auch ein vergrößertes Recht der Kantonalgewalt erschien, und jede Partei nur eine Brücke erkannte, auf welcher man wieder, über die Kluft der Revolution zum alteidgenössischen Zustand zurückkehren sollte. Im Senat ward diese Verfassung nur mit Mehrheit einer einzigen Stimme angenommen; im Volke mit Kälte, oder mit ziemlich allgemeinem Mißfallen, empfangen. Um aber die kleinen Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden zu gewinnen, ward aus nichtigen Vorwänden bestimmt, sie sollten die allfällig von ihnen zu leistenden Abgaben, bis auf 720,000 Fr., für sich selbst gebrauchen. Dies erregte den

Unwillen anderer Gegenden. Der Senat protestirte förmlich gegen die Einverleibung des Wallis in die französische Republik. Dies erregte den Unwillen des ersten Konsuls zu Paris. Und mitten in den Bewegungen und Gährungen des Landes vertagte sich unbehutsamer Weise dieser Senat, weil dessen meiste Mitglieder die Ostern in ihrer Heimat feiern wollten. Selbst Reding begab sich sorglos nach Schwyz.

Die Mehrheit der Regierungsglieder dachte sogleich darauf, durch einen Staatsstreich den föderalistischgesinnten Senat und sein Verfassungswerk zu beseitigen. Die zurückgebliebenen Gegner des Einheitssystems vernahmen davon; versammelten sich bei einem der Ihrigen am Abend des 16. Aprils und schlugen, nebst andern gewaltsamen Maßregeln, plötzliche Verhaftung der Regierungsglieder vor, die ihnen die gefährlichsten zu sein schienen. Aber man ward über nichts einig. Mitten in der Nacht ließ Herr Kuhn, ebenfalls Mitglied des Kleinen Rathes, seine Amtsgenossen von der Einheitspartei beim französischen Minister Verninac zusammen rufen. Er erklärte, daß für sie kein Augenblick mehr zu verlieren sei; daß der Sieg dem gehören werde, welcher den Angriff zuerst mache, und Alles darauf ankäme, rasch und entschlossen zu Werke zu gehen. — Sein Bericht, der am Morgen in der Versammlung des Kleinen Rathes vorgelesen werden sollte, lag schon bereit.

So ward nun am andern Tage wirklich durch Beschluß der Mehrheit vom Kleinen Rathe der Senat vertagt, bis man ihn wieder einberufen werde, und jede Vorbereitung zur Einführung der vom Senat entworfenen Verfassung eingestellt.

Reding, kaum in Schwyz angekommen, empfing durch Eilboten Nachricht von den Ereignissen. Am 19. April Morgens war er schon wieder in Bern. Herr Rüttimann, damaliger Statthalter des Landammanns der Schweiz, und Herr Kuhn, Mitglied des Kleinen Rathes, begaben sich sogleich zu ihm.

Sie wünschten, sagten sie zu ihm: er möchte gleich heute wieder als Landammann und Präsident in der Sitzung des Kleinen Rathes erscheinen und sich von der Nothwendigkeit des Geschehenen überzeugen. Die Folge werde ihm noch heller beweisen, daß nicht persönliches oder Partei-Interesse, sondern das Wohl des Vaterlandes sie zu ihrer Handlungsweise bestimmt habe.

Reding beklagte sich, daß man den Zeitpunkt seiner Abwesenheit geflissentlich zu solchem Machtspruch benutzt habe. Die Abgeordneten der Regierung entgegneten: wohl sei der Schein gegen sie; aber nur der Zufall habe den Zeitpunkt zur Ausführung der unvermeidlichen Maßregel bestimmt.

Er berief sich, und gewiß mit vollem Recht, auf die Ungesetzlichkeit des ganzen Verfahrens; — aber man stellte ihm das Beispiel vom 28. Oktober des vergangenen Jahres entgegen, wo Tagsatzung, gesetzgebender Rath und sogar Regierung durch die Umtriebe der föderalistischen Partei gesprengt worden waren, um Aloys Reding, seine Freunde und ihr politisches System oben auf zu bringen.

„Ich bin froh," sagte Reding, „aus dem Getümmel dieser politischen Geschäfte zu kommen und nach meiner Heimat zurückzugehen. Ich habe genug Tagsatzungen und Senate gesehen. Nachmittag werde ich meine Erklärung schriftlich eingeben. Ich bin nicht mehr gesonnen, in den Kleinen Rath zu gehen."

Reding betrug sich bei dieser Unterredung mit vieler Würde. Es entfiel ihm kein beleidigendes Wort; keins, welches auch nur den Anstand verletzt hätte. Am wenigsten aber dachte er daran, die Abgeordneten des Kleinen Rathes, und namentlich seinen Stellvertreter in demselben, Herrn Vinzenz Rüttimann, mit rohen Vorwürfen zu überhäufen. Indessen ward dies ausgesprengt und geglaubt, so wie auch, daß der Landammann der Schweiz sich habe mit seinem Statthalter schlagen wollen. Veranlassung zu

letzterm Gerücht gab nachfolgende Unterredung, welche beide am Abend desselben Tages mit einander gehabt hatten. Sie ist für die Zeit und für die Personen charakteristisch*).

Der Kleine Rath nämlich hatte Redings schriftliche Erklärung bis spät Abends, aber vergebens, erwartet. Statt dessen ließ der Landammann seinen Statthalter zu sich berufen. Dieser ging allein zu ihm; nur bis zu dessen Hause von einem Offizier begleitet. Er fand ihn in seinem Zimmer, ohne Gesellschaft.

„Bürger Statthalter, sagte Reding: „ich werde morgen den Kleinen Rath versammeln."

— Das steht in Ihrer Gewalt, Bürger Landammann; nur muß ich Ihnen bemerken, daß, weil drei Mitglieder des Kleinen Rathes, Escher, Frisching und Hirzel, ihre Entlassung eingegeben haben, wir diese nicht mehr als Mitglieder der Regierung anerkennen.

„Gleichviel!" versetzte Reding: „Sie sollen doch mit anhören, was ich den übrigen zu sagen habe." Nun wiederholte er, was er schon am Morgen über die Eigenmächtigkeit und Ungesetzlichkeit des Verfahrens geäußert hatte, welches sich die Regierung erlaubt hatte.

— Aber auf welchem gesetzlichen Weg sind Sie denn Landammann der Schweiz geworden? — fragte ihn Rüttimann.

„Sie werden doch," entgegnete Reding: „unsern Senat nicht mit einer Tagsatzung von Zehntbauern vergleichen? Sie, als ein

*) Und ist, so wie die vorher erwähnte Unterredung, wörtlich aus dem genommen, was mir Herr V. Rüttimann, auf mein Verlangen, umständlich darüber, einige Zeit nachher, schriftlich mittheilte; und um so glaubwürdiger, da selbst Reding gegen die Richtigkeit der Darstellung nichts einwenden mochte, die ich schon im J. 1803 zur Bekanntmachung in den „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" bestimmt hatte.

ehemaliger Luzerner-Regent, sollten das doch wohl am besten fühlen."

— Bürger Landammann, es ist hier nicht um das zu thun, was ich war, sondern um Freiheit und Recht des Schweizervolks, welches eben jener Senat zu schmälern suchte, jener Senat, sage ich, der nur seine Stellung nicht einmal mit Mäßigung zu benutzen wußte.

Bei diesen Worten Rüttimanns sprang Reding zu einem kleinen Tisch hin und zog zwei Pistolen hervor. „Nun denn, Herr Rüttimann," rief er: „hier sind ein Paar Pistolen, womit ich Ihnen Red' und Antwort geben will."

— Wenn ich vom Senat spreche, so ist damit nicht gesagt, Herr Reding, daß ich Sie insbesondere beschuldige. Es sollte Ihnen bekannt sein, daß ich Ihrem Charakter, Ihrem Biedersinn, immer habe sein Recht widerfahren lassen. Aber die Scene, die Sie hier spielen zu wollen Miene machen, ich bekenne es, wird auffallend.

„Sie haben es mit schlechten Menschen, mit . . . . . . zu thun!"

— Wer sind denn die, Herr Landammann? Ein Füßli, Rengger, Schmid? Ich werde immer stolz sein, mich zu ihren Freunden zu zählen, und werde nicht zugeben, daß man den Namen solcher Männer entehrt.

„Ich habe nicht diese gemeint, sondern Eure Luzerner, die . . . . . und die . . . . ., welche alle Bauern aufhetzen, und dazu Ihren Namen, Herr Rüttimann, spendiren."

— Ich möchte doch gern wissen, wer Ihnen das Alles aufgebunden hat? Ich stehe mit den Leuten, die Sie da nennen, in keiner besondern Verbindung, und weiß auch, daß ich oft gerade der entgegengesetzten Meinung von ihnen war. Sollten Sie wohl so etwas in Luzern selbst vernommen haben? Das würde mich kränken.

Ich bin mir bewußt, nie die Wohlfahrt der Stadt außer Acht gelassen zu haben.

„Nein, ich erfuhr es auf dem Weg von Schwyz hieher. Und ich wiederhole es nochmals: Sie wollen nur das Einheitssystem und darum werfen Sie sich in die Arme von Menschen, die weder Zehnten noch Bodenzinse zahlen wollen. Sie haben im Sinn, uns auf 1798 zurückzuführen."

— Ich darf sagen, daß ich immer auf Seiten der Gemäßigten gestanden bin, und Gerechtigkeit immer vor Augen gehabt. Es thut mir weh, daß auch Sie meine Gesinnungen mißkennen. Ich werde aber meinen geraden Weg fortgehen. Und erlauben Sie mir nun, Herr Reding, daß ich Ihnen freimüthig auch meine Meinung sage. Sie haben sich mit Leuten umgeben, die Sie irre führen und welche mehr ihr Interesse, als Ihre Reputation im Auge haben. Die verleiten Sie zu falschen Schritten. Sie hätten der Mann des ganzen Schweizervolks sein können. Sie waren lieber der Mann einer Partei. Es schmerzt mich, daß in unsern Verhältnissen nicht mehr Vertraulichkeit geherrscht; . . . . aber ich kann meine Meinung Niemandem aufopfern, wenn ich sie gerecht glaube . . . . . Schlafen Sie wohl.

Reding grüßte seinerseits. So endete die nächtliche Zusammenkunft.

Am folgenden Morgen um 9 Uhr trat Reding, begleitet von Hirzel, Escher und Frisching, in den Kleinen Rath. Er forderte denselben auf, von seinem Beschluß zurückzugehen; sprach von 1798, von Jakobinern u. dgl. und las endlich seine Erklärung ab. — Albrecht Rengger antwortete ihm mit ruhiger Würde; eben so auch Schmid von Basel, Mitglied der Regierung. Darauf verließen die Protestirenden den Saal. Reding eilte verdrossen nach Schwyz zurück.

Während die Partei, welche den Sieg so wohlfeilen Kaufes errungen hatte, zu Bern binnen vier Wochen in einer einberufenen Versammlung der Notabeln der ganzen Republik eine Verfassung entworfen, dem Volke vorgelegt, die Annahme derselben von zwei Dritteln der Schweiz erklärt, dann ins Leben eingeführt hatte, — Alles das Werk kaum eines Vierteljahrs, — waren die Besiegten nicht unthätig, ihrerseits Vorbereitungen zu treffen, die gesammte neue Schöpfung wieder eben so schnell zu zerstören, so bald ein günstiger Augenblick erscheinen würde.

Und er erschien. Der erste Konsul von Frankreich ließ nämlich den Schweizern durch seinen Gesandten Verninac (am 18. Juli 1802) Anzeige ertheilen, daß er endlich die französischen Truppen aus ihrem Lande zurückziehen wolle, welches seit beinahe fünf Jahren die Last derselben getragen. Der Entschluß trug den Schein großmüthigen Wohlwollens oder seiner Ehrfurcht für Völkerrecht; war aber aus der schlauen Berechnung ganz anderer Entwürfe hervorgegangen. Nach dem Frieden von Lüneville und Amiens konnte und wollte Bonaparte England und Oesterreich nicht in frischen Argwohn gegen sich bringen; aber eben so wenig mochte er seinen Einfluß auf die Schweiz verlieren; noch weniger ihn an Oesterreich verspielen, welchem dadurch ein gefährlicher Weg zwischen der französischen und cisalpinischen Republik aufgeschlossen werden konnte. Der erste Konsul sah dabei zugleich helleren Blicks in das Gewirre der schweizerischen Staatsverhältnisse, als die von ihrer Leidenschaft verblendeten helvetischen Faktionen. Er hatte nur seine Truppen zurückzuziehen, um den Bürgerkrieg ausbrechen, und sich um Beistand oder Vermittlung angerufen zu sehen. So war er gewiß, ohne alle Gewaltsmittel, ja mit der Miene eines Unzufriedenen, am Ziele zu stehen.

Kaum hatte sich die Nachricht vom nahen Abzug der fremden Kriegsvölker verbreitet, verdoppelten die Häupter der föderalisti-

schen Partei ihre Thätigkeit, zum Sturz der Centralregierung. Im brieflichen Verkehr waren sie immer geblieben. Einer der entschlossensten und thätigsten ward Reding; ihm ward auch die Lösung der Aufgabe in den kleinen Kantonen, durch Beistimmung aller angesehenen Familien in denselben, der gesammten Priesterschaft und durch die Anhänglichkeit des bildungsarmen Volkes an seine alten Gewohnheiten und Uebungen, erleichtert. Noch ehe die Schweiz von den letzten Schaaren Napoleons geräumt war, wurde die Landsgemeinden-Ordnung und Souveränetät der drei Urkantone hergestellt. Andere demokratische Orte folgten dem Beispiel. Die Bürgerschaften der ehemals oberherrlichen Städte rüsteten sich zur Wiederbehauptung ihrer verlornen Vorrechte. Die Verwirrung ward allgemein. Die Centralregierung, mit wenigen Truppen, war unfähig, ihr Ansehen zu behaupten. Uri, Schwyz und Unterwalden standen in Waffen auf gegen die wider sie gesandten Bataillone; die Stadt Zürich verschloß diesen die Thore; im Rücken derselben organisirten ausgesandte Berner Patrizier im Aargau den Landsturm. Dieser wälzte sich gegen Bern, eben dahin drang Aufdermaur von Schwyz mit der Mannschaft der kleinen Kantone. Die Centralregierung zog sich von Bern nach Lausanne; auch dahin von ihren Feinden verfolgt.

Schon glaubten die Urheber dieses Aufstandes, Alles sei gewonnen. Es ward noch während jener Bewegungen eine Tagsatzung nach Schwyz ausgeschrieben; Aloys Reding, ihr Präsident, eröffnete dieselbe unter Glockengeläute und Kanonendonner. Fünfzig junge Schwyzer, mit Morgensternen und Hellebarden, in alterthümlicher Tracht, dienten als Prunk- und Ehrenwacht. Fröhlichkeit leuchtete in allen Mienen. Aber Redings Eröffnungsrede erregte bald heimliche Besorgnisse in den „Ehrengesandten" der vormaligen Aristokratien. Denn er schlug sogleich einen Ton an, dem es in der Brust der ganzen Nation nicht an Wiederhall fehlen

konnte. Er mahnte zur allgemeinen Annahme demokratischer Grundlagen bei den neuzuschaffenden Staatsverfassungen der Kantone.

„Laßt uns," rief er: „jeden unserer Schritte mit Gerechtigkeit und Großmuth bezeichnen. Machen wir den Grundsatz der Gleichheit der Rechte zur Basis der Staatsverfassungen, und wir werden das Schweizervolk beruhigt und für die gute Sache gewonnen haben. Das Volk wird dann die Rechte des Vaterlandes als die seinigen betrachten und vertheidigen, sobald ihm das Vaterland eine beruhigende Existenz gibt und versichert."

Aber gerade nicht das war es gewesen, wofür die Patriziate und weiland oberherrlichen Städte den Aufstand gemacht und mit Entzücken jedes Opfer dargebracht hatten. Ihre ehemaligen Vorrechte wollten sie zurückerobern. In der Stadt Bern hatten sich die ehemaligen Rathsherren geradezu wieder in „denjenigen Stand versetzt, von welchem sie im Jahre 1798 verdrängt" worden waren. Man erklärte, zwar etwas schüchtern noch, aber doch deutlich, offiziell und halboffiziell in öffentlichen Blättern, „daß die ehemaligen Obrigkeiten der Schweiz durch den praktischen Volkswillen, und nicht durch den theoretischen, au nom du peuple, wieder in ihre Rechte und Würde eingesetzt seien." — Gegen einen, von Aloys Reding unterzeichneten „Aufruf der demokratischen Kantone Uri, Schwyz, Glarus und Appenzell an die Bewohner der ehemals aristokratischen Kantone und untergebenen Lande" (vom 18. September 1802), worin ähnliche Erwartungen der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit gegeben worden waren, bezeugte man in den Städten öffentlichen Unwillen, daß man dergleichen Gedanken durch den Druck verbreite, „die bloß schriftlich und confidentiell zur Mittheilung hätten gelangen sollen."

Es ließ sich voraussehen, daß bei längerer Fortdauer der Bewegungen und Unruhen in der Schweiz, die aristokratischen und

demokratischen Urheber des Aufstandes unter sich wieder zerfallen mußten, daß die erstern sich über den Willen des Volks und dessen Begeisterung täuschten, wenn sie glaubten, dieses sehne sich nach der alten Unterthanenschaft heim und wolle mit aller Gewalt das Vorrecht der Städte und Patriziate geltend machen; daß endlich zwischen den Städten und Landschaften es zu einem furchtbaren Bruch kommen mußte, der nur in örtliche Bürgerkriege und blutige Gesetzlosigkeit ausgehen konnte.

Es kam jedoch nicht dazu. Die Centralregierung hatte inzwischen Hülfe und Vermittlung des ersten Konsuls von Frankreich angerufen. Dieser ließ alsbald einen Theil des französischen Kriegsvolkes wieder in die Schweiz einrücken, indem er Frieden gebot und die Vermittlung übernahm. Zu größerer Sicherheit wurden die vornehmsten Häupter des Aufstandes, soviel man derselben habhaft werden konnte, verhaftet und nach der Festung Aarburg in Gewahrsam gebracht.

Der Gefangene.

Vor Allen traf dies Loos auch Aloys Reding und seinen Freund Aufdermaur, nach beider vergänglichen Triumphen. Beide befanden sich ruhig zu Schwyz, und am Tage ihrer Gefangennahme zufällig im gleichen Zimmer von einem Hause am Hauptplatz des Fleckens. Sie sahen aus dem Fenster den Aufstellungen und Bewegungen französischer und helvetischer Truppen zu. Eine Abtheilung derselben löste sich von den übrigen ab, und besetzte das Haus; eine andere ging zur Kirche und besetzte den Thurm, um von demselben herab, sowohl die Umgegend zu beobachten, als auch allfälliges Sturmläuten zu verhüten. Dann traten Offiziere ins Zimmer und erklärten die beiden Bezeichneten zu Staatsgefangenen.

Der Abschied Redings von seiner trostlosen Familie war schmerzlich. Selbst das Militär konnte bei diesem Anblick seine Rührung nicht verbergen. Er selbst blieb ruhig und zu Allem gefaßt; nur der Jammer der Seinigen füllte seine Augen mit Thränen des Mitleids. — Die Gefangenen wurden unter Bedeckung nach Aarburg geführt, wo sie nebst andern ihrer Schicksalsgenossen, als Geiseln für die öffentliche Ruhe streng bewacht, aber anständig behandelt wurden. Selbst der Oberbefehlshaber der französischen Armee, General Ney, besuchte sie.

Nach meiner Rückkehr von einer Reise zu Freunden in Mühlhausen (im Elsaß), schrieb ich dem theuern Gefangenen. Er antwortete aus der Veste Aarburg den 23. Dezember 1802 in folgenden Zeilen:

„Es freute mich recht sehr, mein lieber Freund, aus Ihrem Briefchen vom 21. zu vernehmen, daß Sie sich wohl, und wiederum auf Biberstein befinden. Auch mir ist wohl, wenn schon in der Gefangenschaft, indem ich während dieser ganzen Zeit mir so ziemlich gleich geblieben bin, und ich es mir zur Regel gemacht habe, mich im Glück nicht zu übernehmen, und unter den Schlägen des Schicksals nicht unter mich hinabzusinken."

„Ich erhielt heut auch einen Brief vom Toneli*), der mich recht herzlich gefreut hat. Er beweist mir so klar, als zwei Mal zwei vier machen, daß ich der freieste Mann auf Gottes Erde sei, und zwar folgendermaßen: „„Wenn ich nun Ihrer wirklichen Lage nachdenke, so scheinen Sie mir, ungeachtet des Gefängnisses, das Sie umgibt, der freieste Mann auf der Erde zu sein. Denn die wahre Freiheit besteht ja in der Unabhängigkeit des Willens, und wohnt in dem allein, der gegen die Reizungen der Furcht und des Eigennutzes und einer falschen Ruhmliebe auf der Bahn der

*) Ein junger, hoffnungsvoller Neffe Redings.

Gerechtigkeit unerschüttert fortschreitet. Dies ist in meinen Augen die wahre Freiheit; und Gefängnisse, weit entfernt ihr etwas zu benehmen, erheben ihren Glanz, in den Augen der Mit- und Nachwelt, zum höchsten Grade. Denn gleich wie die Großmuth im Siege, so ehrt den Mann im Unglück — Festigkeit."" Dies war einst die Sprache der Römer und ist und bleibt noch die einiger wenigen Schweizer."

„Wenn Sie mich allenfalls mit einem Besuch erfreuen wollen, so müssen Sie die Erlaubniß schriftlich vom General Eble in Solothurn begehren, welcher Ihnen solche wohl nicht abschlagen wird. Es grüßt Sie herzlich

Ihr Freund Reding."

Schluß.

Bekannt ist, wie Napoleon den Abgeordneten, nicht nur der Kantone, sondern auch der politischen Parteien, und durch sie belehrt, in der Consulta zu Paris eine Vermittlungsurkunde übergab, die mit großer Klugheit auf staatsbürgerliche Rechtsgleichheit die Freiheit aller Schweizer begründend, den Föderalismus der Kantone mit einer Centralregierung der gesammten Schweiz verband und eine Gewalt durch die andere mäßigte. Alles ordnete sich sogleich friedlich darnach, und die französischen Truppen räumten alsbald wieder das Land.

Schwyz, in seinem Innern den altgewohnten, darum behaglichen Formen wiedergegeben, lohnte nun seinen Landammann Reding mit Ehren für die bestandenen Leiden. Dieser schien mit dem Erfolg des Vermittlungswerks, an welchem mir nur mißfiel, daß es das Werk des Auslandes sein mußte, zufriedener zu sein, als er anfangs selber erwartet haben mochte.

Er schrieb mir aus Schwyz am 9. Mai:

„Gewiß würde ein Besuch von Ihnen, lieber Zschokke, woran Sie Unwohlsein gehindert hat, nicht nur mir, sondern auch meinen Unglücksgefährten viele Freude gemacht haben. Und auch Sie würden, wie ich glaube, die Seelenruhe jener Männer bewundert haben, welche mit mir auf Aarburg waren."

„Ich bin sehr begierig zu erfahren, was Sie über die wirklich sonderbare Erscheinung der Mediationsakte denken? Bald sollt' ich glauben, daß auch Sie noch ein recht alter Bundesgenoß und Föderalist werden müßten, da keine Konstitution, welche während der Einheit proklamirt worden, Ihnen gefallen hat. „Gott habe sie nun alle selig!" könnte man sagen; aber, aber — wie viele leidige Aber gäbe es hier nicht!"

„Alle die lieben Meinigen bewahren Ihr freundliches Andenken und grüßen Sie mit mir recht herzlich."

„Ich bin unveränderlich

Ihr Freund Reding."

Seine Tage flossen von da an in jener ungetrübten Friedensstille, welche die gesammte Schweiz eilf Jahre lang unter dem wohlthuenden Einfluß der napoleonischen Vermittlungsurkunde genoß. Er vermählte sich zum andernmale*). Er bekleidete in seinem Kanton wiederholt das Amt eines Landammanns, und was mehr, als das Höchste der Aemter, sagen will, er bekleidete es mit Würde. Diese, nicht jenes, ist des Mannes Verdienst. Wohl gern hätt' er dort des Guten mehr geschaffen, als er that. Er hatte große Erfahrungen gemacht und in denselben die früher beschränkten Ansichten des Staatslebens erweitert. Aber er allein stand gegen eine

*) Mit einem Fräulein Roggenstiel von Solothurn. Sie ward Mutter von vier Töchtern und einem Sohn, der in die Schweizergarde Karls X. als Unterlieutenant getreten, und nachher mit den übrigen Schweizern aus französischem Dienst entlassen ist.

tief eingerostete Volksgewohnheit, gegen eine zu rechter Zeit spröde, zu rechter Zeit geschmeidige Politik des Priesterthums, und gegen die Eifersucht anderer Familien zu ohnmächtig, welche auf Einfluß und Macht Ansprüche zu bilden gleichsam das Erbrecht trugen. So mußte er den alten, heimlichen Schaden nur leise berühren, um nicht die öffentliche Gunst einzubüßen, in Schul- und Armenwesen nachzubessern, oder wo sich irgend Sinn für gemeinnützige Unternehmungen offenbarte, diese mit Nachdruck zu befördern.

Plötzlich, nach Napoleons Sturz, nach dem glücklichen Vordringen der wider ihn verbündeten Mächte zum Rhein, nach der Doppelsprache der ausländischen Minister, die in Zürich feierlich jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten der Schweiz entsagte, und in Bern (durch den Grafen Senft-Pilsach) die Gegenrevolution forderte, nach dem Einzug eines österreichischen Heertheils, um durch die Schweiz in Frankreich einzurücken, — erhoben abermals sich die Patriziate, die Städte, die Herrengeschlechter der demokratischen Kantone. Die Vermittlungsurkunde ward aufgehoben. Man begehrte die alten Vorrechte und Herrschaften zurück. Frühere Entsagungen, Freiheitsbriefe und Eide wurden wieder für nichtig erklärt. Die betrogene Mehrheit der Nation betrachtete mit Unwillen das verrätherische Spiel, welches zu ihrem Verderben getrieben ward. Aller Orten Aufstände, Bewaffnungen, Protestationen. Aber List, Gewaltthat, diplomatische Künste, und vor Allem die Drohungen mit Waffen der verbündeten Mächte, siegten. Man stellte in Eil, in einer neuen Bundesakte, das Unwesen aus den Tagen des 18. Jahrhunderts, so viel es möglich war, wieder her. Und so weit war Reding seinen frühern Ansichten und Ueberzeugungen fremd geworden, daß er zu einem Bundesvertrag allein schon jenes berüchtigte Stanser Verkommniß aus dem 16. Jahrhundert zureichend fand, in welchem sich die damaligen Regierungen der Kantone gegenseitigen Beistand wider

ihre Unterthanen zusicherten, wenn diese gegen ihre von Gott eingesetzten Obrigkeiten zu murren, oder sich aufzulehnen wagen würden; jenes Verkommniß, durch welches erst das aristokratische Verderbniß, die Familienherrschaft und der kühne Mißbrauch der Staatsgewalt zur Vernichtung der alten schweizerischen Freiheit ins Leben gerufen worden war. Das Volk schwieg. Es behielt sich sein gutes Recht vor, das ihm seit beinahe zwanzig Jahren zu Theil geworden war, und ließ sich nicht durch jenen demokratischen Goldschaum blenden, mit dem man, um es zu trösten, die neuen Aristokratien überdeckt hatte. — Daher entsprangen vom Volk aus schon im Jahre 1830 die Verfassungsreformen der Schweiz.

Aloys Reding, mit dem ich noch manches Jahr in freundlichem Briefwechsel geblieben war, spielte in jenen Wirren nur noch eine untergeordnete Rolle. Er erfüllte die Aufträge seiner Behörden, wurde, aus schwer zu errathenden Gründen, auf Tagsatzungen der Vertheidiger und Fürsprecher der Klöster und aller geistlichen Hoheit; übernahm von der Eidgenossenschaft am Ende des Jahrs 1813 die fruchtlose Sendung ins Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Frankfurt, um Anerkennung der schweizerischen Neutralität zu bewirken; dann im Jahr 1817 die Sendung zum König von Frankreich, ihn zu begrüßen. Letzterer schmückte ihn mit dem Grafentitel, einer Art Ehrenbezeugung, die nirgends unpassender, und nirgends dornigter ist, als in einer Demokratie, wo das Gefühl der Rechtsgleichheit, sich mit dem Neide verbindend, auch nicht den Schein eines Vorrangs, und noch weniger die Verpflichtung eines beamteten Bürgers gegen einen auswärtigen Staat, dulden mag.

In der That waren die letzten Jahre seines Lebens nicht ohne Bitterkeit. Er sah einen großen Theil des ehemaligen Vertrauens seiner Mitlandleute von sich gewichen. Er erfuhr Kränkungen und

den Widerstand einer bedeutsamen Partei. Es ist aber eben so unwichtig für die Welt, Rathsgeschäfte, Umtriebe, Wirkungen und Gegenwirkungen in einem so kleinen Lande zu erfahren, als es schwer ist, dieselben genau darzustellen, indem sich da Familien- und Hausangelegenheiten, persönliche Interessen und Reibungen mit den öffentlichen Angelegenheiten unentwirrbar vermengen. Reding selbst sprach und schrieb mir nie darüber. Ich begnüge mich daher, nur dasjenige hier beizufügen, was ich aus den Briefen anderer Männer über seine Stellung im heimatlichen Freistaat vernahm.

Nach Herstellung desselben seit jener Revolution, da er zum Landammann gewählt worden, bildete er, was ehemals in der Hirtenrepublik nie gewesen, eine sogenannte „Standeskommission,“ welche bald das Ansehen eines regierenden Kleinen Rathes annahm, der von seinen Verfügungen kaum Rechenschaft geben mochte. Reding rechtfertigte diese Neuerung anfangs mit der bescheidenen Erklärung, daß er selbst, zu unerfahren in den Landesgeschäften, sich durch den Rath anderer Magistrate unterstützen lassen müsse. Eben so war er auch der Erste, der, als Landammann von Schwyz, aufhörte, vor versammelter souveräner Landsgemeinde Bericht über die Verhandlungen der eidgenössischen Tagsatzungen abzustatten. Er glaubte, es sei genug, wenn dies vor Rath, oder dreifachem Landrathe geschehe.

Dies Verfahren hatte aber auf das ganze Staatsleben große Folgen; es näherte die Demokratie den aristokratischen Formen. Das Volk blieb in Unwissenheit über seine Verpflichtungen und Verhältnisse zur übrigen Eidgenossenschaft. Handelte es sich nachher um Erfüllung dessen, was man auf Tagsatzungen eingegangen war, entstand Verwirrung, Mißverständniß und Mißtrauen. So machte er sich manche Gegner, die ihm nun auch in dem widerstrebten, was er ernstlich zum Gemeinwohl bezielte, oder auch aus-

wärts im Interesse seiner eigenen Familie. So hatte er z. B. vom Kantonsrath ein Zeugniß verlangt, daß seine Familie vor alter Zeit, in Abwesenheit österreichischer Amtleute, die Landschaft March, im Namen Oesterreichs, verwaltet habe. Der Rath ertheilte ihm, auf Treu und Glauben hin, zwar ein solches Zeugniß; aber doch erregte das ein nachtheiliges Gerede und allerlei Bedenklichkeit. Denn niemand mochte glauben, daß man ein so seltsames Zeugniß von einem, im Namen eines fremden Fürsten, über einen Theil des Kantons, vor fünfhundert Jahren geübten Souveränetätsrecht, ohne besondere Absichten und Zwecke begehren könne. In der March selbst und in den sogenannten äußern Bezirken erregte dieser Schritt Argwohn. Man sagte sich nachher, jenes Zeugniß habe auch zur Erlangung des Grafentitels dienen müssen, der ihm an seiner Volksbeliebtheit nicht wenig schadete.

Ziemlich übereinstimmend war man aber darin, daß Reding, nachdem er in den Tagen der Revolution die hohe Stelle eines Landammanns der Schweiz bekleidet gehabt, nicht mehr derselbe geblieben, der er vormals gewesen war; sei es, daß er sich in dem Kreis des Ländchens Schwyz zu beengt fühlte, oder daß ihn die Erinnerung an das, was er an der Spitze der ganzen Schweiz gewesen, und nicht mehr war, mit Unbehaglichkeit erfüllte. Er vergaß sich zuweilen, freien Männern befehlshaberisch gegenüber zu stehen, die seinen Befehlen aber oft zu gehorchen verweigerten. Man weiß, daß wenn Freunde ihm Vorstellungen darüber machten, er sich empfindlich von ihnen zurückzog.

Die Einwohner des geringen Fleckens Gersau, etwa 1500 Seelen, die vor der Revolution ebenfalls eine selbstherrliche Republik gebildet hatten, empfanden die Vernichtung ihres kleinen Staates und die Einverleibung desselben in Schwyz, schmerzlich. Reding vorzüglich hatte diese Einverleibung betrieben, und man trug es ihm nach, daß es nicht in den schonendsten Formen geschehen war.

Noch im Jahr 1817, als er in Aufträgen der Schwyzerregierung nach Gersau kam, sang man ihm dort das Liedchen von Geßler und den alten Tirannen des Vaterlandes in die Ohren.

Man wollte behaupten, die Undankbarkeit seiner Mitbürger habe ihn tief gekränkt und seinen Tod befördert. Dem ist nicht also. Ein gefährliches Nervenfieber, welches im Anfang des Jahres 1818 viele Menschen in jenen Gegenden hinwegraffte, ergriff auch ihn. Wenige Wochen vorher war seine Tochter, aus erster Ehe, Louise, ein liebenswürdiges Mädchen, gestorben. Der Gram um sie mag auch seine Krankheit verschlimmert haben, der er am 5. Februar unterlag.

Reding, als Privatmann, als Gatte, Vater, Freund, einer der achtungswürdigsten Sterblichen, war mehr durch die wilden Bewegungen des Schicksals, denn durch Denkart, Neigung oder Talente zu einer Lebensrolle geführt, der er, um sie mit Glück zu spielen, nicht gewachsen war. Begriffe, wie sie durch Gewohnheit und Erziehung in ihm erwachsen waren, galten ihm für Grundsätze, zu denen er immer wieder zurücksank, wenn er sich jeweilen zu höhern Ueberzeugungen und Ansichten erhoben hatte. Er war ein edelmüthiger, ritterlicher Mann, der, in den Tagen Winkelrieds, ein Winkelried geworden wäre; bescheiden im Glück, ungebeugt und großsinnig im Unglück; bieder und wortfest; ohne Arg und ohne Furcht.

Heinrich Pestalozzi.

Die heil. Schrift meint es auch darum so gut mit uns, daß sie nicht bloß mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an den Tag legt und so den innern Grund ihres Herzens für uns aufschließt.

Luther.

Erste Bekanntschaft mit Pestalozzi.

Einem Jüngling von kaum fünfundzwanzig Jahren verbreiten Gefühl und Einbildungskraft, wie man weiß, einen zauberhaften Firniß über das Bild des Weltganzen und der eigenen Schicksale. Die Lichtpunkte werden darin glänzender, die dunkeln Stellen finsterer; die Verbindungen aller Gegenstände räthselhafter und nur um so anziehender. Er sieht in seinem Eden, wie einst Adam und Eva, nur die Elohim und die böse Schlange, Engel und Teufel.

Als ich im Jahr 1795 von meiner ersten Durchwanderung der Schweiz, noch trunken von dem wunderreichen Schauspiel der Gebirgswelt und der Seelandschaften, das erste Mal in das allberühmte Zürich kam, ging ich, möcht' ich sagen, mit einem Schauern frommer Ehrfurcht durch die Straßen. Ich kannte die Stadt nur als die Heimat so vieler unsterblichen Männer und großen Gelehrten voriger Jahrhunderte und heutiger Zeiten. Nun schienen sie mir noch alle zu leben; jedes Haus schien die Herberge eines Weisen zu sein, und die Menge der Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute nur für das Bedürfniß derer versammelt,

welche hieher zu den Unsterblichen, wie fromme Christen zu einem Gnadenort wallfahrteten.

Vor Allem gern wär' ich in die Bekanntschaft des Pfarrers Joh. Kaspar Lavater*) getreten, so wie noch lieber in die des berühmten Verfassers von Lienhard und Gertrud.**) Letzteres gelang mir unerwartet bald. Der als Schriftsteller bekannte Leonhard Meister,***) ein geistreicher und gefälliger Mann, führte mich eines Tages in eine Abendgesellschaft ein, wo ich unter mehrern Gelehrten Zürichs auch Heinrich Pestalozzi finden würde. Diese Gesellschaft versammelte sich wöchentlich einmal bei dem

*) In Zürich bildeten zu jener Zeit zwei einander entgegengesetzte Meinungsparteien der Gelehrten ihre ausschließlichen Kreise, so daß, wer dem einen angehörte, dem andern fremd blieb. Um nicht anzustoßen bei denen, die mich mit so vielem Wohlwollen aufgenommen hatten, that ich Verzicht, Umgang mit dem von mir seit meiner Kindheit verehrten Verfasser der Physiognomik zu suchen. Ich sah und hörte ihn zu Zürich nur einmal auf der Kanzel, als er von der unglaublichen Wunderkraft des Glaubens predigte, und unter andern, als Beweis dafür, das Schicksal verfolgter Christen anführte, welche in, ich weiß nicht welcher Wüste, dem Hungertode nahe, gläubig an Erhörung um Hülfe zu Gott gefleht hatten eine schreckliche Nacht hindurch, und Morgens ein strahlendes Schloß auf einem Hügel erblickten, wo sie alle mögliche Erquickung empfingen. Diese Predigt machte mich etwas irre an dem trefflichen Manne.

**) Bekanntlich hatte Pestalozzi dies Werk schon im Jahr 1781 herausgegeben. Er sagte mir später, er habe einige der Hauptpersonen darin nach lebenden Originalen gezeichnet; darum wären sie so neu und wahr.

***) Geboren zu Neftenbach bei Winterthur im Jahr 1741; erst Professor der Geschichte zu Zürich, dann Pfarrer, dann zur Zeit der helvetischen Republik in einer Kanzlei der Regierung angestellt.

Greisen Dr. Hirzel, dem Verfasser des philosophischen Bauers.*) Ich trat schüchtern zu ihm in das Heiligthum. Es war ein großes Zimmer, von den brennenden Kerzen des Theetisches nur matt beleuchtet; von Bücherschränken die Wände bedeckt; alles Geräth schwer und alterthümlich, aber reich und glänzend erhalten. Seitwärts aus dem Dunkeln erhob sich auf einem Gestell die schwärzliche Büste Steinbrüchels**) in Bronze, dessen Name noch heut den Philologen werth ist. Ich fand hier mehrere angesehene Gelehrte Zürichs versammelt. Ihre Gespräche, ihre Scherze selbst wurden mir lehrreich. Diese Theegesellschaft mahnte mich an sokratische Gastmahle. Auch Pestalozzi erschien und ich ward ihm vorgestellt. Er sagte mir nur wenige Worte; eilte von einem der Anwesenden zum andern; blieb unstät und flüchtig, bis man sich anschickte, die Vorlesung von der Arbeit eines der Gäste zu hören. Da verschwand er. Dergleichen Vorlesungen wurden regelmäßig und abwechselnd von den Mitgliedern dieses freundschaftlichen Kreises gehalten. Ich erinnere mich, hier auch unter andern zuerst

---

*) Hans Kaspar Hirzel, geboren 1725, gestorben 1803, der thätig für Veredlung deutscher Literatur mitwirkende Zeitgenosse Gleims, Sulzers, Klopstocks u. a. m. Sein philosophischer Bauer Kleinjogg, dessen Wirthschaft er beschrieb, hieß eigentlich Jak. Gujer. Das Buch war schon 1761 erschienen. Hirzels Sohn, welcher ebenfalls den Namen Hans Kaspar trug, ebenfalls Arzt war, und als Menschenfreund und erster Urheber aller in der Schweiz entstandenen Hülfsgesellschaften, in seinem Vaterlande lange noch segensreichen Andenkens bleiben wird (geboren 1751, gestorben 1817 in St. Gallen), ist mit ihm nicht zu verwechseln.

**) Joh. Jak. Steinbrüchel, geb. 1729 in Zürich, ein geistvoller Philolog. Uebersetzer des Euripides, Sophokles und einiger pindarischer Oden. Er war der Freund und Lehrer des eben erwähnten jüngern Hirzel gewesen, Hausfreund des ältern.

Bruchstücke aus der Lebensgeschichte Salomon Geßners gehört zu haben, welche der Professor Joh. Jak. Hottinger*) damals bearbeitet hatte und vortrug.

Da ich, als frommer und eifriger Lehrling, dem geselligen Verein dieser in den mannigfaltigsten wissenschaftlichen Beziehungen ausgezeichneten Gelehrten allwöchentlich beiwohnte, kam auch die Reihe endlich an mich, eine Vorlesung zum Besten zu geben. Die gerechte Scheu, bejahrten Männern von so hoher Geistesreife eine meiner grünen Früchte vorzulegen, rettete mich nicht von der Verbindlichkeit. Ich weiß nicht mehr, was ich ihnen am bestimmten Abend las. Ich würde dessen auch gar nicht erwähnen, wenn daraus nicht auf sonderbare Weise die Veranlassung entsprungen wäre, welche mich mit Pestalozzi näher zusammenführte.

Am Morgen nach meiner Vorlesung empfing ich von dem ehrwürdigen Greise Hirzel einen Brief, welchen ich, wie Wort eines guten Engels, unter meinen kleinen Heiligthümern aufzubewahren beschloß. Er bezeichnet die Herzensgüte und den Geist vom Verfasser des philosophischen Bauers zu schön, als daß ich ihn hier nicht mittheilen sollte. Er lautet folgendermaßen:

„Mein sehr verehrter, junger Freund!

„Sie denken zu edel, die Zuschrift eines Greisen in einem schiefen Lichte anzusehen und darüber zu spotten; da er einen Drang in sich fühlte, Ihnen die Empfindungen zu erkennen zu geben, die Sie ihm eingeflößt haben, da Sie ihm zum ersten Male die Früchte Ihres Genies haben kosten lassen. Ich sehe große Seelenkräfte in Ihnen entwickelt, von denen wichtige Einflüsse auf eine Menge Leser und Leserinnen müssen erwartet werden. Allein verzeihen

---

*) Vater (geb. 1750, gest. 1819) des noch jetzt lebenden trefflichen Fortsetzers von Joh. Müllers Schweizergeschichte, des Prof. Hottinger.

Sie einem Greisen, den Alter und Erfahrung furchtsam gemacht haben. Je größer die Kräfte Ihres Geistes sind, je sorgfältiger sollten Sie sein, ihnen die Richtung zu geben, in welchen sie der Menschheit wahren Nutzen bringen, wenigstens keinen Schaden verursachen.

„Ich erzittre, wenn ich mir die Folgen von Jean Jacques Rousseau's tief eindringendem, aber allzu excentrischem philosophischem Genie vorstelle; die fürchterlichste Revolution nämlich in der aufgeklärtesten, an hellen Geistern fruchtbarsten volkreichsten Stadt Europens, die so sehr ansteckend wird; — oder auch nur die Folgen von Göthens geniereichen Arbeiten, wie viele gute junge Köpfe beiderlei Geschlechts dadurch verwirrt und zu Grunde gerichtet werden. Indessen thut es mir weh, wenn allzu große Aengstlichkeit die Schwingen Ihres Genies lähmen sollte. Gottes Fürsehung wolle Sie leiten und Sie zu einer Flöte bestimmen, durch deren weit ertönende Musik die Seelen zur allgemeinen Menschenliebe, zur wahren Tugend und Verehrung der Gottheit, der Quelle aller Liebe, alles Glücks zu stimmen. So können Sie, mein Theuerster, zum größten Segen der Menschheit, vorzüglich Deutschlands werden. Zum größten Vergnügen am späten Abend werd' ich es rechnen, die besten Proben einer solch himmlischen Musik noch angehört zu haben. Gott segne Sie!

Zürich, den 5. Nov. 1795.

Dr. Hirzel, Philos. Studiosus
in dem einundsiebenzigsten Jahre des Alters.“

In der That wußte ich weder damals, noch weniger in spätern Jahren, was die übergroßen Erwartungen oder Befürchtungen des vortrefflichen Alten hätte veranlassen, oder rechtfertigen können. Am belehrendsten war für mich die merkwürdige Unterschrift, vielleicht weil sie mich am meisten demüthigte. Ich zeigte sie auch

meinem Freunde Oelsner,*) dem ich damals gern Alles mittheilte, einem feinen, scharfsinnigen, lebensgewandten Manne, in dessen Gesellschaft ich bald darauf nach Bern und späterhin nach Paris reisete.

Ich befand mich eben bei ihm. Wir waren noch im Gespräch, als sich die Thür des Zimmers öffnete. Ein Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, hager, pockennarbig, schlicht gekleidet, mit flatternden Haaren trat herein. In zwei, drei großen Sätzen war er durchs Zimmer plötzlich vor uns, und mit freundlicher Hastigkeit die Unterhaltung beginnend. Es war Pestalozzi. Ich konnte diese seltsame Erscheinung lange nicht mit meiner Vorstellung vom Schöpfer des klassischen Werks Lienhard und Gertrud paaren.

Hirzels Brief schien mir erst einige Bedeutsamkeit für ihn zu haben, obwohl er mich eigentlich über die Warnungen desselben beruhigen wollte und dabei bald muthwillig, bald sarkastisch über das gelehrte Zürich ins Gericht ging. Sein Wesen sprach mich nicht an. Ich verkannte den herrlichen Mann, wie ihn Tausende verkannt haben.

---

*) Damals ein junger Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, ein geborner Schlesier, der seit Anfang der französischen Revolution in Paris gelebt hatte, und nachmals durch seine gekrönte Preisschrift über den Einfluß des Mahomedanismus (im Jahr 1810) sich unter den französischen und deutschen Gelehrten namhafter gemacht hat; so wie er schon früher als Mitarbeiter an Archenholzens, Usteri's und Hubers geschichtlichen Zeitschriften und als Uebersetzer von Sieyes Schriften wesentlich zur genauern Kenntniß der Personen und Ereignisse der französischen Staatsumwälzung beigetragen hatte. Selten hab' ich einen feinern, geistreichern Mann im Umgang gefunden, als ihn. Vertraut mit den bedeutendern Männern damaliger Zeit in Paris, führte er mich selbst in die Bekanntschaft des Grafen von Schlabrendorf, Sieyes, Isnard u. s. w. ein. Er starb zu Paris im Jahre 1826.

Der Schriftsteller fürs Volk.

Indessen die Bekanntschaft war gemacht und wurde fünf Jahre später in Luzern erneuert, wo Pestalozzi damals, ermuntert und unterstützt von der helvetischen Regierung, eine Zeitschrift unter dem Titel: „Helvetisches Volksblatt" herausgab. Der Zweck desselben sollte sein, die größere ungebildetere Masse der Nation über Ursach, Gang und wünschbare Folgen der schweizerischen Staatsumwälzung zu belehren. Eine schwierige Aufgabe, zumal wenn man weiß, daß in jener Zeit weitaus der größte Theil des Volks in tiefster Unwissenheit über die Ereignisse des Tages lebte, wenig las, außer Kalender und geistliche Bücher zum Kirchengebrauch; oder gar nicht einmal lesen konnte. Es hatte weder Vaterlands- noch Freiheitsliebe, sondern hing ausschließlich seiner Heimat an, seinem Dorf, seinem Städtlein, stolz auf die ihm vergönnten kleinen Rechtsame und Freiheiten der Ortschaft, in der es wohnte. Sein Glaube war meistens gedankenlos aufgenommener Aberglaube der Vorfahren; seine Sittlichkeit und die Gesetzlichkeit, in der es sich bewegte, weit mehr Gewohnheitswesen, als Ueberzeugung.

Eines Tages trat Pestalozzi, begleitet von seinem Verleger, Heinrich Geßner, dem Sohn des Idyllendichters, zu mir ins Zimmer, um mich zu bewegen, Mitarbeiter an jenem Volksblatt zu werden. Ich weigerte mich, weil dies Blatt, sowohl dem Inhalt, als der Sprache nach seinen Zweck verfehle, und kein Blatt für den gemeinen Mann sei, dem es doch eigentlich bestimmt wäre. Schon darum aber, weil es auf Kosten einer dem Volke fremdartigen, ja verhaßten Regierung erschiene und von ihr in den Dörfern verbreitet wäre, verlöre es Vertrauen und Glauben. Man wisse, es sei kein freies, unabhängiges Blatt, darum könne es nicht die reine Wahrheit sprechen. Es müsse sich durch Unabhängigkeit, und selbst daß es zuweilen mit in die gegründeten Klagen

über die Zeit tapfer einstimme, erst selber Zutrauen gewinnen, um dasselbe durch sein Wort endlich auch der bestehenden Regierung zu verschaffen.

Darüber erhob sich nun zwischen uns lebhaftes Wortwechseln. Geßner fühlte sich durch die abschlägige Antwort, Pestalozzi durch mein Urtheil über das Unvolksthümliche des Inhalts und Tons seiner Zeitschrift gekränkt. Ich hatte Noth, mich zu vertheidigen.

„Das Volk ist ein Kind," sagt' ich: „Wer es emporheben will, muß sich vorher zu ihm niederbeugen. Wollt' ich für dasselbe schreiben, würd' ich mir etwa einen verständigen Knaben von acht bis zehn Jahren vorstellen, dem ich meine Vorstellungen deutlich und faßlich beibringen möchte. Das Volk ist ein Kind mit beschränkten Begriffen; der Macht der Einbildungskraft und der Gefühle mehr, als dem Gesetz des Verstandes untergeben. Darum liebt es das Wunderbare; sieht viele Wunder; und glaubt das Unglaublichste weit leichter, als die einfachste Wahrheit. Ueber Küche, Stall und Pflug hinaus, wird ihm alles Uebrige und Höhere zur Poesie, weil es selber Alles poetisch anschaut, wie jedes Kind, ohne deswegen Verse zu machen, oder sie zu lieben. Darum muß man durchaus mit ihm bildlich sprechen: aber nicht gesucht, sondern einfach, wie die Bibel in Luthers Uebersetzung, wie Tschudy's, oder Anderer Chroniken. Da ist ächter Volkston! trockene Erörterungen, abgezogene Begriffe sind ihm fremde Zungen. Der geringste Theil unserer Landleute ist fähig, die Predigten des Pfarrers zu verstehen, oder deren Gedankengang fünf Minuten lang unabgebrochen zu verfolgen. Daran liegt auch dem ländlichen Zuhörer wenig. Er faßt einzelne Stellen der Rede für sich auf; beachtet mehr das Aeußere und Zufällige; das Uebrige, was den Horizont seines Verstandes übersteigt, ist ihm eben das Liebste, das Unbegreifliche, Wunderhafte und Heilige. Der katho-

lische Bauer würde, mit Verbannung der lateinischen Sprache bei seinem Gottesdienst, das Anziehende desselben, den Reiz des Geheimnißvollen einbüßen. Die Sprache des alten Roms ist ihm die allein würdige auf den Lippen des Priesters, vor dem Altar zu Gott. Er ist damit gleichsam dem Ohr der Heiligen näher und klarer.“

„Fort also mit streng wissenschaftlichen Abhandlungen aus Euern Volksblättern! Kleidet Alles in ein geschichtliches Gewand. Historien und Fabeln hört jedes Kind mit Lust. Und wollt Ihr Euren Lehren und Meinungen Nachdruck geben, so flechtet, statt der trockenen Beweise, ein halbes Dutzend sprüchwörtlicher Redensarten ein. Damit schlaget Ihr durch. Sprüchworte sind die Axiome des bildungslosen Haufens; die Urgrundsätze seiner Haus- und Lebensphilosophie; der Fünftelsaft gesammter Erfahrungen der Vorwelt. Verlanget Ihr noch ein Uebriges zu thun, so gewinnet dem eine lächerliche Seite ab, was Ihr bestreitet. Es wohnt im Volk, wie im Kinde, ein Hang zur Satyre, und schelmischen Neckerei. Ein drolliger Einfall wiegt ein Dutzend Vernunftgründe auf. Wem man dafür zulacht, dem stimmt man bei.“

„Und vor allen Dingen, um das Zutrauen des Volks zu gewinnen, laufet nicht gleich anfangs gegen dessen Vorurtheile Sturm. Uebereilt nichts! Stellt Euch seiner Meinung gleich, und knüpfet erst an seine Vorurtheile Eure bessern Urtheile an. Es wird späterhin schon selber Widerspruch in sich bemerken, irre werden, anfangen zu zweifeln und das Richtige und Wahre zu suchen. Dann dünkt es sich weiser, als der Lehrer; und das ist schmeichelhaft für beide Theile, nur in verschiedenem Sinn.

„Auch ist eben nicht nöthig, wenn Ihr fürs Volk schreibt, daß Ihr ihm saget, Ihr schreibet fürs Volk. Es weiß von selbst, was ihm und seiner Fassungskraft gemäß ist, ohne daß Ihr es ihm meldet. Der gemeine Mann nennt sich zwar selbst so, wenn er

gegen Gelehrtenstolz seinen eigenen Stolz, doch nur mit halbem Ernst, verstecken will; aber er hört sich nicht gern gemeinen Mann nennen. Schon das Aeußere der Volksschrift muß ihn anlocken und ihm sagen, was für ihn ist. Kein weißes, feines Papier; das taugt für zarte Hände in der Stadt; graues dickes Papier, das zwischen Fingern ertastbar ist, welche durch harte Tagesarbeit hornartig geworden sind; grau und grob, wie die schöne Melusine, die Haimonskinder, der gehörnte Siegfried oder geistliche und weltliche Lieder „gedruckt in diesem Jahr.“ Und der Titel Eures Volksblattes, wie im Kalender, roth und schwarz; das wirkt! und lautend ad modum der Tabakspäcklein am Fenster des Krämers, „aufrichtiger oder veritabler Sulcent-Kanaster,“ etwa: der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun.“

So ohngefähr sprach ich, und sagte sogleich in angeregter, lustiger Laune, aus dem Stegreif ein paar Artikel her, wie sie im Volksblatt ohngefähr erklingen müßten. Geßner lachte mit mir von Herzen; Pestalozzi hingegen schwieg und war niedergeschlagen. Endlich sagte er mit offenem Schmerz: „Bisher bildete ich mir auch ein, zu wissen, was Gemüth und Ton des Volkes sei; und andere Leute, die Lienhard und Gertrud gelesen hatten, glaubten das mit mir. Am Ende seh' ich nun, daß ich's nicht verstand, im Geist des Volks zu sprechen, und die mir Beifall spendeten, verstanden es noch weniger. Ich bin nun nichts, gar nichts.“

Ihm standen bei diesem Worte Thränen im Auge und es blieb ungewiß, ob wirklicher Ernst oder Ironie, Verzagtheit an seinem Werth, oder verwundete Eigenliebe, mehr Antheil an dieser Aeußerung habe. Mir that weh, einen Mann, den ich hoch ehrte, gekränkt zu haben. „Nein, verstehen Sie mich nicht falsch, oder vielleicht sich selber nicht falsch!“ rief ich: „Ihr Lienhard und Gertrud

ist ein Meisterwerk, dem Aehnliches die deutsche Literatur nichts aufzuweisen hat, aber — es ist schlechterdings kein Volksbuch; darum ist es auch nicht in den Händen des Volks. Ich fand es in vielen Büchersammlungen der Städte; noch in keiner Bauerhütte. Es ist ein reines, treues Gemälde des Volks, seines Gemüths, seiner Denkweise und Sitte; es athmet im Geist und Leben des Landvolks, und spricht sogar in der anmuthigen Einfalt desselben, besonders im ersten Theil, welchen ich für das Beste des Ganzen halte. Aber das Ganze ist kein Buch fürs Volk, sondern für jeden, der, zur Erweiterung der Menschenkenntniß, tiefe Blicke ins Wesen und Leben des Volks hineinsenken will. Auch ich, der ich dieses nie unmittelbar kennen zu lernen Gelegenheit hatte, kenne es nur durch Sie. Sie sind mein Meister; und durch Sie erst weiß ich, wie ich zum Volke reden muß, um Anklang darin zu finden."

Indem ich dieses und Aehnliches sprach, wandelte Pestalozzi unruhig durchs Zimmer; wandte sich dann plötzlich zu mir, schloß mich in seine Arme und forderte meine Freundschaft. Von diesem Augenblick an war sie fürs Leben geschlossen, und begrüßten wir uns mit dem brüderlichen Du. Er selbst scherzte nun mit uns über die Idee eines Volksblatts nach meinem Plan und vereinigte sich mit Geßner, mich zur Herausgabe eines solchen zu bereden. Ich willigte ein. In der That hatte das Blatt gleich in den ersten Wochen einen mir selbst unerwarteten Erfolg. Doch kaum nur ein Vierteljahr lang konnt' ich die Herausgabe besorgen, weil ich zu andern Geschäften berufen wurde. Früher schon hatte Pestalozzi Luzern verlassen und der Theilnahme an seinem Volksblatt entsagt.

Er in Stans.

Bald nachher fand ich ihn zu Stans in Unterwalden wieder; es war im Mai 1799. Die Regierung hatte mich dahin mit prokonsularischen Vollmachten geschickt, das unglückliche Land durch Einführung gesetzlicher Ordnung und besserer Verwaltung wieder zu beruhigen.

Bekannt genug ist der Aufstand, welcher durch die Wuth einiger Priester in dem frommgläubigen Volk von Unterwalden nid dem Kernwald, im Herbst 1798, erregt, und bekannt genug, wie furchtbar er mit Blut und Flammen getilgt worden war. Bei vierhundert Einwohner hatten das Leben durch die Waffen der Franzosen verloren; mehrere hundert flüchtig die Heimat verlassen. Viele Andere lagen in Gefängnissen. Die noch stehenden Gebäude und Hütten reichten kaum hin, den übrig gebliebenen Familien kümmerlich Obdach zu geben. Inzwischen wetteiferten die größern Städte der Schweiz voll Mitleids, den Hilflosen Trost zu bringen. Man sandte Geld, Nahrungsmittel, Kleider und Waaren aller Art dahin. Ein Theil davon ward besonders für die verwaiseten, oder verlassenen Kinder zurückgelegt, welche in einem von den Flammen verschonten öffentlichen Gebäude versammelt und verpflegt wurden. Diesen beklagenswerthen Kleinen ein Vater und Lehrer zu werden, war Pestalozzi voll Erbarmens nach Stans geeilt. Mit rührendem Erbarmen opferte er sich ihnen, auf jede Lebensbequemlichkeit verzichtend, ja mit Gleichmuth selbst Verkennung, Verachtung und unverhohlenen Spott der Unterwaldner ertragend, welche die Größe dieses seltenen Geistes nicht begriffen, und ihn für einen gelehrten Halbnarren oder für einen hungrigen Spekulanten halten mochten, der dies Gewerbe aus Armuth treibe.

Vermuthlich hatte er, durch Vernachlässigung seines Aeußern, selber die letztere Art des Urtheils veranlaßt. Es war nichts

Seltenes, ihn auf den Straßen zu erblicken, wie er sich allenfalls im Innersten seiner Wohnung zu sein erlauben mochte; ohne Hut, im buschigen Haar, mehrtägigem Barte, eingetretenen oder ungebundenen Schuhen, herabfallenden Strümpfen, den Rock ungebürstet, verkehrt geknüpft u. s. w. Mich selbst befremdete anfangs dieser Anblick, an den er mich weder in Zürich noch Luzern gewöhnt hatte. Ich machte ihn darauf und auf die Wirkungen davon im Volke aufmerksam. „Laß mich," sagte er dann: „Ich bin arm, ich will arm sein. Ich bin reich, und will nur reich durch meine armen Kinder sein. Die verstehen mich; am Verstand der Andern ist nichts mehr gelegen; sie haben keinen oder er ist verrenkt und verzerrt." Solche Worte, mit Heftigkeit von ihm ausgestoßen, hinderten mich jedoch nicht, zuweilen bei ihm das Geschäft des Kammerdieners zu verrichten, wenn ich ihn zu einem Erholungsgang durch die stillen Wiesengründe von Stans und Wolfenschießen abholte, um mich in seinen Gesprächen zu belehren und zum Edlern zu ermuthigen.

Als ich das erste Mal in das sogenannte Waisenhaus zu ihm kam, fand ich ihn in einem großen Saale auf- und abgehend. An einem langen Tische, der den Saal füllte, saßen bei hundert Kinder, alle still beschäftigt und mit solcher Andacht und Lust bei ihrer Arbeit, daß sie kaum eine augenblickliche Neugier zu stillen, den Kopf nach mir umwandten. Die Meisten mochten in einem Alter von vier bis zehn Jahren sein. Je drei saßen sie immer beisammen, das mittlere mit den Armen den Nacken der beiden kleinern Nachbarn umfassend und sie unterrichtend. Die Einen lernten Buchstaben, die Andern Zahlen, die Einen rechneten, die Andern zeichneten Linien oder regelmäßige Figuren. Pestalozzi sprang von den Einen zu den Andern. Er war in seiner Freude.

Die Noth hatte unsern menschenfreundlichen Philosophen zur Erfindung des gegenseitigen Unterrichts, zwischen den Brandstätten

und Trümmern von Stans, geführt, wie in Ostindien zu Egmore, sechs oder acht Jahre früher, den Doktor Andreas Bell. Weder Pestalozzi, noch Europa wußten damals (im Mai 1799) von Bells oder Lancasters später berühmt gewordenen Unterrichtsweise. Denn Bells erster Bericht darüber im Jahr 1797 war selbst in London unbeachtet geblieben, und Lancaster ward erst am Ende Jahrs 1798, in der neugestifteten Armenschule zu London, genöthigt, sich um Bells Einrichtungen zu bekümmern.

Das Schauspiel überraschte mich; noch mehr der ungezwungene Eifer der Kinder und ihr in so weniger Zeit gemachter Fortschritt im Lernen. Denn die wenigsten derselben, nur einige der ältern, hatten vorher eine Schule besucht. Wie Lancaster in London, strebte Pestalozzi in Stans, seine Erfindung zu vervollkommnen. Jener aber begnügte sich nur, den Mechanismus zu erweitern und auf verschiedenere Lehrfächer anwendbar zu machen; dieser hingegen ward von ihr zur Auffindung höherer Grundsätze der Lehrkunst und Geistesentwickelung geführt.

Er selbst war damals noch nicht für sich im Klaren. Er rang noch mit einer Idee, deren Wahrheit eben so sehr, als deren Wichtigkeit in der Kunst des Unterrichts unläugbar schien, aber welche bisher für den letztern unfruchtbar dastand. Das Gegenseitige des Unterrichts war ihm nur äußeres und hilfreiches Mittel; aber der naturgemäße Gang des Unterrichtens vom Ersten bis zum Letzten, vom Einfachsten bis zum Zusammengesetztesten, dieser ward ihm das Wichtigste von Allem, ohne welches weder schnelles noch gründliches Fortschreiten in Kenntnissen möglich sei, und alles Lernen des Kindes nur todtes Gedächtnißwerk, verstandloses Aufbewahren unzusammenhängender Dinge, sonder Kräftigung und Erschließung geistiger Selbstthätigkeit bleibe.

„Siehst du," sagte er oft, wenn wir Beide einsam im Schatten des weiten Obstwaldes lustwandelten, welcher das Thal von Stans

erfüllt: „Ich bin auf einer großen Spur, die zu Großem führt. Ich kann auf ihr nicht irre laufen. Die Wahrheit ist kein Naturgeheimniß; aber ihre Befruchtung ist heut noch ein Kunstgeheimniß. Alle Pädagogik blieb bisher Phrasenmacherei, basedowsche Spielerei, unverständige Einbläuerei. Es muß zum Heil des Menschengeschlechts eine Grundverbesserung des Unterrichts gemacht werden. Kein Mensch zweifelt daran, daß der Geist des Kindes sich aus seiner Einheit stufenweis aufschließt gegen die Welt, vom Allereinfachsten endlich zum Allerverschiedensten, wie der Samenkeim zum Stängel, zum Stamm, der Stamm zu Zweigen, die Zweige zu Blättern. Auf gleiche Weise sollten ihm auch die Unterrichtsgegenstände zugeführt werden, daß das Kind gleichsam Alles durch sich selbst und aus eigener Kraft erfassen und entwickeln könnte, und das Erlernte wieder in dessen Einheit begriffe. Aber da liegt eben das Geheimniß, die Kenntnisse zu vereinfachen, zu gliedern und zu reihen, daß sie den Kindern nicht bunt durch einander zugeworfen werden."

In seinen philosophischen Bestrebungen, wie in seinen menschenfreundlichen Arbeiten zu Stans ward er jedoch bald und plötzlich durch kriegerische Unruhen gestört. Franzosen und Oesterreicher machten sich in der Nähe von Unterwalden, unter täglichen Gefechten, den Besitz von Uri streitig. Am 1. Juni (1799) verbreitete sich die Schreckenssage durchs Land vom nahen Einrücken der Oesterreicher, von Lecourbe's gänzlicher Niederlage. Ungeachtet ich durch Eilboten von Luzern amtlich des Gegentheils versichert worden war, vermehrte sich dennoch die allgemeine Verwirrung und Angst um so mehr, da zwei Kompagnien helvetischer Truppen, in panischem Schrecken, die wichtigsten Posten gegen Uri zu Baven, Seelisberg und Beggenried verließen und nach Stans kamen. Zwar sandt' ich diese beruhigt sogleich in ihre Stellungen zurück; aber nicht so fruchteten meine Vorstellungen in Stans selber. Ueberall

die größte Bestürzung, überall weinende Weiber und erschrockene Flüchtlinge, welche ihre geringe Habe in irgend eine Sicherheit retten wollen.

Als ich zufällig über den öffentlichen Platz vor der Kirche ging, sah ich diesen mit Verwunderung von einer Menge zerstreut umherlaufender Kinder angefüllt. Jedes derselben trug ein Bündelein von Kleidungsstücken. Bald erfuhr ich, dies seien die Ausgewanderten des Waisenhauses. Mehrere der Kleinen antworteten auf meine Frage: wohin sie denn wollten? mit lautem Schluchzen. Sie wußten nicht wohin. Ich ließ die Kinder wieder sammeln und Pestalozzi herbeirufen. Er hatte sie im ersten Schrecken entlassen und insgesammt mit einem kleinen Kleidervorrath ausgestattet. Er selbst wußte weder von ihrer Heimat noch von ihren Verwandten, denen man sie zuführen lassen könnte; ja, er kannte nicht einmal den Geschlechtsnamen seiner Zöglinge und hatte kein Verzeichniß derselben gehalten. Er nahm sie auf meine Vorstellungen wieder ins Waisenhaus zurück.

Sechs Tage später rückte der französische General Loison, verdrängt aus Uri, mit seinen Truppen über das Gebirg in Unterwalden ein. Es wurden Lazarethe und Spitäler für die Kranken verlangt, während es für die Menge des Kriegsvolks im verheerten Lande an Herbergen fehlte. Da mußte demnach auch ein Theil des Waisenhauses geräumt, und die Mehrzahl der Kinder entlassen werden. Die letztern wurden, mit einem kleinen Geschenk, ihren Blutsverwandten und Aeltern zurückgegeben, welche ohnehin nach denselben verlangt hatten. Nur zweiundzwanzig, deren Heimat Niemand kannte, oder nach denen Niemand gefragt hatte, blieben im Waisenhause, unter guter Aufsicht und Pflege zurück. Pestalozzi selbst verließ Stans und begab sich nach Bern. Denn von einem Tage zum andern konnte Niemand verbürgen, daß diese

Thäler und Berge nicht abermals vom wilden Getöse der Schlachten wiederhallen würden.

Wie er war.

Pestalozzi suchte nun in einer Erziehungsanstalt zu Burgdorf, wie man weiß, nachher im Schlosse von Yverdon, die große Aufgabe seines Lebens zu lösen. Er lebte nur in seinen Ideen und nur für sie. Er gehörte nur durch sie der Welt an. Veredlung oder doch Entthierung der ärmern, verwahrloseten, größern Volksmasse durch Unterricht, blieb sein ewiges Ziel. Ein Mann von so seltener Geisteskraft mußte groß auf das Zeitalter einwirken. Sein Name ward im gesammten Europa, wie in Amerika, mit Ehrfurcht oder Neid genannt. Nur in der Schweiz erkannte man den Außerordentlichen am wenigsten. Da sah man nur den schlichten Schulmeister, der weder Lebensart, noch Lebensklugheit besaß, und weder seinen Anzug, noch sein Hauswesen in Ordnung zu bringen verstand. Hier wurden selbst seine Tugenden dem gemeinen Haufen lächerlich; und er hatte sich glücklich zu schätzen, wenn man ihn nur für einen etwas überspannten Kopf, nicht für einen gutmühigen Halbnarren erklärte.

Mit durchdringendem Scharfsinn und Alles vergegenwärtigender Einbildungskraft, sah er jede Schwäche, jede Stärke des Herzens. Er kannte die Menschen; aber die Leute nicht. Kindlich gut, war er leichtgläubig, wie ein Kind. Oft von Andern, mehr noch durch sich selbst getäuscht, ward seine Leichtgläubigkeit eben so oft zum blinden Argwohn, als zum unverdienten Vertrauen, und bei der Reizbarkeit und Lebhaftigkeit seiner Gefühle ging er eben so schnell von einem zum andern über. Er wußte sich im Allgemeinen verkannt; wer aber seine Eigenliebe schmeichelte, hatte ihn gewonnen und konnte ihn nach Gefallen leiten. Dies, und

seine unverhehlten freisinnigen Grundsätze in des Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten, wodurch er der Aristokratie und deren dienstbeflissenen Anhängern verhaßt blieb, waren die Ursachen, daß nie gedieh, was er selber schaffen wollte, um seine Ideale in der Wirklichkeit zur Anschauung aufzustellen.

Er rang und duldete bis zum letzten seiner Tage. Wir besuchten einander zuweilen und blieben im Briefwechsel. Noch wenige Wochen vor seinem Tode trat der hochwürdige Greis in mein Zimmer. Bei aller Hinfälligkeit seines Körpers erschien die Kraft seines Geistes ungebrochen. Er entwickelte mir mit jugendlicher Lebendigkeit, die mich an die Tage von Luzern und Stans mahnte, eine seiner neuen Ideen, über Vereinfachung des Unterrichtens in todten Sprachen. Er wollte darüber ein Werk schreiben.

Am treuesten zeichnete er sich selbst immer in seinen vertraulichen Briefen. Ich beklage, sie nicht alle bewahrt zu haben, welche er mir geschrieben. Nur wenige, die durch Zufall erhalten worden sind, theil' ich den Lesern mit. Es sind Reliquien in jedem Sinn.

Sein Landgut Neuenhof*).

Burgdorf 1801.

Ich will durch meine Freunde nachfragen, was für Güter im Aargau feil sind, und Dir dann Alles sagen, was ich hierüber

*) Ein Landgut im Birrfelde, ohnweit Lenzburg im Kanton Aargau, welches er immer als Quell seiner ökonomischen Zerrüttung betrachtete. Schon im Jahr 1778 fing er daselbst an, eine Arbeitsanstalt für arme Kinder zu errichten, deren Erziehung und Unterricht er zugleich übernehmen wollte. Aber für das Geschäftsleben durchaus nicht geeignet, vermehrten die Anstrengungen und Opfer, die er vergebens gemacht hatte, den Verfall seiner Vermögensumstände.

vernehme*).] Ich selber habe da eins, das dreißig Jahre das wirthschaftliche Elend meines Lebens ausmachte. Ich vermochte nie es gehörig anzubauen. Die Vorschüsse, die hiezu nothwendig sind, mangelten mir immer. Und wenn ich es bisher hätte verkaufen wollen oder müssen, so hätt' ich es, um so schlechter Anordnung willen, um die Hälfte seines wahren Werthes losschlagen müssen. Ich habe das Gut in einem Zeitpunkt gekauft, wo die Ankaufssumme ein Spott war. Ich kaufte viele Dutzend Jucharten, jede zu zehn Gulden, die jetzt zweihundert bis zweihundert und fünfzig gelten würden. Aber ich baute zwei Häuser auf dem Lande, und hatte durch Anstrengung aller Mittel, die doch immer nur halb genügend waren, meine Lage stets verschlechtert, ohne daß ich je dazu kam, mein Kapital nach seinem wahren Werth abträglich zu machen. Indessen gedenk' ich es jetzo doch nicht zu verkaufen, sondern wünsche meine letzten Tage an dem Ort meiner langen Leiden zu verleben und daselbst ein Waisenhaus anzufangen, in welchem meine Erziehungsgrundsätze, bis zur Vollendung reif, dann praktisch geprüft werden sollen.

Freund, das Elend meines Lebens war groß. Thu' das Deine, mir die Erreichung der Entzwecke, die mir jetzt dies Elend versüßen können, zu erleichtern, und glaube immer an mich mit Freundschaft.

Dein Pestalozzi.

Seine Aussichten.

Burgdorf.

Ich freue mich des Eindrucks, den Toblers Proben auf Dich gemacht haben. Die Sache wird nach und nach mehr leisten. Es

*) Zurückgezogen aus der politischen Laufbahn, suchte ich ein kleines Landgut zum Kauf im Kanton Aargau.

sind kaum die ersten Linien eines Werks gezogen, dessen Vollendung eine nur allmälig steigende Vervollkommnung seiner Theile möglich macht. — Das Grab wird mich decken, eh' das Ganze auch nur in seinem ersten Umriß vollendet ist, und ein neues Menschenalter wird vorübergehen, eh' seine Theile sich auch nur von ferne der Vollkommenheit nähern. — Ich danke Dir mit einer Thräne im Auge, mir für meinen Zweck beizustehen. Thu was Du kannst, und wenn Du kannst, so komm' einen Tag hieher; es ist mir wichtig, Dir über alle Details so viel Licht zu geben, als immer möglich.

Sei forthin von Herzen gewogen einem Menschen, der — für sich selbst — gar nichts und mehr als nichts ist, und sich nur in der Zerstörung seiner selbst und nur noch in dem Traum fühlt, dessen ewig gedauerte Verspottung sein eigenes Ich vernichtet. — Freund, das sind nicht Melancholien. Einst wirst Du den Jammer meines Lebens erkennen, und Mitleiden haben mit Deinem

Pestalozzi.

Seine Armuth.

Burgdorf.

Freund, wußtest Du es nicht? — Dreißig Jahre war mein Leben eine unaufhörliche ökonomische Verwirrung und ein Kampf gegen seine zur Wuth treibende äußerste Armuth. Wußtest Du es nicht, daß mir gegen dreißig Jahre die Nothdurft des Lebens mangelte? Nicht, daß ich bis auf heute weder Gesellschaften noch Kirchen besuchen kann, weil ich nicht gekleidet bin und mich nicht zu kleiden vermag? — O, Zschokke, wußtest Du es nicht, daß ich auf der Straße das Gespött des Volks bin, weil ich wie ein Bettler umherlaufe? — Wußtest Du es nicht, daß ich tausendmal kein Mittagessen vermochte und in der Stunde, da fast alle Arme

an ihren Tischen saßen, ich ein Stück Brod mit Wuth auf den Straßen verzehrte? Ja, Zschokke, noch jetzt kämpf' ich den entsetzlichsten Kampf zwischen drückender Armuth und fürchterlichen Ausgaben; und habe das einzige Ziel, durch Standhaftigkeit in meinem Plan, noch vor meinem Tode die elendeste unter allen Haushaltungen, meine eigene Haushaltung, aufrichten zu können. Und das kann durch Verkauf meiner Bücher geschehen, wenn Freunde mir zu ihrer Verbreitung Hand bieten. Und darum ist es eigentlich und allein, warum ich auch Dich bitte.

Meine Ruhe hängt von meiner endlich errungenen Selbstständigkeit, im ganzen Umfang des Wortes, ab. Ich vermag aber nicht über mich selbst ruhig zu werden, als nur durch meinen Totalsieg über mein selbstverschuldetes Elend. Mein Gut soll mir aber auch in aller Noth nicht feil werden, eben weil es die Noth erhöht, die ich besiegen, nicht beseitigen will. — Ich will mit der Quelle meines Elendes nicht kapituliren, ich will sie bemeistern, und dann gern von ihr weggehen.

Lebe wohl und glaube an meine aufrichtige Liebe.

Pestalozzi.

Sein Wille zur Selbsthülfe*).

Burgdorf.

Freund, tausend Dank für die Aeußerung Deines Herzens, aber ich kann und will meine Zerrüttung keinem Freunde aufbürden.

*) Erschreckt durch den vorigen Brief, den ich im Schlosse Biberstein bei Aarau empfing, wo ich seit 1802 allen politischen Parteiungen fremd wohnte, lud ich den edeln Unglücklichen ein, sich loszureißen, zu mir in meine Einsamkeit zu flüchten, mit mir zu theilen, wie ich's hätte, und sorgenlos seine Ideen und Entwürfe schriftlich auszuarbeiten. Seinem Liebling Jean Jacques Rousseau, dem Geiste und Gemüthe nach, in Vielem verwandt, gab er die obige Antwort.

Ich kann, will und soll mich selbst retten, und wenn ich das gethan habe, dann will ich wieder Liebe nehmen von den Menschen. Aber bis ich einmal in einem Stück ganz mit mir selber zufrieden sein kann, kann auch kein Mensch Ruhe in ein Herz flößen, dessen Ingrimm alle meine Nerven bis zum Zerreißen anspannt.

Hilf mir zum Verkauf meiner Schriften und zum Ziel meines Herzens, zum Armenhaus, in dessen Stille und Schatten ich hinter Schloß und Riegel Ruhe suche. O Freund, meine Mißstimmung ist unaussprechlich; aber die Mittel zu meiner Selbstständigkeit wachsen mit jedem Tag.

Lebe wohl. Mich umhüllet eine Schwermuth, die sonst nie mein Loos war. Sie wird vorübergehen.

Ich freue mich Deiner Liebe. Möchte ich in der Lage sein, Ruhe durch etwas, das außer mir ist, in mich selbst gießen zu können, so würde ich noch mündlich mit Dir reden. Doch vielleicht gibt es sich einmal unverhofft, daß wir uns sehen. Lebe wohl.

Dein Pestalozzi.

Vergebliche Anstrengung.

Yverdon. Mai 1817.

Der Erfolg meines Subskriptionsplans wird darüber entscheiden, ob ich bis an mein Grab entweder mit den gleichen Schwierigkeiten kämpfen, immer in Hoffnung leeres Stroh dreschen muß, oder ob ich noch in meinem Leben dahin kommen soll, meinen Entzwecken mit einiger Ruhe und auch äußerer Selbstständigkeit entgegen zu gehen. Meine Lage ist äußerst drückend. — Alle meine Bemühungen, alle angefangene Stiftungen stehen durch den Drang meiner täglichen Zwangverhältnisse still.

Ich weiß, Zschokke, Du wünschest mit mir, daß dieser Nothstand sich ende; und auch Du trägst ja gerne das Deine bei. Bleib getreu, ich bitte Dich. Komm' ich in eine bessere Lage, so kann ich gewiß noch etwas leisten, das auch Dir Freude machen wird. Kann ich es nicht, so muß das, was am meisten in mir gereifet, mit mir ins Grab fallen.

Adolf Heinrich Friedrich v. Schlichtegroll.

Geboren den 8. Dez. 1765, gestorben den 4. Dez. 1822.

Vorbemerkung.

Auf seinen mehrmaligen Reisen nach München und Wien, die er zum Behufe der Ausarbeitung der „Bayrischen Geschichte" unternahm, lernte der Verfasser Hrn. v. Schlichtegroll kennen und schloß mit ihm ein enges Freundschaftsbündniß, das in lebhaftem Briefwechsel zwölf Jahre lang bis zu dessen Tode fortdauerte. Dann stiftete Zschokke dem Vollendeten in der folgenden Skizze nicht nur ein Denkmal der Freundschaft, sondern auch für Deutschland das Denkmal eines seiner besten und edelsten Bürger.

Der Herausgeber.

Wenn die Namen guter und weiser Menschen auch keine Thaten und Werke an die späteste Nachwelt übergeben — und wie wenig liegt den Guten und Weisen selbst daran! — so soll doch die Erinnerung ihrer stillen Tugenden nicht bei den Zeitgenossen mit dem Augenblicke enden, da die Herrlichen aus ihrer Mitte verschwanden. Eine solche Erinnerung gibt uns den edeln Stolz zurück, Wesen göttlichen Geschlechts zu sein, einen Stolz, welchem wir uns nur zu oft durch den Anblick des Entarteten und Schlechten weit umher entrissen fühlen. Und ich glaube, der Edeln, ich möchte sagen, der Heiligen würden mehr unter uns wandeln, sähen wir durch den Griffel geistreicher Schriftsteller die wahrhaften Zierden der Menschheit öfter, als den blutigen Glanz von

Völkerwürgern, von Unterdrückern des Lichts und Rechts und andern Unheilbringern dargestellt.

Auch Schlichtegroll, der Gute und Weise, verdient und erwartet einen Schilderer seines schönen Daseins und bescheidenen Wirkens. Selbst wenn sein öffentliches Leben als Lehrer, als Schriftsteller, als Generalsekretär der Münchener Akademie minder anziehend wäre, würde die Darstellung seines innern Lebens, seiner Weltansicht, seines vielseitigen Beförderns jedes Nützlichen und Guten in den verschiedensten Gegenden, in den mannigfaltigsten Beziehungen, nicht nur die Aufmerksamkeit fesseln, sondern den Geist belehren und das Gemüth erheben. Denn Schlichtegroll war keiner der gewöhnlichen Sterblichen, die, oft Schein und Wesen der Dinge verwechselnd, ihr ganzes Sein kleinlichen Leidenschaften und Wünschen zur Beute geben, und unter der Macht vorgefaßter Meinungen ihre geistige Entfaltung hemmen. Immerdar sich in seltener Klarheit dessen bewußt, was er sollte und darum wollte, trachtete er in seinen Berufskreisen, nach Maaß ihm gegebener Kräfte, das Höchste zu leisten. Doch höher, als das Höchste im Irdischen, blieb ihm jederzeit das Reinmenschliche, das Ewige, das Göttliche. Seine Religion war die Liebe, seine Familie die Menschheit, sein Vaterhaus das Weltall.

Daher wird von ihm, in der Denkrede*) des edelsinnigen Kajetan von Weiller, mit Recht gesagt: „Gerade solcher Männer, wie Schlichtegroll war, bedürfen wir jetzt vorzüglich. Denn was ist unserer mit sich selbst entzweiten Zeit nothwendiger, als Versöhnung? was der in sich selbst irre gewordenen nothwendiger, als Klarheit? was der sich selbst so oft ungetreuen, und mit ihren

*) Zum Andenken von Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll u. s. w., vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften von Kajetan von Weiller. München 1823.

Augenblicken leichtsinnig auch den Inhalt derselben wechselnden, nothwendiger, als Aufmunterung zur Selbstgleichheit, zum Beharren auf dem Ewigen auch im Sturme des Zeitlichen? — Und eben diese Vorzüge waren Schlichtegrolls Vorzüge. Sein ganzes Wesen war versöhnender Natur. Er ließ durchaus keinen Haß an sich kommen. Der Friede, den er in sich trug, sollte, so viel an ihm lag, auch um ihn herum werden. Und so wie sein mildes Gemüth in alle seine Umgebungen Beruhigung brachte, so sein klarer Geist Licht und tiefere Besinnung. Wie jenes allenthalben das Mildere auch aus rauhen Formen herausfühlte, so sah dieser überall das Wahre auch aus irrigen Gestaltungen heraus. — Neben einem so reinen Gemüthe und Geiste konnte nur ein reiner Wille wohnen. Das Leben muß sich in einer so schönen und heitern Atmosphäre kräftig bewegen, und diese Kräftigkeit muß gerade die eigentliche und wesentliche sein, nicht lärmend und gewaltthätig, sondern geräuschlos, aber eben darum unverrückbarer. Darum hielt Schlichtegrolls Seele das einmal ergriffene Wahre und Gute zwar nur still fest, aber unentreißbar, es gegen jeden feindlichen Versuch bewahrend."

Das Bild hier, welches Weiller von seinem Freunde entwarf, verdiente ausgehoben zu werden. Es ist voll sprechender Wahrheit. Schlichtegroll schien sich, als Lebensweiser, zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, das zu sein, woran ihn sein Name täglich erinnerte. Sein ganzes Aeußere entsprach dem, was in ihm wohnte. Von etwas weniger als mittlerer Größe, kräftigen und doch zarten Baues, in seiner Kleidung einfach, aber voller Sorgfalt und Wahl, verrieth seine ganze Haltung eine liebenswürdige Bescheidenheit ohne furchtsame Schwäche, jedes Wort seiner weichen und angenehmen Stimme das unvertilgbare Wohlwollen des Gemüths, und im Feuer seiner schwarzen Augen brannte die Liebe und stille Seligkeit, deren sein Herz voll war.

Er aber selber sagte von sich: „Meine Seele, hoffe ich, ist schöner und edler als mein Gesicht, das herzlich gemein ausgefallen ist, was mich besonders deshalb verdrießt, weil mein Vater und meine Mutter geistreichere Züge hatten, und weil ein Mensch, der seine Jugend in Griechenland zugebracht hat, den Wunsch hegt, jede schöne Seele möchte auch in einem schönen Körper hausen.“

Das geräuschlose und doch große Leben eines solchen Mannes zu beschreiben, kann nur das Unternehmen eines geistvollen Seelenmalers sein, der zugleich im Kreise seiner Vertrautesten stand; etwa eines Mannes, wie der vielverehrte Jakobs in Gotha, welcher nicht nur Schlichtegrolls Jugendfreund war, sondern auch, wie ich weiß, ihm bis zum letzten Tage der Geliebteste unter allen Freunden geblieben ist, und von dem, als derselbe München im Jahre 1811 verließ, Schlichtegroll Allen klagte: „Der Unersetzliche geht mir täglich ab, als Freund, als Akademiker, als Gehilfe an Bayerns Fortbildung!“

Doch selbst auch er, oder jeder andere ihm Gleiche, würde nicht fähig sein, Streben und Wirken Schlichtegrolls nach so mannigfaltigen Richtungen darzustellen, die nur Wenigen, vielleicht nicht Einem alle, bekannt geworden sind, wenn nicht Jeder, der es vermag, sein Schärflein dazu böte. Und ich biete hier das meinige, wie gering es an sich auch sein möge; aber ich glaube es den Zeitgenossen und den Manen des gedächtnißwürdigen Mannes schuldig zu sein.

Die Züge, welche ich zur Geschichte seines Lebens ausheben will, sind größtentheils einem freundschaftlichen zwölfjährigen Briefwechsel mit ihm, oder seinen Mittheilungen im persönlichen Umgange entnommen.

Schlichtegroll, der Sohn tugendhafter und geachteter Aeltern (sein Vater starb als Lehensekretär und Hofrath in Gotha),

ward im gothaischen Städtchen Waltershausen geboren, oder, wie er selbst gern sagte, „unter den Tannen des Thüringer Waldes“, wenn er sich und die Seinigen im Scherze gegen den Vorwurf vertheidigen wollte, als könne in Residenzen die Liebe zur Einfalt und Natur nicht bestehen. Gern, und nie ohne wehmüthige Heiterkeit, dachte er an die Tage seines Kinderlebens heim. Seine ehrwürdigen Aeltern, seine verstorbenen Geliebten blieben gleichsam die Heiligen seines Innern, die sich nie von ihm trennten. Als er vom Tode seines Sohnes Paul Emil einst sprach, des Pathen von Jean Paul, sagte er: „Der Engel ging voran. Inzwischen sind ihm auch seine Großältern nachgereiset, und da warten sie nun auf mich, kommen aber des Nachts oft zu mir. Ich hatte einen gar wackern Vater, der als fünfundsiebenzigjähriger Greis heiter, und mich und meine Frau und Kinder herzlich liebend, von mir schied. Von ihm träume ich sehr oft, und es thut mir ordentlich leid, wenn es eine Zeit lang nicht geschieht.“

Ihm ward eine einfache, stille, fromme Erziehung. Die Liebe zur wissenschaftlichen Aufhellung des Geistes erwachte früh in ihm und ward mit Sorgfalt gehegt. Vor allem die Klassiker des Alterthums ergriffen ihn tief, und seine Lehrer, besonders der Rektor des gothaischen Gymnasiums, Andreas Stroth, erkannten bald die vorzüglichen Geistesgaben, mit denen ihn die Natur freundlich ausgestattet hatte. Wie die Lehrer ihm als Wesen höherer Art erschienen, deren Leitung er sich ehrfurchtsvoll hingab, so neigten sie sich hinwieder zu ihm mit wahrhaft älterlicher Zärtlichkeit hin.

Doch wer kennt von daher noch des Knaben zartes Herz, und wie sich das Innere seines reichen Gemüthes allmälig mit ungestillter Sehnsucht allem Schönen und Guten im Verborgenen erschloß? Wie er damals ahnete, träumte und liebte, offenbart sich vielleicht am hellsten in der Erinnerung, die er aus jener Zeit, als er das Klavierspielen lernte, an ein Lied behielt. Er sang

dies, als Knabe, immer mit besonderer Theilnahme und einem ganz eigenthümlichen Gefühle liebenden Schmerzes, in welchem er noch die Worte desselben in späterm Alter, wenn seinem besten Wollen nur Widerwärtigkeit entgegentrat, auf sich selber anwandte:

Er kam zu den Menschen so willig und gut,
Er trug in den Adern so glühendes Blut,
Er stand aber traurig, verkannt und allein,
In Wüsten des Lebens alleine, allein.

Wie Schlichtegroll, als neunzehnjähriger Jüngling, erst die Hochschule von Jena, dann die zu Göttingen besuchte, hier Gottesgelahrtheit und Alterthumskunde trieb, in welchem letztern, seinem Lieblingsfache, er, unter den Augen seines großen Lehrers Heyne, eine Abhandlung über den Schild des Herkules erscheinen ließ; wie er darauf vierzehn Jahre lang als Professor am Gymnasium zu Gotha nützlich wirkte, zugleich Bibliothekar und Konservator des herzoglichen Münzkabinets ward, mit den berühmtesten Münzkundigen seiner Zeit in wissenschaftlichen Verkehr trat, Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich zur Erweiterung seiner Kenntnisse that; durch seine Nekrologen als Schriftsteller die Achtung der Deutschen erwarb, — dies hat Weiller in seiner Denkschrift erzählt.

Im Mai des Jahres 1807 begab er sich nach München, wo er den Ruf als Generalsekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften angenommen hatte, in welcher Eigenschaft er späterhin, nach dem Tode des Präsidenten Heinrich Jakobi, die Leitung des Ganzen übernahm.

Es hatte Maximilian Joseph, König von Bayern, inmitten langer, die Hälfte des Welttheils zerstörender Kriege angefangen, sein Reich neu und den Bedürfnissen des Jahrhunderts gemäß um-

zustalten. Bessere Pflege der Wissenschaften und Künste; ohne die kein Reich blühend, kein Fürst groß werden kann, war eine der ersten königlichen Sorgen geworden. Maximilian Joseph gab der alten bayerischen Akademie eine edlere Gestalt, und machte sie zu einem Verein der reichsten Stiftungen und Schätze für Wissenschaft und Kunst, so wie der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Staates und der Fremde. Hier nun lebte Schlichtegroll in höhern und ausgedehntern Wirkungskreisen, und selig im Anblicke der zahlreichen, frisch aufblühenden Schöpfungen, an denen er selbst so großen Theil hatte. Unter Millionen Unterthanen hatte der König keinen, der ihn noch dankbarer und inbrünstiger liebte, als Schlichtegroll; keinen, der seine Tage, seine Nächte noch freudiger für die edeln Absichten des Monarchen hinopferte, als ihn. Welche Thätigkeit, welche Fülle glänzender Hoffnungen, zumal in der ersten Zeit! Aber viele der Erwartungen endeten allmälig wie schöne Täuschungen: Schlichtegrolls rastloses Ringen zum Bessern endete erst mit den letzten Hauchen seines Lebens.

Sei es, daß niedrige und widrige Eifersucht einzelner Gelehrten in Bayern durch die Gunst aufgereizt wurde, die den berufenen Ausländern zu Theil geworden war; sei es, daß einzelne von diesen durch Aeußerungen eines unbedachtsameu Selbstgefühls oder Uebermuthes den reizbaren Nationalstolz der Bayern verwundet hatten: ein Groll mehrerer inländischen Gelehrten gegen die angestellten Nichtbayern, besonders gegen Mitglieder der Akademie, ward in Kurzem laut und äußerte sich häufig selbst auf unwürdige Weise. Man kennt noch den thörichten Streit über den Vorzug der Norddeutschen und Süddeutschen, welcher in den Jahren 1809 und 1810 eine Zeit lang in öffentlichen Blättern und Flugschriften, zum Aergerniß oder Gelächter der Leselustigen, geführt worden ist.

Auch Schlichtegroll, bei aller seiner Unschuld und Friedensliebe, sah sich in diesen Handel gewaltsam hineingezogen, weil er

in Norddeutschland geboren und dazu ein Protestant war. Nichts ward gespart, die protestantischen und norddeutschen Gelehrten in Bayern verdächtig oder lächerlich zu machen. Ein Pasquill gegen sie bot man in Landshut und München herum. In auswärtige Zeitungen schickte man falsche Anzeigen, falsche Briefe.

In einer Mannheimer französischen Zeitung stand eine Nachricht mit Jakobi's Namensunterschrift, welche nachher der betrogene Herausgeber widerrufen mußte. Dem Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt ward ein Aufsatz mit unterzeichnetem Namen Reimann eingeschickt, und mit Bemerkung: „er enthalte eine Schilderung der Geburtstagsfeier des hier in München allgemein geliebten Präsidenten Jakobi, und die Aufnahme desselben werde Jakobi freuen.“ Es war darin erzählt, am 25. Januar hätte ein Zirkel der Freunde Jakobi's, Feuerbach, Jakobs, Schlichtegroll u. s. w., den Geburtstag desselben durch eine geistreiche Verkleidung gefeiert; sie wären mit ihren Frauen als altdeutsche Männer und Frauen gekommen, und hätten ihn als Verfechter der Altdeutschheit gekrönt. Herr Mahlmann aber, Herausgeber jenes Blattes, sandte den verdächtigen Aufsatz an Jakobi, ohne ihn aufzunehmen. — Das Wahre an der Sache ist, daß an jenem Abend einige Freunde nach Münchener Karnevalsweise zu Jakobi kamen, und in Knittelversen eine komische Berathschlagung hielten, wie Jakobi's Geburtstag am besten von ihnen zu feiern sei. Jakobs, als Grammatiker, schlug vor, eine Deklination nach seinem Namen zu nennen; Thiersch, als Aesthetiker, die philosophischen Schriften Jakobi's in Sonette und Assonanzen zu übersetzen; Hamberger, als Bibliothekar, ihm alle Schriften, die je ein Jakobi geschrieben, zuzuschicken; der Präses, ein Pasquillchen auf ihn zu machen, weil das die neueste Art sei, rechtliche Leute zu loben, u. s. w.

Weil zu jener Zeit Napoleons Heere noch Deutschland besetzt

hielten, und bekannt war, mit wie furchtbarem Argwohn dessen Feldherren alle Personen und besonders die Schriftsteller beobachteten, welche gegen die Sicherheit des französischen Kriegsvolkes zu Meuterei und Aufstand locken möchten, erblödete man sich selbst nicht, die Protestanten und Norddeutschen jenen Machthabern zu verdächtigen. So wurde denn in einer damals herausgekommenen Schrift sogar aus Schlichtegrolls Nekrolog eine an sich unschuldige Stelle von Danzens Leben herausgehoben (das ihm übrigens, so wie es da stand, von Stuttgart im Jahr 1805 vor Ausbruch des damaligen Krieges zugeschickt gewesen war), und derselben Absicht beschuldigt, welche die durch Palms Unglück berühmt gewordene Schrift „Deutschlands tiefste Erniedrigung" gehabt haben soll. Eben so wurde noch eine andere Stelle aus Hippels Tagebuch hervorgezogen, die dort zur Bezeichnung der Denkungsart dieses Mannes stand.

Im Bewußtsein der Rechtlichkeit seiner Denkart, der Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen, verabscheute Schlichtegroll das Boshafte in den Umtrieben von seinen und seiner Freunde Gegnern; aber er war zu sittlich-groß, um sie persönlich zu hassen, oder gar Verfolgung mit Verfolgung zu vergelten. Ja, als wollte er seiner eigenen Empfindlichkeit wider sie den Krieg machen, hob er in mehrern Briefen an verschiedene Männer das Treffliche und Gute derer hervor, die er für Gegner hielt; nannte sie lieber „schlechten Scherz Treibende, Leichtsinnige, die vielleicht den ganzen Umfang der Thorheit und die Folgen der Händel, die sie anrichteten, sich nie klar gedacht haben." „Und," sagte er, „Jean Paul nannte vor mehrern Jahren einmal, im Gespräch mit mir, die Bayern die Engländer der Deutschen. Nun, nachdem ich unter ihnen lebe, denke ich oft an diesen Ausdruck. Sie haben offenbar mehr Whims (Sonderlingsgrillen), als andere deutsche Völkerschaften."

Er, der weniger reizbar gegen persönliche Beleidigungen, als Jakobi war, nur auf das Bestehen und Gedeihen der königlichen Akademie sah, der er seine ganze Thätigkeit, sein Dichten und Trachten hinopferte, fürchtete fast eben so sehr, daß einer von den Gegnern Jakobi's, als Jakobi selbst, die schöne Anstalt verlassen werde. Er stimmte also immerdar zu gütlicher Ausgleichung, obgleich der Handel schon vor Stadtgericht und Appellationsgericht gebracht war.

Der väterliche Monarch schlug endlich die ganze Sache durch einen Erlaß vom 26. Juli 1810 nieder, mit den Worten: „Wir erwiedern Unserm Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, dem geheimen Rath Jakobi, auf die von ihm in seinem und fünf Anderer Namen unter dem 14. Juli erneuerte Beschwerde, wegen der durch sie in einer frühern Vorstellung vom 12. Februar d. J. zu Unserer Kenntniß gebrachten, in einigen neuern Druckschriften enthaltenen Beschuldigungen, daß Wir ganz unnöthig erachten, die hierüber von ihnen gebetene Untersuchung zu verfügen, indem Wir niemals Ursach gefunden haben, in die Rechtlichkeit ihrer Gesinnungen und ihre treue Anhänglichkeit an Uns und den Staat den geringsten Zweifel zu setzen. Wir eröffnen gedachtem Präsidenten dieses zu seiner und seiner Mitkläger Beruhigung, und ertheilen ihnen hiermit zugleich die Versicherung Unsers fortdauernden Wohlwollens und Vertrauens, in der Ueberzeugung, daß sie nicht ablassen werden, sich fernere besondere Ansprüche hierauf in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise durch angestrengte zweckmäßige Thätigkeit zu erwerben, u. s. w."

Indessen verstimmte doch das leidenschaftliche Treiben von allen Seiten oftmals den heitern und wohlwollenden Sinn Schlichtegrolls. „Mein friedliches Gemüth," schrieb er damals, „ist für dergleichen Händel, in denen ich jetzt leben muß, nicht gemacht. Ich sehne mich weg aus dieser heillosen Lage, und hätte ich nicht

Gatten- und Vaterpflichten, so ergriffe ich noch heut den Wanderstab und zöge wieder zu Menschen, die mich verstehen und lieben." — „Ich lebe," schrieb er ein anderes Mal, „dieser sich allmälig bauenden Anstalt mit Bräutigamsliebe, aber von außen durch Mitfreude und Erleichterung nicht die geringste Ermunterung, sondern das Gegentheil. Das fällt mir manche Stunde hart, dazu, da ich eine unabhängige angenehme Lage aufgeopfert habe. — Daß es nicht umsonst ist, was ich hier thue, weiß ich. Diese Ueberzeugung gibt mir Muth zum Fortwirken. Aber der Dornen sind viele auf meinem Wege." — So schrieb er aber auch nur in der trübsten Laune, wo er selber nicht fühlte, wie innig verflochten sein ganzes Wesen mit dem aufblühenden Leben der Akademie, dieser glänzendsten der Maximilianischen Schöpfungen, war. Aber sein Freund Jakobs verließ München, des Ungemachs müde.

Eine erfreuliche Entschädigung für alle jene gehässigen Plagereien fand Schlichtegroll zum Glück darin, daß eben damals die reiche und berühmte Sammlung Cousinery's von neuntausend griechischen Münzen nach München gebracht worden. Hier, im Anblick des seltenen Kunstschatzes, fühlte er sich nun wieder von allem Reize eines seiner Lieblingsfächer angezogen. Schon über zehn Jahre lang hatte er um den Ankauf der Sammlung mit deren Eigenthümer unterhandelt; erst für den Herzog Ernst von Gotha, dann für dessen Nachfolger. Und nun endlich war es ihm gelungen, sie für sein neues Vaterland zu erwerben, als eine wichtige und in ihrer Art einzige Vermehrung der literarischen Schätze der Akademie.

Cousinery hielt ehemals diese Sammlung in einem Preise von 200,000 Franken. Der Herzog von Gotha war auch nicht ungeneigt gewesen, eine ähnliche Summe dafür zu geben; aber die Sammlung stand damals in Smyrna, und war nicht herauszubringen, weil sie dort verpfändet war. Jetzt hatte sie Schlichte-

groll für 136,000 Franken erhandelt, nachdem der französische Minister Montalivet dem Eigenthümer Erlaubniß gegeben, sie auswärts zu verkaufen.

Doch fehlte es auch ferner nicht an Vielem, was sein Glück verminderte. Es kam Schellings und Jakobi's Streit; es kam manch' anderes ihm Hartes. Denn seiner Freunde Leben und Loos war immer das seinige, er lebte und litt mit ihnen. „Unter was für Geier und Raben," schrieb er damals (15. Dez. 1812), „ist meine Taubennatur gerathen, und wie unbeholfen mag sie sich da ausnehmen! Ich mache mich so stark ich kann, und Alles wird gut gehen, wenn meine Gesundheit aushält. Ich leide jetzt an Schlaflosigkeit; oft schlafe ich nur drei Stunden in der Nacht; sonst geht es gut."

„Du nimmst mich, wie das guten Menschen mit einander wohl begegnet, für besser, als ich bin; indeß triffst du doch den Nagel auf den Kopf, wenn du mir das Zurückziehen in mich selbst anräthst. Ich werde zu vollbringen suchen, was man fordert, aber mit größerer Oekonomie von Zeit und Kraft. Gerade das Uebermaß meines freundlichen Strebens machte mir seither am meisten Verdruß. Es ist den Staatsleuten so unbegreiflich, wenn man für irgend eine herrliche Sache in Flammen ist, daß sie dann irgend eine niedere Absicht dahinter suchen. — „Denn," heißt es, „warum sollte er sich sonst die Mühe geben?" — Ich habe die großen Worte Lucans, die Joh. Müller bei Gelegenheit des Todes des jüngern Cato angeführt, zum Motto meines neu angetretenen Lebensjahres genommen: Servare modum, finemque tenere, naturamque sequi, patriaeque impendere vitam. Non sibi sed toti genitum se credere mundo, in commune bonus."

Weitaus der Großtheil der Menschen, in welchem sich die natürliche Selbstliebe gern bis zur allesverschlingenden Selbstsucht mißgestaltet findet, und welcher eine Gottheit, eine Menschheit,

ein Vaterland nirgends außer dem Kreise seines persönlichen Ichs erblickt, bedarf des Lucanischen Zurufs. Aber Schlichtegroll bildete in seiner Natur den seltenen, vollen Gegensatz zu den meisten Uebrigen in fast unglaublichem Grade. Nichts war er sich selber, Alles den Andern. Er kannte keinen Genuß der Freude, als im Wahrnehmen fremder Seligkeit und des Guten, Wahren, Gerechten und Schönen, welches sich um ihn her entwickelte. Selbst die Freuden, welche man ihm persönlich bereitete, sei es im Familien- oder Freundschaftskreise, oder durch öffentliche Anerkennung seines Werthes, hatten nur dadurch für ihn Reiz, daß er in denselben den tugendlichen, schönen Sinn Anderer erkannte; für sich selber schien er nichts gewinnen zu können. Sein reines, sich keiner Schuld bewußtes Herz hätte vielleicht nie den Schmerz gekannt; aber die Leiden der Welt, die Verirrungen der Menschheit, die Unfälle seiner Freunde und Bekannten, das waren seine Schmerzen, und die Bedürfnisse Anderer wurden seine Bedürfnisse, bis sie ihnen gestillt waren.

Diese Art seines Seins trat aus Allem und in den geringsten Einzelnheiten hervor. Er war der Gehilfe und Diener Aller. Damit zersplitterte er Zeit und Kraft. Vergebens sehnte er sich, auch als Schriftsteller noch der Welt eine Arbeit seines Geistes von bleibendem Werth zu hinterlassen. Die Sorgen für das Oekonomische der Akademie, für zahllose Details, die den Gelehrten ganz seiner eigenthümlichen Sphäre entrissen, die Besuche der Fremden, denen er meistens selber die Schätze der königlichen Sammlungen zeigte, amtlicher und ausgebreiteter literarischer Briefwechsel, alles für das Institut, welches er heben wollte, das Kommen und Gehen der Befehlenden, der Gehorchenden, der um Rath Fragenden, führte ein stetes, stündliches, ja minutliches Unterbrechen seiner Arbeit herbei. Er mußte die Abende, tief in die Nacht, zu Hilfe nehmen, und litt Zeitmangel und sah nichts vor-

wärts schreiten. „Ich verliere hier," schrieb er, „die kostbaren Tage und Jahre mit Ausgleichen, Aussöhnen, Verhehlen der Mängel, damit nur nicht das Ganze zerfalle, mit Anstreben gegen wilde Leidenschaftlichkeit. Ich weiß Alles, was geschehen müßte, um Leben und That in unsern Kreis zu bringen, und kann es doch nicht schaffen und kann doch die Hindernisse nicht wegräumen. Das ist peinlich! Doch ist ja der Mensch das Kind der Sorge, wie die schöne Paramythie von Herder sagt."

So klagte er am Ende des Jahrs 1812; so wiederholte er's am Ende des folgenden. „Was ich thue? Ich flicke an unserer Akademie unter täglichen Störungen, Streiten, Verleumdetwerden, ungehörten Vorschlägen; — ich bin in einen Zauberkreis gebannt, mühe mich ab, nütze wenig, habe meines Treibens keinen Lohn; und doch auch zwischendurch wieder so viel Anerkennung und Wirkung, daß ich aus dem Kreise nicht heraus kann. Meine Tage vergehen wie ein leeres Geschwätz."

Unfälle, die ihn persönlich berühren mochten, betrübten ihn wenig, nur leicht vorübergehend, oder gar nicht; Kränkungen verschiedener Art, die ihm absichtlich bereitet wurden, störten seine innere Ruhe nur durch die Trauer über das Leidenschaftliche und Verderbte in der Gemüthsart derer, die ihre Pfeile gegen ihn richteten. „Stelle dir," schrieb er im Jahr 1815, als er abermals, wie in den Jahren 1809 und 1810, von Gegnern ähnlicher Art öffentliche Angriffe dulden mußte, „stelle dir übrigens meinen Unmuth über diese Angriffe doch nicht bitterer vor, als er wirklich ist. Mir thut es weh, daß Männer, die ich geachtet habe, da Unwahres sagen, wo sie offenbar wissen, daß es Unwahres ist. Und weil der Fall mich betrifft, so bin ich sicherer, daß es so ist, und folglich mit Recht betrübt über diesen Unadel in der menschlichen Natur. Es würde mich aber eben so sehr ärgern, wenn es dich oder einen ganz Dritten beträfe, vorausgesetzt, daß ich so fest

von der Grundlosigkeit der verleumdenden Beschuldigung überzeugt wäre, als ich es jetzt bin."

Was einen Mann dieses Geistes und Herzens allein wahrhaft niederschlagen konnte, war das ihn quälende und doch ehrende Gefühl, daß er nicht das sei und leiste, was er sein und was er leisten wollte. Verband sich mit diesem dann noch zufällig ein theilnehmender Kummer am Unglück Anderer, der schmerzliche Verlust eines geliebten Wesens, dann war er in der That ein Gebeugter. „Du hältst mich," sagte er (Februar 1817), „für krank, dadurch, daß ich zu glücklich bin, und verschreibst mir deswegen die bittere Arznei, etwa so wie manchem Engländer, der zu reich und darum lebenssatt und spleenhaft ist, sogleich geholfen wäre, wenn er auf einige Jahre zum Matrosen und Zobelfänger gemacht würde. Aber dieser Vordersatz ist unrichtig, die Diagnose der Krankheit irrig. Ein Mensch ist nicht glücklich, der sich alle Morgen Vorwürfe macht, daß er seinen Beruf nicht ausfüllt; der in stetem Kampfe mit dem Uebermaße seiner Obliegenheit ist und sie nicht bemeistern kann, und der täglich, täglich mit der Zeit bankerot macht. Ginge mir auch noch mehr äußeres Glück zu, so fehlte mir doch Seelenruhe, die nur dann eintreten wird, wenn ich zufriedener mit mir selbst sein kann. Dazu kann mich weder ein äußeres großes Glück noch großes Unglück machen. Betrübniß wirkt auf Kompositionen, wie die meinige, nur deprimirend. Ich fahre also doch fort zu dem Weltgeiste zu beten, mich nach seiner Weisheit vor großem Unstern zu bewahren und mein redliches Bemühen zu segnen, eine Verschuldung nach der andern tilgen zu können und dadurch größere Zufriedenheit mit mir selbst zu erlangen."

Dieser edle Unfrieden mit sich selber gewinnt aber noch mehr Erhabenheit, wenn man weiß, wie es alle seine Freunde, alle seine Umgebungen wußten, daß er unendlich mehr Ursache hatte, die Schuld des Vergeblichen in so vielen seiner Anstrengungen

und Abmühungen auf andere Personen von minder regem Eifer, auf äußere Hemmungen und Hindernisse zu wälzen, deren Hinwegräumer nicht er sein konnte und sein durfte. Aber nicht diese Klagte er an. Und so schritt er fort von Jahr zu Jahr, nicht achtend dessen, was er geleistet, sondern nur dessen, was zu leisten war. Die Sehnsucht und Ungeduld, daß sich endlich das Schlechte zum Guten, das Gute zum Bessern gestalte, verzehrte ihn fast.

»Star in letto non dormire,
Aspettare non venire,
Ben servire non gradire,
Son tre cose per far morire.«

„Das ist mein Zustand, der mich lebensmüde macht!“ schrieb er noch im Anfang seines Sterbejahres (5. Februar 1822), als er mit dem Baron von Moll und dem Direktor von Schelling den Reorganisationsentwurf der Akademie schon geraume Zeit vollendet hatte: „Woche für Woche geht in Erwartungen hin, und nichts erfüllt sich. Während dessen zerfällt die Ordnung in unserm kleinen Reich, das aus lauter selbstständigen, zum Theil kecken Bürgern besteht, von denen jedoch keiner das Ganze so übersieht, wie Moll und ich, die wir aus unsern Erfahrungen etwas dauerhaft Gutes bauen wollten. Ein großes Uebel wäre leichter zu ertragen, als dieses Schmachtenlassen, wenn einem ein edles Feuer im Herzen brennt, und das Gute, das so leicht ins Leben gerufen werden könnte, bloß im bemessenen Modell vor einem steht. Könnte ich, wie ich wollte, so käme ich mit meiner Auguste, die fortwährend der Schutzengel meines mühevollen Lebens ist, zu dir und Nanny auf deine Blumenhalde. Aber Kummer und Harren hat meine Gesundheit angegriffen. Soll ich noch dauern, so muß ich im Sommer dieses Jahres dahin, wo von einer Mineralquelle Herstellung von meinen Beschwerden des Unterleibes, verbunden

mit durch Reaktion entstandenem Kopfweh, zu erwarten ist. Es war darauf gerechnet, daß der verbesserte Organismus der Akademie schon im Mai des vorigen Jahres hergestellt und ich dann etwas freier sein würde. Dann wäre ich diesen Sommer längere Zeit losgebunden gewesen und könnte neues Oel in mein Lebenslämpchen gießen. So erstirbt auch diese Hoffnung."

Schlichtegroll schien von der Unheilbarkeit seiner körperlichen Beschwerden (von der sich die Aerzte erst spät überzeugten) früh vergewissert zu sein, und in den Vorgefühlen einer nahen Auflösung zu leben. Aber er lebte mit einer himmlischen Heiterkeit darin. Das Dasein auf Erden hatte für ihn nur als ein Mittel Werth, wie Gott still und wohlthuend um sich her zu wirken. Krankhaftes, thatenloses Hindauern war ihm ein widerlicher Gedanke. Wie dem Johannes Müller, lag auch ihm noch eine Reihe herrlicher Entwürfe vor, deren Ausführung mehr als das längste Lebensalter gefordert haben würde. „In der Mitte des künftigen Monats," schrieb er unterm 21. Juni 1822 — es waren seine letzten Zeilen an mich —, „denke ich nach Kissingen bei Würzburg zu gehen, um den Brunnen zu trinken und zu baden und einen Versuch zu machen, meine Krämpfe des Unterleibes und des Magens zu stillen. Bleibe ich am Leben, so wird doch endlich auch einmal die Zeit kommen, wo ich für das größere Publikum etwas Größeres arbeiten und niederschreiben kann." —

Sie kam ihm nicht.

Ich habe nicht den Vorsatz, den Geschäftsmann in seiner vielseitigen, rastlosen Wirksamkeit, nicht den Gelehrten, nicht den Schriftsteller zu schildern, sondern nur Beiträge zur Zeichnung vom innern Leben dieses merkwürdigen und hochedeln Mannes zu geben. Darum führte ich jene einzelnen kleinen Bemerkungen und Züge von ihm an. — Doch glaube Niemand, weil hier mehr als ein Seufzer erkannt wird, den er in vertrautester

Unterhaltung mit dem Freunde, oft selbst zwischen Scherzen, hinhauchte, daß Schlichtegroll ein freudenleeres Leben geführt habe. Ein Mann so heiligen Sinnes konnte nie wahrhaft unglücklich sein. Er war es auch nie. Die Hochachtung und Liebe guter und weiser Menschen in der Nähe und Ferne erfrischte ihn fortwährend; die Dankbarkeit anderer hielt fortwährend seinen Glauben an die Menschheit aufrecht, der eben in wohlwollenden und zarten Gemüthern, wie das seinige war, endlich wohl nach wiederholten Schlägen bricht. Dazu fand er sich, als glücklicher Hausvater, von einer der liebenswürdigsten Familien umringt. Eine geistvolle und zärtliche Gattin, eine Tochter, die Erbin seines ganzen Gemüthes, Söhne, welche die heitersten Hoffnungen erweckten oder schon erfüllten, hätten auch den freudenärmsten Mann, der er nie war, freudenreich gemacht. Seine Obern anerkannten unausgesetzt seinen Werth und ehrten ihn. Seines Königs Huld, die ihn erst mit dem Zivilverdienstorden der bayerischen Krone, dann mit dem St. Michaelshausorden schmückte, blieb ihm bis zum letzten Tage. Auch sah man ihn immer, unter allen Verhältnissen, in jenem schwer zu störenden Gleichmuth, welcher nur die Eroberung der Weisheit ist; in jener freundlichen Heiterkeit und Ruhe, welche als das äußere Kennzeichen der Tugendhaften gelten kann. „Seine Seele war," wie Weiller treffend von ihm sagt, „in ihrem innern Grunde immer heiter, wenn sich auch mitunter in ihre äußere Wirkungssphäre eine Wolke stellte."

Die außerordentlichen Ereignisse des Zeitalters, dessen Genosse er war, rührten ihn tief. Wenn ich seine mit den Schicksalen Europens wechselnden Ansichten der Dinge darstelle, liegt mir weniger daran, sie ihrer selbst willen zu geben, als vielmehr auch durch sie sein inneres Wesen und Leben zu zeichnen.

Er aber betrachtete Alles, was geschah, aus einem hohen re-

ligiösen Standpunkte. Der Drang des betäubenden Augenblicks, das Zunahestehen riesenhafter Erscheinungen, das mangelhafte Erkennen zusammenwirkender Umstände konnte wohl vorübergehend sein Urtheil verführen, nie sein Herz. Er sah im Spiele der Könige und Völker immerdar die Thaten Gottes. Und zürnte er dem, was ihm im Treiben der Sterblichen sittlich-böse oder unverständig erschien, und beklagte er das Unglück, welches leidenschaftvolle Staatsklugheit über große Länder und Völker verbreitete: zweifelte er doch nie, daß Alles zur wachsenden Veredlung und Verherrlichung der menschlichen Gesellschaft diene.

Vielleicht auch, wenn je das Auge eines Fürsten, eines fürstlichen Rathgebers oder Staatsmannes, einen zufälligen Blick auf diese Zeilen werfen sollte, kann es ihnen nicht ganz unwerth sein, zu wissen, wie ein Mann von hellem und gebildetem Sinn und edelm Gemüth, ein Mitdeutscher, ein Mann, der kein Revolutionär, kein Schwindler, sondern ein treuer Freund gesetzlicher Ordnung war, ein Mann, der mit Begeisterung an seinen Fürsten, am Herzog von Gotha, am König von Bayern hing, und hinwieder ihre Huld genoß, wie ein solcher Mann die wichtigsten Begebenheiten und öffentlichen Handlungen der Großen seit den letzten zehn bis zwölf Jahren beurtheilte.

Die Vermählung Napoleons mit der kaiserlichen Tochter Marie Louise hatte ihn mit den freudigsten Hoffnungen erfüllt.

„Die Brautwahl des französischen Kaisers,“ schrieb er unterm 1. März 1810, „ist ein welthistorisches Faktum. Ich genieße dabei die Gloriole, daß ich mich, sobald die Trennung von der Kaiserin Josephine bekannt wurde, unter allen Vorschlägen, an die man denken konnte, für diesen erklärte. Er hat nun Alles, was ein Sterblicher vom Sterblichen haben kann. Ich dachte mich in die Seele des außerordentlichen Mannes. Armeen zu besiegen, Königreiche auszutheilen, kann ihm keine Freude mehr machen;

aber wohl, Sieger über uralte Meinungen, über Familienstolz zu sein. Zugleich verehre ich die hohe Nemesis der Geschichte in diesem Ereignisse.

„So werden doch Urenkel von Maria Theresia auf dem Throne sitzen, von dem ihre Tochter auf das Blutgerüst stieg. Ich sehe die Erzherzogin Louise als einen Engel des Friedens an, und bald werden wir Münzen auf Napoleon wie auf Augustus prägen mit Janum clausit. Der menschliche Geist wird durch diese neuesten Vorfälle in Oesterreich endlich freier werden. Zerstreutes Licht und guter Wille ist dort vorhanden; sobald die Regierung ihren zeitherigen engherzigen Prinzipien entsagt, wird das Bessere leuchten und wirken."

Vielleicht nur wenige Zeitbeobachter rechneten damals auf solche Wirkungen der Napoleonischen Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhause, wie es Schlichtegroll that, der, über das nichtige und flüchtige Spiel alltäglicher Kabinetskunst hinwegblickend, nur auf das wahrhaft Große, auf das, was nicht vergeht, auf den größern oder geringern Gewinn sah, den die Menschheit aus den Händeln und Schicksalen der Fürsten ziehen konnte.

Und unter allen damaligen handelnden Staatsmännern war vielleicht auch nur ein einziger, welcher, wie Schlichtegroll, auf ähnliche Erfolge rechnete. Dieser eine aber war Napoleon. Er jedoch erwartete sie weniger von seiner Vermählung mit einer österreichischen Fürstin, als beiweitem solider von seinem Besitze der illyrischen Provinzen.

„Meine Absicht war es gar nicht," sagte er zum Grafen Las Cases*), dem er dahin eine Sendung gegeben hatte, „als ich Illyrien erwarb, es zu behalten. Nie ist's mir in Sinn gekom-

*) Mémorial de Sainte-Hélène. Paris 1823. Tome V. 20 Juillet 1816.

men, Oesterreich zu vernichten; umgekehrt, es blieb für meine Entwürfe unerläßlich nothwendig. Allein Illyrien in unsern Händen war eine Vorhut gegen Oesterreichs Inneres, geeignet, es festzuhalten; war eine Schildwacht vor den Thoren Wiens, um es zu zwingen, aufrichtig zu gehen; und ferner wollte ich da auch unsere Staatsgrundsätze, unsere Art öffentlicher Verwaltung, unsere Gesetzordnungen einführen und Wurzel treiben lassen. Das wäre wieder ein Schritt zur europäischen Verjüngung gewesen. Ich hatte Illyrien nur wie Unterpfand genommen. Ich dachte es einst wieder zurückzugeben für Gallizien, zur Wiedererhebung Polens, die ich gegen meinen Willen übereilt betrieb. Uebrigens hatte ich mit diesem Illyrien allerlei Entwürfe, und eigentlich wenig fest beschlossene Vorsätze, und zwar, weil ich eben nicht sehr erpicht war, die Umstände meistern zu wollen, sondern weil ich ihnen lieber folgte und sie mich alle Augenblicke zwangen, Sinn zu ändern. Und die Wahrheit zu gestehen, ich hatte meistens gar keine vorgefaßten Entschließungen, sondern nur Plane.

„Jedoch auf jeden Fall, besonders nach meiner Vermählung, war es vorherrschender Gedanke in mir, aus Illyrien für Oesterreich eine Bürgschaft und eine Entschädigung für Gallizien zu machen, sobald Polen, um jeden Preis, zu einer besondern, unabhängigen Macht hergestellt würde. Es lag mir nicht viel daran, ob diese Krone auf eines Freundes, Feindes oder Bundesgenossen Haupt käme; genug, wenn es geschah; das Uebrige galt mir gleich.

„Ich nährte weitläufige und zahlreiche Entwürfe, mein Lieber, und gewiß alle für die Sache der Vernunft und das Interesse der Menschheit. Man fürchtete mich, wie den Wetterstrahl; man klagte mich an, ich trage eine eiserne Hand. Aber hätte sie einmal das Ziel getroffen gehabt, würde sich Alles gemildert haben, und für Alle. Wie viele Millionen würden mich dann erst und in der Zukunft gesegnet haben! Aber man muß gestehen, alles Un=

glück fuhr am Ende meines öffentlichen Lebens auf mich zusammen. Meine unselige Heirath und was — daraus hervorging; dann jener Krebsschaden, Spanien, wovon nicht mehr abzukommen war; dann der verderbenvolle russische Krieg, der mir aus Mißverständniß zufiel; die entsetzliche Gewalt der Elemente, welche ein ganzes Heer vernichtete, — endlich die ganze Welt wider mich! Ist es nicht ein Wunder, daß ich so lange noch widerstehen konnte, und mehrmals nahe daran war, Alles zu übersteigen und aus dem Chaos mächtiger denn je wieder hervorzugehen? — O Menschenschicksal! o menschliche Weisheit und Vorsicht!"

Diese Worte Napoleons scheinen mir hier, als Kommentar zu den Worten und Wünschen eines deutschen Weisen, nicht am unrechten Orte zu stehen.

Inzwischen, wie sich der französische Kaiser selbst in seinen Erwartungen täuschte, so fand sich auch Schlichtegroll in seinen gutmüthigen Hoffnungen betrogen. Bald erschienen die großen Vorbereitungen zum Zuge Napoleons gegen Rußland. Die Aufmerksamkeit der ganzen Welt richtete sich ahnend und rathend auf die ungeheuern, räthselhaften Rüstungen hin.

„Es bereitet sich wieder," schrieb Schlichtegroll (12. April 1812) „ein großes Drama vor unsern Augen. Selbst einsichtige Leute fahren noch fort, sich damit zu tragen, es gehe durch Rußland nach Indien. Ich wollte, Napoleon bräche mit der Pforte, nähme erlösend das unterjochte Griechenland, Syrien, Aegypten und die Nordküsten von Afrika. Dann wollte ich mit Simeon sagen: Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben das Heil gesehen! — Dieser Spuk an den Küsten des mittelländischen Meeres, dem Napoleon vor vierzehn Jahren schon ein Ende machen zu wollen schien, sollte zunächst zerstört werden. Das wäre ein Gegenstand, zu dem die besten Menschen in allen Ländern ihr Fiat rufen würden, und der größ-

ten Anstrengungen werth. Aber daß sich die Völker, die im Begriff der Evolution sind, einander die Hälse brechen, ist traurig, ob es gleich das Thema der Weltgeschichte ist."

Es kam freilich später eine Zeit, da Schlichtegroll für seine menschenfreundlichen Wünsche, deren Erfüllung außerhalb aller Entwürfe des Kaisers von Frankreich lag, lebendigere Hoffnungen faßte: als nämlich Sidney Smith, der edelherzige britische Admiral, auf dem Wiener Kongresse die Abschaffung des Sklavenhandels, die Zähmung der Barbaresken, die Ausrottung des legitimen Seeräuberwesens der Mauren betrieb; als Griechenland selbst seine hundertjährigen Ketten brach, und mit siegreichen Waffen in der Faust die Asiaten von dem Boden vertrieb, welcher in den Jahrbüchern der europäischen Menschheit der geweihteste und ruhmreichste ist. Doch Sidney Smith brachte es nicht weiter, als daß er an der Spitze großsinniger Privatleute eine antipiratische Gesellschaft stiften konnte; und Griechenland, für dessen Sieg die Herzen aller christlichen Völker warm schlugen, ward der Rebellion gegen seinen siegreichen Oberherrn schuldig erklärt.

Ein paar russische Winternächte vernichteten Napoleons Heeresgewalt. Der von den Mächten des Welttheils Unbezwungene floh, einem Geschlagenen gleich, aus Moskau. Gott hatte gerichtet. Es erhoben sich die Preußen zur Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Fremden und zur Wiederherstellung des alten Glanzes von Friedrich des Großen Thron.

Mit dem Zittern der Freude und Furcht sah Schlichtegroll auf das ewig ruhmwürdige Schauspiel. Er fühlte sich als Deutscher. Seine Seele war in fortwährender Bewegung.

„Mehrere meiner, auch der hiesigen scharfsinnigen Freunde," schrieb er (29. April 1813), „zweifeln am glücklichen Erfolge des

gegen Napoleon aufgestandenen Norden. Aber ich ahne einen herrlichen Ausgang. Wenn Menschen entschlossen sind zu sterben, wenn sie durch verlorene Ehre, durch fortgesetzten Hohn der Sieger, durch höchste Verarmung dahin gebracht sind, so sind sie mächtig.

„Sachsen wird der Kampfplatz sein und zum Erbarmen verwüstet und mitgenommen werden. Es werden vielleicht durch den Kaiser glückliche militärische Schläge ausgeführt werden; aber ich glaube nicht, daß die Preußen sich wieder ganz unterjochen lassen, sobald sie nur nicht durch die ersten Nachtheile, die sie etwa betreffen, muthlos werden. Viele von den ersten Schritten, die ihre Staatsmänner thun, gefallen mir nicht.

„Wie beklommen mein Herz ist, kannst Du leicht denken. Von Danzig bis Gotha wohnen in allen Orten, die jetzt genannt werden, Freunde und Verwandte, die mir vor Augen stehen; besonders bekümmert mich ein achtzigjähriger Oheim im Thüringer Walde, dem ich, wenn ich in Gotha geblieben wäre, jetzt von Hilfe sein und ihm sein Schicksal erleichtern würde.

„Der einfache Gedanke: was für ein Paradies ließe sich aus der Welt machen, wenn die Kräfte, die jetzt zum Zerstören angewendet, zum Schaffen und Verschönern bewegt würden! — dieser Gedanke ist mein täglicher Gesellschafter. Die philosophischen Historiker haben viel zur Vertheidigung des Krieges gesagt, als unentbehrlich zur Aufregung unsers trägen und weichlichen Geschlechts. Aber es ist unmöglich, daß Krieg so unzertrennlich mit unserer Erdenbestimmung verknüpft sein sollte. Die Führer der Völker müssen Hebel finden, welche jene Schlaffheit, die langen Frieden begleitet, verhindern, und das Gute der Kriege ersetzen, ohne die Menschen zu Bluthunden und Tiegern zu machen, gehetzt von Einem oder Zweien, die wissen, was sie wollen, und die eben diese niedrigen, willenlosen Thiere verachten müssen, die sich von ihnen hetzen und in Tod und tausendfaches Elend jagen lassen."

Und späterhin, als die schweizerische Tagsatzung ihre Neutralität erklärte, schrieb er: „Ich sehe diesen Krieg für einen Prozeß aller selbstständig sein wollenden Völker an, sie mögen nun von einem Landammann oder König regiert werden, gegen die Tirannei, die sich in neuester Zeit vollständig und ohne Hehl so ausgesprochen hatte, daß Niemandem mehr ein Zweifel obwalten konnte. Wahrlich, daß Napoleon die Schweiz so schonend behandelte, daß er nicht schon Tessin, Leman, Freiburg u. s. w. abriß und mit seinem Koloß verschmolz, oder besser, seinem unhaltbaren Koloß anleimte, ist doch wohl weiter kein Glück, als das des Outis in der Odyssee, dem Polyphem versprach, er wolle ihn, zur Gnade, unter den übrigen Gefährten zuletzt fressen. Der schalkhafte, in seinem Innern über Euch und Euern republikanisch-klingenden Jargon lächelnde Dominus ließ Euch das Spiel, wie Tiberius und Nero den Römern ihr „Senatus populusque Romanus“ ließen. Aber in den größern Fürstenstaaten hatten wir nicht einmal dieses Spiel mehr, durften das Wort teutsch weder mit d noch t mehr aussprechen, noch schreiben, ohne des Tugendbundes verdächtig zu werden. Darum wollen wir uns nun freuen, daß wir das wieder können und daß unsere Fürsten deutsche Worte zu uns sprechen, uns zum Schutze für Vaterland und Verfassung aufrufen, — Worte, die wir Jetztlebenden nie mehr hoffen konnten, zu hören, und auch sicher nie wieder gehört haben würden, wenn der Tirann die Klugheit Augustus gehabt hätte, oder wenn nicht die großherzigen Preußen den ersten Anklang zum Zerbrechen der Ketten gegeben hätten.

„In diesem Augenblick lege ich Arndts „Preußens Volk und Heer“ aus der Hand. Das sind Worte des Lebens! — Großes geschieht, Großes wird gedacht. Ueberall kommen schon Blüthen der Zeit, hervorgelockt durch die Deutschland wieder zugekehrte Freiheitssonne.“

Die Vorwürfe, welche Schlichtegroll in halbem Scherz und Ernst den Schweizern wegen ihrer Erklärung, in diesem Völkerkampfe unparteisam stehen zu bleiben, machte, entsprangen aus einer unvollkommenen Kenntniß von der damaligen Lage der Dinge in der Schweiz. Weder Oesterreich noch Rußland drang anfangs darauf, daß ihren Kriegsvölkern der Zug durch die Schweiz gestattet werde. Nur eine schwache Partei in der Schweiz selbst wünschte denselben und forderte dazu auf, um die durch Napoleons Vermittelungsurkunde frei gewordene Mehrheit des Schweizervolks wieder in die ehemaligen Unterthanenverhältnisse zurückzustoßen. Rußlands Alexander gab großmüthig sein Wort, daß keine seiner Schaaren den Schweizerboden überschreiten solle. Die frei gewordenen Völkerschaften sahen hier voraus, daß mit dem Einrücken der Fremden und mit Aufhebung der Neutralität, also mit Feindseligkeit gegen Frankreich, zugleich das Palladium ihrer Freiheit, die Vermittelungsurkunde, vernichtet werden würde. Die Einsichtvollern und Wohlwollendern sahen voraus, daß das die Losung zu neuen Unruhen und vielleicht zu Bürgerkriegen werden müsse. Sie irrten nicht. Die Oesterreicher rückten ein. Dieser Einzug ward von mehrern Städten benutzt, die alte Oberherrschaft an sich zu reißen, die alte Unterthanenschaft des Volks wieder zu proklamiren und das alte unhaltbare herrische und knechtische Verhältniß in vollem Maße wiederherzustellen. Der Abt von St. Gallen forderte seine Herrnrechte wieder. Aargau und Waadt standen für ihre Freiheit in Waffen auf. Fast in allen Kantonen Unruhen. Der lange Streit konnte erst wieder durch eine neue Vermittelungsurkunde, durch die Erklärung des Wiener Kongresses, gestillt werden.

Schlichtegroll übrigens sprach zu jener Zeit die Sprache jedes wahren Deutschen. Daß er bei frommem, vaterländischem Zorn in Napoleon nur noch Schlechteres als in einem Augustus sah, einen Tiger, einen Tirannen sogar, muß billig der damaligen

allgemeinen Stimmung, der damaligen durch Haß, Rache, Neid oder Geistesblödigkeit verbreiteten Vorstellung von der Denkart des außerordentlichen Mannes, und der Trunkenheit von Hoffnungen zugeschrieben werden, welchen sich die von fremdem Druck befreiten Nationen überließen. Schlichtegroll, wie Johannes Müller und alle Edlern in Europa, schauderten vor dem Gedanken an die Möglichkeit einer neuen Universalmonarchie, wo zuletzt die verfolgte Wahrheit, das verfolgte Recht, die verfolgte Freiheit im ganzen Welttheil kein Asyl mehr gefunden haben würde. Darum jauchzten sie zum Fall Napoleons.

Aber so viel ließ sich auch im schlimmsten Falle, auch wenn Rußland besiegt worden wäre, mit einiger Sicherheit voraussagen: daß wenigstens nie eine Universalmonarchie in den Formen, wie unter Augustus und Karlmagnus, hätte werden und nie weit über das Leben des Weltherrn hinausdauern können; daß auch sie, wie in der Natur jedes scheinbare Uebel, eine unermeßliche Wohlthat für Europa zur Folge gehabt haben würde: gewaltigern Anreiz zur Selbstständigkeit in gesittetern, und gewaltigere Verbreitung der Gesittung in den rohern Völkern des Welttheils; freieres, verfassungsmäßiges Dastehen der Nationen und Rückkehr vom abergläubigen, mittelalterischen Pagodendienst zum gesunden Menschenverstande in bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen. Freilich Napoleon und die Franzosen hätten das alles nicht gebracht; aber sie waren zum Zerstören des Unhaltbaren gut genug.

„Und wenn Moskau nicht verbrannt wäre," wurde Napoleon von den Seinigen eines Tages auf St. Helena gefragt, „was hätten Sie dann gethan, Sire?"

„Ich hätte in Moskau überwintert," antwortete er*), „im

*) Mémorial de Sainte-Hélène. Paris 1828. Tome V. 24 Août 1816.

Frühling angegriffen, oder noch wahrscheinlicher den Frieden vorgeschrieben vor Eröffnung des Feldzuges. Dann war das Letzte gethan und nur noch die neue Ordnung der europäischen Welt einzurichten. Dann hätte ich auch meinen Kongreß und meinen heiligen Bund gehabt. In diesem Verein aller Souveräne würden wir alle Angelegenheiten vertraulich mit einander abgethan und mit den Völkern unsere Rechnung geschlossen haben. Die Sache des Jahrhunderts wäre erst dann gewonnen, die Revolution vollendet gewesen; es wäre nur noch übrig geblieben, die Revolution mit dem zu versöhnen, was sie nicht zerstört hatte. Das war dann meine Sache. Ich hatte das schon von weitem her, vielleicht auf Kosten meiner Popularität, vorbereitet; mir gleichviel. Ich wäre des alten und neuen Bundes Lade, der natürliche Vermittler der alten und neuen Ordnung geworden; ich war ja mit beiden eins und gehörte beiden an. So wäre Europa ein einziges Vaterland Aller geworden. Ueberall einerlei Grundsätze, einerlei System. Ein europäisches Gesetzbuch; ein europäisches Kassationsgericht zur Berichtigung aller Irrungen; einerlei Münzfuß und Münze, nur mit verschiedenem Gepräge; Maaß und Gewicht einerlei; Gemeinschaft der Meere; schiffbare Flüsse allen Völkern frei; Auflösung der großen stehenden Heere, nur auf Leibwachten der Souveräne beschränkt. Ich hätte Frankreichs unverrückbare Grenzen festgestellt, Paris zur Hauptstadt der Welt gemacht, meinen Sohn zum Mitregenten ernannt, die Diktatur abgelegt. Die verfassungsmäßige Ordnung wäre begonnen."

Nicht das Riesenhafte, sondern das Monströse dieser Kaiser- und Weltherrnplane erregt Grausen. Er wollte Europa zum französischen Garten mit geschornen Hecken, regelmäßigen Beeten und steifen Zierbäumen, oder zum einförmigen Exerzierplatze der Nationen machen, und diese, wie sonst seine Armeen, in die Uniform seiner Begriffe, Neigungen und Vorstellungen kleiden, sie wie

willenlose Gliederpuppen, oder Bataillone, durch deren Oberste links und rechts schwenken lassen, und allein der belebende Geist des Welttheils, der Gedanke bleiben, während der zivilisirteste Theil der Menschheit sein Leib, eine todte Maschine werden sollte. Und doch meinte er das alles in vollem Ernste zur Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit thun zu sollen, so wie die überspannte Frömmigkeit mancher Priester, aus Liebe zu Gott und zur Beförderung der christlichen Religion, mit Dolch, Schwert und Scheiterhaufen die arge Welt umkehren möchte. Die höchsten menschlichen Konzeptionen sind immer dem Wahnsinn am nächsten. Auch die Strahlen des Verstandes haben ihren Brennpunkt, jenseits dessen sie erkalten und alle Bilder bleich, verkehrt und verworren zurückwerfen.

Napoleon hätte nur, wäre er Sieger geblieben, zerstören, keine neue, am wenigsten eine bleibende Schöpfung begründen können. Es war Zeit zu seinem Untergang. Darum ließ ihn Gott fallen.

Nun erwartete, mit allen Guten und Weisen, auch Schlichtegroll eine edlere, freiere Gestaltung aller öffentlichen Verhältnisse Europens.

„Die Hauptsache ist erreicht!“ schrieb er unter den seligsten Hoffnungen (3. Mai 1814): „Die Selbstständigkeit aller Völker Europa's ist durch Deutsche und Engländer und Russen erkämpft. Deutschland ist durch den geweckten Geist muthiger und herrlicher, als es je war. Es liegt im Sonnenlichte da, und alle Völker der Erde und die ewige Geschichte sehen es mit Achtung an. Vieles wird nun freilich im Detail nicht so gehen, wie einzelne, wohlwollende Menschen es wünschen; aber das ist dann wieder menschlich und kann nicht anders sein. Ein schönes Bestreben, gute und gerechte Gedanken wehen Dir jetzt allenthalben entgegen, und er-

freuen und befreunden mit Deutschland und seinen Völkerschaften. Da bin ich jüngst überrascht worden von einer kleinen Schrift: „Was hat von seinen Fürsten und Völkern Deutschland zu hoffen, Europa zu erwarten?“ Sie ist vom Kammerherrn von Miltiz, den ich als einen Freund der Literatur kannte. Aber auf so etwas Braves und Tüchtiges von ihm war ich nicht bereitet. Ich bitte Dich, dieser Broschüre einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Hast Du Arndts kräftige Lieder für die Deutschen gelesen? das schöne, den ächten Volkston treffende auf Dörnberg?“

Doch waren kaum acht Monate vergangen, so trat ihm schon manches Befremdliche und Nichterwartete unter den Erscheinungen des Tages entgegen. Indessen ließ sich sein frommer Glaube nicht irre machen. „Mich ärgern,“ sagte er (22. Nov. 1814), „die Vorgänge in Dresden, in Madrid, in Turin, in Freiburg, Solothurn und Bern, in Rom u. s. w. bis zu dem Grade, daß ich darüber wild werde und tobe und schimpfe, so weit es einem Christenmenschen recht und vergönnt ist, der noch dazu Sekretär eines „hohen Rathes der Weisen und Gelehrten“ ist, wie uns Herr Radlof nennt, welches er einst bei dem Gott der Wahrheit verantworten mag; und ich freue mich wieder bis zu Thränen in den Augen über die menschlichen Spiele und Scherze, die die großen Potentaten in Wien treiben, wo sie geworden sind, wie unser einer.

„Ich lasse mich durch kein Seufzen und kein Spotten, das ich in allen Nuancen weit umher höre, in meinem Dankgebete stören, daß ich Augenzeuge dieser großen Zeit bin, in welcher Brama über Wischnu sichtbar siegt, und wo für das Wesentlichste, was ich mit Dir so nenne, für Volksfreiheit und Zerstörung des Feudalunfugs und kraftvolles Widerstreben gegen alles Bonzenthum in That und Wahrheit, im Lauten und Stillen mehr geschieht, als noch je.“

Und darauf wieder (unterm 22. Feb. 1815): „Ich sehne mich sehr nach dem Ausgang des Kongresses, und daß dann Deutschland froh aufblühe. Bedenke ich freilich, daß es kaum ein Jahr ist, daß es noch nicht so lange ist, als das Embryo unter dem Herzen der Mutter zu seiner Bildung braucht, wo noch der herzloseste Tirann, der auf dem Wege war, eine Hyäne zu werden, über das mächtige, gebildete, tugendreiche Europa wie über einen eingezäunten Hirsch- und Wildgarten zur Belustigung gebot: so werde ich nachsichtiger gegen die Zögerung. Viel Gutes keimt schon jetzt in Preußen, in Hannover und gewiß bald auch in Bayern. Die Schweizerangelegenheiten stehen verworrener als andere vor mir; aber ich ahne auch für sie einen erfreulichen Ausgang."

Inzwischen sank allmälig seine erste Begeisterung von ihrer Höhe nieder, da ihm in den Jahren 1815 und 1816 zu Muthe ward, „als würde es in alten, faulen Gräbern lebendig, und vergessene Gespenster sehnten sich hervor an die Tagesluft."

„Es thut mir leid," schrieb er (am 19. Nov. 1817), „daß man die Studentenspäße, die auf der Wartburg, wie man lustig wurde, mit untergelaufen sind, so wichtig darstellt, und die Furchtsamen, deren Zahl und besonders in den ersten Ständen Legion ist, damit schreckt. Nach allen Nachrichten von den verschiedensten Personen hat im Ganzen dort ein würdiges Fest statt gehabt. Der eine verächtliche Berichterstatter aber in der Allgemeinen Zeitung möchte gar zu gern Deutschland als im Zustande des Wahnsinns begriffen darstellen.

„Das sind die ärgsten Feinde der Fürsten und der Staaten, welche jetzt die Aengstlichkeit vermehren und Unruhen besorgen lassen. Der ganze Zeitgeist strebt ja nach Rechtlichkeit, nach Gesetz hin; wer sich an die Spitze stellt, diese zu befördern, hat nichts zu befürchten. Ich mißbillige an den Wartburg-Szenen das Ein-

mischen einiger Professoren und dann das Verbrennen jener Schriften, mit einer Art System unternommen. Sonst mag auch dort manches hochherzige Wort gesprochen, manche still-große Empfindung mit nach Hause getragen worden sein."

Die nachfolgende Zeit erweckte ihm doch Kummer um das erwartete Gute, welches so lange zurückblieb. Nie zweifelte er an der Herzensgüte und an dem redlichsten Willen der Fürsten, aber er zitterte vor der Gewalt des Einflusses von denen, welche das ganze Zeitalter, wie eben so viele Napoleone, nach ihren beschränkten Begriffen allein und mit Zwangsmitteln contrerevolutioniren wollten.

„Ich begreife Vieles nicht, und vielen ehrenwerthen Männern in allen Gegenden geht es wie mir!" schrieb er im Jahr 1818 (4. August): „Ist es nicht traurig, daß wir in Deutschland wieder von uns weg und wieder mit einem hoffenden Blicke nach Frankreich sehen müssen? Aber was können wir von daher erwarten? Bischof Gregoire schreibt mir Klagen. Vom dortigen Konkordat sagt er: Au lieu de revenir à l'usage des élections telles qu'elles étaient pratiquées dans la primitive église, on préfère l'abus récent de faire des *concordats*. Le nôtre de 1817 n'est, dit-on, qu'ajourné sauf modification; le vôtre de même date n'est pas encore, dit-on, en activité. Le plan hiérarchique de l'église est un modèle du système répresentatif; pourquoi donc des potentats, qui sont ou qui se disent si dévots, préfèrent-ils des usages oppressifs et des usurpations aux principes consacrés par la religion et par la nature?

„Und das Bild, welches mir der vortreffliche Professor Cousin von Paris, der vor zwölf Tagen bei mir eintrat, vom jetzigen Zustand Frankreichs gibt, wie traurig ist das! Wiederholt sagte er mir: „„Wir sind ein unglückliches Volk, das ein Jahrhundert hindurch von elenden Regierungen demoralisirt und aller Würde, alles

innern Ernstes beraubt worden. Unsere Suffisance hat uns für ganz Europa lächerlich und verächtlich gemacht. — Man kann unsere Menschen nach den Lebensaltern klassifiziren. Die von fünfzig bis sechszig Jahren sind Elende, entweder ganz hohle Atheisten und Materialisten, oder abergläubige Andächtler. Wir haben fast die Klasse ehrwürdiger Greise nicht mehr. — Unsere Leute von vierzig Jahren, die **hommes en place**, sind bloß Raublustige, aber die vollkommensten Administrateurs und Geschäftsleute, die es gibt. Solche sind unermüdlich, mit großer Pünktlichkeit von Morgens fünf Uhr bis spät in die Nacht, wenn es eben gilt, am Pult; aber rein-sinnliche Raubthiere, nur auf Geldmachen und Genießen, als letztes Ziel, gerichtet. — Die jungen Leute von zwanzig bis sechsunddreißig Jahren sind in der Revolution erwachsen, unwissend, roh, haben aber die Welt gesehen, bessere Nationen, haben den Degen geführt, haben das tiefe Gefühl der Erniedrigung äußern Ruhms, und finden nichts, wenn sie in ihr Herz nach Anhaltpunkten und Trost greifen. Sie allein sind unsere Hoffnung; sie sind bereit, das Versäumte nachzuholen und sich noch Kenntnisse und Grundsätze zu erwerben. — Unsere philosophirenden Politiker sind darin übereinstimmend: die ganze Verbesserung des Menschen in der Gesellschaft müsse von dem Hause, von der Familie ausgehen. Denn das sei das Hauptunglück in Frankreich, daß es beinahe keine Familienbande mehr gebe, daß der Vater oft den Sohn nicht liebe und der Sohn dem Vater nicht traue, oft ihn verachte. Ich und meine Freunde sind aus Ueberzeugung Royalisten und Bourbonisten. Und wenn heute der König Ludwig XVIII stirbt, so rufen wir ehrlich: **Vive Charles X!** — Nun freilich zwar — aber es muß dahin kommen, daß selbst die schlechten Könige nichts Böses thun können.“ —

„Ob das Konkordat für Wissenschaft und freie Geistesbildung in Bayern nachtheilig werde, muß man abwarten. Von Seiten

der Geistlichkeit hatte sie zeither bei uns nichts zu fürchten; vielleicht eher von denen, die gern eine politische Inquisition eingeführt sähen.“

Seit dem Jahr 1819 schien er vom Gang der Völkerangelegenheiten, von seinen ehemaligen Erwartungen gar nicht mehr reden zu wollen. Nur auf sein Bayern beschränkt, hier in verfassungsmäßigen Formen, unter seinem königlichen Volksvater, beglückt, wandte er den Blick ungern anderswo hin.

Die Ermordung Kotzebue's betrübte ihn, Deutschlands wegen, sehr. „Sie kommt mir nicht aus dem Sinn, seit ich sie erfuhr!“ schrieb er (den 31. März 1819): „Es ist dies durch die Konjunktur der Umstände einer der fatalsten Zufälle, der sich nur immer hätte zutragen können. Wie werden nun die . . . und die . . . Zetergeschrei über alle deutschen Studenten, Universitäten, Professoren, über alle Gelehrten erheben und sich als Märtyrer brüsten, die alle Tage der Vehme einer heimlichen Gesellschaft ausgesetzt wären, die doch nur in ihren Köpfen und in ihren verleumderischen Mäulern Existenz hat!

„O theurer Freund, wir gehören zu einem armen, gebrechlichen Menschengeschlecht, wo wenige niedrige Seelen im Stande sind, auch das Ehrwürdigste zu sich herunter zu reißen und in den Staub zu wälzen. Daß die Abstimmung über das Wahlgesetz im französischen Parlament einen guten Ausgang genommen, tröstet mich in mißmuthiger Stimmung.“

Und nachher (unterm 29. August 1819): „Ich zweifle, daß auch nur etwas Tieferangelegtes dem Studentenlärmen zu Grunde liege. Wie alle psychische Gespensterseherei und Selbstmord ansteckend werden können, ohne Verabredung, so auch dieses unbestimmte Treiben, das in dem schwärmerischen Sand kulminirt, dessen halber Wahnsinn ja schon dadurch am sichersten als solcher

erscheint, daß er gerade der Sache, der er dienen wollte, so fürchterlich schadete. Einer gewissen Partei kommen heutiges Tages Verschwörungen so erwünscht, daß sie sie veranlassen möchten, und daß sie recht mit Liebe von denselben, als vorhanden, sprechen, obgleich sie nicht da sind. Und wie benutzt man dieses Geschwätz! — O, wie man die guten Fürsten, die Männer am Staatsruder täuscht und absichtlich irre führt! — Mein *** sagt mir in seinem Briefe: „„So lange ich keine bessern Nachweisungen sehe, als die Berliner Staatszeitung bis jetzt gegeben hat, werde ich nie glauben, daß eine Gesellschaft von Menschen — denn was einem einzelnen verrückten Gehirn einmal im Traum beifällt, ist noch kein Plan — toll genug sein könne, eine Republikanisirung von Deutschland durch Korrespondenz, durch einige Emissäre und ein paar Dutzend Turner zu unternehmen. Die vernünftigen Leute in Berlin halten auch Alles für — Visionen. — So wie sich die Sachen jetzt meist, wie fast alles Gute, ohne Zuthun von gewöhnlichen Ministern, ja gegen diese gestalten, gewinnt die Rechtschaffenheit immer mehr Gewicht, und die diplomatischen Schlechtigkeiten, wenn sie auch von Meistern geübt werden, können das Licht der öffentlichen Meinung eben so wenig aushalten, als Zauberei und Teufelsbannerei. Die Geschichte des Stourdza'schen Pamphlets ist ein sprechender Beweis."

„Bei uns in Bayern hingegen ist unendlich viel Gutes im Keimen. Das tröstet mich über Alles. Einer der wohlwollendsten Könige, die je über Menschen regiert haben, hat Stand gehalten, bei manchem Andringen, daß auch er störend in das eintreten soll, was der Zeit gemäß eingeleitet und in Gang gesetzt worden war. Bayern und sein König steht unter Deutschlands Völkern hoch da vor der ganzen Mitwelt. Es hat sich gezeigt, daß von gesetzgebenden Versammlungen, in denen das Volk vor seinem Monarchen erscheint, selbst für den bedenklichsten Politiker, nichts Furchtbares

liegt, wenn der Herrscher wirklich von seinem Volk geliebt ist, wie es der Fall bei uns in Bayern ist; und so geliebt zu werden, darnach sollen alle streben. Die öffentlichen Blätter und die Geschichte anerkennen dies schöne Verhältniß des Monarchen, der Wahrheit gemäß. Und glaube mir, er bleibt dem rechten Wege treu, den er eingeschlagen hat, und läßt sich nie durch furchtsame oder schlaue Einredungen irre machen."

In diesem Geiste verharrte Schlichtegroll auch in folgenden Jahren. Als er den festen, raschen, blutlosen, gewaltigen Gang der spanischen Staatsumwälzung im Jahre 1820 vernahm und beobachtete, schrieb er: „Worüber erstaunt man denn? Statt die Revolution zu enden und diesen verheerenden Waldstrom in das Bett der natürlichen Evolution zu leiten, drängen sie ihn überall mit Contrerevolutionen rückwärts und dämmen auf, so lange sie mögen, bis rückwirkend die Contre-Contrerevolution kommt. Nach allem, was ich weiß, stimme ich in die besten Hoffnungen für Spanien. Es wird noch manchen Kampf kosten, aber das konstitutionelle System wird sich durcharbeiten."

Am tiefsten war sein Schmerz um Griechenland, und vielleicht mehr noch um die Stellung derjenigen christlichen Fürsten zu Griechenland, die er so hoch verehrt hatte. Immer kam er wieder darauf, und mit niedergeschlagenem Muthe zurück. Noch im letzten Brief, den ich von seiner Hand empfing (21. Juni 1822), seufzte er: „Die Hellenika gehen mir tief ans Herz. Immer nehme ich mir vor, diesen Artikel in den Zeitungen zu überschlagen; und doch zieht es mich jedesmal, sie zuerst zu lesen und meine Wunden aufzureißen."

Andere, die ihm näher waren, mögen vom literarischen und häuslichen Leben Schlichtegrolls, von seiner stillen, hilfreichen Wohlthätigkeit, von der Anmuth seines geselligen, vertraulichen Umgangs reden. Ich aber möchte von seinem innern religiösen Sinn am liebsten sprechen; und doch ist mir eben in dieses schöne Geheimniß zu blicken am wenigsten das Glück geworden. Davon mögen vielleicht seine Söhne, oder Jakobs oder Weiller die besser Unterrichteten sein. Aber die Religion, welche sein gesammtes Streben regelte, sein ganzes Wesen durchleuchtete, war das, was ihn vielleicht am meisten und vor allem Andern beschäftigt hat.

Ich begnüge mich, nur noch ein Bruchstück aus einem seiner Briefe mitzutheilen.

„Die Erscheinung" (schrieb er im April 1813), „daß man wieder in der positiven Offenbarung Hilfe sucht, beschäftigt mich oft, besonders in Folge der Aufsätze eines Herrn E . . . r in Schlegels Museum, und Schlegels Gedanken selbst. Soll es denn hierüber gar nicht zu einiger Uebereinstimmung unter den redlichen Forschern und sittlichen Menschen kommen, und soll denn immer die alte Untersuchung von Neuem angehen? — Du kennst wohl schon Bouterweks Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse. Ich finde dieses geeignet, mein Symbolum jetzt zu heißen. Ich wollte, der Verfasser gäbe uns seinen Kommentar über dieses Kompendium, das jetzt bloß Andeutungen enthält.

„Ich bin fest überzeugt, daß die oft sich selbst unbewußte Eitelkeit, eine Meinung auf eine glänzende Weise auszudrücken, von jeher eine der Hauptursachen der Verwirrung in der Philosophie gewesen ist. So lange selbst die redlichsten Forscher es sich nicht auflegen, mit Verzichtung darauf, etwas Pragmatisches zu sagen, über jene großen, allgemeinen Wahrheiten sich höchst einfach und allgemein auszudrücken, so lange wird es nicht besser.

„Ich trage mich jetzt wieder mit einem alten Gedanken, der mich als Traum sehr begeistern kann. Wie, wenn viele ehrliche, einfache große Menschen ihr Credo auf die präziseste Weise, auf einige Seiten niederschrieben und sich einander mittheilten — eine Sammlung von Palmblättern ohne Gleichen! Das gäbe eine geheime Gesellschaft der edelsten Art; sie hätte eine Bundeslade von einzigem, hochmenschlichem Werthe. Aber die Indiscretion der Allesdruckenlasser hat allen Glauben und Vertrauen verdrängt."

Karl Gustav Jochmann, von Pernau.

Der Name dieses geistvollen Mannes ist in Deutschland fast noch unbekannt. Er selbst, mit wahrer Aengstlichkeit, suchte nur geräuschlos und verborgen zu leben; und wenn er sich bereden ließ, eine oder die andere seiner schriftlichen Arbeiten der lesenden Welt mitzutheilen, machte er Geheimhaltung seines Namens zur Hauptbedingung. Und doch wurden seine Schriften vom Beifall der Gebildeten des Volkes, und der Kenner begrüßt. Er war der Verfasser des zu Aarau 1823 erschienenen Werkes: „Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich, Beiträge zur neuern Kirchengeschichte“; — eben so der „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus“, die zu Karlsruhe ans Licht traten; der „homöopathischen Briefe“ u. s. w. In allen offenbarte sich, neben einer Fülle von gelehrten Kenntnissen, Feinheit des Geschmacks, Scharfsinn, und Freimüthigkeit mit Würde gepaart. — Er wohnt nicht mehr unter den Lebenden. Ich darf von ihm reden.

Er war am 10. Februar 1790 zu Pernau, einem Städtchen Lieflands am rigischen Meerbusen, geboren, und schon als Knabe ward seiner unersättlichen Wißbegier das Feld der Kenntnisse zu beschränkt, welches ihm die dortige Schule öffnen konnte. Deswegen übergab ihn sein Vater im dreizehnten Altersjahre einem Freunde in Riga, dem Staatsrath Kreutzing, die Domschule dieser Stadt zu besuchen. Von hier, nach vier Lehrjahren, begab sich der siebenzehnjährige Jüngling auf die Hochschule von Leipzig;

besuchte dann noch Göttingen, Heidelberg, und, der französischen Sprache mächtiger zu werden, Lausanne. Nach Riga zurückgekehrt, trat er, als Rechtsanwalt, in das Geschäftsleben. Er arbeitete mit Glück. Aber sei es, daß ihm seine Jugend noch zum Vorwurf gereichte, oder daß er's bereute, sich zu früh an ein bleibendes Verhältniß im Leben binden zu lassen: er ging im Jahr 1812, um sich noch die englische Sprache anzueignen, nach England. Hier verlebte er ein volles Jahr, theils in London, theils auf dem Lande bei einem Prediger.

Sein Beruf, welchen er nach der Heimkunft in Riga wieder betrieb, wie belohnend ihm derselbe auch durch Geld und öffentliche Achtung ward, widerstrebte seinem ganzen Wesen. Er sehnte sich nach unabhängigerm Dasein, nach dem Leben unter mildern Himmel, mit Völkern von vorgeschrittener Gesittung und freierer Verfassung. Er fühlte sich auf russischer Erde einsam und beengt; selbst die Zärtlichkeit einer Schwester, die er innig liebte, selbst die Freundschaft eines Herrn von Sengbusch, dem er bis zum Tode treu zugethan blieb, leistete ihm keinen Ersatz für das, was seinem gesammten Wesen schon unabwehrbares Bedürfniß geworden war. Früher zum Ziel zu gelangen, arbeitete er in seinem Beruf ohne Maß, und legte, wahrscheinlich durch überspannte Anstrengung seiner Kräfte, den Grund zu einer Kränklichkeit, mit welcher er den übrigen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte.

Inhaber eines Vermögens, welches ihm sorgenfreie Zukunft verhieß, schied er endlich im April 1819 aus den Armen seiner rigischen Freunde. Er gelobte ihnen damals freilich, es solle nur eine Trennung von zwei Jahren sein. Aber dem Gelübde, welches ihm der Schmerz des Scheidens entriß, widersprach damals schon die Stimme seines Innern.

Er athmete freier, heiterer, als er Deutschlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weisen und Künstlern des

Zeitalters genoß, und ungehemmt in den Blüthen und Früchten der Literatur schwelgen konnte. Doch auch das damalige Deutschland hatte etwas Unwirthliches und Unheimatliches für ihn; es wehte unter den dunkeln Fittigen der heiligen Allianz eine schwüle, beengende Luft, und wohin er kam, begegneten ihm durch Parteigeist gereizte Gemüther. Er mochte nicht unter den Deutschen bleiben.

Unabhängig in seinen Ansichten, als Fremdling, ließ er sich aber vom Treiben des Augenblicks keineswegs anfechten. Gern theil' ich den Lesern einen seiner Briefe mit, den er damals an C. H. v. Sengbusch nach Riga schrieb. Aus dem traulichen Geschwätz mit dem Freunde verkündet sich der herrliche Geist des Mannes und seine Beurtheilung der Zeit am treuesten. Und ich möchte doch diesen Geist, in dem kurzen Lebensabriß, vorzüglich bezeichnen.

Tharand, den 11. Juni 1819.

Die Werthlosigkeit dessen, was man der Welt als Geschichte aufbinden will, ist oft der Gegenstand unserer Gespräche gewesen, und ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß alle mit irgend einer obrigkeitlichen Erlaubniß oder unter irgend einer Censur bekannt gemachte historische Werke schon darum von einer aufgeklärtern Nachwelt verworfen und vergessen sein werden, weil das Imprimatur ihnen die unzweideutigsten Stempel der Unglaubwürdigkeit aufdrückte. Daß aber das Uebel so groß wäre, wie es mir schon die seltenern, bisherigen Gelegenheiten, von Augenzeugen oder ihren nächsten Umgebungen, darstellen, das freilich habe ich nicht gedacht.

Es mag auch wohl sein, daß das gute Deutschland in dieser Hinsicht am ärmlichsten dasteht. Die Engländer haben Geschichtschreiber; die Italiener hatten dergleichen in den Zeiten ihrer

Freiheit und ihres Ruhms. Die Franzosen haben wenigstens sehr reiche Sammlungen für eine Geschichte, nämlich Denkwürdigkeiten, die nur durch ihre Verborgenheit dem vergiftenden Einflusse der gleichzeitigen Autoritäten entgingen, und erst unter späten Nachkommen ans Licht traten. Nur in Deutschland gibt es, Dank der demüthigen Blindheit der Niedern, und der vornehmen Unwissenheit der Höhern! nur in Deutschland gibt es fast nichts, als Stammbäume und einen Haufen bedeutungsloser fürstlicher Familiengeschichten, in die des Volkes Geschichte zusammengeschrumpft ist. Ein Herbarium statt der Aussicht in eine reiche Landschaft!

Und diese Familiengeschichten, mit welcher devoten Lügenhaftigkeit sind sie verfaßt! Die Geschichte, die Schiller in seiner Begeisterung das Weltgericht nannte, wie ist sie doch in diesem Lande nichts anderes, als die Dienerin, oder (um in der sächsischen Hofterminologie zu reden) das Kammermensch jedes kleinen Dynasten, unter dessen Scepter oder Stocke sich ihr vermeinter Priester bläht; das Mensch, dessen hauptsächliche Bestimmung es ist, jeden Unrath der Herrschaft sorgfältig zu beseitigen, damit er nicht ihr und den Getreuen anstößig sei, indem er sie an den Stoff erinnert, aus dem sie beiderseits gemacht sind.

Denkwürdigkeiten freilich verhalten sich zur Geschichte nur, wie das Ankleidezimmer zur Bühne, die Küche zum Speisesaale. Was wir haben, zeigen diese, wie wir dazu kommen, jene, und mit beiden mögen sie auch das gemein haben, daß sie nur zu oft die Lust an den Schauspielern und an den Gerichten verderben. Aber geben sie uns die Wahrheit, die ganze Wahrheit, so überwiegt dieses Alles, — und denn, so lange uns die vornehmen Leute und die Köche so viel giftiges Zeug vorsetzen, ist es da so übel, wenn die nähere Ansicht ihres Treibens uns manchmal den Appetit verdirbt? Dazu kommt, daß solche Denkwürdigkeiten in

der Regel unterhaltender sind, als die Mehrzahl der eigentlich historischen Werke, weil der Verfasser sich eben nicht vornahm, gravitätisch zu sein, und weil oft gerade die Planlosigkeit der Erzählung ihrer Mannigfaltigkeit Raum gab. Die Zeitgeschichte in ihrem ganzen Umfange sollen sie darstellen, nicht bloß die politische, und jede merkwürdige Erscheinung findet in ihnen ihren Platz. Ob eine dritte Eigenschaft, die solchen Sammlungen eigenthümlich ist, daß in ihnen nämlich des Erzählers Meinungen sich unverhohlener zu erkennen geben, auch gelobt zu werden verdient, das freilich hängt von der Persönlichkeit des Erzählers ab. Ich übrigens bemerke dieses Vorherrschen der Persönlichkeit, die meistens ähnliche Werke veranlaßt, besonders darum, weil das Gegentheil davon unter den Deutschen, den Mangel an dergleichen Nachrichten unter ihnen großen Theils erklärt. Zu befangen von Vorurtheilen, zu wenig bekannt mit der Welt, und zu wenig geachtet von ihrem Publikum, pflegen die deutschen Schriftsteller (mit wenigen Ausnahmen) ihre Meinungen nach den Ansichten, den Wünschen oder gar den Befehlen ihrer Gönner einzurichten, um diesen Meinungen aus der zweiten Hand die Thatsachen anzupassen, die sie zur öffentlichen Kunde bringen. In England, in Frankreich bedienen sich die Regierungen wohl der Schriftsteller, um Meinungen anzugreifen oder zu vertheidigen; aber das würde nicht geschehen, wenn nicht das Volk ihnen Zutrauen schenkte, indem es ihnen Selbstständigkeit zutraut, und der Verrath dieses Vertrauens selbst beweist sein Dasein. Nur in Deutschland ist es (wie noch die neuern Verhandlungen über Tugendbündlerei u. dgl. darthun) üblich, daß sich die Schriftsteller hinter die Regierung stecken, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen, und die Kühnheit selbst darf nur im Gewande der Schmeichelei erscheinen.

Die interessantesten Züge und Notizen werden hier eben so sehr

durch den Kleinmuth der Schriftsteller, als durch einen bald größern, bald feinern Preßzwang, der Publizität entzogen und bleiben Gegenstände nur des vertrautern Gespräches. Damit sie Ihnen nicht ganz entzogen werden, habe ich mir vorgenommen, Ihnen in meinen Briefen eine Art Zeitung im Manuscripte zu liefern, die, ohne allen Plan, alles enthalten soll, was an interessanten Notizen durch eigene Erfahrung oder aus glaubwürdigen Quellen zu meiner Kenntniß gelangt ist.

Zuerst und zum Beweise, daß meine Ansicht von dem Geiste der Zeitgeschichte in Deutschland wenigstens eben so sehr dem Aerger, als der Verachtung ihren Ursprung verdankt, will ich Ihnen verkündigen, wer die Verfasser des Werkes Welt und Zeit sind. Herausgeber dieses Buches und Verfasser des größten Theiles seines Inhaltes soll sein ein Advokat in Frankfurt a. M., Jaffré. Ein tüchtiger Geschäftsmann außerdem, ziemlich bejahrt, und von nicht unbedeutendem Vermögen. Ein Mann also, von dem, verkündigte das nicht jede Zeile des Buchs, seine Verhältnisse ergeben würden, daß ihm nicht füglich Langeweile, Noth oder Unbesonnenheit, als Motive seiner Schriftstellerei untergeschoben werden können. Seine Mitarbeiter sind nicht bekannt. Wo solche Männer leben, da darf man an dem Siege der öffentlichen Meinung noch nicht verzweifeln. So ist denn also das erste Licht, das auf die legitime Erbärmlichkeit der Deutschen gefallen, nicht von den Lehrstühlen ausgegangen und nicht von den Universitäten überhaupt, sondern aus dem Geschäftskreise, der der Welt angehört und dem Leben, und nicht die Geistlichkeit hat es angezündet und nicht die Armee, die Herr Oken für geborne Landstände ansieht, sondern die Juristen haben es gethan, die er so bitter haßt. Ob denn die Leute wirklich noch glauben, daß ihnen aus dem Schulstaube der Baum des Lebens erblühen werde, nachdem eben Oken, der kräftigste in diesem Staube, die Geistlichkeit

und die Armee für nothwendige Stände erklärt, weil sie den Geist und das Gemüth repräsentiren! nachdem er die Kasten-Einrichtungen der Indier und der Aegypter als das Ideal aller Staatsverfassung gerühmt, weil — man während ihrer Dauer die kolossalen Felsentempel bei Goa und Pyramiden gebaut!

Kotzebue's tragisches Ende wird in Ihrer Gegend, wo sein Wirken nur für die Bühne von Bedeutung war, jetzt schon ziemlich vergessen sein. Wie aber diese Begebenheit auf die Gefühle der Deutschen gewirkt, haben Sie nicht gewußt, wenn Sie darüber nur in den öffentlichen Blättern Nachrichten suchen konnten. Mich führt zu diesem Gegenstande nicht nur die Merkwürdigkeit des Vorfalles selbst, als eines Zeichens der Zeit, sondern auch eine sehr natürliche Ideenverbindung. Kotzebue's Reise in die Rheingegenden war, wie in mancher andern, so auch in der Hinsicht eine Entdeckungsreise, daß er die unbekannte Quelle jenes Buches „Welt und Zeit" zu erforschen suchte, welche die Ufer des Rheins und des Mains mit Zerstörung und Segen zu überströmen drohte, wie die unbekannte Quelle des Nils, Aegypten.

Die Zeitungen, so viel ich weiß, drücken über Kotzebue's Ermordung nichts aus, als den Abscheu gegen die That (an sich ganz in der Ordnung) und höchstens ein schüchternes Bedauern über die Regierung und die Aufopferung einer so edeln Natur, als es die seines Mörders unstreitig ist. Wie aber das Volk — und von dieser Benennung nehme ich hier und für immer alle diejenigen aus, die, durch Geburt oder Dienste, den bevorrechteten Ständen angehören — über diese That denkt, erfahren Sie durch solche Lohnprodukte des Augenblicks nicht. Die Stimme, die ich in dieser Hinsicht — von Memel bis hieher, überall eine und die nämliche — gehört, eignet sich nicht für die Presse. Die Erscheinungen, welche die öffentliche Stimmung so deutlich zu

erkennen geben, als das lauteste Wort nur thun kann, eignen sich dafür noch weniger.

Keine Frage ist noch so oft an mich gerichtet worden, als die, wie man die Nachricht von Kotzebue's Tode in Rußland aufgenommen? Nie aber wird sie mit dem geringsten Anscheine von Besorgniß, immer vielmehr mit einem so lauernden, lächelnden Wink gethan, als denke man mir ein recht widerliches Thema mit Posaunenbegleitung vorzuspielen. Freilich setzt es sehr falsche Vorstellungen von unserm Vaterlande und seinen Bewohnern voraus, wenn man glaubt, des Kotzebue werde bei uns nur mit dem tiefsten Schmerze der innigsten Theilnahme, des Sand mit Abscheu und mit blutdürstiger Rachsucht gedacht; in der unglücklichen That selbst nur der erste Schlag einer ausgebreiteten Verschwörung, und überhaupt in dem ganzen Vorfalle eine Staatssache erkannt. Solche Gefühle sind vielmehr nur an den deutschen Höfen und bei den deutschen Miethgelehrten zu Hause; das Volk aber betrachtet ziemlich unverhohlen diese That als seine Sache. Vergebens würden Sie hier, wie ich in der Regel gethan habe, um Ihre Unbefangenheit zu behaupten, die Persönlichkeit jener Unglücklichen von der That trennen, dem Urtheile über einen dieser Gegenstände keinen Einfluß auf das über den andern einräumen, und ungeachtet sowohl der anerkannten Schlechtigkeit des Handwerks, das der Ermordete trieb, als der reinen und uneigennützigen Beweggründe des Mörders, die Schlechtigkeit der That als solchen aussprechen, vergebens darauf dringen wollen, daß eine solche That die unentbehrlichste Grundlage aller menschlichen Gesellschaft, die öffentliche Treue erschüttere, und daß es thöricht sei, eine bessere Ordnung der Dinge auf dem Wege erringen zu wollen, der zur Zerstörung jeder Ordnung führe. Man wird Ihnen antworten: „Die Ereignisse einer ungewöhnlichen Zeit ertrügen den Maßstab des Compendiums nicht, am wenigsten dulde die Vergeltung ein

anderes Maß, als das der Beleidigung, und nur der verächtlichsten Dummheit dürfe zugemuthet werden, die öffentliche Treue gegen den Verrath zu beobachten, der ihr abgeschworen. Wo die Willkür herrsche, da trete gegen ihre Diener billig Gewalt in die Schranken, und die Gesellschaft habe schon längst ihre Bande selbst gelöset, die ihren ersten Zweck, den Schutz aller Rechte, nicht mehr erreiche. Des deutschen Volkes Sache habe Sand geführt, die offenbar nicht länger die seiner Regierungen sei. Arglistig habe man in den Zeiten der Noth Rechte anerkannt, die man heimlich zu verabscheuen fortgefahren, und Versprechungen gethan, die man zu erfüllen niemals Willens gewesen. Daß man das edelste Vertrauen und die gerechteste Erwartung, nachdem man sie hundertfach getäuscht, noch mit dem Beifalle aller, die in dieses Volkes Unterdrückung ihr Wohlsein finden, verhöhnt und dem wohlwollenden Beherrscher eines mächtigen Nachbarstaates, als Gesetzlosigkeit und Empörung, verhaßt machen wollen, habe nur eine That vergeltender Verzweiflung zur Folge gehabt; eine That, bei der nichts zu bedauern sei, als daß ein so edles Leben an ein so verächtliches gesetzt worden. Einige hundert Menschen, dem Urheber dieser That gleich, seien nöthig, um Schuld und Rache auszugleichen." —

Das klingt gräßlich; aber Sie werden gestehen, gräßlicher noch ist, daß es nicht beantwortet werden kann von denjenigen, die ihr Gift eben so treulos anwandten, als Sand seinen Dolch. Die heftigsten Reibungen zwischen dem alten Besitzstande und dem neuen Rechtgefühle haben in diesem unglücklichen Lande alles in Parteien geworfen, und geht es so fort, so fürchte ich, es wird bald jede Stimme Gehör finden, nur nicht die der Vernunft.

Mannheim ist das Ziel aller Ferienreisen gewesen, und nicht bloß Studenten, Personen aller Stände haben sich aus entfernten Gegenden Deutschlands hingedrängt, um Sand zu sehen. Sie

haben es gethan, ungeachtet der Inquisitionsmiene, welche die Behörden bei dieser Gelegenheit angenommen, ungeachtet der Nähe des aus seinem Schlafe aufgestörten Bundestages, und ungeachtet des Verdachtes, der vergiftender als jemals und je ungewisser, desto schrankenloser sein Wesen gerade jetzt und in jener Gegend treibt. Sie haben dadurch bewiesen, daß sie die öffentliche Neigung für stark genug hielten, um alle diese Gefahren zu überwiegen. Kotzebue, sagen mir mehrere, die aus der Pfalz zurückgekehrt sind, sei überall, wohin er sich gewendet, und auch in Mannheim, der Gegenstand des öffentlichen Hasses gewesen; Sand, vom ersten Augenblicke an, der Liebling auch der Mannheimer. Allgemein bedaure man des Letztern rasche That — gegen sich selbst. Hätte er einen Wagen bestellt gehabt, sich auf ein Pferd geworfen, so würde er Mannheim haben verlassen können, ohne ein Hinderniß zu finden, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wäre. Dem Wunsche glaubend erzählt das Gerücht von einem Erbieten der Juristen-Fakultäten in Bonn und Heidelberg zu seiner Vertheidigung. Ich hoffe, es schenkt nur dem Mißtrauen Glauben, wenn es auch die Sage verbreitet, Struve (russischer Geschäftsträger in Karlsruhe und auch ein Deutscher!) habe bei seiner Anwesenheit in Mannheim zur Tortur gerathen. Auffallender scheint es mir, daß der Schleier des Geheimnisses, mit dem man den unglücklichen jungen Mann und alle seine Umgebungen nun schon so lange verhüllt, nicht ähnlichen Argwohn unmenschlicher Behandlung erweckt und stärkt; und ich kann mir diese Erscheinung nur erklären, indem ich glaube, daß die Leute, ihre eigene Stimmung bei den Beamten voraussetzend, es für unmöglich halten, daß sich unter diesen die zur Vollführung des finstern Werks nöthige Anzahl Henker finden sollte. Den Herren, die hauptsächlich Kotzebue's politisches Publikum ausmachten, würden sie dergleichen eher zutrauen; aber zu viel Aufsehen dürfte es, meinen sie etwa, erregen,

wollte man einen ganzen Hofstaat, oder die Herren-Bank einer der neuen Detail-Repräsentationen dazu belegiren.

Wie man übrigens im Ernste daran denken kann, Sands Leben vor dem Richterstuhle zu retten (und es glauben an diese Möglichkeit sogar angesehene Geschäftsmänner in Dresden), bleibt mir unbegreiflich. Der Richter, der (und ich denke, der Gewissenhafte kann nicht anders) keine Stimme hört, als die des Gesetzes; der die That und die Motive des Thäters, das geraubte Menschenleben und nicht den Abscheu, den der Besitzer desselben einflößt, berücksichtigt; ich denke, er kann und darf für Sand kein Urtheil haben, als ein — Todesurtheil. Ein anderes versprach sich auch Sand selbst nicht, der ihm durch freiwilligen Tod zu entgehen suchte, und verhüte nur Gott, daß nicht die Furcht zu einer Schändlichkeit verleite, zu einer geheimen Hinrichtung. Sands Rettung aber würde nur auf zwei Wegen möglich sein: durch eine Appellation an das Volk, an dessen freisprechender Stimme ich im geringsten nicht zweifeln würde, oder durch Vorschützung seines Wahnsinnes zur Zeit, als er die That ausführte. Jene aber gehört nun einmal nicht zu den gültigen Rechtsmitteln, und diese Vertheidigung, der ohnehin die erwiesene, lange Beabsichtigung der That und die bedächtige Vorbereitung dazu widersprechen, dürfte gerade dem Sand selbst am unwillkommensten sein, der sich, vermöge ihrer, eines vermeinten Verdienstes beraubt sehen müßte, für das er schon sein Leben freudig eingesetzt hatte.

Bei keiner Gelegenheit hat sich wohl die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Blätter und der Bühnen und die Albernheit ihrer Anmaßung, Organe der öffentlichen Meinung zu sein, so bloß gegeben, als bei dieser. Nicht so laut, als diese Prätensionen, sind die Kritiken des Publikums; aber zahlreich und deutlich genug. So habe ich in zwei Kaffeehäusern in Berlin auf einem im „Gesellschafter“ befindlichen Bildnisse Kotzebue's die Unterschrift:

„Friede seiner Asche und Reue und Erkenntniß seinem Mörder“ durchstrichen gefunden; so wurde die Energie der Theater-Direktion in Berlin, die gerade jetzt fast täglich Kotzebuesche Sachen gab, nur von dem Publico der Logen des königlichen Ranges erkannt, — im Parterre aber war keines; und das klägliche Ende der in Königsberg versuchten Todtenfeier haben sogar die Zeitungen nicht verheimlichen können. Ich dächte, man gebe solche unzeitige Versuche auf, um wenigstens zur Erfüllung der ersten Hälfte jenes Wunsches im „Gesellschafter“ etwas beizutragen.

Uebrigens muß man bekennen, daß der selige Herr Etatsrath sein Leben lang ein Glückskind gewesen ist, das nicht einmal einen schlechten Streich begehen, dem nicht einmal ein übles Ereigniß begegnen konnte, ohne zu seinem Glücke (ich möchte lieber sagen zu seiner Fortune) beizutragen. In einem Verrathe an dem häuslichen Glücke seines ersten Gönners findet er festen Fuß zu dem ersten Schritte auf einer unerwartet glücklichen Laufbahn. Katharine läßt ihn für ein Pasquill züchtigen und der Unfall macht seinen Namen zuerst, und nicht weniger als sein „Menschenhaß und Reue“, bekannt. Er behandelt seine ersten Weiber schlecht, und immer liebenswürdigere fliegen ihm zu, und seine empfindsame schlaffe Moral wirkt auf das ganze, zarte Geschlecht, wie der Gifthauch der Schlange auf die kleinen Vögel, indem er sie alle in ihren Rachen zieht. Man läßt ihn eine Spazierfahrt nach Sibirien machen, um ihn mit Auszeichnungen und Reichthum zu überhäufen. Der Haß Napoleons vermehrt die Gunst der Großen, und seine Popularität. Endlich, da er alles genossen hat, was Eitelkeit und Sinne zu befriedigen vermag, läßt er es sich einfallen, eine große bewegte Zeit mit seinem Hohne abkühlen zu wollen, und ein unbekannter Jüngling opfert alle Wünsche und Hoffnungen, zerreißt alle Bande, die das jugendliche Herz so mächtig an das Leben fesseln, um ihn die nieerlassene Schuld der

Natur schnell und schmerzlos bezahlen zu lassen, ihm alle Schwächen und den Ueberdruß des hinfälligen Alters zu ersparen, ihn der Beschimpfung eines täglich wachsenden Volkshasses zu entreißen und seiner schriftstellerischen Celebrität eine welthistorische hinzuzufügen.

Von Herrn v. Kotzebue führt mich eine Gedankenverbindung so natürlich, als die vom Bogen zum Pfeile, auf Herrn v. Stourdza. Denn wirklich scheint dieser Mann nur der Giftpfeil gewesen zu sein, den kein anderer als Kotzebue schleuderte, und nebenbei ein Bemitleidenswerther, der sich zu einer Duodezeitelkeit verleiten ließ, um eine Narrheit in Folio zu begehen. Kränklich und hypochondrisch, wie er ohnehin ist, scheint ihm gleich anfangs das Gefühl seiner Unbesonnenheit, seiner Gehässigkeit und seiner Mittellosigkeit gegen die Stimme des allgemeinen Unwillens und die Angriffe gewandter und kenntnißvoller Gegner, zehnfach drückend gewesen zu sein. Er kam nach Dresden, hauptsächlich wohl, um ärztliche Hilfe zu suchen. Hier führte er einige Wochen lang ein eingezogenes Leben, der Hinfälligkeit seines Körpers und der Unruhe seiner zerrissenen Seele zusagend. Des Grafen Buchholz bekannte Ausforderung machte ihn noch unglücklicher; sein Kleinmuth aber wuchs, als ihm Kotzebue's Schicksal zu Ohren kam, und seine Angst stieg auf das Höchste, als ihm ein anonymer Brief den 23. April als den Tag seines eigenen, gewaltsamen Todes ankündigte. Jetzt blieb er noch vierzehn Tage nur den vertrautesten Bekannten zugänglich, bis er Dresden bei Nacht und Nebel, und mit einem, von dem russischen Gesandten unter falschem Namen ausgefertigten Passe, verließ. Er wohnte im Hôtel de Pologne, wo einer seiner Leibeigenen gegenwärtig als Hausknecht dient. Der ehrliche Kerl, den sein Diensteifer und seine Gutmüthigkeit bald beliebt gemacht haben, war durch nichts zu bewegen, seinem Herrn zu folgen und das Land zu verlassen, das dieser mit so schwarzen

Farben geschildert hatte. „Lieber ein Knecht sein unter den Bauern,“ versicherte er in gebrochenem Deutsch, „als mitziehen!“ und dabei bleibt er noch jetzt.

Was ich Ihnen bisher über Herrn von Stourdza gesagt, und was ich über einige Aeußerungen desselben Ihnen zu sagen im Begriffe bin, dürfen Sie für glaubwürdig halten. Ich weiß diese Angaben aus dem Munde seines Arztes. Aerzte sind ohnehin die Beichtväter unserer Zeit; aber wären sie es auch nicht, ein Mann, der wie Hofrath Weigel eben soviel Weltkenntniß als Gelehrsamkeit besitzt, dem sein Charakter und seine Bildung nicht weniger als seine Kunst die Herzen der Menschen aus allen Ständen aufschließt, und der, unter den merkwürdigsten Menschen, die wichtigsten Begebenheiten nicht theilnahmlos erlebte, ein solcher Mund verdient unter allen Verhältnissen Zutrauen.

Weigel selbst machte Herrn v. Stourdza mehr als einmal auf die Unbesonnenheit aufmerksam, über ein ganzes Volk, ohne Kenntniß seiner Sitten, seiner Sprache und Verhältnisse, so beleidigend abzusprechen, als er gethan. Eine Unbesonnenheit, wie sie sich kaum reisende Scribler auch über andere Völker erlauben, aber von einer solchen wesentlich verschieden und unverzeihlicher, als sie dadurch, daß hier das voreilige und gehaltlose Urtheil in Form einer Denunciation, als das Werk langer Erfahrung und tiefen Nachdenkens, dem mächtigsten und wohlwollendsten Fürsten seiner Zeit, und allen Kabinetten Europa's, Haß und Verdacht erregend, zugeeignet wurde. Dann klagte jener entschuldigend: dem Kaiser Alexander sei in Aachen eine Unzahl gleichartiger Denkschriften deutscher Verfasser überreicht gewesen. Zu wichtig habe ihm die Sache geschienen, um sie den übrigen Fürsten nicht mitzutheilen. Er, Stourdza, habe den Auftrag erhalten, die wichtigsten Behauptungen dieser vielen Eingaben in einer Denkschrift zusammenzustellen. Das und nicht mehr habe er gethan. Das herannahende

Ende des Kongresses habe die Beschleunigung der Mittheilung nothwendig gemacht. Sein Werk habe daher als gedrucktes Manuskript vertheilt werden sollen, und in einer Nacht seien nur so viele Exemplare, als zu jenem Zwecke erforderlich, unter Aufsicht eines russischen Beamten abgezogen worden. Ein Gleiches sei mit vielen andern geschehen, und nur ihn habe das Unglück der Entdeckung treffen müssen." So weit Herr v. Stourdza, der übrigens den in den Zeitungen bekannt gemachten Brief an den Großherzog von Weimar keineswegs in dieser Art geschrieben zu haben behauptete. Weigel selbst hat mich mehr als einmal versichert, er habe nicht allein das Konzept desselben bei Stourdza, sondern auch die von Seiten der russischen Gesandtschaft vertheilten Abschriften bei dem französischen und österreichischen Gesandten gesehen, und die berüchtigten Worte: „er, Stourdza, habe auf Befehl des Kaisers gedacht, gehandelt und geschrieben," hätten sich nicht darin befunden. Es habe ausdrücklich nur geheißen, daß er auf Befehl seiner Regierung gehandelt, **qu'il avait agi par ordre de son** *gouvernement.*

Die allgemeine Meinung des Publikums nennt Kotzebue als den ganz eigentlichen Verfasser der Schrift, die von Herrn v. Anstetden in Frankfurt a. M. gebilligt und an Stourdza gegeben worden, um des Herrn von Kotzebue französische Phrasen, die nicht weit her gewesen sein sollen, zu korrigiren und zu feilen. Inwiefern dieses Gerücht gegründet sei, weiß ich nicht. Es dürfte übrigens leicht des Herrn v. Kotzebue blutiges Ende unwiderruflich bestimmt und beschleunigt haben. Soviel endlich scheint gewiß zu sein, daß man die Schrift, zuerst von Cotta in Tübingen, dann in Brüssel und zuletzt in London gedruckt, von Paris aus, der Quelle alles Uebels, in Umlauf setzte.

Wie dem aber auch sein mag, und angenommen, jedes Wort des Herrn v. Stourdza sei buchstäblich wahr, so scheint mir doch

die Vertheidigung oder Entschuldigung, die seine Aeußerungen enthalten sollen, eine der lahmsten zu sein, die es jemals gegeben hat, und Zweifel zu veranlassen, die unter seinen Voraussetzungen durchaus unauflöslich sind. War er wirklich nur der Zusammensteller, der Referent fremder Meinungen, wie mochte es ihm denn einfallen, — nicht etwa seinen Namen der Denkschrift vorzusetzen, denn dieser mag nur dem Nachdrucke angehören, — aber, bei Abfassung derselben in jeder Zeile seine Autorität so zudringlich vorzuschieben, als offenbar geschehen ist, fremde Meinungen vollkommen in dem Tone eigener Ueberzeugung vorzutragen, und über das Ganze diese mystisch-devote Salbung auszugießen, die seine Persönlichkeit so deutlich beurkundet? — Oder, wenn er nun einmal der kleinlichen Eitelkeit, diese Giftblumen auf den eigenen Acker zu verpflanzen, nicht Herr werden konnte, geboten nicht, nachdem diese geistige Nachteule von der Sonne der Publizität überrascht zum Gespötte Aller geworden war, Pflicht und Klugheit das konsequenteste Beharren auf der begonnenen Bahn? Durfte er hoffen, die Eitelkeit, die er sich zu Schulden kommen lassen, durch eine Thorheit wieder gut zu machen, und mußte er die Geheimnisse des Kongresses, die Befehle seiner Regierung aufdecken, um seine eigene werthe Person zu salviren? Es ist in der That um so unbegreiflicher, daß er das gethan, da er nach den Grundsätzen der Ehre, der er dieses Opfer brachte, die seinige dadurch im geringsten nicht gerettet hat; die bloße Sicherstellung seines Leichnams, die er besser den Füßen einiger Postpferde anvertraute, dergleichen nicht erforderte, und es jetzt nur noch auf einen Federkampf ankam, in dem er, so gut es ging, das Mondkalb vertheidigte, das er, gleichviel ob adoptirt oder selbst erzeugt, einmal als seinen Sprößling anerkannt hatte. Ein solcher Kampf war um so leichter, da er, fühlte er sich auch selbst zu leer, um dem Witze und der Gründlichkeit seiner Gegner nur etwas Gründ-

liches entgegenzusetzen, doch billig wissen oder doch wenigstens bald erfahren konnte, daß er sich in einem Lande befand, in welchem an jeder Straßenecke, wie in London und Paris, Miethkutscher, Miethschriftsteller zu finden sind.

Darauf übrigens scheint mir nichts anzukommen, ob er sich wirklich der durch die Zeitungen bekannten demüthigen Worte in dem Briefe an den Großherzog von Weimar, oder der von mir obenangeführten, bedient; denn im Grunde bedeuten beide Phrasen gleichviel. Merkwürdig aber bleibt es, wie, wenn er sich wirklich der letztern bediente, den erstern nicht ausdrücklich höhern Orts widersprochen wurde, wenn man nicht etwa auch da den Unterschied für unbedeutend ansah, oder Herr v. Stourdza nicht wirklich, im Abschreiben seines Konzepts, die Erweiterung des anfänglich gebrauchten Ausdruckes für rathsam gehalten hatte.

Diese alberne Geschichte hat, gleich den Thaten und Meinungen des Herrn v. Kotzebue, bedeutend zur Verstärkung des Argwohnes beigetragen, den man in Deutschland gegen behauptete russische Eroberungspläne und gegen alle russische Agenten (insbesondere diejenigen, die durch Muttersprache und Abstammung dem deutschen Volke angehören) hegt. Ich denke, sie hätte das Gegentheil bewirken und gerade die Nichtexistenz solcher Pläne beweisen sollen, da sich unmöglich voraussetzen läßt, daß man sich, beabsichtigte man wirklich eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu dergleichen Zwecken, so ungeschickter Werkzeuge dazu bedienen werde.

Haben endlich in Achen so zahlreiche Denunciationen der Deutschen gegen Deutsche stattgefunden, so hat sich der Kaiser Alexander unstreitig ein neues Verdienst um Deutschland erworben, indem er dieses Landes Verräther eben sowohl zu verachten, als dessen Feinde zu besiegen, verstanden hat.

Was jenen Argwohn betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt,

daß jeder etwaige fremde Eroberungsplan gerade in den deutschen Fürsten selbst seine eifrigsten Beförderer findet; freilich wider ihren Willen, allein es ist dieses nicht das erstemal, daß sie nicht wissen, was sie thun. Ihren Völkern gegenüber stehen sie jetzt in dem Verhältnisse böser Schuldner zu gerechten Gläubigern, und den vortheilhaften Vergleich, den sie vermöge des dreizehnten Artikels der Bundesakte geschlossen, wollen sie nicht erfüllen; was unklug und unedel zugleich ist, da sie in jedem Prozesse leicht Alles verlieren dürften, weil sie nichts aufopfern wollten. Wenn es nämlich auch entschiedene Republikaner in Deutschland gibt (woran nicht zu zweifeln sein möchte), so sind sie doch wohl, dem Charakter ihres Volkes treu, besonnen genug, um in der gegenwärtigen Generation nur das Feld zur Aussaat ihrer Wünsche, wenn nicht gar bloßen Dünger zu erblicken, der für die künftige Aussaat unterpflügt werden muß. Sie dürfen daher zu Uebereilungen nichts weniger als geneigt sein. Bei allen aber ist keine Ueberzeugung so lebendig, als die von der Unentbehrlichkeit der Einheit ihres Volkes, als der wesentlichsten Bedingung seiner künftigen Freiheit! Sehen sie nun mit jedem Tage deutlicher, wie das Streben ihrer Regierungen nichts so sehr bezweckt, als die Verewigung der bisherigen Trennungen, die Vernichtung aller Institutionen, die auch nur entfernt eine künftige Vereinigung hoffen lassen, so dürften sie leicht einmal in ihrer Verzweiflung selbst die Alleinherrschaft eines fremden Eroberers, als die Vermittelung dessen, was vor allem Noth thut — der Freiheit, dem alten Flickwerke vorziehen, und Deutschland dürfte auf diesem Wege, wie Polen, zur Einheit gelangen, mit dem Unterschiede nur, daß es vorher nicht von seinen Nachbarn, sondern von Einheimischen zerrissen war.

Dazu kommt, daß die deutschen Regierungen, vielleicht in dem Bewußtsein ihrer unsichern Stellung, aber gewiß nicht zur Sicherstellung derselben, der lächerlichsten Eifersucht gegen das einheimische

Verdienst Raum geben, und jeden ausgezeichneten Deutschen daran gewöhnen, von fremden Regierungen das Anerkennen seiner Verdienste zu erwarten und bei Fremden die Belohnung derselben, ja sogar nur den Schutz, der jener Schuldigkeit ist, zu finden. Dies geht oft bis ins Lächerliche, wie Ihnen einige mir nahe liegende Beispiele beweisen mögen.

Weigel, ohnehin durch Charakter, Talente und Kenntnisse ein sehr achtungswerther Mann, erwarb sich neue Verdienste um seine Mitbürger durch die Dienste, die er ihnen während der schrecklichen Periode leistete, in der Dresden und seine Umgebungen der Schauplatz des Krieges waren. Er erwarb sich aber auch um unsere hilfsbedürftigen Landsleute große Verdienste, die von der russischen Regierung durch zwei Ordensdekorationen anerkannt wurden, und diese reichten hin, ihn zum Gegenstande des Hasses und der Verfolgung zu machen. Von Töplitz zurückkehrend, wo er nach der Schlacht bei Culm zu Verpflegung der verwundeten Russen nach Kräften beigetragen hatte, ward er auf Befehl Napoleons aufgehoben, und von der französischen Armee, ohne daß ihm irgend ein Vergehen zur Last gebracht wäre, mitgenommen, zuletzt nach Erfurt geschleppt. Hier schmachtete er, von seiner Heimat und Familie getrennt, ohne bei seiner Regierung, der treuen Verbündeten Napoleons, Hilfe zu finden, obgleich ihr seine Befreiung so leicht gewesen sein würde; und er würde vergessen sein, hätte er sich nicht an die Großfürstin Maria Pawlowna in Weimar gewandt, die gern, wie immer, die Gelegenheit ergriff, einem braven Mann nützlich zu sein, und bei dem eben anwesenden Könige von Preußen unverzüglich seine Auslösung gegen einen französischen Obristen bewirkte. Diese Leiden söhnten indessen den sächsischen Hof um so weniger aus, da er sich durch die fremde Hilfe beschämt fühlen mußte, und das Unrecht ohnehin den unversöhnlich macht, der es that. Weigel war seitdem der Rachsucht

aller Hofschranzen ausgesetzt, die sein Leben nach Kräften zu verbittern suchten. So weit soll der Eifer gegen ihn gehen, daß man, und, wie man sagt, mit höherm Beifalle, Briefe aufgefangen hat, in welchen reiche Kranke ihn um ärztlichen Rath baten, und fortdauernd dergleichen Patienten an andere Aerzte zu verweisen bemüht ist. Unter solchen Umgebungen ist bei Weigel der Wunsch, sein Vaterland zu verlassen, sehr natürlich. Setzte er ihn doch nur in Erfüllung, diesen Wunsch! Seine Kunst sichert ihm überall eine ehrenvolle Unabhängigkeit, und bei uns insbesondere würde ein Mann, wie er, mit Reichthümern und Auszeichnungen überhäuft werden.

Nicht viel besser als ihm ist es Herrn Winkler gegangen, der Ihnen unter dem Namen Theodor Hell bekannt sein wird. Vor dem Kriege war er Archiv-Sekretär, und Repnin, der sich nicht zu der deutschen Fürsten Maxime bekennt, die das Talent für eine unnütze Bestie hält, wie der Bauer den Pegasus, weil er ihn nicht in den Pflug spannen konnte, — Repnin benutzte den tüchtigen Geschäftsmann, indem er ihn zu einer bessern Stelle in seiner Kanzlei beförderte, und ließ seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihm ein Hofrathsdiplom gab. Nach der Rückkehr des sächsischen Hofes hat Herr Winkler seine neue Stelle verloren und die vorige nicht wieder erhalten; ja man hat kleinlich genug gedacht, ihm den Titel zu streichen, der doch nicht den Mann, sondern den der Mann ehrte.

Sachsen wurde bekänntlich im letzten Kriege eine geraume Zeit von russischen Autoritäten administrirt, und in Dresden befand sich eine beträchtliche russische Garnison. Wollen Sie über die Stimmung der Sachsen in dieser Hinsicht etwas wissen, so glauben Sie auch hier das Gegentheil von dem, was die Zeitungen sagen, um der Wahrheit einigermaßen nahe zu kommen. Die Begeisterung, mit welcher Kotzebue von dem Betragen der Russen und von

dem Glücke, mit welchem sich die Deutschen durch solche Gäste gesegnet fühlten, gesprochen, ist keineswegs die Stimme der gezwungenen Gastfreunde. Das Volk, dessen Urtheile in der Regel gerecht sind, hat geachtet, was zu achten war, und schweigend ertragen, was es dulden mußte. Von allen höhern russischen Befehlshabern ist Repnin der einzige, der sich allgemeine Achtung erworben hat. Kein Vorwurf, weder der Brutalität, noch der Erpressung, befleckt seinen Ruf. Freilich würde er besser gethan haben, die Summen, die er mit Geschmack und Prachtliebe zur Verschönerung Dresdens verwandte, dem armen Volke zu schenken; edler und wohlthätiger aber war es denn doch, den Anstrengungen des Volkes diese Bestimmung zu geben, als, mit dem Schweiße desselben, Kastraten und Hofschranzen zu mästen, wie vor- und nachher geschehen ist. Weit davon entfernt, sich selbst zu bereichern, lebte übrigens Repnin mit einer seiner Würde angemessenen Pracht von seinem eigenen Vermögen, darüber ist nur eine Stimme. So wenig war die hohe Stelle, die er bekleidete, seinen Finanzen vortheilhaft, daß er vielmehr Schulden zu machen gezwungen war. Ja, was noch mehr ist, er hat diese Schulden nicht allein gemacht, er hat sie sogar bezahlt! Noch jetzt bedauern die Dresdner, daß Repnin nur Ziviloberbefehlshaber, und folglich nicht überall im Stande war, seinen guten Willen auch den militärischen Autoritäten befehlend mitzutheilen.

Herr v. G. war ein junger Mann, der die Kommandantenstelle in Dresden wahrscheinlich den patriotischen Opfern verdankte, die sein Vater, der Finanzminister, dem Staate gebracht hatte. Er führte 3000 bewaffnete Leibeigene desselben nach Dresden, die auf Kosten ihres Herrn gegen den gemeinschaftlichen Feind gestellt waren. Herr v. G. war noch sehr jung; — eine der größten Belohnungen, die er sich durch die Tugenden seines Mannesalters nur erwerben kann, wird er genießen, wenn er durch dieselben die

Erinnerung an seine jugendliche Befehlshaberschaft auszulöschen vermag. Daß er unter andern, zur augenscheinlichen Gefahr aller Einwohner und zum Verderben aller zahlreichen Kranken seiner eigenen Nation und der Stadt, mitten in dieser seine Truppen auf dem Neumarkte im Feuer exerciren ließ, darf ihm kaum noch zum Vorwurf gemacht werden, nachdem ein deutscher König, im tiefen Frieden und in seiner eigenen Hauptstadt, dem Beispiele gefolgt ist. Sie werden vielleicht von dem glorreichen Manöver gehört haben, das, nur zwei Tage nach meiner Abreise, in den Straßen von Berlin statt gefunden hat. Augenzeugen von daher haben mich versichert, daß man auf das muthigste unter den Linden aus einer Batterie von acht Feldstücken und unzähligen Flinten gefeuert, auch einen glorreichen Sieg über mehrere hundert Dutzend Fensterscheiben und einige arme Kranke, deren Tod der Schrecken verursachte oder beschleunigte, sehr wohlfeil mit einem einzigen Adjutanten, der vor Eifer den Hals brach, erkauft habe. Man hat die Fensterscheiben mit etwas mehr als 1000 Th. bezahlt, und damit ist offenbar alles gut gemacht, obgleich Uebelgesinnte ungescheut die Hoffnung hegen, daß sich der liebe Gott zu seiner Zeit die gefährdeten Menschenleben ebenfalls werde bezahlen lassen. Ich, meines Theiles, bin sehr geneigt, die ganze Geschichte für eine Conspiration der Glaser zu halten und hoffe, daß die Herren v. Schmalz und v. Ancillon diesem neuen Symptome der Tugend bald auf die Spur kommen werden.

Herr v. G. ward von seinen gefährlichen Uebungen durch Weigels Vorstellungen zurückgebracht, der dem wegwerfenden Tone des jungen Mannes, mit männlicher Festigkeit, die Stimme der Humanität, die auch für russische Verwundete sprach, seine Pflicht als Auffseher der Hospitäler, Repnins Wünsche, und endlich, da alles das nichts fruchtete, des Kaisers anerkannten Edelmuth und den Entschluß, bei ihm Hilfe zu suchen, mit Erfolg entgegensetzte.

Jenen hat die Nemesis in der Freude seines Herzens auf einen Rutschberg geführt und da auf die Nase fallen lassen. Den schlechten Geist, der in Deutschland herrscht, mögen Sie daraus abnehmen, daß ich noch Niemand von diesem Unfalle ohne Lachen sprechen gehört habe.

Herr v. K. war Polizeimeister in Dresden. Er scheint nicht einmal Charakterstärke genug besessen zu haben, um sich mehr als Verachtung zu erwerben. Den niedrigen Mitteln zu seinen Erpressungen entsprach nur die Gemeinheit, mit der er unter Huren, Juden und Spielern das Erpreßte durchbrachte. Sogar die armen Freudenmädchen mußten, um ihr Gewerbe zu treiben, Erlaubnißscheine bei ihm lösen. Doch lassen die Spötter ihm Gerechtigkeit widerfahren und gestehen, daß er nur nach eigener Prüfung dergleichen austheilte. Auch hat er Schulden hinterlassen, die es aber noch sind.

Im Allgemeinen war der Soldat erträglicher, als sein Befehlshaber. Die nicht seltene Gutmüthigkeit des russischen Mannes versöhnte mit seiner Rohheit, die dem Mangel an Bildung ihren Ursprung verdankt. Die Brutalität der Offiziere, die nichts als Folge gänzlicher Verbildung ist, war immer empörend. Nicht selten sollen diese Herren auch gegen Bürger, von den ihnen ganz eigenthümlichen Faustschlägen ins Gesicht, Gebrauch gemacht haben, die wir leider noch auf unsern Paraden, als Surrogate der Stockschläge, zu sehen gewohnt sind. Der Ausnahmen hat es gegeben, das versteht sich, sie bestätigen aber, eben als solche, auch hier die Regel. Uebrigens lieferten die gemeinen Russen in Dresden einen neuen Beweis ihrer Bildsamkeit. Sie, die in Schmutz und Ungeziefer gehüllt einzogen, und auf vielfältige Bitten der mit Abscheu und Ekel erfüllten Bürger endlich in Kasernen einquartiert wurden, die auf den Straßen sehr betriebsam von den Vorübergehenden neue Kleidungsstücke, besonders Stiefel, gegen ihre alten ein-

tauschten oder kurzweg requirirten, die, als Schildwachen vor dem Naturalienkabinette, den Spiritus von den daselbst bewahrten Mißgeburten wegsoffen und die auf das Trockne gesetzten Merkwürdigkeiten in der Stadt zum Kaufe ausboten; diese Halbthiere verließen Dresden als ein wohlgekleideter, wohlgenährter und wohldisciplinirter Heerhaufe.

Mir scheint, daß es für die Völker überhaupt keine weniger ehrenvolle Repräsentation gibt, als die durch ihre stehenden Armeen.

Einem Brauche der Zeit gemäß, der bedeutsam genug allen Unterhaltungsstoff in politischen und nichtpolitischen theilt, will ich diesen Blättern für Sie ein nichtpolitisches Feuilleton beifügen. Auch seinen Inhalt habe ich mehr dem Schauen und dem Hören, als dem Lesen abgewonnen.

Der Mystizismus, mein theurer Freund, fährt mit wachsender Macht fort, seinen Scheffel auf so viele Lichter als möglich zu setzen. Ich hoffe, es sind nur Pfennigslichter, die sich das gefallen lassen. Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder trauern soll, wenn man diese Alte-Weiber-Krankheit so ansteckend um sich greifen sieht. Freilich eine Alte-Weiber-Krankheit, aber die Frauenzimmer werden heut zu Tage früh alte Weiber und die Männer dazu. Lassen Sie uns hoffen, daß dieser Sirokko der geistigen Welt nur die Spreu von den Körnern sondern soll. Könnte es nicht im Plane der Vorsehung liegen, diese Prüfung einer verhängnißvollen Zeit vorauszuschicken, und diese Menschen, die Gott selbst verrathen, indem sie seinen ewigen Boten, der Vernunft und dem Gewissen, untreu werden, sich in scheinheiliger Demuth enthüllen zu lassen, damit die Völker zu ihrer Zeit wissen mögen, wem sie ihr Zutrauen nicht schenken sollen.

Und wie einträchtiglich alle die Truggestalten des Mystizismus, der Privilegirten, der Jesuiten und der wissenschaftlichen Geheim-

nißkrämer in einen großen Nebel zusammenfließen, in dem das arme Volk erblinden und ersticken soll! Es würde rührend sein, wäre es nicht zum Tollwerden.

Der Professor Kieser in Jena rühmt sich gewisser großer Geheimnisse im Felde des Magnetismus, die er nur wenigen Auserwählten anvertraut. Ist es denn noch nicht, oder noch nicht laut genug gesagt, daß jede allgemeine Wahrheit, die ein Geheimniß bleiben muß, eine Schlechtigkeit ist oder eine Thorheit!

Ammon, den ich vor zwölf Jahren für einen kräftigen Mann hielt, seufzt auf seiner Kanzel, und erzählt seiner Gemeinde von den großen Pflichten der Dankbarkeit, die den Protestanten gegen die Katholiken obliegen, insbesondere weil diese, obgleich die stärkere Partei, doch immer nachsichtig verfahren und sich ihrer Uebermacht nie überhoben.

So dachten freilich Luther, vor Kaiser und Reich in Worms, und Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde von Leipzig nicht; aber daß der Oberhofprediger eines katholischen Königs im neunzehnten Jahrhunderte so denkt: ei nun! das mag eben so natürlich zugehen. Wunderbare Zeit! so denkt ein protestantischer Sachse, während ein katholischer Spanier (Llorente) die Geschichte der Jesuiten und die unzähligen Scheiterhaufen enthüllt, deren Flammen die Glorie jener gepriesenen Nachsicht bilden.

In Dresden versagt die Geistlichkeit der katholischen, d. h. der in Sachsen geduldeten Kirche, ihren Glaubensgenossen, die Protestanten ehelichen und nicht — statt wie bisher nur die Kinder ihres Geschlechts — alle ihre Kinder der katholischen Kirche geloben wollen — Absolution und Trauung. —

Unsere Dichter und Maler hier und in Rom winseln und pinseln sich einer nach dem andern in den Schooß der allein seligmachenden Kirche hinein. Laßt sie fahren! Sie werden katholische Pfuscher

bleiben, wie sie protestantische waren; denn ohne Vernunft gehörte auch die Phantasie eines Tasso ins Tollhaus.

Endlich: Eine Excellenz in Dresden hat sich sammt Frau Gemahlin ꝛc. in Paris zur katholischen Kirche gewandt. Seine Excellenz waren höchstens ein excellenter Hofrath mit einem mäßigen eigenen Vermögen, als sie eine reiche Erbin und mit dieser, wie man sagt, eine Million heiratheten. Ein so eminentes Verdienst verschaffte Sr. Excellenz im Jahre 1807 den Gesandtschaftsposten in Paris. Von dem großen Napoleon empfohlen wurde genannte Person nach einigen Jahren Minister der auswärtigen Angelegenheiten und empfing statt des bisherigen mit diesem Posten verbundenen Gehalts von 6000 Rthlr. — 18,000 Rthlr. und 12,000 Rthlr. Tafelgelder.

Als Napoleon auf seinem Wege nach Moskau die kurzathmige polnische Conföderation schuf, empfing der deutsche Graf jubilirend das polnische Bürgerrecht und die Frau Gräfin prunkte mit der polnischen Kokarde am Brusttuche. Unterdessen hatte das Pärchen sein ungeheures Vermögen um die nämliche Zeit durchgebracht, in der des hohen Gönners Reich verwirthschaftet war. Da zogen die Gemüther zerknirschten Herzens wieder nach Paris, schwuren reuig zu den Fahnen der Legitimität, wanden sich in Sack und Asche vor den Bourbons und spielten vor allen Dingen die seufzenden Kreaturen in den Betstunden der Herzogin von Angoulême, der es endlich gelungen ist, diese edeln Seelen zu retten, die jetzt bei ihrem Hofstaate angestellt sind. —

Mit der Nachricht von einer erfreulichern Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften, will ich den Uebergang zu den Büchern machen, die zwar im Durchschnitte nicht viel besser sind, als die Menschen, die aber vor diesen den Vortheil gewähren, daß man sie ohne Schwierigkeit wegwerfen kann, wenn sie nichts taugen.

Eine große Veränderung scheint der Medizin bevorzustehen,

eine Veränderung, welche die gänzliche Umgestaltung der Materia medica und den Untergang des Apothekerwesens zur Folge haben dürfte. Nicht auf den Magnetismus ziele ich hier, es ist die Kurmethode des Dr. Hahnemann in Leipzig, der die Welt vielleicht einmal große Wohlthaten zu verdanken haben wird. Hahnemann geht von zwei wohl allgemein als wahr anerkannten Grundsätzen aus. Es ist nämlich:

1) gewiß, daß die Medikamente, je nach dem gesunden oder kranken Zustande des menschlichen Körpers, auf denselben die gegentheiligsten Wirkungen äußern, und daß dem zu Folge das Mittel gerade eine Krankheit heilt, das in dem gesunden Körper die nämliche Krankheit hervorbringen würde. So bringt der Merkur, das wirksamste Mittel gegen syphilitische Uebel, im Uebermaße oder von Gesunden genossen, völlig syphilitische Symptome hervor. So heilt man die Hundswuth durch Bella donna, die an sich alle Erscheinungen dieses gräßlichen Uebels zur Folge hat. So werden gegen Durchfälle Rhabarber und andere Mittel, welche die Ausleerung befördern, gewählt; und Aloe, ein erhitzendes und zusammenziehendes Mittel, ist eines der wirksamsten gegen Obstruktionen. (Sollte nicht auch in der Chirurgie etwas Aehnliches stattfinden, wenn man z. B. Blutstürzen durch Aderlässe begegnet?)

Der zweite Grundsatz, von welchem Hahnemann ausgeht, ist der, daß die größten chemischen Wirkungen durch die kleinsten Quantitäten der wirkenden Stoffe in der Natur hervorgebracht werden, die auch hier ihr großes Gesetz von der möglichst geringen Kraftanwendung zu befolgen scheint. Chemiker werden Ihnen den Satz durch vielfache Beispiele, zu welchen besonders Substanzen, die eine dem Geruchssinne zunächst bemerkbare Veränderung hervorbringen, Anleitung geben dürften, erläutern. Diese chemischen Veränderungen sind desto größer, je abgeschlossener der Raum ist, in dem sie hervorgebracht werden. So sauert z. B. ein einziger

Tropfen Essig ein ganzes großes Gefäß mit Milch. Der menschliche Körper aber ist wohl ein so abgeschlossenes Gefäß, als nur immer in der Natur bekannt ist.

Unter diesen Voraussetzungen muß man allerdings erschrecken über den heillosen Tumult, der nach der bisherigen Kurmethode durch die Menge, die Verschiedenheit und die Zusammensetzung der Arzneimittel in unserm armen Körper nothwendig hervorgebracht werden muß; eine Verwirrung, die nur ein glücklicher Zufall zum Guten leiten, der nur eine kräftige Natur zu widerstehen vermag. Und diesen Schrecken kann die Fakultät nur beseitigen, indem sie zeigt, daß die Zusammensetzung der Medikamente die Wirksamkeit jedes einzelnen nicht verändert, oder wie die Wirksamkeit jedes einzelnen in jedem Falle der Zusammensetzung modifizirt wird; und indem sie ferner beweiset, daß von eben diesen einzelnen Mitteln, die zuerst, wie eine Menge Briefe in den nämlichen Postbeutel, in dasselbe Glas und dann in den nämlichen Magen zusammengeschüttet werden, jedes einzelne, gleich jedem Briefe, an seine Adresse zu seinen vorgeschriebenen Bestimmungen, Herz, Leber, Nieren u. s. w. gelangt.

Hahnemann, der nicht einmal an eine Möglichkeit der Lösung dieser Aufgaben zu glauben scheint, fühlt sich durch die obigen Wahrheiten bewogen, in allen Krankheiten nur ganz einfache Mittel (meistens aus dem Pflanzenreiche) und diese in äußerst geringen Dosen, vorzuschreiben. Die Mittel sind bekannt und wohlfeil, und ihre Zubereitung ist in der Regel so einfach, daß sie Jeder selbst zu besorgen im Stande ist. Die Geringfügigkeit der Gaben geht so weit, daß sie von allen Apothekern belacht wird, und überrascht in der That durch ihren Widerspruch gegen unsere bisherigen Gewohnheiten und Begriffe. Er löset z. B. den Gran Arsenik in einem mäßigen Glase Wasser auf, verdünnt etwa den zehnten Theil dieses arsenikgeschwängerten Wassers mit einer andern gleich

großen Quantität und läßt von dieser zweiten in vorkommenden Fällen einen Tropfen nehmen.

Das ist, wenn Sie wollen, Hahnemanns System. Sehr einfach ganz gewiß, vielleicht aber nicht immer weniger folgereich. Die wissenschaftlichen Zeitschriften sollen darüber in der Regel schweigen, oder spotten. Das ist erklärlich. Der Laie aber, der sich eines Urtheils enthalten muß, dürfte sich nicht allein durch die Begreiflichkeit dieser Methode und die Unbegreiflichkeit der ältern, sondern auch durch mehrere Nebenumstände, die der Sache Gewicht geben, zu einem günstigen Vorurtheile bewogen fühlen.

Hahnemann ist zuvörderst ein gelehrter Arzt, ein bejahrter, ein vermögender und ein anerkannt rechtschaffener Mann. Es läßt sich also im Zweifel unmöglich annehmen, daß seine Ansichten etwa der Kompendien-Blähung, wie sie junge Leute von Universitäten oft mitzubringen pflegen, der Unwissenheit, der Charlatanerie oder der Habsucht ihren Ursprung verdanken; der letztern zu dienen, möchten sie ohnehin schwerlich geschickt sein.

Für ihn sprechen ferner nicht nur die Erfahrungen, die er durch eine lange und ausgebreitete Praxis im Allgemeinen erlangt, sondern auch besondere Erfahrungen, die er sich durch Versuche erworben. Versuche, die er nicht, wie junge Aerzte an ihren Patienten ohne Unterschied, sondern an sich selbst, und an einigen Freunden, die Zutrauen zu ihm hatten, in gesundem und krankem Zustande gemacht hat.

Endlich lachen ihn freilich die Apotheker aus, aber Hahnemanns Patienten lachen auch, und zwar noch mehr; denn sie werden gesund. Was man von dem Erfolge seiner Kuren sagt, grenzt in der That an das Wunderbare. Setzt man aber auch die Hälfte dieser Sagen auf die Rechnung einer dem Menschen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit (Gerngläubigkeit möchte ich leider sagen): so bleibt doch noch genug übrig, um die Sache einer größern Auf-

merksamkeit werth zu machen. So soll z. B. ein ganzes Dörfchen im sächsischen Gebirge ihm seine Rettung aus den Gefahren des Lazarethfiebers verdanken. Da im Gefolge des Krieges und seiner Einquartierungen und Durchzüge, diese Gegend von ansteckenden Fiebern heimgesucht war, deren Verheerungen pestartig wütheten, wußten sich die armen Leute in jenem Dörfchen nicht anders zu helfen, als durch eine Deputation an Hahnemann, den der Ruf weit und breit um Leipzig als einen großen Arzt bekannt gemacht hat, und den sie um Rath baten. Er gab ihnen einige sehr einfache diätetische Vorschriften und einige Flaschen eines eben so einfachen Medikaments, von dem nur wenige Tropfen denjenigen gereicht werden sollten, die sich von dem Uebel ergriffen fühlten; und in dem Dörfchen starb Niemand an dem verheerenden Nervenübel, während die Nachbarschaft einem Todten-Acker glich.

Daß Hahnemann von den Apothekern gehaßt wird, die ihm, glaub' ich, ihre besten Medikamente in den Leib wünschen, scheint mir natürlich, beinahe verzeihlich; daß ihn aber auch Aerzte und Professoren der Medizin anschwärzen und verfolgen, möchte keines von beiden sein. So weit geht diese Verfolgung, daß Hahnemanns Zeugnisse, die er Studirenden über bei ihm gehörte Vorlesungen ertheilt, nicht für gültig angesehen, und daß den Jünglingen, die seine Schüler sind, schon deswegen Examen und Beförderung ungebührlich erschwert werden.

Was ich von Hahnemann und seiner Lehre und den Schicksalen beider gehört und Ihnen mitgetheilt, erscheint mir selbst zum Theil so auffallend und räthselhaft genug, daß ich es hier besonders für meine Pflicht halte, Ihnen meine Quelle anzuzeigen. Zwei gelehrte und achtbare Männer haben mir gesagt, was ich Ihnen erzählte. Sie sind zwar nicht Aerzte, allein einer derselben zumal, Reum (als Lehrer bei der hiesigen Forstakademie angestellt), scheint mir um so mehr Zutrauen zu verdienen, da er ge-

rade in den Naturwissenschaften und der Mathematik sich auszeichnet und — wie die rechten Mathematiker zu sein pflegen — ein tüchtiger, vorurtheilsfreier Mann ist.

Haben Sie Göthe's „über Kunst und Alterthum am Rhein und Main“ gelesen? Es soll viel Schönes darin sein. Wollen Sie aber das genießen, so machen Sie es nicht wie ich, der ich nach der dummen alten Art mit dem Anfange angefangen. Da habe ich denn so lebhaft wie mit meinen leiblichen Augen auf jeder Seite den Großherzoglichen Sachsen-Weimarschen Herrn Geheimen-Rath und mehrerer hohen Orden Ritter von G. gesehen, wie er, gleich einem pensionirten Hofmarschall, wohl frisirt und mit dem Hut in der Hand hinschreitend, von Köln bis Heidelberg wandelt, überall rechts und links hohen und werthen Gönnern ein Wörtchen des Dankes und des Lobes zuflüstert, insonderheit jedes Plätzchen wohl bemerkt, an welchen hohen und höchsten Personen ein Vergnügen zu bereiten sein möchte, und endlich seufzend das absonderliche Unglück des linken Rheinufers beklagt, aller seiner ehemaligen fürstlichen Residenzen beraubt zu sein.

Haben Sie Sismondi's histoire des républiques italiennes du moyen âge gelesen? Thun Sie es ja. Seit Jahren hat mir kein historisches Werk einen so hohen Genuß gewährt, wie dieses. Jetzt erst, denk' ich, besitzt die französische Sprache eine historische Composition, die sie kühn allen gleichartigen Werken der englischen zur Seite stellen darf. —

Suchen Sie der Oelsnerschen Preisschrift sur l'Islamisme habhaft zu werden. Sie enthält das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben worden. Unser Freund Merkel hatte allerdings Unrecht, wenn er von einer Oelsnern zu machenden literarischen Reputation sprach. Diese Reputation existirt schon lange, wenn gleich nicht in den Zeitungen. Oelsners Fragmente über die französische Revolution (ich habe sie leider noch nicht lesen können)

sollen ebenfalls vortrefflich sein. Es läßt sich erwarten, da wohl nur wenige so geistvolle Männer den großen Begebenheiten so nahe standen. Ich freue mich herzlich auf seine Bekanntschaft, die ich wohl erst in Paris werde machen können. In Berlin konnte ich von meiner Adresse keinen Gebrauch machen.

Das Beste und Neueste über Theologie soll von einem Juristen geschrieben sein, dem preußischen Kriegs- oder Regierungsrathe (die verwünschten Titel laufen mir immer aus dem Gedächtnisse) Palzow. Er hat zwei Werke herausgegeben; das eine über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, das andere allgemeinern Inhalts. Man wundert sich über den Druck dieser Bücher; das läßt etwas Gutes von ihrem Inhalt erwarten.

Ich habe Ihnen von guten Büchern schreiben wollen. Es ist nicht meine Schuld, daß ich meistens älterer Werke gedacht habe. Etwas ganz Neues will ich Ihnen aber doch melden. Herr Professor Steffens hat in seiner neuesten Schrift über die Organe des Staates die Entdeckungen gemacht, daß die Deutschen all' ihr Heil von stillen Thaten, dergleichen er ihnen eifrigst anräth, zu erwarten haben, und daß der Adel nichts sei als die Individualisirung der Person. Ich bin nicht so glücklich, das zu verstehen.

Noch will ich Ihnen eine Begebenheit mittheilen, die sich vor wenigen Monaten in der Nähe von Berlin zugetragen hat und deren Wahrheit bei aller ihrer Abenteuerlichkeit, in Folge der sorgfältigsten gerichtlichen Untersuchungen, vollkommen dargethan ist. Mir hat sie der ehemalige Stadtrath Friedländer aus Berlin erzählt, mit dem ich auf den Ruinen von Tharand zusammentraf und einige um so glücklichere Stunden verlebte, da er mir von seinen Zeitgenossen Lessing, Nicolai, Moses Mendelssohn und andern manches Anziehende und Merkwürdige zu sagen wußte.

In der Nähe von Berlin lebte auf seinem Gute ein Herr v.

B., ein sehr bejahrter Mann, der, nach einer kinderlosen Ehe mit einer Schwester des Generals Rüchel, Wittwer geworden war und zu präsumtiven Erben vier junge Neffen hatte, die sich nicht weit von seinem Wohnorte aufhielten, und das Ende seines Lebens und ihrer beschränkten Lage mit Sehnsucht erwarten mochten. Herr von B. war seit vierzig Jahren in der ganzen Nachbarschaft durch nichts bekannt als durch seinen Geiz und seine Leidenschaft für das l'hombre-Spiel, das in dieser ganzen, langen Zeit, nächst dem Gelde, den einzigen Gegenstand seiner täglichen Beschäftigung und seines täglichen Vergnügens ausgemacht hatte. Endlich erbarmte sich der Tod der harrenden Erben; man meldet ihnen den vor etwa vierundzwanzig Stunden plötzlich erfolgten Hintritt des Oheims. Sie eilen in das Sterbehaus und erkundigen sich in diesem, schon des Wohlstandes halber, zuerst nach der Leiche des Erblassers, die sie in dem wohlbekannten Schlafrocke desselben noch im Schlafzimmer und auf dem Bette finden. Indessen hatte nicht der Wohlstand allein sie zuerst in dieses Zimmer geführt. In diesem Zimmer befand sich auch des Wohlseligen Pult, dessen Inhalt ihnen über ihre Wünsche und Hoffnungen Gewißheit geben sollte. Kaum erwarten sie den Augenblick, in dem sie allein sind, um es zu öffnen. In froher Hast werfen sie Rechnungen, Briefe und andere gleichgültige Papiere durcheinander, um zu der Hauptsache, des Oheims Hauptbuch, zu gelangen; und wie angenehm finden sie sich in ihren Erwartungen getäuscht, als sie statt der vermutheten 100,000 Rthlr. eine Erbschaft von mehr als 350,000 Rthlr. entdecken.

Mit Mühe unterdrücken sie den Jubel in ihren Herzen, um nur eine erträgliche Ernsthaftigkeit zu erzwingen. Doch wird ein leckeres Mittagsmahl bestellt, der beste Wein aus dem ererbten Keller aufgetischt und in einem an das Schlafkabinet grenzenden Zimmer tafeln die jungen Herren nach dem wohlgerathenen Werke

in der glücklichsten Stimmung von der Welt, wie sie die Aussicht auf die nahe Ausführung so manches Lieblingsplanes nur immer gewähren kann. Die langweilige Zeit, die man während der Vorbereitungen zur Beerdigung denn doch im Sterbehause zubringen muß, zu vertreiben, schlägt einer der jungen Herren seinen Miterben für den Nachmittag eine Parthie l'hombre vor. Der Vorschlag wird angenommen, und gleich in dem Speisezimmer der Spieltisch arrangirt. Nachdem sie schon eine geraume Zeit gespielt, läßt sich ein Geräusch im Nebenzimmer hören, das sie wohl bemerken, auf das sie aber weiter nicht achten, weil es gleich wieder still wird. Wie groß ist indessen ihr Entsetzen, als nach etwa einer halben Stunde der verstorbene Oheim, freundlich an der Mütze rückend, in die Thür des Schlafzimmers tritt. „Ei, ei, Kinderchen," ruft er ihnen zu, „seid ihr da! Davon habe ich ja gar nichts gewußt. — Und," fügt er schnell hinzu, als er die Bestürzung auf den leichenblassen Gesichtern erblickt, — „laßt euch doch nicht stören. Bleibt sitzen, bleibt sitzen. Ihr habt mich besucht, da ihr von meiner Unpäßlichkeit hörtet, und mich in meinem Schlummer nicht stören wollen. Bleibt nur sitzen und spielt fort. Ich setze mich zu euch und sehe zu. Ihr wißt ja, daß ich von dem Spiele auch etwas verstehe."

Wirklich setzt er sich zu ihnen, die in dem Augenblick nichts Besseres, als seinen Rath zu befolgen, wissen, obgleich das Unerhörte ihrer Lage sie fast sinnlos macht. Ach, und jede Ueberlegung zeigt ihnen nur die Trostlosigkeit ihrer Lage. Der Tod war nur Schein, die Erbschaft war es auch, und für jetzt ist sie verloren. Schlimmer noch als das! Nicht lange kann ihr Treiben dem Oheim verborgen bleiben. Die Verwirrung und zum Theil Vernichtung seiner Papiere muß den bis zur Pedanterie pünktlichen alten Mann, der lachenden Erben unanständige Hast und ihr In-

bilitren in der Nähe der vermeinten Leiche den Verwandten empören. Für immer ist sie verloren, die köstliche Erbschaft!

Der Alte allein, um den sich aller dieser Tumult der Angst und der Leidenschaft dreht, ist unterdessen ganz unbefangen mit dem Spiele beschäftigt, das endlich, die alte Lust erweckend, ihn den Wunsch, daran Theil nehmen zu können, äußern läßt. Sogleich ist einer der Neffen ihm seine Karte abzutreten erbötig, doch hat er einige Marken verloren. Das hält den seinem Glücke vertrauenden Oheim nicht ab, das Erbieten anzunehmen. Und wirklich begünstigt ihn das gewohnte Glück, das endlich nach kurzer Zeit ihm ein großes Solospiel in die Hand wirft. Mit freudiger Spielerungeduld muntert er die Mitspieler zum Spiele auf. Macht zu, rief er ihnen zu, kauft nur, kauft! Es hilft Euch alles nichts, diesmal ziehe ich Euch aus. Ihr müßt mir bezahlen, alle bezahlen! Was ist Trumpf? ruft er dann aus — indem er mit dem Ausspielen der Trümpfe auszuziehen beginnt — Spadille! — und in demselben Momente sinkt er zusammen. Jetzt wirklich todt.

Es ist begreiflich, daß die Erben, schon der Familie, noch mehr ihrer selbst wegen, den unerhörten Vorfall zu verheimlichen bemüht waren. Die Sonderbarkeit des sich demungeachtet bald verbreitenden Gerüchtes veranlaßte aber die nahe Obrigkeit, erst dem Grunde desselben näher nachzuforschen, dann, eine förmliche Untersuchung anzustellen, deren unverdächtiges Resultat ich Ihnen eben erzählte.

Selten mögen wohl das Entzücken und die Todesangst, das Glück und der Verlust, die verderblichste Gefahr und die vollkommenste Rettung, im tollen Humore wechselnd, sich so nahe und die Meinungen und Gefühle einer kleinen Gesellschaft in so schneidenden Kontrasten gestanden haben, als hier. Und — sollte nicht das Benehmen der Erben hinreichen können, die Erscheinung zu erklären, die ihre Strafe war? Konnte nicht in dem alten Spie-

ler, auf dem dunkeln und geheimnißvollen Uebergange vom Sein zum Nichtsein, noch ein helles Aufflammen des erstern erregt werden, indem die gewohnten, mächtigen Zauberworte des Spiels aus dem Nebenzimmer, ihm selber unbewußt, wie Reizmittel auf die hinschlummernden Organe wirkten? — Und, würde er nicht vielleicht fortgelebt haben, wenn ihm nicht das schadenfrohe Glück eben jenes große Spiel zugetheilt hätte? Eine dauernde Spannung konnte die Maschine wieder gehörig in den Gang bringen. So aber hörte sie auf, — er fühlte sich befriedigt und er sank hin, Schillers Thekla parodirend. Er hatte gelebt und — gespielt!

Ich will mit einem Paar Stadtneuigkeiten schließen, damit dieses unendliche Geschwätz doch einigermaßen einem Briefe ähnlich sehe.

In Dresden spukt es. Daselbst befindet sich nämlich in dem Zeughause ein uralter Türkenkopf, von dem schon die graue Vorzeit erzählt, daß er wackele, so oft ein Krieg herannaht. Der Alte soll sich eben jetzt ganz bedenklich schütteln; und da man der Fr. v. Krüdener geglaubt hat, deren Prophezeiungen doch nicht eingetroffen sind, so sehe ich nicht ein, warum man ihm nicht glauben soll, der sich schon mehr, denn einmal, als ein guter Politikus bewährt hat. Gebe nur Gott, daß seine Verkündigung nicht von der Art sein möge, wie einst die der Bellona auf dem Zeughause von Berlin, als sie, kurz vor der Schlacht vor Jena, von dem Dache in die Straße hinabstürzte.

Ferner — der protestantische Superintendent von Dresden soll im Karlsbade gestorben sein. Noch weiß man nicht, wem der Pater Mauermann, Beichtvater des Königs, die erledigte Stelle bestimmt hat.

Leben Sie wohl!

Die Verhältnisse damaliger Tage sind zwar schon weit von uns zurückgetreten und durch Ereignisse höherer Art verdunkelt, welche

wir als Erfolge von jenen betrachten dürfen. Demungeachtet behält Jochmanns Brief ein eigenes Interesse für uns, nicht allein dadurch, daß sich der helle Geist seines Verfassers treu darin abspiegelt, sondern auch, daß wir daraus erkennen, wie ein unbefangener, vorurtheilloser Fremdling, ein Mann von Einsicht und Scharfblick, die Wirren jener Tage und die verkehrte Behandlung der Völker, ja der europäischen Menschheit, mit heiligem Unwillen betrachtete.

Jochmann eilte von Tharand in die Rheingegenden. Sie waren ihm schon früher lieb geworden. Er sah sie gern wieder, und verweilte hier lange. Dann trat er in die Schweiz. An einem der schönsten Herbsttage (es war der 12. September 1820) besuchte er mich, indem er mir ein Briefchen von der Hand eines theuerwerthen Mannes, des russischen Staatsrathes Theodor v. Faber, brachte. Eine Stunde genügte, daß wir einander unser gegenseitiges Vertrauen aufschlossen. Ein wunderliches, mir selber noch unerklärliches Ereigniß, wie es mir schon einigemal geschehen war, beförderte die Annäherung.

Während wir nämlich im Garten plaudernd beisammen saßen, und er mir abwechselnd von seinen Reisen, oder seinen Entwürfen für die Zukunft, erzählte, verlor ich mich in Betrachtung seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Größe, aber mager und zart, verrieth er, in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts, eine schon zerstörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wann er in Augenblicken der Begeisterung, oder im Gefühl der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmälig verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte wohl seine Stimme, aber ohne seine Worte zu beachten. Es ward in diesem Augenblick der Gang seines bisherigen Lebens, selbst die

geheime Geschichte seines Herzens, bis auf gewisse Einzelheiten, in mir hell.

Als er endlich eine zeitlang stillschwieg, vermuthlich einer Antwort von mir gewärtig, erwachte ich wieder zur Besonnenheit und Klarheit der Dinge um mich her. Statt das Gespräch fortzusetzen, bat ich um Erlaubniß, ihm offen zu sagen, was unwillkürlich in mir vorgegangen sei, weil mir's selbst zu wichtig wäre, von ihm zu erfahren, ob mich vielleicht meine Phantasie mit einer Selbsttäuschung äffe. Ich erzählte ihm von seiner Vergangenheit, von besondern Lebensverhältnissen, von einer Liebe, die schmerzlichen Ausgang für sein Gemüth gehabt u. s. w. Er starrte mich seltsam an; er gestand redlich die verschiedenen Vorgänge ein, selbst die Richtigkeit von mir angeführter Nebendinge und Kleinigkeiten. Beide gleich sehr verwundert, erschöpften wir uns in fortgesetzter Unterhaltung mit Vermuthungen aller Art, dies seelische Räthsel zu lösen.

Auf diese Weise ganz unerwartet enger zusammengeführt, trennten wir uns so bald nicht. Wir blieben mehrere Tage beisammen, und jeden Tag gewann ich den trefflichen Mann lieber, den so viel Herzensgüte und geistige Lichtfülle auszeichnete.

Von da stammte eine Freundschaft, die wir für einander durchs ganze Leben ungebrochen bewahrten. Er begab sich ins südliche Frankreich, um seine Gesundheit unter mildern Himmel erstarken zu lassen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verschiedenen Gegenden der Schweiz zu; ging (im Herbst 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Oelsner, Schlabrendorf, Stapfer, und andern Weisen und Geschäftsmännern herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Heilquellen von Baden-Baden seine Genesung zu suchen. Diese schienen ihm zusagend; er siedelte sich endlich dort, und abwechselnd in Karlsruhe,

fast ganz an. Von Zeit zu Zeit besuchte er mich. Am häufigsten verkehrten wir mit einander in unsern Briefen.

Ich beklage, die seinigen nicht sorgfältiger aufbewahrt zu haben. Einen derselben, welchen er aus dem südlichen Frankreich schrieb, ist folgender:

Marseille, den 5. April 1821.

Im November des vorigen Jahres habe ich Ihnen aus Montpellier geschrieben. Darf ich von meiner damaligen Stimmung auf den Inhalt meines Briefes schließen, so enthielt er nicht viel mehr, als hypochondrische Grillen, und nichts Wahres, als die Versicherung, daß ich Ihrer und Ihrer Freunde in Aarau mit der innigsten Zuneigung gedachte. Dies letztere ist übrigens jetzt so wahr, als damals, und wird — ich fühl' es — immer so sein Heute bring' ich mich Ihnen durch diese Zeilen in Erinnerung, weil ich es bald persönlich zu thun denke, und nicht als ein Vergessener dem Einsiedler am Jura zu erscheinen wünsche. Es ist meine Absicht, den bevorstehenden ganzen Sommer Ihrem schönen, freien Vaterlande zu widmen. Freilich traue ich mir noch nicht die Kräfte und die Heiterkeit zu, die zu einer einsamen Alpenreise erfordert werden; aber ich hab' es auch eigentlich nicht auf eine solche, sondern mehr auf einen längern Aufenthalt in der Leib und Seel erquickenden Bergluft abgesehen. Ob ich damit etwa eine Molkenkur in Gais oder auf dem Rigi zu verbinden habe, soll von Ihrem und Ihres braven Arztes Schmutziger*) Rath abhängen; wie ich mir denn überhaupt die weitern Verhaltsbefehle für mein Schweizerleben in den ersten Tagen des Mai bei Ihnen holen will.

Ich habe bisher in Nizza gelebt; bin zum Theil Zeuge der

*) Einer der ausgezeichnetsten Aerzte der Schweiz, welcher im Jahre 1830 zu Aarau starb.

sonderbaren Ereignisse gewesen, die Europa mit Furcht und Hoffnung, Angst und Freude erfüllt haben, und werde Ihnen des Wunderlichen viel, des Tröstlichen wenig zu erzählen haben. In diesem Augenblicke ruft man unter meinem Fenster: „la fin de la grande *conspiration* d'Italie" aus, und in einem mit obrigkeitlicher Erlaubniß und folglich Billigung gedruckten Bulletin über die Katastrophe in Neapel heißt es: „que Pepe avait *libéralement* emporté la caisse de l'armée." Der Schrecken hatte zur Vernunft geführt, dem Siege folgt der Uebermuth. Das ist — nicht in der Ordnung, aber in der Regel!

Eine trübe Ueberzeugung haben meine Beobachtungen und die Ereignisse der letzten Zeit in mir befestigt, nämlich diejenige von der Unpersönlichkeit der Parteien, die sich in unserm Welttheile gegenüber stehen. Ich tröste mich mit Amerika, für das vielleicht alle diese Bewegungen eigentlich berechnet sind. Die Geschichte scheint zu dieser Ansicht zu berechtigen; denn sie lehrt, daß die Zivilisation niemals auf demselben Boden keimte und blühte. Aus dem östlichen Asien wandelte sie nach Aegypten und dem südlichen Europa; von da in das nördliche, und jetzt treibt der Strom mit Macht nach Amerika, wohin die neuen Ankömmlinge nichts mitbringen, als die Künste und Wissenschaften der alten Welt; ihre Narrheiten und Dummheiten und Vorurtheile in der Heimat zurücklassend. Herr v. Gagern hat freilich angefragt, was denn wohl ein deutscher Freiherr in Amerika besonders zu erwarten habe? aber nichts Tröstliches zur Antwort erhalten, nämlich eben nur die Sylbe „Nichts". Während man sich in Europa abmüht, um die Vernunft aus einigen Felsennestern der südlichen Halbinsel zu verjagen, schlägt sie jenseits des Ozeans mächtige Wurzeln in einer Provinz, deren natürlicher Reichthum den unsers ganzen Welttheils übertrifft, und es mag wohl sein, daß die europäischen Dynastien sich nur darum in Kongressen und Feldzügen

erschöpfen, um einmal den transatlantischen Staaten gegenüberzustehen, wie die barbarischen Reguli der alten Welt den Römern. — Gott erhalte Ihrem Vaterlande die Selbstständigkeit, die des Auslandes Achtung verdient, und die Kraft, die sie erwirbt. Mit einem von beiden allein würden Sie schwerlich lange ausreichen.

Mir ist jetzt ungefähr wie Ihnen, als Sie einst in den Tuilerien das Nahen des Frühlings fühlten, und sich in die Berge zurücksehnten. Ich kann das gute Wetter kaum erwarten, das die Landstraßen trocknen soll, um mich auf den Weg zu machen. So herrlich der Herbst und der Winter in diesen Gegenden sind, so unerträglich ist hier die Jahreszeit, in der anderswo der Frühling zu erscheinen pflegt. Regenströme und kalte, schneidende Nordwinde wechseln ab. Ein Drittes kennen wir seit drei Wochen nicht. Zu meinem Troste lese ich in Ebels Handbuch, daß der Mai in der Schweiz gewöhnlich gutes Wetter mitbringt, und ich freue mich auf das frische Grün Ihrer Wiesen und Wälder. Der nackten Felsen und der blassen sogenannten immergrünen Oliven bin ich herzlich satt. — —

Wie gesagt, ich beklage, von Jochmanns Briefen nicht mehr aufbewahrt zu haben. Sie würden mir zum lebensgeschichtlichen Bilde von ihm die treuesten Farben geliefert haben. Er war sorgfältiger mit den meinigen gewesen. Ich fand sie in seinem literarischen Nachlaß wieder, den er mir vererbte, und errieth aus ihnen zum Theil die Gemüthsstimmungen wieder, in denen er sich von Zeit zu Zeit zu mir gewandt hatte; die Gegenstände, mit welchen sich sein arbeitsamer Geist beschäftigte; die Orte und die Zeiten seines wechselnden Aufenthalts. — Sie sind freilich ein dürftiger Ersatz für die seinigen. Dennoch will ich einige derselben mittheilen; sie werden seinen zahlreichen Freunden aus gleichem Grunde,

wie mir, nicht ganz werthlos zur nähern Kenntniß des edeln Mannes scheinen, und wenigstens einem künftigen Nekrolog dieses Schriftstellers einigermaßen zum Hilfsstoff dienen.

1.

Nach Bern. 8. Juni 1821.

Wohl ein paar Tage früher schon hätt' ich Ihnen schreiben können, wenn mich die Sitzungen unsers Großen Rathes nicht aus der gewohnten Ordnung und Einfalt des Lebens gerissen hätten. Das tägliche Einerlei ist mir ein so hohes Bedürfniß, wie Ihnen das täglich Abwechselnde der äußern Umgebungen. Sie suchen Zerstreuung; ich Einsamkeit. Ihr Physisches kann sich nicht recht dem Nordischen, nicht recht dem Südischen akklimatisiren; mein Psychisches widerspricht eben so dem kleinlichen, leidenschaftlichen Treiben der Menschen in den obern und untern Regionen; und ich liebe die Menschen am innigsten, wenn ich sie am wenigsten in der Nähe haben muß. Vielleicht ist gerade dieser Gegensatz bei uns beiden, was uns einander lieb macht; denn ich könnte unmöglich ein alter ego lieben; nur die ungleichnamigen Polen ziehen einander an.

Wegen Ihrer Reisebemerkungen seien Sie doch ohne Besorgniß. Ich war ja der Erste so frei, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir belehren können ohne zu kränken, und Sie schrieben nicht für die Welt.

Beiliegend empfangen Sie auch die Antwort des Herrn Oberförsters Kasthofer. Sie werden daraus ersehen, daß Alles für Sie in Ordnung ist. Im Fall der Himmel günstig sein will, versuchen Sie doch dann auch ein paar Tage in der hohen Einsamkeit von Herrn Kasthofers Alpen zu leben. An ihm selbst werden Sie einen braven, edeln Mann kennen lernen.

Mich freut, daß Ihnen Bern den heroischen Entschluß einflößen konnte, vier Wochen daselbst zu leben; noch mehr freuen wird's mich, wenn es vier behagliche, frohe Wochen werden und Ihnen die ernste Gesellschaft Hube's und Kants zusagt. So werden Sie körperlich und geistig erquickt. Sie waren bisher mit den Menschen und den Wirkungen von deren leidenschaftlichen Verirrungen am meisten beschäftigt. Der Blick auf das Göttliche und dessen Thun im Weltall scheint mir noch unendlich anziehender. Wie der Säugling erst zum Bewußtsein kömmt, wenn er sein Ich von den Umgebungen unterscheiden lernt: so lernt der Mann und der Greis erst das Geheimniß seines Selbstes in der Schule der Natur, dieser Vorhalle aller Religion, in der die Stimme Gottes klingt, besser verstehen oder vielmehr ahnen. Haben Sie erst Kant, dann Hube durchlesen: so nehmen Sie Kluge vom thierischen Magnetismus vor, nicht wegen seiner Hypothesen, oder Manipulationen, sondern wegen der gesammelten Erfahrungen über die Psyche und deren Kräfte. Sie müssen für Ihren scharfsinnig beobachtenden und regen Geist nur erst Materialien haben, — die Verarbeitung derselben bleibt ihm selbst, wird ihm leicht.

2.

Nach Interlaken, zwischen dem Thuner- und Brienzer-See. 27. Juni 1821.

Wenn auch nichts anders, will ich Sie, mein Lieber, doch bei Ihrem Eintritt ins stille Land Mesopotamien oder Interlaken begrüßen, und Ihnen das Beste wünschen, nämlich daß Sie dort finden, was Sie da nicht verloren haben und doch da suchen. Es freut mich, daß Sie an dem Hofmarschall aus der Nachbarschaft des Nordpols einen angenehmen Gesellschafter gefunden haben. Aber sie bedürfen des Umgangs mit Gesunden, um sich psychisch

zu heben. Ein Kranker bei einem Kranken ist zweimal krank. Hab' ich Gesunder mich doch zu Paris im Hôtel des Invalides fast verlegen gefühlt, daß ich Arm und Bein noch am rechten Orte hatte.

Von mir weiß ich wenig zu erzählen; es ist das alte, schöne Einerlei bei uns. Ich mache jetzt viele Amtsreisen. Vom sechstägigen Bergklettern vorige Woche in den Wäldern kam ich beinah kreuzlahm heim und fühle mich jetzt dreimal gesunder. Ich war auch in Eglisau und sah nach Salz bohren, aber nur Koth zu Tage kommen.

Lassen Sie mir seiner Zeit wissen, wie Ihnen die Molkenkur und Alpenluft bekömmt? Nicht, daß Sie mir darüber schreiben sollen, ich werd' es schon der Physiognomie Ihres Briefs ansehen.

Ich wollte, wenn Sie wieder zu uns kommen, Sie träten mit einer hübschen weiblichen Figur zu uns in den Garten und sagten: das ist mein Weib. Keine Arznei würde Ihnen wohler thun; nur daß man bei solcher Arznei leicht Gefahr läuft, in Verwechselung der Farbe, Höllenstein statt Engelsüß (oder Lakrizen) zu greifen.

Wir haben jetzt das prächtigste Wetter; ohne Zweifel Sie auch. In meinem Gartenhag blühen bei vierzig Arten Rosen. Ach, daß die Rosenzeit so flüchtig ist!

Leben Sie wohl! Trinken Sie viel, baden Sie viel, spazieren Sie viel, — kommen Sie vor Arbeit nicht zu Odem, bis Sie ermüdet einschlafen, oder mir einmal melden, wie es geht.

3.

Nach Unterseen. 4. Juli 1821.

Da haben Sie's nun! Die Grippe aus unserm Alpen-Venedig!*) Ich habe Sie gewarnt; Berner Arkaden sind kein Arkadien

*) Bern.

für Sie. Wir indessen hatten bis gestern hier herrliches, warmes Wetter, den Garten überfüllt von Rosen, wie ich sie in solcher Pracht bei mir noch nie gesehen; auf dem Tische Erdbeeren und Kirschen genug, die, trotz aller Herrlichkeit Nizza's, doch nicht in Nizza wachsen und wofür ich Oliven und Feigen und Pomeranzen gern fahren lasse.

Man klagt in der halben europäischen Welt über die Rauhheit dieses unordentlichen Sommers. In Bern nun gar soll er wüst gethan haben. Vermuthlich blieben Sie die meiste Zeit im Zimmer, wo Ihnen die Muse zur Erwärmung ein herrliches ästhetisch-philosophisches Kaminfeuer machte. Auch mich haben Ihre Erinnerungen aus Nizza gewärmt, nein durchglüht. Ich lebte mit Ihnen dort, sah Ihr Barthal, sah Ihr Cimié, die drei Greise auf Chateauvieux, Ihre Priester, Ihre Bettler und vor allen Dingen den politischen Pöbel, der nie weiß, warum es läutet? — Wären Sie gestern Abend um sechs Uhr zu mir in den Garten getreten, wo ich mit Ihren Blättern auf meiner Winkelbank die Welt vergaß, da hätten Sie mich vielleicht mit brennendern Wangen, gewiß mit einem brennenden Herzen und nassen Augen gesehen, und hätte ich Sie gewiß mit Bewunderung und Wehmuth an das brennende Herz gedrückt. Als ich die Lesung beendet hatte, stand ich auf und dachte: Wär' er doch da! Gut, daß ich nicht gleich in dem Augenblick an Sie schrieb; es wäre Liebeserklärung geworden.

Unzufriedener! ich glaube, Sie wissen gar nicht, wer Sie sind? Hat sich Ihre Muse wirklich noch nicht im Spiegel gesehen, und von ihm erfahren, wie schön sie sei? Oder weiß es die Schlaue, und will ihren Reiz nur durch diese jungfräuliche Schüchternheit, durch diesen Unglauben an ihren eigenen Werth, erhöhen? —

Wahrlich, oder mich blendet der böse Geist, Sie können neben

den Edelsten unserer politischen Schriftsteller und historischen Darsteller das **anch' io son pittore** sagen. Sie können, die Feder in der Hand, still und groß auf die Zeitgenossenschaft einwirken; dazu haben Sie die Macht des Wortes und die Kraft, sich über dem Kampf und Gähren der Welt und ihrer Hefen, droben unparteisam in den ruhigen Höhen der Besonnenheit zu erhalten. Wie Sokrates sich von Aspasiens Grazien bilden ließ, so scheinen Sie den französischen Klassikern eine gewisse Zartheit der Behandlung abgelauert zu haben, nach der ich vergebens ringen würde; und zum deutschen tiefen Geist und Witz gesellt sich wunderbar die, ich möchte sagen, weiblich feine Beobachtungsgabe der geglättetsten Franzosen.

Holla, dennoch wieder Liebeserklärung, und ich wollte Ihnen nur Vorwürfe machen. Worüber? daß Sie, Glückseliger! sich unglücklich wähnen. Sie haben den reichsten Stoff zum Frohsinn, indem Sie fühlen müssen, daß Sie der Welt von großem Werth werden können. Pflegen Sie Ihres Leichnams und lassen Sie Ihren Geist walten.

Da kömmt ein Besuch — abgebrochen.

Sinnen Sie doch auf eine Erfindung in Unterseen, wenn Sie im Bade oder in den stillen Alpen sitzen, wie man in der Ferne mit einander Gedanken tauschen könne, ohne die langweilige Arbeit mit Tinte auf Papier zu zeichnen. Man schreibt nie auf, was man alles zu sagen hat, und das Beste vom Gedanken verfliegt über dem Schneckenzug der Gänsefeder.

P. S. Was? Sie fragen noch, ob Sie das Missionswesen schildern sollen? Ob mir schicken? — Ist's nicht Noth? Werden Sie damit nicht selbst in Deutschland Gutes stiften? Und da fragen Sie? — Und wenn Sie ein Rechenbuch schreiben, werd' ich's mit Lust lesen; schicken Sie mir's.

4.

Nach Baden-Baden. 28. August 1821.

Sie haben es errathen, mein Lieber, wir sind alle fröhlich von unsern Reisen zurück in das angenehme Stillleben unserer Klause am Fuß des Jura; meine Frau und ich vom Rigi her, Theodor aus den Unterwaldner und Schwyzer Alpen, Emil von Rousseau's Insel im Bieler See, und Alexander mit dem jungen Spanier Antonio vom Schwarzwald. Letztere hatten das gefährlichste Reiseabenteuer zu bestehen, denn der Blitz fuhr des Morgens, als sie eben sich zum Weiterreisen ankleideten, in das Wirthshaus, wo sie die erste Nacht ihrer Pilgerei geschlafen hatten. Fenster und Mauern wurden zerschmettert; die armen Buben kamen mit dem Schreck davon.

Und Sie haben das Geräusch der Residenz so schnell verlassen? Es würde mir wie Ihnen gegangen sein. Ich will lieber das Sausen aller zweiunddreißig Winde in einer schönen Einsamkeit, als das Geflüster und Geträtsch einer Residenz aushalten. — Möge das bunte Mancherlei in den Bädern Ihnen Entschädigung geben!

Ihre Missionshistorie sehen Sie nur als ein recht ernstes und diesen Tagen wichtiges Geschäft an. Wahrlich, es dämmert überall, wie wenn's Abend werden wollte, und die Nachteulen und Kauze flattern mit großem Siegeslärmen aus den verfallenen Raubschlössern (woraus die deutschen Zeitungen und Bauern im Odenwalde den weissagenden Burggeist von Schnellert machen).

Es scheint, Ihr Kaiser hebe endlich Kreuz und Schwert gegen Istambul. Das gibt dann einen religiösen Vertilgungskrieg, der manches Jahr dauern wird. Die Flucht der Roßschweife über den Hellespont interessirt mich noch nicht so sehr, als die Folgen davon für die politischen Verhältnisse des übrigen Welttheils. Ich denke, das Gewitter dort zerstreut endlich den dicken Höhenrauch, der einen großen Theil unsers Welttheils verhüllen will.

Hier lege ich Ihnen einen Brief an Guizot bei, dann auch einen an Herrn Advokat Stöber in Straßburg. Er ist ein wackerer freisinniger Mann und Dichter. An Stapfer haben Sie, glaub' ich, schon einen Brief. Stapfer, Schlabrendorf, Oelsner grüßen Sie ja recht freundschaftlich von mir. — Wie mir am sichersten Briefe aus Paris senden? Das weiß ich nicht. Ich denke, durch die Post an meine barbarische Adresse. — Doch wär' es mir gar nicht lieb, wenn man Ihre Darstellung des Missionswesens, falls man Briefe öffnete, in Frankreich zurückbehielte. Ich wollte, Sie könnten sie mir noch auf deutschem Boden expediren, jedem Unfall damit vorzubeugen.

Doch arbeiten Sie auch nicht zu viel! nicht einmal mit Briefschreiben. Ihnen taugt sitzende Lebensart am wenigsten; Handeln und Wandeln besser. Bedenken Sie Ihre Gesundheit und, daß Sie noch ein liebenswürdiges Mädchen glücklich machen müssen.

Wir alle erinnern uns Ihrer hier mit Liebe und mit Wünschen für Ihre Gesundheit Meine Frau ärgert sich über Ihre gelehrte Handschrift, denn sie möchte Ihre Briefe, die uns so viel Freude machen, gern immer selbst lesen.

NB. Guizots Adresse erfahren Sie bei Herrn Stapfer. Ich schicke Ihnen die Briefe unter fliegendem Siegel, weil manchmal geschlossene Briefe Contrebande sind an den Grenzen.

5.

Nach Paris. 3. Dezember 1821.

Ihren Robespierre*) hab' ich nun zum andernmal gelesen, und er hat mich nicht weniger angezogen, als das erstemal. Wenn

*) Eine Abhandlung Jochmanns, abgedruckt in den Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

diese Natur an und für sich selbst gewogen wird, und mit sich selbst (nicht auf die andere Wagschaale ein menschliches Moralsystem, noch weniger einen Kriminalcodex gelegt!), ungefähr wie etwa Gott, und nur er, den innern Werth der Menschen wägt oder wägen mag: so glaub' ich auch, diese Natur ist mehr eine geistige, als sittliche Verkrüppelung. Ja, dieser Mensch kann in seiner Gräßlichkeit noch ein sehr tugendhafter Mann gewesen sein, ungefähr, wie es Freudenmädchen geben mag, die wirklich sittiger und keuscher, als manche nie gefallene Jungfrau, sind.

Ich möchte Ihnen den Umgang mit dem weisen, greisen Schlabrendorf und dem freisinnigen (von den plattsinnigen Diplomaten unserer Höfe so wenig erkannten und benutzten) Oelsner beneiden, wenn ich Ihnen nicht von ganzem Herzen auch etwas Gutes gönnte. Auch Stapfer und Guizot werden Ihnen wohl thun.

Vom Religionskrieg, den Sie zu befürchten scheinen, fürcht' ich nicht viel. Die politische Poltronerie heutiger Staatsmänner hat, um die Liberalen, die Carbonari, die Jakobiner, die Philosophen ꝛc. ein wenig ins Bockshorn und die Nationen ein wenig in den alten Bocksbeutel zu jagen, nur die lange zum Schweigen verdammt gewesenen Finsterlinge, die politischen und kirchlichen Uhu's, welche schon oft für Gespenster galten und den „wilden Jäger" spielten, losgelassen. Das dauert nicht lange, besonders wenn die Portugiesen und Spanier sich honett betragen und die Perser, zum Trost der Griechen, gegen die legitimen Osmanen so liberal mit Schlägen, als möglich, sind. Die heilige europäische Posse, die man jetzt aufführen will, wird schwerlich lange dauern. — Daß eine religiöse Gährung in den Gemüthern (besonders Deutschlands, wegen unterdrückten politischen Strebens) sei, will ich nicht läugnen, glaube aber schwerlich, daß sie durch die Kruditäten der Schwärmer und Fanatiker hervorgebracht sei oder geschlossen werden wird.

Auf, auf mit Ihren Missionen! Ich denke, Sie werden der beste Missionär gegen die Missionärs werden. Nur ermüden Sie mir nicht, und, was noch mehr ist, hüten Sie Ihre Gesundheit wohl in dem ofenlosen, steinernen Paris. Wir hier zu Lande haben noch immer warmes Wetter und grüne Fluren.

Adieu, mein Lieber! — Geben Sie mir in Ihren Briefen bald ein tableau de Paris à la Jochmann (nicht Mercier), damit ich mit Ihnen genieße.

P. S. Unser Cook hat mir aus Barcellona schon zwei bis drei eingeräucherte und in Essig eingemachte Briefe geschickt. Der gelbe Würgengel ist an ihm vorüber gegangen.

6.

Nach Paris. 3. Jänner 1822.

Bis gestern waren unsere Wiesen grün. Wir sammelten auf Spaziergängen Colchicum, Bellis perennis und Veilchen. Heut' endlich hat die Natur ihr winterliches Festkleid angelegt; eben indem ich dies schreibe, gießt die Sonne ihren Goldstrahl, wie sie aufgeht, über das vielfach gebrochene Silber der großen Landschaft, die vor meinen Fenstern hängt. — O, das arme, dürftige, steinerne Paris! Es ist recht, daß Sie in dem großen Kerker leben, dem tausendjährigen Schauplatz der Leidenschaften, um die Verartung und Verkünstelung des menschlichen Geschlechtes recht speciell studiren zu können. Sie werden doppelten Genuß haben, wenn Sie im März, aus dem großen Treibhaus menschlicher Thorheit und menschlichen Elendes, der wahren Welt, der Natur wiedergegeben werden. Dann umringen Sie sich mit einigen guten Menschen. —

Bis jetzt hab' ich weder die Bundeslade, noch Guizots neuestes Werk gesehen; aber nun will ich beide lesen, da Sie

meine Neugier so sehr darauf hingewiesen haben. **L'Italie par Lady Morgan** hat mich inzwischen sehr belustigt, so wie in deutscher Literatur des greisen Spaun derber, naiver, gesunder Menschenverstand, mit dem er aller Faselei der deutschen Hofschranzen und der Querköpfigkeit jetziger Minister und Legitimitätskrämer Trotz bietet.

Ich wünsche den Missionären Glück, daß sie eben nach Paris gekommen sind, da Sie ankamen, um diese zu portraitiren. Die Pariser, nach ihrer Art, accompagniren die heiligen Reden dieser Unsinns-Apostel mit Petarden-Knall. Damit wird wenig ausgerichtet werden. Ein Bild nach dem Leben gezeichnet, von Ihrem Pinsel, wird anders und tiefer wirken; denn das **Verbum Dei** (Vernunft) **manet in aeternum.**

Unter den Fremden, die mich Ende Jahrs besuchten, war auch der Oberst Gustavson (gewesener König von Schweden, Gustav Adolph IV.), der Sie vielleicht in psychologischer Hinsicht interessirt hätte. Er hielt sich bei uns Aarauern etwa sechs Wochen lang auf und versprach mir, wieder zu kommen. So viel ich ihn kennen lernen konnte, in unsern anfangs kühlen, nachher sehr warmen Unterhaltungen, ist er, und dabei bleib' ich, ein guter, ja ein edelsinniger Mann, in vielen Dingen von recht königlicher Gemüthsart. Er ist nicht ohne Kenntnisse, aber die sind fast zu oberflächlich; er ist nicht ohne achtbare Geistesanlagen, aber sie sind durch Erziehung verhudelt. Er selbst klagte mir über die Erziehung, die ihm sein Vater Gustav III. gegeben, der, um ihn recht zu verschweden, ganz von der deutschen Literatur abzog, ihm seine deutschen Lehrer nahm, und ihn zu früh in die Staatsgeschäfte herüberzog. Er hat fast zu viel Bescheidenheit, zu wenig Vertrauen in sich. Dies macht ihn aber nicht, wie gewöhnlich, zum Werkzeug Anderer, sondern argwöhnisch oder mißtrauisch gegen Andere und eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit. Diese handhabt er dann oft

am sehr unrechten Fleck. In seinem Gedankengang ist etwas auffallend Schnödes, das heißt, die Operationen des Denkens gehen ihm mühsam von statten. Er kann sich daher beinahe gar nicht in eines Andern Idee hineinfinden, sondern hat genug mit sich selbst zu thun. Das gibt ihm das Ansehen von Starrsinnigkeit; aber es ist keine moralische Starrsinnigkeit, sondern eine rein intellektuelle, die aus Unbehülflichkeit und Einseitigkeit der Geistesmanipulationen entsteht. — Man kann sich denken, was aus einem solchen Thronerben werden mußte, wenn man ihm dazu noch predigte: „ein König muß einen festen Charakter und Folgerechtigkeit haben!“ Und folgerecht ist er bis zur Uebertreibung. Er wünscht, weil er Bürger in Basel geworden ist, ein Amt zu haben. „Wozu das?“ fragt' ich. „Damit ich in der Welt nütze, und besonders in dem Staat, dessen Glied ich bin.“ — „Sie können das, ohne bürgerliches Amt. Schreiben Sie Ihre Erfahrungen, Ihre Ansichten über das Land Ihrer Väter u. s. w. nieder.“ — „Das kann ich nicht. Man würde mir aus Schweden die nöthigen Materialien nicht zukommen lassen. Zudem thut mir die sitzende Lebensart nicht wohl. Ich bin von Kindheit an zum thätigen Umhertreiben gewöhnt.“ — „Kaufen Sie ein Landgut, bauen Sie Ihren Garten selbst an, wie Diocletian oder Napoleon, sammeln Sie eine Bibliothek und verbinden Sie sich mit geistreichen Männern.“ — „Ich verstehe nichts von Landwirthschaft und bin kein Gelehrter. Ich muß ein Amt haben, das mich beschäftigt. Ich bin Bürger und will ganz Bürger sein und alle Bürgerpflichten erfüllen. Stelle man mich an, wo man wolle; ich werde meine Pflicht thun.“ — „Warum kauften Sie sich nicht in unserm Aargau an; hier hätten Sie, laut Verfassung, Soldat werden müssen. Sie wären in den Generalstab gesetzt.“ — Der Gedanke frappirte ihn, und, wenn er der Anstellung sicher wäre, würde er das Bürgerrecht bei uns erkaufen.

Ihre Aeußerungen über Priesterthum, katholisches und prote-

stantisches, Furcht vor Religionskrieg u. s. w., hab' ich in Ihrem letzten Briefe mehrmals gelesen, aber es ist mir nicht recht klar geworden, was in Ihnen vorgeht? Erklären Sie sich mir einmal hell. Denn was Sie sagen, ist mir noch immer lehr- und genußreich gewesen. Ich bin ein trefflicher Docht, reich an Oel, aber ich brenne nur hell, wenn ich von einem Geist, wie dem Ihrigen, die erste Flamme erhalte.

Meine Empfehlungen an den weisen Stapfer, den lebenserfahrnen Greis Schlabrendorf, den vielgeprüften Odysseus Oelsner, den hoffnungsreichen Aargauer, den Doctrinär Guizot.

7.

Nach Karlsruhe. 18. März 1822.

Willkommen wieder auf dem Boden diesseits des Rheins unter deutschen Gemüthern!

Nun soll ich abbitten. Ja, ich, der ich so gern einen Brief schreibe, um mir damit einen von Ihnen zu erkaufen, ich bin der saumseligste Mensch, und doch hab' ich unrecht, mich selbst anzuklagen. Ich muß die Flüchtigkeit der Stunden und des ganzen Lebens, ich muß die Unbeholfenheit meiner Maschine (des Leibes) anklagen, die nicht allem Genüge leistet, was der Geist in einen Tropfen Zeit, Tag genannt, hineinwerfen möchte. Wären die Gedanken, die ich beständig an Sie richte, sogleich geschriebene Worte, wahrlich, Sie hätten Folianten empfangen. Eine Erkältung, die ich mir aus einer Sitzung des Großen Rathes zuzog, die daraus folgende katarrhalische Unbehaglichkeit, die mich für Alles abspannte, dann endlich in ein reelles Katarrh-Fieber mit Erbrechen und Durchfall überging, — dann mein Doktor, der mich mit Senesblättern fegte, — dann aufgelaufene Stöße amtlicher Arbeiten, — dann meine gottlose Begierde, die mich ergriff, mich jetzt noch plagt, meine naturrechtlichen Ideen zu Papier zu bringen, worüber ich

Schlaf, Essen und Trinken vergessen möchte — — ach, der Winter ist mir wie ein Tag verflogen, und ich weiß nicht, was ich gethan habe. Nicht weniger als ein Dutzend für mich höchst anziehender Entwürfe liegen vor mir da, — ich hab' die Ausführung aller begonnen, — die Liebe zu einem tödtet aber den andern. Ich will zu viel, und kann zu wenig. Andere werden durch ihre Thätigkeit, ich werde durch mein Wollen allein aufgerieben.

Genug von mir, schon zu viel von mir. Ich selbst bin nichts, als der Entwurf zu einem Menschen, wie er sein sollte, und darum bin ich leider nichts.

Wo gehen Sie hin nun? Bleiben Sie auf deutschem Boden? Kommen Sie in die Schweiz? Gehen Sie nach Riga? Es war letzten Sommer ein Herr von Zökell aus Liefland bei mir, ein dortiger Güterbesitzer, ein liebenswürdiger junger Mann, dem ich Ihre Bekanntschaft wünschen würde. Er hat für die Zivilisation seines Volks den edelsten Willen. Wie steht's mit Ihrer Gesundheit? Haben Sie die Missionarien zu Paris satt bekommen? — Es dünkt mich, Frankreich geht einer neuen politischen Krisis entgegen. Die Parteien treiben einander zu Extremen. Seit den mißlungenen Insurrektionen zu Berfort hab' ich viele der französischen Flüchtlinge bei mir gesehen, darunter einige sehr interessante Männer, denen ich Gefälligkeit leisten konnte, auch den General E..., einen Freund von Lafayette. Er weihte mich in alle Coulissengeheimnisse der französischen Staatsaktion ein, das heißt, in Erbärmlichkeiten, wie sie immer hinter den Coulissen eines Theaters vorgehen: Scipio setzt die Lorgnette auf, Solon medisirt, Alexander M. nimmt eine Prise und Krösus ist in Geldverlegenheit.

Ihren letzten Brief bewahr' ich, wie ein Kleinod. Er enthält köstliche Ideen. Hätten unsere Ultra nicht an allen Höfen, zu ihrem eigenen Schutz, Aberglauben und Hierarchen-Schnörkel, Schwärmerei u. s. w. begünstigt, und dem gesunden Menschenverstand Still-

schweigen geboten, würde man weniger von den Faseleien über religiöse und kirchliche Sachen hören und lesen müssen. Die Höfe wollen sich Ringmauern aus Altären bauen, die aber nur dann als Brustwehren hoch genug sind, wenn man vor denselben kniet. Der Menschheit ist das Knien aber nicht mehr recht.

Messen Sie doch mir Ihre Briefe nicht nach Inhalt und Länge der meinigen zu. Sie schreiben Briefe, ich nur Entwürfe dazu.

Adieu! Gott gebe Ihnen Gesundheit und heitern Sinn. Mir wünsch' ich nichts, als die Dauer Ihrer Freundschaft.

8.

Nach Baden-Baden. 22. Juni 1822.

Ich will keineswegs, mein theurer und herzlichlieber Freund, die eine Hälfte des Briefs mit Entschuldigungen füllen, warum ich die andere Hälfte so spät schreibe. Sie kennen nun meine Erbsünde aus Erfahrung. Wäre Ihr Junius-Schreiben vom 17. nicht erschienen, würd' ich Ihnen wahrscheinlich erst im Juli geschrieben haben, um mit meinem Brief eine sehr liebenswürdige, geistvolle und gebildete junge Frau von Aarau in Ihre Bekanntschaft zu führen, weil sie dort wenige Bekannte hat, am wenigsten solche, wie sie sich wohl wünschen, aber nicht leicht auffinden kann, und wie Sie z. B. sind. — Also bleibt das dem künftigen Monat vorbehalten.

Wer Sie kennt, kennt Sie, und es muß in der Welt wohl nicht zwei Jochmanne geben, sonst würde Ihr vertrauter Freund in Riga sich nicht so schalkhaft bei Ihnen nach dem Verfasser des Robespierre erkundigt haben. Daß ein Anderer Sie noch in Wien errathen, wunderte mich um so mehr, da meines Wissens die Ueberlieferungen in Wien verbotene Waare sind, ausgenommen circa 40 Exemplare für den Hof, die Erzherzöge, lesenden Minister 2c. Ihr Freund muß da in diplomatischen Atmosphären gewandelt haben, wo der Geruchssinn gewöhnlich schärfer sein soll.

Ich freue mich nun schon auf den Herbst voraus, sowohl Sie bei uns zu sehen, als den geistigen Schmaus zu genießen, den Sie der Welt in Baden bereiten. Ich wollte, Sie würden dann bei mir unter das gastfreundliche Dach einkehren, wenn Ihnen unsere republikanische Einfalt der Lebensweise nicht gar zu einfältig vorkäme. — Daß Sie Ihren Wanderstab einstweilen nicht an der Ostsee, sondern in der Schweiz und, wo nicht im Aargau, doch am Genfersee niederlegen wollen, hat mich und meine Frau recht erfreut. — In Riga! — da läg' ein Welttheil zwischen uns. Aber in Lausanne oder Genf, das läßt sich hören. In letzterm Ort möcht' ich Sie dann mit Karl von Bonstetten, Pictet und andern würdigen Männern zusammenbringen, wenn Sie nicht schon mit ihnen verbunden sind.

Was nun mich selbst in meiner Einsiedelei am Jura betrifft, leb' ich meinen Schlendrian. Sie kennen ihn ja. Alles steht auf derselben Stelle, wie Sie es verließen, alles geht den Gang Vor- und Nachmittags, wie Sie ihn sahen. Von Fremden, die mich besuchten, zog mich mehr die Art, als das Personal an. Es waren meistens unwillkürliche Wanderer, die in der Schweiz ihr Asyl suchten. Unter selben auch, von Deutschen, der Dichter Follenius, der lange im Berliner Kerker schmachtete, der Philosoph Oken. Jener ist jetzt in Aarau Lehrer, dieser in Basel. So mehrere andere; auch Graf Bocholz, der sich mit Ihrem Landsmann Stourdza einmal schlagen wollte, den deutschen Hochschulen zu Ehren. — Von Franzosen einige, die mehr oder minder bei den Unruhen im Anfang dieses Jahrs verdächtigt waren. Von Italienern mehrere aus Piemont und aus der Lombardei, der Carbonarerei verdächtigt u. s. w. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, daß mich eben diese Art Reisender besucht. Ich höre aber, ein Herr Raoul-Rochette, der mich vor zwei Jahren besuchte und etwas Ultra sein mag, soll mich in seiner Beschreibung der Schweiz als einen Chef des

libéraux en Suisse der Welt präsentirt haben. Der hat denn mehr von mir gewußt, als ich selbst. Ueber mein bescheidenes Haus soll er sich ausgedrückt haben, wie Landvogt Geßler über Staufachers neues Haus in Steinen. So etwas mag wirken. Meinethalben. Ich bin einer der Liberalen, die den Königen wohlwollen und ihnen die Ruhe wünschen, welche die Schwärmerwuth der Ultra und Citra weder den Königen noch den Völkern gönnt.

In meinen Mußestunden hab' ich dies Jahr zwei Abhandlungen geschrieben, die eine zur Beförderung des gegenseitigen Unterrichts, nämlich eine Uebersicht der Verbreitung desselben in allen fünf Welttheilen; dann unter der Rubrik „Blätter aus Spanien" eine Schutzrede für die Cortesverfassung. Beide sind in den Ueberlieferungen. Letztere Schutzrede beruht auf mir von Freunden in Spanien mitgetheilten Thatsachen. — Außerdem, jetzt schon im dritten Jahr, fuhr ich fort, dem Schweizervolk die Geschichte des Schweizerlandes zu erzählen. Das thut gute Wirkung, zur Belebung des Gemeingeistes, zur Reinigung der Ansicht der heutigen Dinge im Vaterlande, und zur Erhebung der Gemüther über den Spießbürgergeist und Egoismus, in welchem der Mensch bei ruhigen Zeiten so leicht einschrumpft.

Jetzt hab' ich alles, was ich von mir zu sagen weiß, hergeplaudert. Wie freu' ich mich, im Herbst Sie zu sehen, und Ihre Protestanten unter der Charte, Ihre Missionarien über der Charte u. s. w. Treiben Sie höflichen Scherz mit Ihrer Frage: ob die Ueberlieferungen Bruchstücke Ihres größern Werkes, als Vorläufer, annehmen werden?

9.

Nach Karlsruhe. 3. Hornung 1823.

Sie sind mir doch, hoff' ich, nicht böse, lieber Freund, daß ich Ihren Dezemberbrief erst im Hornung beantworte? — Ich könnte

Ihnen neunundneunzig Hindernisse an den Fingern herzählen, die mich so lange briefstumm machten. Noch liegen gewiß vierzehn Briefe da, die Antwort begehren, und mich in Verzweiflung setzen; die jüngsten sind Jännerkinder dieses, und die ältesten, Maikinder vorigen Jahres.

Ihre Hierarchie, ich liebe sonst keine, als eben Ihre, ist nun wahrscheinlich schon abgedruckt. Um das Publikum aufmerksam zu machen, gab ich ins Jännerheft der Ueberlieferungen einen Auszug vom Missionenkapitel, worüber ich schon eine applaudirende Stimme aus Erlangen erhielt, mit der Bemerkung, daß an solchen Kraftbissen entweder die Heiligen, oder die Ueberlieferungen unserer Zeit ersticken müssen. Meinethalben mögen beide ins Reich der Schatten fahren, wenn wir nur auf Erden noch ein wenig Reich des Lichts behalten, um welches wir ja täglich im Vaterunser bitten.

Fahren Sie fort, für dies heilige Reich mit Ihrem herrlichen Geist zu wirken; Sie sind ja nicht in den heiligen Bund eingeschlossen, wie ich, der ich, als Gesetzgeber, für den Antrag mit großer Erbauung gestimmt habe, und nun Wort halten muß. Ich habe nun, als ein und untheilbares Mitglied des Souveräns, an diesem heiligen Bündel, das ich mir selber aufladen half, nicht minder schwer zu tragen, als mancher Ehemann an dem seinigen (weil die Ehe auch so ein heiliges Bündlein ist, das man annimmt, ohne immer zu wissen, was darein gewickelt ist).

(Ad vocem Ehe, lassen Sie sich durch das, was ich von diesem heiligen Bündlein sagte, nicht abschrecken, es auf sich zu nehmen. Ich möchte Sie gar zu gern fester ans liebe Leben geknüpft wissen. Ich wollte, Sie würden, statt eines russischen Joch-Manns, ein schweizerischer Frei-Mann. Ich sage das in Parenthese, aber es ist bei mir ein stehender Artikel über Sie.)

Nun zum Text! Ihre Hierarchie wird Ihnen Segen und Fluch, Beifall und Mißfallen bringen, aber sowohl Fluch als Segen wird

Ihnen ehrenvoll sein. Ich bin freilich, mit meinen Aufmunterungen, Partei, und will auch gar nicht verhehlen, daß ich gern an Ihnen einen theologischen Unglücksgefährten haben möchte. Ja, ich berg' es nicht, mir wäre lieb, der ganze Heerhaufen der französischen Missionärs würde Sie namentlich, als **Monsieur le Philosophe Joquemane**, sämmtlichen wahren Gläubigen, wie das ächte Thier der Offenbarung, schildern; der ultramontanische apostolische Klerus Sie von allen Kanzeln herab **in figura** der Hölle überliefern, und der Papst, nach Berathung des Kardinalkollegiums, sich's zum Verdienst rechnen, eine anathematisirende Bulle, mit den Anfangsworten: »**Adjuvante Diabolo tenebrarum rege etc.**« vom Kapitol herab auf den Kopf schleudern. Das wäre mir doch einiger Trost, da in einigen Luzerner Dörfern einige Pfarrer wieder gegen meine harmlose Schweizerlandsgeschichte gepredigt haben.

Ich bitte Sie, werden Sie mir nicht böse, daß ich so spät antworte; mit dieser Bitte muß ich — sonst bekommen Sie diese armen Zeilen in acht Tagen nicht, oder wohl nicht vor dem Einzug des Duc d'Angouleme in Madrid — schließen.

10.

Nach Baden-Baden. 12. Juni 1823.

Ihren lieben Brief von vorgestern — (aber er datirt sich Heidelberg den 17. Februar) — flüchtig ist die Zeit! — also von vorgestern muß ich doch endlich beantworten, weil ich wohl spüre, ich bekomme keine Zeile, als wenn ich sie bei Ihnen mit Briefschreiben im Schweiß meines Angesichts verdiene. Das stimmt nun freilich mit den tröstlichen Verheißungen im Anfang Ihres Briefs nicht ganz zusammen, wo Sie sich aus lauter Artigkeit (es hängt Ihnen noch viel Pariser Puder am Haar) einen Müßig-

gänger und mich einen viel und ernsthaft beschäftigten Mann nannten. Aber seit den berühmten Verheißungen des Königs von Neapel u. s. w. weiß man, wie es mit den königlichen Geistern zu halten ist, besonders wenn sie ins Versprechen gerathen. Man hat nie Sicherheit, wenn sie etwas versprechen, ob sie sich nicht versprechen?

Nun weiß ich dazu nicht einmal, ob Sie in Heidelberg, Baden=Baden, Karlsruhe, Paris, Riga, Konstantinopel oder Marocco sind, und wohin meinen Brief schicken. Denn daß Sie nicht in Aarau, nicht in der stillen Blumhalde sind, wohin Sie doch eigentlich gehören, davon überzeug' ich mich täglich mit den Augen.

Also — will ich anfangen, mein Brod zu verdienen:

1) Das Neueste bei uns in der Blumhalde ist ein kleiner, hübscher Bube, der, ich weiß nicht woher? zu mir ins Haus kam am 25. Februar anni currentis und weder Christenthum noch Namen hatte. Ich ließ ihn straks taufen und Achilles heißen. Das Kerlchen aber lärmte mit seiner Stimme, auf die er sich etwas zu Gute zu thun schien, immer ärger. Da reute mich, ihn nicht Stentor geheißen zu haben. Man muß ihn jenseits der Aare sehr vernehmlich hören, denn alle Basen kamen außer Odem gelaufen, um ihn zu sehen. Jetzt merk' ich zu meinem Leidwesen, der Bursch ist ein offenbarer Ultra, der uns alle tyrannisirt, nichts von Schreib= sondern nur von Schrei=Freiheit, nichts von Preß= sondern nur von Freß=Freiheit wissen will, Alles begehrt, nichts gibt, von allen sich bedienen lassen, keinem dienen will, und, wenn wir ihm ehrerbietig jeden Willen thun, uns kraft seiner Legitimität mit vergoldeter Wäsche belohnt.

2) Das Neueste in der Schweiz ist, daß der König von Neapel von den Eidgenossen dreitausend handfeste Männer begehrte, um die Oesterreicher entbehren und die Liebe seines Volks, das ihn anbetet, im Zaum halten zu können. Die Kronen des heil. Bun=

des unterstützten das Ansuchen in besondern Sendschreiben sehr dringend.

Ich könnte nun freilich auch noch die Neuigkeiten von Europa und den übrigen Welttheilen beifügen, wenn ich nicht vermuthete, Sie säßen persönlich in irgend einem dieser Welttheile, wo Sie dann die Sachen besser wüßten, als ich. Im Allgemeinen will ich, falls es Ihnen unbekannt sein sollte, nur bemerken, daß die europäische Welt jetzt wie tollgewordene Poesie aussieht, in welcher der gesunde Menschenverstand auf dem Kopf steht und mit den Beinen perorirt, den Himmel daher mit allem Göttlichen und Ewigen unter seinen Fersen erblickt und den Koth über sich für den wahren Himmel hält.

Man sagt mir eben, schon seit vorgestern (aber nicht vom 17. Februar) laufe in Aarau das Gerücht, Oesterreich ꝛc. habe seinen Gesandten von Stuttgart abberufen, weil der König von Würtemberg sich weigere, den Verfassungsvertrag mit seinem Volk aufzuheben, oder zu ändern. Ich halt' es auch für ein lahmes Gerücht, weil es über vierzig Stunden gebrauchte, um über die Aarauer Brücke zu kriechen.

Mein geliebter H..... in Wien schreibt mir, er wolle in dem geistreichen Wien (es wird da viel guter Wein und Branntwein konsumirt) keine Zeile mehr drucken lassen, denn seine zwei Censoren hätten ihm eine Uebersetzung grausam kastrirt. Der eine, ehemaliger Kaufmann, der kein Latein versteht, habe ihm lateinische Noten ausgestrichen (vermuthlich behält er sie, um daraus Latein zu lernen), der andere von der Polizei habe ihm auf dem dritten Bogen folgenden Pentameter gestrichen:

Und ein Esel schon bringt mir in Wallung das Blut.

(Worin ich nichts anderes finde, als daß sich die Polizei und Censur von Herzen der Esel annimmt und sie lieb hat.)

Meine „Wirren des Jahrhunderts“ sind in Wien verboten

worden. Ein Staatsmann machte da die witzige Bemerkung: „Zschokke hat die Irren und Wirren im Gehirn."

Ouf! sagt der Franzose, wenn er fertig ist. Mein Brief ist zu Ende, Gottlob! Ich trockne mir den Schweiß von der Stirn. Ich habe mein Brod verdient. Schneiden Sie mir aber kein kleines Stück ab.

11.

Nach Baden-Baden. 1. Juli 1823.

In Eil muß ich Ihnen, mein theurer Freund, melden, daß ich heut von einem sehr achtungswürdigen Manne, der mir persönlich sehr lieb ist, den ich, glaub' ich, seit Jahr und Tag nicht mehr sah, und von dessen Befinden, Thun und Lassen ich seit einem halben Jahr nicht das Mindeste wußte, endlich einen Brief empfing, der auch Sie angeht. Wie ich nun erfahre, ist er ebenfalls in den Bädern von Baden (nämlich der Mann, nicht der Brief); und da er wirklich ein interessanter, geistvoller Mann ist, müssen Sie, wenn Sie nicht ganz ohne Eitelkeit sind, ihn gewiß dort schon gesehen haben, denn gleich und gleich gesellt sich doch gern. Vielleicht haben Sie schon mit ihm gesprochen.

In jedem Fall wünscht' ich, Sie würden mir die Gefälligkeit erzeigen und zu ihm gehen. Er ist zwar ein wenig hypochondrisch, wie Sie, und brummt mitunter ohne Ursach, aber ist darum nicht minder liebenswürdig. Sie werden ihn, wenn Sie ihn erst recht kennen lernen, gewiß schätzen. Ich hab' ihm unlängst geschrieben, um von seinem jetzigen Leben und Treiben etwas zu erfahren, was mir durchaus nicht gleichgültig sein kann. Aus seinem Brief, den er mir darauf schickte, muß ich nun schließen, daß ich sein Vertrauen verloren habe und er selbst in große Armuth versunken sein müsse. Denn statt der Antwort und mir zu melden, wie es ihm

gehe, schickt er mir bloß Glossen, Notabene's und Anmerkungen aller Art über meinen eigenen Brief zurück, und wie er endlich von sich selber zu erzählen Miene machen zu wollen schien, bricht er in die schmerzliche Klage aus, die mein ganzes Inneres durchbohrte: „Heute fehlt es mir an Papier!“ — Ach, sogar nicht einmal mehr Papier hat der Unglückliche; nicht einmal mehr so viel, ein Blättchen kaufen zu können, hat er! — Ich beschwöre Sie, zeigen Sie ihm das Papier dieses Briefes; fragen Sie ihn unter der Hand, ob es ihm gefalle? geben Sie mir einen Wink, und ich schicke ihm ein ganzes Ries. Ich bin seit dieser schrecklichen Nachricht nicht mehr ruhig geworden.

Verzeihung! ich vergaß in der Bestürzung und Eil seinen Namen zu nennen. Seinen Taufnamen kenn' ich nicht; aber man nennt ihn Herr Jochmann. Er lebt gewöhnlich sehr zurückgezogen, er ist noch ein junger Mann, allein selbst artige Frauenzimmer erscheinen ihm vergebens in allem Glanz ihrer Schönheit, als hätt' ihm schon eine frühere Liebe das Herz geraubt oder gebrochen. An Letzteres glaub' ich kaum, denn er ist zu sehr Philosoph, sich vom siebenzehnjährigen Flattergeist eines Mädchens länger, als siebenzehn Minuten, betrüben zu lassen. Auch hab' ich noch nie in seinen Schriften (unter uns gesagt, er ist einer unserer geistreichsten Schriftsteller und eignet sich zu einem trefflichen Historiker; aber lassen Sie es ihm um Gotteswillen nicht merken, daß Sie das wissen; er liebt, wie Kaiser Joseph, das Incognito-Reisen!) also nie hab' ich noch bemerkt, daß in seinen Schriften sich eine Spur von Bitterkeit gegen das schöne Geschlecht äußerte (und Sie wissen, jeder Schriftsteller beschreibt sich doch zunächst in seinen Büchern unwillkürlich immer selbst). Statt dessen ist er voll unauslöschlichen Grolls gegen die Pfafferei. Nehmen Sie sich daher in Acht, ihm zu sagen, daß nun in der Schweiz, die er lieb zu haben scheint, die Priester wie in Luzern, so auch im Kanton Frei-

burg, den bessern Volksunterricht vernichtet, den trefflichen Pater Girard gestürzt, und den Triumph der Legitimität des Stocks und der Ruthe auf dem Buckel der Kinder errungen haben. Sie würden sich bei ihm das Spiel, wenigstens den guten Empfang verderben. Sagen Sie ihm auch nicht, wenn er allenfalls nach mir fragt, daß ich noch immer zu der Sisiphus-Arbeit der heil. Allianz lache; denn das könnte mir bei ihm schaden und mich und wohl gar die gebildete Welt um eine wahre Weihnachts-Freude bringen. Denn er will, wenn ich ihn recht verstanden habe, seine Gedanken, die leider nicht Jedermanns Gedanken sind, aber werden sollten, in Form von Briefen an mich drucken lassen. Und ich sage mich nicht von der Eitelkeit los, Freude daran zu haben, von einem geistvollen, redlichen und muthigen Manne öffentlich vor geistvollen, redlichen und muthigen Männern Freund geheißen zu werden. So etwas wiegt bestimmt einen Hals- oder Hosenband-Orden auf.

Hüten Sie sich auch wohl, zu ihm zu gehen, wenn schlimme Nachrichten aus Spanien eingelaufen sind, daß z. B. der König glücklich aus der Gefangenschaft der Cortes in die Freiheit der Heiligen gekommen, oder daß die Inquisition wieder grünend und blühend sei.

Doch, ich kenne Sie und überlasse es Ihrer eigenen Klugheit, ausfindig zu machen, wie Sie meine Aufträge bei ihm am besten erfüllen können.

Leben Sie wohl. Stellen Sie es klug bei ihm an. Ich mache mir Freude daraus, Ihnen irgendwo eine Gegengefälligkeit zu erweisen.

12.

Nach Karlsruhe. 24. Juli 1823.

Alles in der Welt, nur nicht drei Tage hinter einander große Gesellschaft von hundert und zwanzig Personen, dazu sechs Ges-

sionen, sechs Diners und sechs Soupers. Von der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, die sich dies Jahr in Aarau versammelte, müd' und lahm an Geist und Leib, freu' ich mich meines Stübchens wieder und suche die erste Erholung bei Ihnen. Es gibt wahrhaftig keine schwerere Arbeit, als Arbeitslosigkeit.

Der Himmel weiß am besten, wie ich in den Geruch eines Naturforschers gekommen bin; ich weiß es nicht. Ich wollte vergebens die Pictets, Schinze, Decandolle's, Ebels, Usteri's u. s. w. enttäuschen über meine Person; es war umsonst. Ich komme mir fast vor, wie Mr. de Pourceaugnac mit dem Spaßvogel Eraste.

Ihr Brief hat mir Freude gemacht, weil Sie rund heraussagen, es gehe Ihnen wohl und das Land gefalle Ihnen, wo Sie jetzt leben. So fürcht' ich nicht, daß Sie nach Riga gehen, oder über den Kanal. Und da Sie die Kirchengeschichte vorgenommen haben, Viktoria! bleibt Ihnen lebenslang vollauf zu thun. Noch haben wir keine von einem Philosophen geschriebene, keine für Nicht-Clerus genießbare.

Wir stehen nun in der Erwartung eines neuen Statthalters Gottes auf Erden. Wenn sich der heil. Geist auf den Kardinal, ich weiß nicht mehr wie er heißt, herabläßt, so erhält der heil. Stuhl einen Hart- und Starrkopf. Man schreibt mir, daß unter den jüngern nach dem Purpur aspirirenden Geistlichen in Rom eine Verbindung bestehe, Alles daran zu setzen, Glanz, Herrlichkeit und Macht der Theokratie wieder herzustellen, und sollte es zu einem Religionskrieg führen. Nun denn, je toller je besser. Das fehlt noch zum tragi-komischen Schauspiel dieser Zeit, und macht ein braves Schlußkapitel zur Hist. eccles. cel. Jochmanni.

Man hat mich schon manchmal an den politischen Meinungsgährungen unserer Zeit für einen der 12,000,000 Mitschuldigen gehalten; theilen Sie mir doch ein wenig von Ihrer Unschuld mit, wenigstens von den „unschuldigen Gedanken," die Sie über

die Aehnlichkeit der politischen Reformation unserer Zeit mit der kirchlichen des sechszehnten Jahrhunderts gehabt haben, wie Sie schreiben. Ich möchte gern wieder unschuldig sein, wie es die 12,000 Jungfern waren.

Herr Raoul-Rochette, der mich in seiner Voyage en Suisse mißhandelte, aber in der zweiten Ausgabe des Buchs das Kapitel von Aarau gestrichen hat, ist auf mich, wie versessen. Er hat nun eine Histoire de la révolution suisse herausgegeben, wo er's mit mir auf allen Seiten so zärtlich treibt, wie der Floh mit dem Hund, der, um fett zu werden, diesen ausmagern will.

En attendant, daß Sie nach Aarau kommen, will ich provisorisch, was ich noch zu sagen haben könnte, bis dahin verschieben.

Und, „weil mir das Papier fehlt," will ich meinen Brief schließen und Sie dem göttlichen Machtschutz per Mariam empfehlen.

13.

Nach Karlsruhe. 28. Dezember 1824.

Sie kennen mich ja, Lieber, und daher sag' ich auch kein Wort zu meiner Entschuldigung, daß ich so lange schwieg. Aber daß ich Ihre Aufträge sogleich bei Herrn S. vollzogen habe, wird er Ihnen vielleicht selbst geschrieben haben. Nicht also in der That fehlt' ich, aber im Wort, das ich Ihnen schuldig bin. Und nun will ich die Sonne des Jahres 1824 nicht untergehen lassen über meine Trägheit; lassen Sie dieselbe also auch nicht untergehen über Ihren Zorn.

Sind Sie nicht ein wenig zu behutsam und zu umsichtig? Ich, nach allem, was ich von Ihnen gelesen, kann nicht glauben, daß Ihr Werk auf irgend eine Art anstößig gewesen sein würde. Wär' ich Verfasser desselben, ich würd' es auf die Gefahr hin, vom Drapeau blanc und österreichischen Beobachter und Staatsmann

gelästert zu werden, der Welt gegeben haben. — Aber Sie wollen nach Riga zurück! — Nun, ich habe nichts zu rathen, weil ich nur Rathsherr für den Kanton Aargau bin.

Wann gehen Sie nach Riga? Werden Sie mir dann auch von den sandigen Gefilden der Düna noch ein Briefchen in meine stille Klause am Jura zuschicken? oder mich dort, in legitimer Scheu vor allem Geächteten der Zeit, vergessen? — Kämen Sie bis zum holdseligen Peipussee, so würd' ich Sie bitten, dort meinen alten, lieben Freund, Staatsrath und Professor Bartels zu besuchen und freundlich zu begrüßen.

Eigentlich ist mir Ihr und des Himmels Rath unerforschlich. Aber wenn Sie irgend können, bleiben Sie doch unter unserm mildern Himmel! Wär' ich ein reicher Herr: ich machte Sie auf Lebenszeit zu meinem Hausphilosophen, gäbe Ihnen mäßigen Gehalt (ein Philosoph muß nicht viel haben) und ein treffliches Mädchen zur Frau. — Gibt Ihnen der greise Voß, der weiseste Mann in Heidelberg, nicht denselben Rath, wenn Sie in Heidelberg sind? Ein Weib, ein Freund und eine Hütte! — Am Ende wünscht' ich, Sie säßen lieber in Paris als in Riga.

Es scheint, Sie denken gar nicht mehr daran, mir einen kleinen Besuch zu machen. Ich hätte fast Lust, Sie in Heidelberg oder Karlsruhe einmal zu überraschen, wenn ich nur sicher wäre, daß man mich nicht wegen demagogischer Umtriebe bis zu den Ufern der Spree führte, wie dem Professor Cousin geschah. Glauben Sie, daß ich scherze? Heutiges Tages ist unter der Aegide politischer Heiligkeit aller Unfug möglich, und diente er am Ende auch nur, einem ehrlichen Mann schadenfroh einen Streich zu spielen.

Wir hiesiges Landes sind gesund und frohes Sinnes, und möchten unsere heitern Tage gern mit Ihnen theilen.

14.

Nach Karlsruhe. 31. Jenner 1825.

Obgleich Ihr Manuscript bis jetzt noch nicht in mein Haus eingekehrt ist, fang' ich doch sogleich Ihnen den Empfang desselben an zu bescheinigen. So blindes Vertrauen hab' ich auf Ehrlichkeit und Pünktlichkeit unserer Posten. Aengstigen Sie sich also darum nicht, mein ängstlicher Freund. Auch nicht Theodors wegen, der nicht eher nach Paris gehen wird, bis er den Doktorhut auf dem Kopf trägt, weil, wie mir mein Herr Stapfer ausführlich geschrieben hat, er nur erst nach Vollendung der Studien auf einer deutschen Universität zu Paris sich mit großem Gewinn vollenden könne. Ich will ihn Ostern also nach Deutschland schicken, in der Hoffnung, man werde des Jünglings schonen und in seinem ehrlichen Namen keine demagogische Umtreiberei sehen oder riechen.

Wenn Riga so gelegen wäre, daß ich da ungetrennt von meinen Freunden und der Literatur, übrigens von der Welt und ihren Göttern geschieden, mit einer schönen Aussicht auf die landschaftliche Natur und auf den Entwickelungs-Prozeß der Menschheit wohnen und zuweilen eine Leuchtkugel oder einen Blitz unter die närrischen Menschen schleudern könnte, ungesehen, wie Zeus — etwa in den Wolken selbst —, so würd' ich mir Erlaubniß bei Ihnen erbitten, im Frühjahr mit Ihnen dahin zu ziehen und mit Ihnen in der nämlichen Straße zu wohnen. Wenn Sie nur in Ihrem Riga „in Abgeschiedenheit von allen literarischen und andern Interessen" glücklich sein können! Wohlan, reisen Sie unterm himmlischen Nachtschutz dahin! Es gefällt mir Alles in Ihrem Plan, NB. auch das Heirathen (exclusive das Beiwort „Wahrscheinlich"); nur nicht, daß Sie mich mit Ihrem allerliebsten Weibchen, in das ich mich schon selbst ein wenig zu verlieben anfange, erst nach zehn Jahren (helf' uns Gott!) besuchen wollen.

Ich zweifle gar nicht, daß Sie in Riga Jedem gefallen werden; aber sehr, ob Sie dort sich selbst. Für Ersteres bürgt mir schon zum Theil die rosenfarbene Stelle aus dem Brief Ihres trefflichen Freundes; für Letzteres hab' ich wahrhaftig keinen Bürgen zu stellen, als — wenn Sie wollen so gütig sein — Sie selbst.

God dam! (wenn ich fluche, so geschieht's in einer Sprache, die ich nicht verstehe, folglich gehört die Sünde zu den Unwissenheitssünden) machen Sie endlich Ihrer Selbstfolterung ein Ende. Sie rettet oder tödtet nichts, als ein heroisches Mittel, nämlich ein liebetreues, frommes, wirthliches Mädchen, das am Morgen sagt: Kind, arbeite und spare! — Mittags: laß dir meine einfache Kost wohl schmecken! — Abends: ruh' an meiner Brust aus! —

Adieu. Ich hoffe, Sie schreiben mir von jeder Poststation. Geben Sie mir auch die Reiseroute; vielleicht kommen Sie bei Freunden von mir vorbei.

Die Grüße Ihres Briefes, der sich apostolisch-paulinisch schließt, werden von links und rechts, zumal von meiner Frau, herzlich erwiedert.

P. S. Heute, Donnerstags den 3. Hornung 1825 Nachmittags 3 Uhr 57 Minuten 17 Sekunden, traf Ihr Manuscript wohl emballirt, mit dem Siegelbuchstaben R versehen, glücklich bei mir ein.

15.

Nach Karlsruhe. 6. September 1825.

Ich rechnete noch immer heimlich, mein Lieber, auf Ihre Bekehrung, das heißt, auf Ihr Einkehren zu uns. Der diesjährige Schweizersommer war so lieblich und warm, daß kein Mann des Nordens vor seiner Rauhheit hätte schaudern können oder sollen. Allein die Götter und Jochmann wollten es anders.

Ihr lieber Maibrief liegt noch Antwort begehrend da; Ihre Betrachtungen über den Protestantismus haben mir diesen Sommer schon manchen genußvollen Nachmittag gewährt. Ich bin immer der undankbarste Mensch mit dem dankbarsten aller Herzen. Gerade darum lieb' ich Sie immer mehr, weil ich Ihre Freundschaft für mich unverkennbar in Ihrer Geneigtheit zum Verzeihen meiner Schuld erblicke. Bewahren Sie mir diese Freundschaft voller Nachsicht!

„Das Bewahren Ihrer Betrachtungen mir lästig?" — Was sagen Sie? Ich bin stolz, daß Sie sie mir anvertrauten. Ich bewahre sie, bis Sie dieselben zurückfordern. Warum vollenden Sie sie nicht? Wäre die Stille des Winters nicht dazu einladend? Und warum scheuen Sie sich, das vollendete Werk dann im Druck erscheinen zu lassen? Ruhen Sie doch nicht. Dies edle Spiel Ihrer Gedanken ist Arznei für Ihren Körper!

Ihr junger Landsmann hat Ihnen, scheint es, mit seinen Erzählungen von Riga wieder ein wenig Heimweh gemacht. Aber Sie überwinden es in sich, und ich billige es, wenn auch aus einem andern Grunde (rauhere Luft des Nordens) als Sie. Auch ich zittere, entfernte, längst nicht gesehene Freunde zu besuchen, weil die Freude des Wiedersehens immer entweder mit dem Schmerz des Wiederverlustes zu theuer bezahlt wird, oder, was noch schlimmer ist, weil die erwartete Freude wohl gar am Ende durch die von der Zeit angerichteten Verwandlungen der Menschen, wenn man sie nach Jahren wieder nahe sieht, ganz ausbleibt. Meine Jugendfreunde blühen in meinem Gedächtniß, wie Unsterbliche, in ewiger Jugend und Liebenswürdigkeit; ach, in natura mögen sie nun wohl etwas anders sein.

Sie sind sehr gütig, an Theodor zu denken, falls er nach Heidelberg zöge. Er hat Aarau schon seit anderthalb Jahren verlassen. In Genf, zu Pictets, Decandolle's und des Astronomen

Gautier Füßen, überließ er sich seinem Hang zur Naturkunde, indem er zugleich französische und englische Sprache trieb; dann ging er diese Ostern (nur zwölf Tage war er im Vaterhause) nach München, wo er an den trefflichen akademischen Lehranstalten Medizin studirt. Er hat, wie in Genf, so in München, das Glück, in vorzügliche Gesellschaften gezogen zu werden.

Dagegen ist sehr wahrscheinlich, daß mein zweiter Sohn, Emil, der für ein Jahr nach Lausanne gehen wird, sich von da nach Heidelberg begeben wird, um sich dort zum Kirchenlicht gießen oder ziehen zu lassen. Er wird dann Ihre Güte in Anspruch nehmen, die Sie seinem Bruder widmen wollten.

Ich lebe in meiner Einsiedelei gar frohmüthig, wie das reine Bewußtsein es kann. Nur zuweilen drückt es mich sehr, wenn ich sehe, wie jetzt alles Naturwidrige, Unvernünftige obenaus will in unserm Welttheil, und wie die unfläthigen Gespenster des Mittelalters wieder spuken dürfen. Oft befällt mich dann eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Amerika; und, glauben Sie mir's, ich muß mich oft recht ernst daran erinnern, daß ich nicht in Europa, sondern in meiner Blumenhalde wohne, um der Lust zu widerstehen, meine Liegenschaften zu verkaufen, um mit Weib und Kindern über den Ocean zu gehen.

Unter den Fremden, die mich mit Besuch beehrten, machte ich einige sehr werthe Bekanntschaften. General Rotten, der Vertheidiger von Barcellona, sagte mir: Mina, mit dem er sehr vertraut ist, habe aus Spanien nichts mitgenommen, als die Achtung der Franzosen, außerdem Schande und Armuth, so daß er eingeschränkt leben muß, wie das auch beinah der Fall bei Rotten ist. — Die Bedürftigkeit beider freut mich sehr, weil sie ein Stützpunkt meines Glaubens an Tugend ist.

16.

Nach Karlsruhe. 10. Oktober 1825.

Mich freut's, daß Ihr Werk*) endlich das Licht erblicken soll. Es ist eins der gewichtigsten Worte unserer Zeit und zur rechten Zeit gesprochen. Ich habe daraus gelernt; Ihr Scharfsinn hat mehrere meiner Vorstellungen berichtigt; Ihre Darstellungsart hat mich gefesselt, der naive Ernst Ihrer Wahrheiten mich oft zum Lachen gebracht (was Sie vermuthlich nicht bezweckten). Wer hat auch pag. 80 mit Röthel angestrichen? Ein erschrockener Zweifler, der vor Ihrer Folgerechtigkeit zurückprallte? Schreiben Sie deswegen zu Ihrer Rechtfertigung noch die höchst merkwürdige Note hinzu? In dem Fall dank' ich dem Erschrockenen.

Ihr Buch ist zu gelehrt, geistvoll und gut geschrieben, um gleichgültig angesehen zu werden. Es rührt unmittelbarer eine Angelegenheit an (unmittelbarer für Deutschland, als das frühere Werk), welche durch das, vom Zeitgang bewirkte Polarisiren kirchlicher Meinungen und durch das unsinnige Sturmlaufen der remigrirten Hierarchie, Angelegenheit des Jahrhunderts zu werden Miene macht.

Aber an dem Geräusch ist wenig gelegen. Das Buch wird wirken, dem Muthigen eine neue Waffe, dem Wankenden wenigstens ein Stab werden, viele Protestanten rein protestantisch denken und reden lehren. Und damit sollen wir uns begnügen. Denn die Welt überzeugen kann Niemand, weil Eigennutz, Hochmuth, Herrschsucht und überhaupt jede Leidenschaft, als solche, nicht überzeugungsfähig ihrer Natur nach sein kann, und Sie einer von denen sind, die im Vortrab der Menschheit eingereiht stehen, und da und dann erst ganz verstanden werden können, wenn der Nachtrab auf Ihrer Stelle stehen wird.

---

*) Beiträge zur Geschichte des Protestantismus.

Die Mißgriffe vieler Höfe dieser Tage, unter welchen der Bodensatz der geistigen Welt siegreich aufsteigt (wie immer in der Gährung), deuten und bereiten erschütternde Ereignisse der Zukunft. Die Verblendeten bewirken ganz sichtbar das Gegentheil von dem, was sie bezwecken möchten. Frieden wollen sie und wiegeln zum Krieg auf; wollen mit Knutenstreichen besänftigen und mit Stroh und Pulverfässern Feuer dämpfen.

Leben Sie wohl.

Jochmanns Kränklichkeit dauerte von Jahr zu Jahr wechselnd fort; sie hinderte ihn aber nicht am Arbeiten. Sein Glaube an die Wunderkraft des südlichen Himmelsstrichs, wie der Heilquellen, verlor sich; aber wandte sich dagegen desto zuversichtlicher der homöopathischen Arzneikunst zu. Er trat mit verschiedenen Bekennern derselben in Briefwechsel, und ließ sich, selbst aus der Ferne, von einem der Ihrigen verordnen, was zu seinem Heile dienen sollte. Nicht nur las er Alles, was über Homöopathie im Druck erschien, und zeichnete er auf, was sie ihm Gutes zu gewähren schien: sondern er ward, in seinen „homöopathischen Briefen", selbst einer ihrer beredtesten Vertheidiger gegen die zahlreichen Widersacher. Sie aber, deren treuer Schutzredner er war, schützte ihn nicht. Er schien dies aber weniger ihrer Undankbarkeit gegen ihn, als seiner Vergeßlichkeit zuzuschreiben, sich nicht an den Urheber der neuen Heilart unmittelbar gewendet zu haben. Er faßte in den letzten Monaten des Jahrs 1829 den Entschluß, von Karlsruhe nach Köthen zu reisen, sobald die Sommertage erscheinen würden, um sich dort der Sorge des Dr. Hahnemann anzuvertrauen. Einmal im Norden Deutschlands, dort vielleicht genesend, schien ihm auch einen Absprung nach Riga zu machen,

nicht unräthlich. Er gab seinem Freunde Sengbusch daselbst schon fröhliche Hoffnungen.

Als endlich der milde Maimond erschien, rüstete er sich zur Reise nach Köthen; doch nicht ohne eine bange Ahnung. Er legte seinen letzten Willen bei einem seiner Freunde in Karlsruhe, Herrn Chr. Griesbach, nieder. Auf der Reise aber verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er in Naumburg an der Saale verbleiben mußte. Er kam hier am 3. Juni 1830 an, kraftlos, greisenhaft gebückt, fiebernd, mit heftigen Lungenblutungen. Nichts beklagte er nun so sehr, als daß er nicht in Karlsruhe bei seinen Freunden, sondern ein Fremdling unter Fremden, sterben werde. Doch bald gewann er auch hier einen neuen und herzlichen Freund an seinem Arzte, Herrn Dr. Stapf. Inzwischen seine Kräfte schwanden schnell hin. Am 24. Juli schon entschlummerte er sanft in der Morgenfrühe. Bei der Leicheneröffnung zeigte sich Zerstörtheit der Lunge, Vereiterung der Luftröhre, Zerrüttung der Organe des Unterleibes.

Man fand auf seinem Tische ein Briefpäckchen, mit der Aufschrift: „Gleich nach meinem Tode zu eröffnen.“ Es enthielt, nebst seinem letzten Willen, das Verlangen, sein Herz in eine Porzellan-Vase zu verschließen und es an seinen theuern Freund Sengbusch nach Riga zu senden, der ihm in seinem Garten ein Plätzchen gönnen möchte. Auf seinem Grab in Naumburg verhieß der Arzt, in dessen Armen er starb, einen einfachen Kubus, als Denkmal, setzen zu lassen, mit der Inschrift: Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

In seinem Testament lautete der achte Satz: „Meine sämmtlichen Handschriften von Materialien-Sammlungen, Aufsätzen u. dgl. aller Art, mit einziger Ausnahme meiner Korrespondenz- und Geschäftspapiere, vermache ich meinem lieben, verehrten Freunde, Herrn Heinrich Zschokke in Aarau, dem sie kostenfrei zuzustellen

sind. Ich bezweifle, daß er viel mit ihnen anzufangen wissen wird. In jedem Fall übernimmt er dann wohl, aus alter Freundschaft für mich, die Mühe, sie zu vernichten."

Wirklich besteht der größere Theil dieser Handschriften aus Materialien, einzelnen eigenen Bemerkungen, Auszügen u. s. w., die er zur Bearbeitung gesammelt hatte, z. B. zur Fortsetzung seiner „Betrachtungen oder Beiträge zur Geschichte des Protestantismus"; zu Nachträgen für seine „Briefe über Homöopathie"; zu einer „Naturgeschichte des Adels"; zu einer Abhandlung über „politische Oekonomie"; zu Bemerkungen über „Religion und Religionsgeschichte"; zur „Geschichte der französischen Revolution" u. s. w. Andere größere oder kleinere Abhandlungen, wie: „über die Oeffentlichkeit" — über „Schriftsteller und Schriftstellerei" — über „Englands Freiheit" und mehrere geschichtliche Bemerkungen aus seinen eigenen Tagebüchern gezogen, sind ganz oder zum Theil ausgearbeitet.

Karl von Bonstetten.

Geb. den 5. Sept 1745 zu Bern, gest. den 3. Febr. 1832 zu Genf.

Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Zeilen enthalten nicht sowohl eine Lebensbeschreibung Bonstettens, als vielmehr, als Material für den künftigen Biographen, einzelne Züge aus seinem Leben und eine Schilderung seines liebenswürdigen Charakters, in welchem ihn Heinr. Zschokke bei ihren persönlichen Zusammenkünften und aus seinen Briefen kennen lernte. Diese „Erinnerungen an Bonstetten" bildeten ursprünglich das Vorwort zu dem, in dem zweiten Theile des „Prometheus für Licht und Wahrheit" enthaltenen Briefwechsel beider Freunde. Aber auch ohne diese Korrespondenz beizufügen, dürfte hier diese Charakteristik eines unserer bedeutendsten Zeitgenossen ihre angemessene Stelle finden.

Der Herausgeber.

Der Jugendfreund des unsterblichen Johannes Müller von Schaffhausen hat sich selber, als Weiser, wie in Deutschland, so in Frankreich, einen unsterblichen Namen erworben; England, wie Nordamerika, nennen ihn mit Hochachtung. Und dieser war in seinem spätern Lebensalter mein Freund. Er blieb es bis zum Tode.

Wie gern möcht' ich dieser Freundschaft ein würdigeres Denkmal, durch vollendete Lebensschilderung eines so herrlichen Geistes, bauen! Aber die dafür gesammelten Thatsachen sind noch allzu lückenvoll. Am treuesten stellt er sich selber in seinen Briefen dar.

An einem heitern Herbsttag des Jahres 1801 trat Karl von Bonstetten unverhofft zu mir ins Zimmer. Ich lebte damals, als Regierungsstatthalter der helvetischen Republik, zu Basel. Mit jener angenehmen Bestürzung, in welche den Heimlichliebenden ein unerwartetes Bekenntniß der Gegenliebe zu versetzen pflegt, empfing ich den edeln Gast, dessen gefälliges Aeußere ganz der Anmuth und Würde seines Gemüths entsprach. Seine Gestalt, obschon etwas unter der mittlern Mannesgröße, aber kräftig gegliedert, verrieth in der leichten Gewandtheit und dem Adel ihrer Bewegungen, den Einfluß, welchen Umgang mit feingesitteten Gesellschaften unwillkürlich auf uns übt. Das seelenvolle Gesicht, von reiner, fast weiblich zarter Farbe, mit der hohen Stirn des Denkers, den Augen voll lächelnder Milde, war ganz geeignet, das Urtheil jedes Herzens zu bestechen. Er gewann schnell meine ganze Liebe. Wir lebten einen seligen Tag beisammen.

Wie flüchtig auch die Erscheinung dieses Mannes an mir vorüberging, hatte sie doch ihres bleibenden Eindrucks bei mir nicht verfehlt. Ich befand mich im Winter darauf zu Bern, als es darum zu thun war, einen Gesandten der Schweiz an den Wiener Hof abzuordnen. Aloys Reding, als Landammann der Schweiz, hatte zur Wahl der Person eine entscheidende Stimme. Ich drang in ihn, und mit der Wärme, zu welcher persönliche Vertraulichkeit und das Interesse des Vaterlandes Erlaubniß oder Recht geben mag, Bonstetten zu wählen. Niemand fand sich damals geeigneter zu einer solchen Sendung, als dieser, mit seinen seltenen Geistesgaben, seiner Geschäftskunde, seiner hohen Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe. Noch mehr, Niemand war den Parteihändeln in der schweizerischen Staatsumwälzung so fremd geblieben, und so rein von jedem feindlichen Vorurtheil, wie er. Selbst den uralten Adel seines Geschlechts, dessen Ahnen schon in der Dunkelheit des zehnten Jahrhunderts an Thronen, Altären und Turnieren

glänzten, vergaß ich nicht dabei in Anschlag zu bringen. Meine Beredsamkeit blieb ohne Wirkung. Bonstetten mußte einem Herrn Diesbach von Carouge nachstehen.

Vielleicht hätte der berühmte Freund Müllers und Matthissons mir kaum Dank dafür gewußt, daß ich ihn mit aller Gewalt in die diplomatische Laufbahn einschieben wollte. Er wußte nicht darum; erfuhr davon auch kein Wort. Wir standen unter einander ohne Verbindung. Ich selbst hielt mich längst von ihm vergessen, während er im nachfolgenden Sommer (1802) glückselige Tage zu Rom und auf den Durchwanderungen von Latiums Gefilden verlebte.

Aber bei seiner Heimkunft aus Italien, im August 1803, suchte er mich im Schlosse Biberstein auf, wo ich zurückgezogen von öffentlichen Geschäften, fast einsiedlerisch, nur mir und den Wissenschaften gehörte. Er brachte Sämereien und getrocknete Pflanzen, die er, wie er sagte, für meine Kräutersammlung, in Latium mitgenommen habe. Von diesem Tage stammte unsere engere Verbindung und entspann sich darauf unser brieflicher Verkehr.

Den nächsten Anlaß zu letzterm gab die Frau von Staël. Bonstetten lud mich in deren Namen ein, sie in Coppet am Genfersee zu besuchen. Wahrscheinlich hatte er sich, in einer Aufwallung freundschaftlicher Gefühle, wohl allzu günstig über mich gegen diese außerordentliche Frau geäußert. Sie wünschte mich zum Gesellschafter und Begleiter auf ihren Reisen. Aber aus Furcht, meine Persönlichkeit könne Bonstettens gute Meinung Lügen strafen, lehnt' ich den Besuch in Coppet ab; und endlich machte mich ein gewisser Stolz, in welchem ich den Genuß meiner Unabhängigkeit auch dem geistreichsten und gelehrtesten Weibe des Jahrhunderts nicht zum Opfer gebracht haben würde, unartig genug, der Herrin von Coppet einen Wunsch unerfüllt zu lassen,

welchen nachher August Wilhelm Schlegel würdiger befriedigen konnte.

Dies brachte zwischen dem Freund der Frau von Staël und mir eine kleine Verstimmung hervor. Ich hatte seine Anträge, er meine Weigerung etwas übel gedeutet, während ihm jene doch nur durch das freundlichste Wohlwollen für mich eingegeben waren, und ich hingegen fühlte, es liege Unzartes darin, aus bloßem Interesse gegen eine mir fremde Person Verpflichtungen einzugehen, die ich für eine geliebte Bekanntschaft mit Freuden übernommen haben würde. Inzwischen gerade dieser zärtliche Verdruß, mit den Erörterungen, zu welchen er führte, nestelte die Bande gegenseitiger Zuneigung unter uns unvermerkt enger zusammen. Wir blieben im Briefwechsel. Mehrmals besucht' ich ihn in Genf; er mich in Aarau. Und nie verließen wir uns, ohne einander noch enger anzugehören. Ich vergaß bei ihm meine Jugend; er bei mir sein Alter. Eigentlich sah ich ihn nie alt. Als ich das letztemal zu ihm nach Genf kam, und ihn meine plötzliche Erscheinung überraschte, begann er den Empfang mit freudigem Beifallklatschen; dann, ohne ein Wort zu sprechen, ergriff der achtzigjährige Greis meine Hände zu einem Lust- und Ehrentanz. Zweimal walzten wir im Zimmer die Runde herum; darauf erst sanken wir einander an die Brust.

Ich will hier nicht von Bonstettens schriftstellerischem Werth reden; nicht die Eigenthümlichkeiten seines hellen Geistes und seines herrlichen Gemüths schildern; nichts von seinem Sinnen und Streben zur Verbesserung des sittlichen und ökonomischen Zustandes der Völker, namentlich des Schweizervolkes, sagen. Dies Alles bleibe demjenigen vorbehalten, der früher oder später einmal die Geschichte des merkwürdigen Mannes erzählen kann.

Mehr aber, als je einer der Lebensbeschreiber zu leisten fähig ist, um Bonstettens liebenswürdigen und großartigen Charakter

treffend zu zeichnen, haben diejenigen gethan, welche seine vertrauten Briefe an Johannes Müller, an Matthisson und Friedrike Brun öffentlich mittheilten. In ihnen spiegelt sich seine ganze Seele, mit dem bunten Wechsel ihres innern Lebens, am reinsten ab. Die Tage seiner Jugend hat er mit der ihm eigenen Naivetät selber beschrieben. Matthisson hat sie bekannt gemacht.

In der unvergänglichen Heiterkeit seines Wesens erreichte Bonstetten ein hohes Alter. Nichts in seinen Briefen ist für den Menschenbeobachter vielleicht anziehender und belehrender, als wie ein Mann solches Geistes das allmälige Hinwegsterben seines Irdischen beobachtete; wie er dem Greisenthum die schönste Lichtseite abgewann und weit entfernt, gleich Cicero's Cato, Trostgründe für dasselbe zu sammeln, es als die Krönung des Erdenlebens betrachtete.

Es lag noch reicher Vorrath von Stoff zu Werken da, die er ausarbeiten wollte. Er zeigte mir seine Bemerkungen, auf einer Reise durch Frankreich gesammelt, oder in Briefen, aus Paris im Jahre 1805 an die Frau von Staël, enthalten; Bemerkungen über Italien auf zwei verschiedenen Reisen, in Briefen an seine Kinder; Fortsetzungen seines Werkes über Latium, und philosophische Abhandlungen, die er in Hieres geschrieben. Er war von verschiedenen Seiten angegangen worden, seine Schriften vollständig gesammelt herauszugeben.*) Auch das zu thun lag noch in seinem Plan.

---

*) Ein Verzeichniß alles dessen, was von ihm je im Druck erschienen war, theilte er mir einst in nachfolgender von ihm selbst geschriebenen Note mit:

1. Uebersetzung der Rede von einem Landammann von Glarus, die ich im Jahre 1767 oder 1768 auf Verlangen des

Der Tod überraschte ihn inmitten seiner Entwürfe. Nicht in Altersschwäche, sondern im Schmerz einer Krankheit erlosch das Lebenslicht des herrlichen Greises.

Selten wußte ein Sterblicher so rein, so innig und zärtlich zu lieben, wie Bonsteten; selten aber ward ein Greis so herzlich wieder geliebt und so allgemein, als er. Ich glaube, es ist fast kein europäisches Land, in welchem nicht von seinen Freunden wohnen, und deren Herz nicht durch die Botschaft seines Todes eine Wunde davon trug, die erst spät vernarbt. Eine der Geliebtesten unter seinen jüngern Freundinnen, deren er öfters in seinen Briefen erwähnte, war die edle Gräfin Anastasia de Circourt.

Herrn Syndik Cramer in Genf machte, zur Zeit, als diese kleine Republik durch die Parteien der Negatifs und Repräsentanten erschüttert war. Man hielt damals die Bekanntmachung dieser Rede für nützlich. Niemand wußte, welchen Theil ich daran hatte.

2. Briefe über ein schweizerisches Hirtenland. Ich hatte sie im Jahre 1779 ursprünglich, als ich Landvogt im Saanenland war, an Johann Müller französisch geschrieben, der sie nachher deutsch übersetzt in Wielands deutschen Merkur vom Jahre 1781 eingerückt hat.

3. Briefe über die Erziehung der jungen Patrizier von Bern machte ich im Jahre 1784 oder 1785 bekannt.

4. Der Einsiedler, eine Erzählung, die, ich weiß nicht in welchem Jahre (vielleicht 1780), von mir geschrieben war, als ich eine Reise auf den Pilatusberg gemacht hatte. Matthisson hat sie in Mannheim, glaube ich, nachher abdrucken lassen.

5. Reise ins Bisthum Basel. Ich hatte sie in Tremblay's und Müllers Gesellschaft ums Jahr 1784 gemacht. In Füßli's schweizerischem Museum befinden sich von mir mehrere dergleichen kleine Artikel, unter andern auch eine Geschichte der öffentlichen Erziehung zu Bern, die ich aus den Protokollen der obersten Schulbehörde bearbeitete, des akademischen Rathes, dessen Mitglied

Er verglich sie, in Rücksicht ihres reichen Geistes, gern mit der Frau von Staël, während ich sie dem Ideal derselben, der Corinna, „dieser flammenden Seele in Engelshülle“ ähnlicher fand. Sie möge mir's verzeihen, wenn ich, um der Welt zu zeigen, wie man Bonstetten liebte, eine Stelle aus ihrem Brief, statt eigener Worte, hersetze. Sie sandte mir ihre Klage um den Verschwundenen den 4. März 1832 aus Pisa:

„Niemand ersetzt den Freund wieder, den wir beide verloren. Die Erinnerung muß nun die noch näher zusammenziehen, die er geliebt hatte. Schreiben Sie mir doch ein kleines Wort des Trostes. Bonstetten bleibt eines der schönsten Andenken meines

---

ich war. Auch verschiedene von meinen Amtsreden wurden gedruckt, die nicht minder nennenswerth sind.

Als ich im Jahre 1787 Landvogt zu Nion war, und Matthisson mehrere Jahre bei mir lebte, ließ er auch meine

6. Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele drucken.

Ich verließ die Schweiz im Jahre 1798 mit dem Vorsatz, mich in Dänemark anzusiedeln. Erst von da an, also in einem Alter von 53 Jahren, widmete ich mich ganz der Literatur. Friederike Brun ließ Alles, was aus meiner Feder kam, in Druck gehen, theils zu Hamburg, theils zu Kopenhagen, Berlin und Zürich. Dahin gehören allerlei Kleinigkeiten, z. B.

7. Reise in Skandinavien und Seeland. Ich hatte sie mit Madame Brun gemacht.

8. Briefe über die italienischen Vogteien, an Madame Brun.

9. Was ist Freiheit?

10. Ueber die Schulen von Dänemark.

11. Die bessere Schweiz. Ich schrieb das zu einem Feste der Madame Brun.

12. Lodbroks Saga.

13. Eine Abhandlung über die Gartenkunst im Norden.

jungen Lebens. Die Ungleichheit des Alters mischte in den Austausch aller unserer Ideen und Gefühle etwas Heiliges. Wie habe ich diesen Mann geliebt! Jeder meiner Gedanken an ihn wird zu einer Thräne um ihn. Er schrieb mir in seinem letzten Briefe noch: Mich wollen meine Augen verlassen. Wie viel leide ich nun, daß Sie ebenfalls nicht bei mir sind. Das Herz allein kann das Auge ersetzen. Wenn die Welt draußen verschwunden ist, gibt es noch eine innere, die nur vom Herzen gekannt wird. Und Sie sind so grausam und wollen mir darin das schönste Licht vorenthalten! — So schrieb er noch.

„Seit vielen Jahren aber waren Sie der Vertraute aller seiner

---

14. Ueber Nationalbildung, in Zürich 1802 vollständiger abgedruckt.

Als ich seit 1801 in die Schweiz zurückgekommen war und mich in Genf festgesetzt hatte, überredete mich Frau von Staël, ich solle französisch schreiben. Es erschien also von mir in Genf.

15. Voyage sur la scène du dernier livre de l'Enéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne.

16. Recherches sur la nature et les loix de l'imagination.

17. Pensées sur divers objets du bien public.

18. Sur la neutralité de la Suisse im Jahre 1814.

19. Etudes de l'homme, ou recherches sur les facultés de sentir et de penser.

20. L'homme du Nord et du Midi.

21. La Scandinavie et les Alpes.

22. Meine Lebensbeschreibung gab Matthisson in den Almanach Minerva von 1826 ohne mein Vorwissen; dann auch

23. Die Briefe von Bonstetten an Matthisson; ebenso von ihm.

24. Briefe von Bonstetten an Friedrike Brun.

25. Philosophie der Erfahrung, eine Uebersetzung aus dem Französischen.

Gedanken. Fühlte er sich von irgend einer Idee ergriffen, so waren Sie es., mit dem er sich darüber unterhielt. Er hat mir manche seiner ernstern Briefe vorgelesen, in denen er mit Ihnen von Gegenständen der Politik und Philosophie sprach. Sagen Sie doch, wollen Sie nun diese Köstlichkeiten für sich allein behalten; sie nicht auch seinen Verehrern mittheilen? Der wahre Ruhm unseres Freundes, glaube ich, wird einzig in der Brust der Vielen leben, die ihn liebten. Die Welt mag seine Schriften schätzen, aber nichts kann eine Vorstellung von der leichten Anmuth, Mannigfaltigkeit und Gedankentiefe geben, welche den Zauber seiner traulichern Unterhaltungen bildeten. Ich ziehe seine Briefe allen seinen Büchern vor. Andere Gelehrte arbeiten mühsam; müssen, was sie arbeiteten, wieder überfeilen und noch einmal feilen. Unser Freund war, in den ersten Eingebungen seines Genies, Dichter und Weiser, voller Natur und Klarheit; es ließ sich daran nichts mehr ändern.

„Nächstens geht die kleine Büste unsers **Bonstetten** für Sie ab, die ich hier machen ließ. Sie ist wunderschön gelungen. — In 14 Tagen wandern wir nach Florenz. — Wir lebten hier in einer recht erquicklichen Ruhe. Die Krankheit der Großherzogin untersagte alle Vergnügungen; wir aber schwelgten in den Erinnerungen an unsere Lieben. Abends sehen wir bei uns Gesellschaften; die Leute sprechen aber mehr von Dingen der Vergangenheit, als von dem, was vorgeht, oder von dem, was zu erwarten ist. Das stimmt zu meinem Innern. Ich auch, nun **Bonstetten** verschwand, sehe hinter mir eine unermeßliche Vergangenheit.

„Es fehlt nicht in Italien an sehr gelehrten, sehr unterrichteten Männern; aber wenige darunter wandern mit ihrem Jahrhundert, wie Er, oder fassen die Zukunft ins Auge. Die, welche von Freiheit und Unabhängigkeit träumen, **träumen** auch nur! Hoffen, daß Italien sich wieder in den Rang großer Nationen

aufschwinge, heißt gutmüthig an Auferstehung des Phönix aus der Asche glauben. Denn ich sehe ringsum nichts als todte Asche des Gewesenen. — Was mich in Italien entzückt, das ist der Himmel; das ist die Kraft und der Klang der melodischen Sprache; das ist die leichte Umgänglichkeit der Menschen. Dem Geiste wird übrigens keine andere Nahrung geboten, als aus einer Zeit, die nicht mehr ist. Selbst die Meisterwerke der Kunst sind Fremdlinge aus andern Jahrhunderten; und die Kunst der heutigen zehrt an der Vorwelt und lebt nur von Erinnerungen."

Dr. Paul Usteri.

Geboren den 14. Hornung 1768, gestorben den 9. April 1831.

Vorbemerkung.

Dieser Lebensabriß des großen schweizerischen Staatsmannes erschien als Vorrede zu den „Kleinen gesammelten Schriften Usteris, Aarau 1832.“ Mit wenigen unbedeutenden Auslassungen von Stellen, die sich auf diesen speziellen Zweck beziehen, bildet das Ganze einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte.

Der Herausgeber.

Wer spricht von dem Gegenstand einer Liebe nicht gern, die unsterblich über den Gräbern fortwährt?

Es ist nicht schwer, überall und zu jeder Zeit Männer von trefflichen Gaben des Gemüthes und Geistes zu finden, deren eine oder die andere, vorzugsweise ausgebildet, alle andern überstrahlt und verkümmert. Ein solches Talent, zum Riesenartigen, oft bis ins Ungeheure entfaltet, erregt die Bewunderung oder das Erstaunen der Welt, nicht immer ihr oder des Eigenthümers Glück. Weit seltener aber erblickt man Sterbliche, deren herrliche Geistesanlagen durch Erziehung oder Schicksal das Herrlichste zu ihrer Vollendung empfingen, nämlich eine, dem verschiedenen Werth derselben entsprechende harmonische Ausbildung; gleichsam das zarteste Ebenmaß in der Gliederung ihrer geistigen Gestalt.

Einer dieser seltenen Sterblichen war Usteri. Daher nirgends

an ihm Einseitigkeit; daher, in welches Gebiet des Wissens oder des Wirkens er sich wagte, eine Heimat für ihn. Daher veredelte sich, was er berührte, unter seinen Händen, während es unter andern gemeines Gut geblieben war. Ein reines, hochreligiöses Wohlwollen erfüllte ihn daher gegen die Menschheit, auf deren Höhen er stand, so oft er sprach, schrieb oder handelte. Als solchen offenbart er sich auch dem Leser in seiner Sammlung kleiner Denkreden und Zuschriften, wie er sich als Staatsmann bewiesen.

Er hatte sich ursprünglich der Arzneiwissenschaft gewidmet. Als Jüngling von zwanzig Jahren verließ er die Hochschule von Göttingen, um sich in den öffentlichen Krankenhäusern von Berlin und Wien für seine wohlthätige Kunst zu vervollkommnen. Aber indem er am Bette der Leidenden das gestörte Lebensgetriebe des Einzelnen beobachtete, ward dadurch sein Blick auf das grenzenlose Reich des Lebens in der Natur hingezogen; am meisten dahin, wo es sich in seiner Urheitlichkeit und reinsten Einfalt enthüllt, zur wunderbaren Welt der Pflanzen. Sein Scharfblick leistete hier bald der Wissenschaft nicht geringe Dienste, welche ihm eben so schnell Aufmerksamkeit und Hochachtung der europäischen Pflanzenkundigen erwarben. Die Ersten derselben schlossen sich ihm als Freunde an. Im stillen und schönen Reich der Blumen schmückt sich noch heut dankbar zu seinem Gedächtniß eine der lieblichsten mit seinem Namen. Es ist die zarte Usteria (**Usteria guineensis. Willd.**), welche ihre Blüthen unter den Palmen und Tamarinden Afrika's, an den Küsten Guinea's, entfaltet.

In seiner Vaterstadt Zürich, als Aufseher des Pflanzengartens, als Lehrer an der medizinisch-chirurgischen Anstalt, als Arzt, als Schriftsteller vielseitig in Anspruch genommen und beschäftigt, ließen ihn die großen Weltbegebenheiten nicht gleichgültig, welche mit dem Ausbruch der französischen Staatsumwälzung begannen, und deren Ende schwerlich dies Jahrhundert erblicken wird. Usteri

betrachtete das ungeheure Schauspiel unverwandten Blicks, aber schon zu jener Zeit aus einem höhern Gesichtspunkt als der Großtheil seiner damaligen Zeitgenossen. Davon zeugen seine Aufsätze in der Zeitschrift „Humaniora“, nachmals unter dem Titel „Friedenspräliminarien“ von Ludw. Ferd. Huber fortgesetzt, welche er, verbunden mit diesem und dem geistreichen Delsner zu Paris, im Jahre 1796 herausgab. In der Schweiz besaß er die vollständigste Sammlung von Werken und Flugblättern, die ersten Zeiten jener außerordentlichen Begebenheiten berührend, wie sie vielleicht selbst in Frankreich selten gewesen sein mag.

Bald aber wälzte sich der Sturm, welcher von Frankreich aus schon Deutschland, Italien, Holland und Spanien verwüstet hatte, auch gegen die Schweiz und zwar in demselben Jahre, als Usteri in den gesetzgebenden Großen Rath von Zürich erwählt worden war. Von diesem Augenblick an ward das Schicksal seines tiefbewegten Vaterlandes die theuerste seiner Sorgen; von da an, bis zum letzten seiner Augenblicke, durch einen Zeitraum von drei und dreißig verhängnißreichen Jahren, war sein Leben mit dem Leben der Eidsgenossenschaft innig verflochten. In allen bedeutendern Ereignissen derselben spielte er eine der ersten Rollen, so, daß wer sein Leben und Wirken erzählen möchte, die neuere Geschichte Helvetiens erzählen müßte.

Während des großen Wechsels und Umschwungs der Dinge, wo beständig neue Schöpfungen und neue Zertrümmerungen derselben den Geschäftskreis eines sonst vielthätigen Mannes ausgefüllt haben würden, der daran Theilnehmer war, wie er, blieb er doch als Staatsmann noch Gelehrter, Schriftsteller, Naturforscher, Kritiker; blieb er ununterbrochen mit dem Fortschritt der Literatur in der Arzneikunde, Botanik, Geschichte, Staatswissenschaft, selbst der Poesie vertraut, und unterhielt er einen ausgedehnten Briefwechsel durch Europa mit ausgezeichneten Gelehrten

in verschiedenen Fächern, und mit Staatsmännern in verschiedenen Reichen. Man hat ihn in Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit der Kenntnisse dem großen Haller verglichen; aber er war Plinius in rastloser Arbeitsamkeit; man hätte glauben sollen, er halte den kurzen Schlaf, welchen er sich gönnte, für einen Raub an seinem Leben.

Es lag in seinem Wesen von jener Tüchtigkeit, Kraft und Hoheit des Gemüths, welche wir an hervorragenden Männern des Alterthums in den griechischen oder römischen Republiken bewundern. Unter allen Verwandlungen der Zeiten, der Menschen und Staatsformen stand er immer sich selber gleich; oft vereinzelt, oft einzig, oft verkannt, oft gelästert, nie erschüttert. Schon im Jahre 1796 durchsah er die Gebrechen und die innere Haltungslosigkeit des eidgenössischen Staatenbundes, wie dieser im Verlauf eines halben Jahrhunderts allmälig zusammengestellt da stand, und von Männern gehalten ward, welche durch Herkunft Rathsherren, aber nicht durch die Natur Staatsmänner waren. Er wünschte schon damals seinem Vaterlande höhere Einheit, Kraft zu ehrenvoller Behauptung selbstständigen Lebens — innere Freiheit der Nation zur allseitigen Entwicklung ihrer Vermögen, in einem planmäßig weise gegliederten Bundesstaat. Aber mit ehrfurchtsvoller Scheu hütete er sich wohl, das morsche, alternde Gebäu anzurühren oder auch öffentlich nur darüber laut zu werden.

Als es dann, ohne sein Zuthun, im Jahr 1798 zusammenbrach, und er von den Mitbürgern in den Senat einer helvetischen Republik, darauf in deren Vollziehungsrath, dann in die Consulta nach Paris, endlich wieder in die Regierung seines heimatlichen Kantons gewählt wurde, blieb jenes Ziel fortdauernd Gegenstand seines Strebens. Ein Mann, wie er, konnte nur sich selber, nur seinem Vaterlande, keiner der ringenden, schwankenden Parteien angehören, die ihn bald den Ihrigen nannten, bald als Gegner

haßten, je nachdem sie sich im Hin- und Hertreiben während des Kampfes seinen Grundsätzen näherten, oder von ihnen entfernten. Indessen sie selber die Farben änderten, glaubten sie, sich täuschend, er ändere die seinigen. Daher zählte man ihn bald den „Patrioten“ zu, bald den „Aristokraten“, bald den „Liberalen“, bald den „Gemäßigten“, bald den „Stabilen“, bald den „Radikalen“, wie in bürgerlichen Unruhen der Parteigeist pflegt.

Ihn selbst focht dies wenig an. Er kannte den Wankelmuth der Volksmassen und ihrer zeitweisen Meister zu gut, die, wenn sie nicht in jugendlicher Unerfahrenheit für ein unerreichbares Urbild schwärmen, gewöhnlich ihre Vaterlandsliebe und deren Begeisterung aus den Quellen unreiner Selbstsucht schöpfen und deswegen, man kann sie nicht besser bezeichnen, für Alles arm an Grundsätzen, aber reich an Beweggründen sind. Ihm war es weder um einträgliche Stellen, noch um äußere Ehrenbezeugungen zu thun. Unabhängig durch den Besitz eines mäßigen Vermögens und durch die reiche Fülle seines Geistes schlug sein Herz für wohl Besseres. Auch wagten seine Gegner nie die Rechtlichkeit und das Strengsittliche seiner Denkart anzugreifen. Vielmehr sie selbst mußten ihn achten; sie selbst ihn hervorziehen, weil sie, die Ueberlegenheit seiner Talente anerkennend, dieselben nicht entbehren wollten und konnten, ohne der Sache zu schaden.

Er war Staatsmann im großen Sinn dieses Wortes. Er wollte die Freiheit und möglichste Ausbildung der Schweizernation, die man bisher unfrei und bildungslos gelassen hatte; er wollte Erstarkung der Schweiz durch Schöpfung eines festern, den Bedürfnissen ihrer selbst, wie der europäischen Mächte, entsprechendern Bundesvertrags, dem seit 1814 die ehemalige Unhaltbarkeit zurückgegeben worden war. Aber weit entfernt, sein Ziel im Sturmlauf erstreben zu wollen, schritt er ihm mit ruhiger Beson-

nenheit entgegen. Er ehrte die Umstände, fügte sich in die Zeitverhältnisse, auch wenn er sie betrauerte; aber mitten unter den ihm widerwärtigsten fand sein Scharfblick noch solche heraus, die sich für seinen Zweck eigneten, und er benutzte sie schnell, wenn sie ihn auch nicht in gerader Richtung führten, wohin er trachtete. Er war auf dem Meer der Politik einer jener eben so gewandten als beharrlichen Schiffer, die jedem Winde, von wannen er komme, wie stark oder schwach er sei, ein Segel zu stellen wissen.

Darum sah man ihn, außer dem Kreise seiner Amtsgeschäfte; nicht minder für andere Dinge thätig, als für jene. Man sah ihn bald als Mitstifter, bald als Erneuerer, bald als mehrjähriger Vorsteher und Lenker wissenschaftlicher oder gemeinnütziger Gesellschaften, welche aus gesammter Eidgenossenschaft zusammentraten. Ihnen hauchte er seinen Geist ein; er ward ihr Leben. Der Freundschaftsbund einsichtsreicher vaterländischer Männer aus allen Gegenden bereitete, durch den engern Verein hochherziger Gesinnungen, einen engern politischen Verein der Kantone vor. Er arbeitete eine Menge von Artikeln gleichzeitig für eine Menge verschiedener Zeitschriften und Tagblätter; dabei war er selbst der eigentliche Herausgeber, oder Hauptarbeiter erst von der Aarauer-, dann von der neuen Züricher-Zeitung.

In einem seltsamen, oft ans Lächerliche streifenden Verhältnisse standen die meisten übrigen Magistrate der Schweiz zu diesem Manne, dessen wahre Größe sie nicht begriffen, dessen Gedanken sie nicht verstanden, dessen Thun und Streben ihnen zuweilen fantastisch, oder, mit Napoleon zu reden, ideologisch, wohl sogar seiner Würde als Rathsherr, als Regierungsglied, als Staatsrath höchst unanständig schien. Sie hielten ihn nun für einen sehr gelehrten Mann; aber durchaus für keinen eigentlichen Staatsmann, weil er nicht, gleich ihnen, die öffentlichen Angelegenheiten im her-

kömmlichen Mechanismus, handwerksartig betrieb, sondern mit zu wenigen Ansprüchen ohne Amtsmiene, ohne würdeschwere Absonderung von der nichtregierenden Welt. Auf manche von ihnen machte auch wohl seine äußere stattliche Gestalt und Haltung, seine Unerschrockenheit, sein bestimmtes Hervortreten mehr Eindruck, als sein Geist. Usteri kannte seine Stellung zu ihnen sehr gut; und im vertrautern Kreise der Freunde bot sie ihm zuweilen den Stoff herzlicher Belustigung.

Oeffentliche Bildung, Verbesserung der Nationalerziehung ist die große, sichere, gerade Straße zur Volksfreiheit. Er wußte es. Dafür wirkte er, wo er konnte. Aber zu den Mitteln der öffentlichen Erziehung zählte er nicht bloß, wie es gewöhnlich geschieht, das Schulwesen; dies war ihm nur eine Hälfte derselben; aber als die andere galt ihm die freie Presse. Und diese wußte er, zu Aengsten und Verdruß seiner Amtsgenossen in den übrigen Kantonen, mächtig zu handhaben. In seiner Hand ward sie jedoch nicht das Werkzeug frecher Lästerung, rohen Anstürmens oder persönlicher Rache; sondern der Wahrheit, des Lichts, der Belehrung über Nationalangelegenheiten, der Vernichtung jener Geheimnißkrämerei, mit welcher die Häupter kleiner Republiken gern die Wichtigkeit ihres Dastehns zu steigern lieben, indem sie dem Bürger das Vaterland entfremden.

Dafür aber hatte er auch die wiederholtesten und heftigsten Kämpfe persönlich zu bestehen; oft bittere Vorwürfe und Beleidigungen zu erfahren, die er nicht nur in den Tagsatzungen als Abgeordneter seines Kantons, sondern in Zürich selbst empfing. Er ertrug sie mit schmerzlichem Bedauern, nicht seiner Person, sondern der befangenen kurzsichtigen Menschen, welche sie ihm zufügten.

Noch im Jahr 1828, als im Großen Rath von Zürich, über den Entwurf eines Tagsatzungsbeschlusses wegen Mißbrauchs der

Preßfreiheit in innern Angelegenheiten, Berathung gepflogen ward, und er nicht ohne Grund fürchtete, daß seine Ansichten keineswegs diejenigen von der Mehrheit der Versammlung sein würden, sagte er die merkwürdigen Worte: „Ich werde zwar, meine hochgeachteten Herren, für Ihren Beschluß, welcher es auch sei, diejenige Ehrfurcht tragen, welche allen Beschlüssen der höchsten Behörde meines Kantons gebührt; zugleich jedoch werd' ich mir Rekurs zu nehmen erlauben. Sie fragen: An wen wird er Rekurs nehmen von der höchsten Behörde des Landes? Einige aus Ihnen lächeln und denken wohl, ich werde an die öffentliche Meinung appelliren, womit ich denn aber billig abgewiesen werden müsse, weil die öffentliche Meinung mit der Publizität nicht nur in geheimem, sondern in offenem Bunde steht, und weil sie weder als legitimer, noch als unparteisamer Richter anerkannt werden möge. Es ist aber keineswegs die öffentliche Meinung, an die ich Rekurs nehme, obwohl ich allerdings dafür halte, daß eine erleuchtete öffentliche Meinung über alle Behörden eines Landes stehe und von allen auf geziemende Weise beachtet werden solle, wenn sie gleich ihrer Natur nach keine Staatsbehörde bilden, noch als eine solche anerkannt werden kann. Die höchste Macht aber, an die ich nöthigenfalls Rekurs zu nehmen gedenke, wird von uns Allen anerkannt und Niemand bezweifelt ihre Befugniß. Von dem Großen Rathe des Kantons Zürich im Jahre 1828 nehme ich Rekurs an den Großen Rath des Kantons Zürich im Jahr 1838. Ich selbst werde höchst wahrscheinlich demselben nicht mehr angehören; manche aus Ihnen, hochgeachtete Herren, auch nicht. Die mehrern aber von Ihnen werden übrig sein, und neben Ihnen sitzen alsdann unsere Nachfolger, Mitbürger aus der kommenden Geschlechtsfolge. Wenn denn also heute, und vielleicht alsbald nachdem ich gesprochen habe, etwa harte und bittere Worte mich treffen sollten, dieselben



werden mich nicht kränken; sondern es wird mir die Aussicht auf eine nicht ferne Zukunft dafür Ersatz bieten, wovon alsdann in diesem Saale selbst, wenn, was heute Bitteres oder Hartes gegen mich geredet worden sein mag, längst vergessen ist, sich mehr als Einer von denen, welche heute zugegen sind, wohlwollend dessen erinnern wird, der, wie er seit dreißig Jahren mit vaterländischem Sinn und Herzen die Beförderung der Publizität in vaterländischen Angelegenheiten zu einer der Bestrebungen seines Lebens gemacht hat, nun auch heute für dieselbe sprach und in dieser Bestrebung nicht müde werden wird, so lange ihm zu wirken vergönnt ist, und bis an seinen Tod."

Der Tag der Volkserlösung von dem unrepublikanischen Hemm- und Bindewerk, worin seit 1814 städtischer oder Familienstolz abermals, mit List oder Gewalt, die Nation verstrickt hielt, erschien früher, als er, und viele Tausende in der Eidgenossenschaft mit ihm, gehofft hatten. Das Jahr 1830 richtete wieder den ganzen Muth seiner großen Seele auf. Der gleichzeitige Ruf von zwölf Kantonen der Schweiz nach Reform der Grundgesetze konnte ihn neu begeistern; aber der wilde voreilige Drang und Ungestüm der Volkshaufen, neben der unglaublichen Verblendung und dem Widerstreben der Gegner, konnte sein Auge auch mit einer Thräne des Schmerzes füllen.



Doch unverdrossen ruderte er über die stürmischen Wogen dem alten, und nun so nah erscheinenden Ziele seiner Mühen entgegen, umringt und unterstützt durch Muth und Zuversicht jedes freisinnigen Mannes. Er arbeitete mit solcher Rastlosigkeit, mit so maßloser Anstrengung, daß seine bisherige Vielthätigkeit daneben fast einem Müßiggange ähnlich zu werden schien. Und nach Vollendung des Reformwerks wählte man ihn in die neue Gesetzgebung; ihn als erstes Mitglied der Regierung; ihn aus der Mitte derselben

zum ersten Bürgermeister; ihn endlich zum Präsidenten des Großen Raths. Er fühlte seine Kräfte weichen unter der Last der Geschäfte, die man ihm aufbürdete. Er verhehlte es nicht; er sträubte sich umsonst; er unterwarf sich aber, im Vorgefühl seines Erliegens, gehorsam dem Willen des öffentlichen Vertrauens. Es geschah fürs Vaterland.

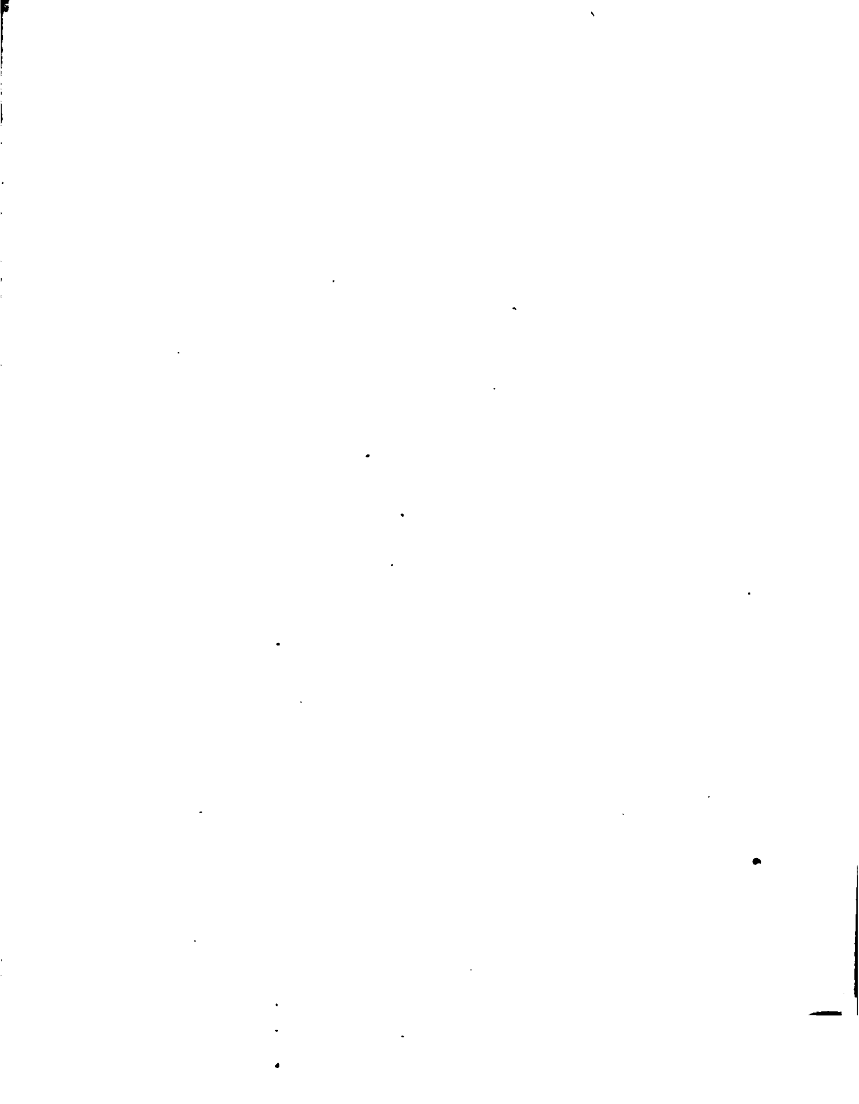
Am Morgen des 30. Märzes 1831 mußte man ihn endlich, von Fieberfrost und Brustkrampf ergriffen, aus der Sitzung des Großen Rathes nach Hause tragen lassen. Nicht die Kraft seines starken Geistes war gebrochen; noch sann er über die edlere Gestaltung des Eidgenossenbundes; aber die Kraft seines starken Körpers war erschöpft. Er sah den Tod nahen; er sah ihn furchtlos; er starb würdig, wie er würdig gelebt hatte. Er starb den Tod fürs Vaterland; aber er starb ihn als Sieger.

Tiefe Trauer verbreitete sich über die ganze Eidgenossenschaft; so war noch nie in derselben der Tod eines einzigen Mannes als allgemeines Unglück beklagt worden. In Republiken muß den Edlern erst das Grab decken, bevor man seine Größe anerkennt. Selbst der Parteigroll verstummte, oder murmelte doch nur leise: „Er starb nicht früh genug."

Was ich über diesen wahrhaft ehrwürdigen Mann sage, der auf das Schicksal der Eidgenossenschaft einen so großen Einfluß gehabt, ist weniger für die Leser seiner kleinen Schriften innerhalb der Schweiz berechnet — hier ist das Gesagte nichs Unbekanntes —, als vielmehr für diejenigen in Deutschland und Frankreich. Was würde dieser Mann an der Spitze eines großen Reichs geleistet haben! Man hat ihn mit einem Canning verglichen. Er stand diesem in der Höhe der Grundsätze, an Gewandtheit in Geschäften, auch oft wohl an Beredsamkeit gleich. Aber an vielartigem Reichthum des Geistes, an unermüdsamer Thätigkeit, an Schärfe des

Blicks, vor welchem Wesen und Schein schnell aus einander rannen, mag der gemüthliche Schweizer den witzigen Briten wohl übertroffen haben.

Genug von ihm, dessen Andenken das unsrige und die Jahrhunderte seines Vaterlandes überleben wird.



Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

